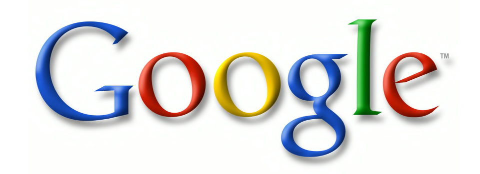
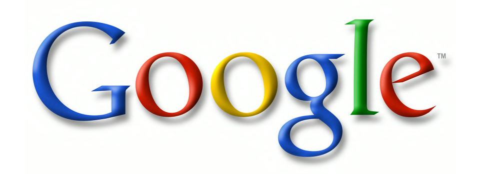




OST- UND SÜDAFRIKA

von

Moritz Schanz

Wilhelm Süsserott
Verlagsbuchhandlung
BERLIN





Deutsches Konsulat in Sansibar.

Ost- und Süd-Afrika

von

Moritz Schanz.

Wilhelm Süsserott,
Verlagsbuchhandlung
Berlin
1902.

Inhalts-Verzeichnis.

Inhalts-Verzeichnis.

Der Wert der in diesem Buche vorkommenden

Englischen Maße und Gewichte

ist der folgende:

1 Seemeile	=	1855 m.
1 Landmeile = 1760 Yards	=	1609 „
1 Yard = 3 Fuß	=	914 mm.
1 Fuß = 12 Zoll	=	305 „
1 Quadratmeile = 640 Acres	=	2,59 □ km.
1 Acre = 4840 □ Yards	=	40,46 Ar
1 Bushel = 8 Gallonen	=	36,3 Liter
1 Gallone	=	4,5 „
1 Ton = 20 Centner = 2240 Pfund	=	1016 kg.
1 Frachttonne = 2000 Pfund	=	906 „
1 Pfund Avoirdupois = 16 Unzen	=	453 gr.
1 „ Troy-Goldgewicht = 12 Unzen	=	373 „
1 Unze „ „ = 20 Pennyweights (dwts.) à 24 grains = 480 grains	=	31,1 „
1 Pennyweight (dwt.) = 24 grains	=	1,55 „
1 Kapmorgen = 2,116 englische Acres	=	0,856 ha.

Allgemeines.

Das vorliegende Buch beabsichtigt, in gedrängter Form eine Schilderung der europäischen Besiedelung und der wirtschaftlichen Entwickelung Ost- und Südafrikas zu geben. Wie aber der Bühnendichter seinem Spiele eine kurze Kennzeichnung des Schauplatzes vorausschickt, so möchte auch ich damit beginnen, mit wenigen Strichen den Rahmen zu zeichnen, innerhalb dessen sich die einzelnen Teile des hier zu schildernden Gebiets einfügen und damit eine Einleitung geben, die, ohne Anspruch auf fachmännische Breite und Tiefe zu erheben, doch vielleicht geeignet ist, dem Durchschnittsleser das Verständnis des Folgenden zu erleichtern.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Gesamtformation des von Nord nach Süd, zwischen Kap Blanco und Kap Agulhas 8000 km langen und von West nach Ost, zwischen dem grünen Vorgebirge und Kap Guardafui 7500 km breiten Kontinents, so fällt uns vor allem seine geringe Küstengliederung auf; ist doch das Somalihorn an seiner Basis so breit, daß es kaum noch als eine Halbinsel bezeichnet werden kann, andere sind aber überhaupt nicht vorhanden und auch die Zahl der Baien und Buchten ist nur klein. Als tiefste Häfen finden wir an der Süd- und Ostküste die Tafel-, die Falsche- und die Mossel-Bai, die Delagoa-Bucht und den Tadschura-Golf, auch an Inseln ist gerade die Ostküste reicher als alle anderen afrikanischen Küsten, aber im ganzen herrscht doch der Charakter des geschlossenen und massigen vor, der Afrika zu dem am wenigsten aufgeschlossenen aller Kontinente überhaupt gestaltet und wesentlich dazu beigetragen hat, daß das „Rätseldreieck der alten Welt" bis in unsere Tage hinein noch so viel des Unaufgeklärten bieten konnte.

Die Küste des hier in Betracht kommenden Gebietes ist teils Steilküste, wie z. B. fast dem ganzen roten Meere entlang, dann wieder von Guardafui bis zum Aequator und von der Delagoabai bis nördlich von Kapstadt, dagegen ist zwischen dem Aequator und Sululand dem Hochland ein mehr oder weniger breiter, flacher Küstenstreifen vorgelagert, der eine üppige, tropische

Vegetation aufweist, während die Küste des roten Meeres wüst und vegetationsarm ist. Auch heute noch scheint Ostafrikas Küste in langsamer Hebung begriffen zu sein, wie die mit Korallenkalk umsäumten Ufer und die meisten ihr vorgelagerten Inseln von Sokotra bis nach Madagascar beweisen.

Seiner Bodengestalt nach ist Afrika ein überwiegend aus krystallinischem Grundgestein und aus Sandstein bestehendes Hochland mit doppelter Abdachung, welche einerseits von Süd nach Nord, andrerseits von Ost nach West zu abfällt. Auf das durchschnittlich 1200 m hohe Tafelland im Süden folgen das Becken des Ngami-Sees mit einer Höhe von 800 m, die Wasserscheide zwischen Schari und Nil mit 600 m und die Sahara mit 500 m über dem Meere, während die Depression des Assal-Sees hinter der Tadschura-Bai 174 m unter dem Meeresspiegel liegt. Es giebt weder ausgedehnte Tiefländer, noch große Gebirgssysteme; freilich erscheinen, von der Küste aus gesehen, die Kanten der Bruchränder, welche einen großen Teil Afrikas durchziehen, namentlich in Südafrika als bedeutende Gebirge, die dort und in Abessinien auch die Höhen unserer Alpenriesen erreichen und durch die Erosion am Steilrand echten Gebirgscharakter aufweisen. Mit Ausnahme des Kamerun- und des Atlasgebirges, welche 4000 m erreichen, bezw. überschreiten, liegen sämtliche großen Höhen im Osten Afrikas.

Östlich vom Nil erstreckt sich die 500—1000 m hohe Tafel der arabischen Wüste bis zu dem klippenreichen, glühend heißen rotem Meere, und auf dieser Fläche erheben sich mehrere, bis zu 2280 m hohe Bergzüge. Das sich daran anschließende ostafrikanische Hochland ist das höchste und massigste des Kontinents überhaupt, zieht sich in einer geschlossenen Zone von meist über 1000 m Höhe zwischen Massaua am roten Meere und dem Nyassa-See hin und ist zwischen dem Kilimandscharo und dem Kongo 1200 km breit, nimmt aber nach Süden hin und mehr noch gegen Norden zu an Breite ab. Im Osten und Westen wird dieses Tafelland von Steilrändern begrenzt, die besonders scharf in Abessinien ausgeprägt sind, wo sie aus dem Danakilland von 200 bis 800 m plötzlich zu 2000—3000 m Höhe aufsteigen. Diesem Steilrande sind eine Reihe von hohen Gipfeln aufgesetzt, von denen die erloschenen Vulkane des Kenia unter dem Aequator und des etwas südlich davon gelegenen Kilimandscharo 5250 bezw. 6300 m messen. Noch thätige Vulkane sind erst in der Letztzeit, zuerst 1888 von Teleki, in der Nähe des Rudolf-, des Albert Eduard- und des Kiwu-Sees nachgewiesen worden. Zwischen den beiden Steilrändern ist das Land vielfach eingesenkt, eine große Anzahl von Seen und Sümpfen, darunter viele abflußlose, ziehen sich meist in Reihen in diesen Becken hin und zwar sind die eigenartigsten dieser Brüche die beiden großen afrikanischen Graben. Der große ostafrikanische Graben verläuft zum großen Teile unter dem 36° Längengrad, beginnt im Süden mit dem Nyassa, weist weiterhin den Manjara-, den Natron-, Naiwascha- ,Nakuro-, Baringo- und Rudolf-See auf und findet seine Fortsetzung nach Ansicht vieler Forscher im

roten Meere und in der Depression des Toten Meeres; der westlich davon, etwa unter dem 30. Längengrad liegende große zentralafrikanische Graben weist u. a. den Tanganyika, den Kiwu, den Albert Eduard und Albert Nyanza auf und die Ränder beider Bruchspalten sind von vulkanischen Eruptivstellen durchbrochen. Heiße Quellen im ostafrikanischen Hochland weisen ebenfalls auf frühere vulkanische Thätigkeit hin. Neben den Einbruchstellen finden sich aber auch bedeutendere Hochlandgebiete, wie Usagara, Uhehe, Usambara u. a. Die Hochebene zwischen dem Tanganyika und dem östlichen Steilabfall ist zum großen Teile Steppe, nur die Flußthäler sind anmutiger; auch große Teile des nördlich daran stoßenden Massai-Landes sind dürr und öde. Die Landschaft ändert sich aber, wenn man den Steilrand überschreitet und in die wohlgewässerten, von schönen Bergen durchzogenen Landschaften des deutschen Schutzgebiets hinuntersteigt, und auch die Abhänge der mit Schnee gekrönten Kenia und Kilimandscharo sind freundlich.

Das südafrikanische Tafelland erstreckt sich vom Thale des Sambesi, welches tief in das Plateau einschneidet, bis zur Südspitze des Kontinents und in diesem, etwa $^1/_6$ des Erdteils umfassenden Gebiet herrschen Hochflächen von 1200—1500 m Höhe vor, die terrassenförmig und steil von den Küsten des atlantischen und des indischen Ozeans aufsteigen und von einer Anzahl der Südafrika eigenen Tafelberge und Spitzköpfe überragt werden. Von der Mündung des Oranjeflusses aus zieht sich rings um die Südspitze ein schmaler, niedriger Küstensaum, von welchem aus, um auf das Plateau des Hochlands zu gelangen, drei Randketten zu übersteigen sind. Diese führen in ihren einzelnen Teilen verschiedene Namen, sind jedoch nur zwischen dem Olifant und dem Sundayfluß scharf ausgeprägt. Die erste dieser Terrassen von 80—100 m Höhe trägt Berge von 1000—1500 m. Die zweite, die „Große Karroo", ragt wie eine Festungsmauer empor und ist nur durch schlundartig geöffnete Pässe zu erreichen; ihre Kammhöhe beträgt 1200—1500, erreicht aber selbst 2300 m. Die dritte Stufe erscheint in ihrem westlichen Teile nur von der Südseite aus als Gebirge, nimmt diesen Charakter aber immer mehr an, je weiter man nach Osten fortschreitet, steigt im Mont aux Sources bis zu 3400 m und setzt sich bis zum Südufer des Limpopo fort. Westlich von diesen mächtigen Randgebirgen breitet sich das Hochland der Buren aus, das nach Norden zu in das 1200—1500 m hohe Matabeleland übergeht. Weiter nach Norden hin fällt letzteres steil zum Sambesi ab, während nach der Küste zu weite Terrassen den Abstieg bilden. Das große Gasa-Land östlich vom Limpopo bildet eine einzige große Ebene. Nach Westen hin senkt sich das Plateau in allmählicher Abdachung, bis diese am Westrand des südafrikanischen Dreiecks durch einen emporragenden Steilrand unterbrochen wird, welcher vom Oranje bis gegen den Kunene zieht und das abflußlose Gebiet Südafrikas, das System des Ngami-Sees bildet, an welches sich südlich das „Dorstland" der Kalahari anschließt, keine „Wüste", wie man gewöhnlich annimmt, sondern eine vor-

wiegend mit niedrigem Buschwerk bestandene Steppe, auf welcher häufig die Erscheinung der **Fata Morgana** wahrzunehmen ist.

Was die Wasserverhältnisse anbelangt, so besitzt Afrika in seinem breiten Tropengürtel eine große Zahl mächtiger Ströme und ausgedehnter Binnenseen. Das hier in Frage kommende Gebiet wird westlich von dem zweitmächtigsten Strome der Erde, dem 5900 km langen Nil begrenzt. Vom abessinischen Hochland, das eine Anzahl wasserreicher Ströme zum Nil entsendet, fließen nach Osten und Südosten eine Reihe noch ungenügend bekannter Flüsse ab, wie der im Binnenland endende Hawasch, der dicht an die Meeresküste herantretende Webi Schebeli und der das Meer wirklich erreichende Dschub. Vom Kenia kommt der Tana, vom Kilimandscharo der Sabaki und der Pangani, vom Hochland unseres ostafrikanischen Schutzgebietes die Wami, Rufu, Rufiyi und Rovuma, welch' letzterer unsere südliche Grenze bildet. Diese Flüsse zeichnen sich meist durch gefährliche Barren vor ihrer Mündung aus und besitzen fast alle, mehr oder weniger weit von der Küste entfernt, Stromschnellen und Katarakte, welche eine ergiebige Entwicklung der Schifffahrt verhindern. Diese Katarakte weist auch der weitaus bedeutendste Strom der Ostküste, der Sambesi, auf, welcher einen gewaltigen Teil des inneren Südafrikas entwässert, während der ihm parallel laufende, nahe der Westküste entspringende Kubango-Tioge sich nach Durchfließung des Ngami-Sees in einer Anzahl kleiner Seen und Sümpfe des abflußlosen Salzbeckens von Südrhodesia verliert. Wie der Sambesi, so erreicht auch der weit kleinere Sabi das Meer in vielen Armen. Weiter südlich führt der Limpopo die Gewässer aus Transvaal und vom Südgehänge der Matoppo-Berge nahe zur Delagoa-Bai. Vom Kranze des Kaphochlandes aber kommen nur Küstenflüsse, wie der Tugela in Natal und der Große Fischfluß im Kapland, während sich die auf dem inneren Gehänge der Umwallung entspringenden Gewässer zum Oranje sammeln, dessen wichtigster Nebenfluß der von Norden kommende Vaal ist; in seinem Unterlauf bildet der Oranje, welcher bereits in den Atlantischen Ozean mündet, die Grenze der englischen und der deutschen Besitzungen.

Neben den fließenden Gewässern weist das ostafrikanische Tafelland eine große Menge von Seen und Sümpfen auf. Letztere liegen häufig in der nächsten Nähe noch vorhandener oder abflußloser, verdunsteter Seen und illustrieren damit das allmähliche Abnehmen des Sees und den Übergang ins Sumpfstadium. In diesem Zustand befinden sich z. B. der Schirwa-See östlich vom Nyassa, die nördliche Fortsetzung des Rikwa-Sees, der Bangweolo-See, der Salzsee Manjara, der Natron-See und der Stefanie-See, während die Bukuta-Bittersalzsteppe zwischen dem Baringo- und dem Rudolfsee und andere Reste bereits verschwundener Seen sind. Manche dieser Seebecken sind vulkanischen Ursprungs, wie die meisten ostabessinischen, andere liegen, wie wir bereits gesehen haben, in langen Grabenversenkungen, wie Nyassa, Tanganyika, Albert Edward- und Albert-See. Die meisten der ostafrikanischen

Seen sind von Flüssen durchzogen, so gilt der Victoria Nyanza heute als Nilquelle, der Tanganyika entleert sich zuweilen in den Kongo und der Nyassa ist der Quellsee des Schire; abflußlos dagegen sind der Rudolf-See und die übrigen in der Spalte südlich davon liegenden, kleineren Seen.

Das Klima Afrikas entspricht dem ausgesprochen tropischen Charakter des Kontinents, welcher fast ganz von den Passaten beider Hemisphären beherrscht wird und nur in seinen nördlichsten und südlichsten Gebietsteilen noch in die subtropische Zone hineinreicht. Der Regenreichtum in der Äquatorialzone, die Regenarmut in den mittleren Passaten und im allgemeinen auch in den subtropischen Zonen, der feuchte, an Wald und Weideplätzen reiche Sudan und die ausgedehnten Wüsten und Steppen des Nordens und Südens stehen mit einander in schroffem Kontrast. Die Regen wandern im großen Ganzen überall mit der Sonne von Nord nach Süd und wieder zurück, sodaß wir im Äquatorial-Gebiet eine doppelte Regenzeit innerhalb des Jahres antreffen. Auf den Hochgebirgen Abessiniens fällt bis 2900 m Höhe nur Regen, von da bis 3400 m Regen und Hagel und erst darüber hinaus Schnee. Im Innern des Kaplands treten ebenfalls oft heftiger Schnee und Frost ein, ewigen Schnee aber kennt man nur auf den Hochgipfeln des Kenia, des Kilimandscharo und des Ruwenzori.

Das Klima des tropischen Ostafrikas zeichnet sich durch hohe Wärme und Regenreichtum aus, letzterer insbesondere bedingt durch den Südostpassat, der von den warmen Meeresströmungen reichlich Wasserdampf erhält. Als die heißesten Gegenden unserer Erde können die südlichen Küsten des roten Meeres gelten; die höchste mittlere Monatstemperatur Massaua's ist $34\frac{1}{2}$, die niedrigste 25° Wärme und die höchsten Temperaturen sollen 56° erreichen! Auf der ganzen Ostseite Afrikas bis zur Südspitze und im Innern bis gegen die Westküste hin herrschen Sommerregen. An der Küste von Massaua dauert der Regen von Anfang Dezember bis April, eine zweite Regenzeit liegt zwischen Mitte Juni und Ende August und schließt den sehr gewitterreichen Juli ein. Auf den nördlichen Hochebenen Abessiniens dauern die Regen vom Juli bis zum Oktober und sind von häufigen Gewittern, von Hagelschlag und Überschwemmungen begleitet. Die südlichen Hochebenen des tropischen Ostafrikas haben zwei Regenzeiten, vom Juli bis September und sodann im Februar und März. Auch im Somaliland giebt es eine doppelte Regenzeit, welche von April bis Juni und von Oktober bis Dezember währt. In Sansibar fallen die größeren Regen zwischen März und Mai, die kleineren zwischen Oktober und Dezember und nur der September ist fast regenlos. Am Victoria Nyanza und an den Nilseen sind die Niederschläge über alle Monate des Jahres verteilt, am stärksten vertreten in den Monaten April und Oktober. Weiter nach Süden zu nimmt die Regenzeit immer mehr ab und die Regenmenge wird geringer.

Südafrika zeigt hinsichtlich seines Klimas einen großen Gegensatz zwischen Westen und Osten, weil ersterer kalte, letzterer warme Meeresströmungen aufweist. Herrschen im Atlantischen Gebiet im Südsommer trockene, südöstliche Winde vor, so weist das Gebiet am Indischen Ozean feuchte Nordwestwinde auf und deshalb ist der Sommer im Kapland klar und trocken, in Natal feuchtheiß. Der Westen weist die größte Bewölkung im Winter, die kleinste im Sommer auf, im Osten liegen die Verhältnisse umgekehrt. Der Westen hat Winterregen, der Osten Sommerregen; zudem sind die Niederschlagsmengen im Osten stärker, als im Westen, sinken, je weiter man von den Drachenbergen in das Innere vordringt, und das Klima geht in dieser Richtung allmählich vom Seeklima zum kontinentalen über. Die Regenmengen zeigen 950 mm in Natal, 650 im Osten, 480 im Süden des Kaplands, das Innere weist etwa 400, Namaqualand 220 mm auf, dagegen sinkt die Regenmenge in der großen Karroo und in der Kalahari zuweilen unter 20, in Walfisch-Bay auf 7 mm, während sie an der Ostküste Madagaskar's auf 3500 mm und mehr steigt. Während an der Südküste die Temperatur nicht unter den Gefrierpunkt herabgeht, kommen im Innern starke Fröste vor. An der tropischen Küste ist die Malaria heimisch, dagegen genießt das Klima des Kaplands mit seiner klaren, trocknen Luft einen ausgezeichneten Ruf, freilich muß man sich im Innern mit schroffen Temperaturwechseln abfinden.

Betreffs der Flora, welche einen sehr altertümlichen Charakter trägt und im Ganzen nicht reich ist, lassen sich vier scharf charakterisierte Zonen unterscheiden, nämlich die Wüsten- und Steppengebiete des Nordostens und diejenigen Südafrikas, das eigentliche Tropengebiet und die Zone immergrüner Gehölze des Kaplandes.

Die Wüsten und Steppen der arabischen und nubischen Wüste und des Somalilandes bilden einen Teil des regenarmen Gürtels, der sich von der Sahara über Arabien bis zum Indus erstreckt und viele Vegetationsformen gemeinsam hat. Auf felsigem, mit Geröll oder Flugsand bedecktem Boden finden wir hier ausgedehnte Strecken vollständig vegetationslos. Die Salzwüsten weisen wenigstens meist Salzpflanzen auf, an anderen Stellen finden wir aber auch eine eigenartige Wüstenflora. - Von diesen Wüstenpflanzen zeichnen sich einige durch schnellvergängliche Lebensdauer, andere durch metertief in den Boden eindringende Wurzeln aus; viele Gewächse schützen sich durch Reduktion der Blattflächen oder durch Ausbildung fleischiger Gewebeteile, manche auch durch Ausscheidung hygroskopischer Salze vor der Gefahr des Verdorrens. In den trockenen Flußthälern oder Wadis und in den Oasen aber entwickelt sich eine durch die Mannigfaltigkeit ihrer Zusammensetzung oft überraschende Pflanzendecke und an den Rändern der Thalsohlen treten neben heckenartigen Dornbusch-Beständen zahlreiche und teilweise sehr hohe Gräser in wirrem Durcheinander auf; Schilfrohr und Tamarisken ragen zuweilen hoch über den Kopf

der Kamelreiter. Charakteristisch sind in dieser Zone u. a. die blattlosen Ginstersträuche, Koloquinten, Kapernpflanzen und einige Akazienarten, besonders aber die Dattelpalme, neben der nur noch die Dum-Palme aus dem tropischen Gebiet in die nubische Wüste eindringt. In den Somalländern entwickeln sich über einer dürftigen Strandvegetation besonders an den Gebirgsterrassen die eigenartigen Formen der Wüstensteppe, wie fleischige Kandelaber-Euphorbien, Aloe- und Akazienarten, Weihrauchbäume und eine giftstrotzende Apocinee (Adenium) mit kegelförmigem Stamm und Blattbüschel tragenden Ästen.

Das afrikanische Tropengebiet ist durch seine höhere Temperatur bei geringeren Niederschlagsmengen in seiner Flora weniger bunt und artenreich, als die entsprechenden Zonen Asiens und Amerikas und dazu kommt der einschränkende Einfluß, welchen zwischen Abessinien und dem Nyassa See die Gebirgsentwicklung ausübt. Die fieberschwangeren Küsten werden, wie überall in den Tropen, vielfach von Mangrove-Wäldern umsäumt. Wälder von echtem Tropencharakter finden wir in Ostafrika fast nur am zentralen Seengebiet, dagegen sind für weite Teile dieser Zone mit einzelnen Bäumen durchsetzte Savannen charakteristisch, besonders in den vom Sambesi durchströmten Ländern. Unter den hiesigen Charakterpflanzen steht obenan der vorsintflutliche Affenbrotbaum, der „Dickhäuter unter den Bäumen," ein mächtiger, einen Stammumfang von 5 bis 7 Meter erreichender und im Wuchse einer Eiche gleichender Baum, den man in Westafrika Baobab, in Ostafrika Mbuju nennt und der in den Savannen zwischen dem 17.° nördlicher und dem 24.° südlicher Breite vorkommt, aber im Bereich der geschlossenen Regenwälder fehlt. Der von den Eingeborenen verehrte Baum erreicht ein ungeheures, bei einigen Exemplaren auf 5000 (?) Jahre geschätztes Alter, trägt an meterlangen Blütenstengeln große weiße Malvenblüten, aus denen sich graubraune, melonenförmige Früchte mit einem säuerlichen Mark entwickeln, und verliert während des größten Teils des Jahres seine Blätter. Einen ähnlichen Fruchtstand weisen die Kigelien auf, deren 2 Fuß lange, schlauchförmige Früchte an 6 bis 8 Fuß langen Stengeln senkrecht herabhängen; daneben bilden Sykomoren und andere Ficus-Arten und Tamarinden charakteristische Formen; nicht selten finden wir auch Haine von Deleb-Palmen (Borassus flabelliformis), über deren Nordgrenze noch die durch ihre Verzweigung auffallende Dum-Palme (Hyphaene thebaica) in reichlichen Waldbeständen weit hinaus greift. Lianenreiche Galeriewälder begleiten die oft von Seerosen geschmückten Flußläufe, deren Ufer, ebenso wie diejenigen der Seen, von Schilf-, Rohr- und Papyrusstauden eingefaßt sind. In vielen Gegenden des tropischen Afrika verdorrt gleich nach Eintritt der Trockenzeit das Laub der Bäume und wird abgeworfen, wie schon betr. des Baobab angeführt und die Savanne verdorrt.

Ein Übergangsgebiet zwischen tropischer und Kapflora zieht sich zwischen der Delagoa- und der Algoa-Bai hin und hier mischen sich tropische Formen, wie das „Kaffernbrot" Encephalartos, Phönix reclinata, Sanseviera thrysiflora

fleischige Euphorbien und Strelitzias mit charakteristischen Kappflanzen, wie Podocarpus, dem wilden Nußbaum Calodendron capense u. s. w.

Im Innern aber schließt sich der Südgrenze des Baobab zunächst das regenarme Steppen- und Wüstengebiet Südafrikas an, welches sich fast bis zur äußersten, durch reichlichere Niederschläge begünstigten Südecke des Kontinents erstreckt. Die vom südlichen Wendekreis durchschnittene Steppenwüste der Kalahari bietet stellenweise ein Bild grauenvoller Öde; Dornsträucher, besonders der „Kameel Doorn" Acacia giraffae und Gräser, darunter das charakteristische Buschmanngras Dwa-Dwa (Anthratherum brevifolium) bilden ihre überwiegende Vegetation und bei reichlicheren Niederschlägen bedeckt sich der Boden mit einer Art Wassermelone, der Tsoma oder Nara (Aconthosicyos horrida) deren Früchte Mensch und Vieh eine willkommene Erfrischung bieten. Eine der sonderbarsten Formationen dieser Region aber ist die Tumboa (Welwitschia mirabilis), deren tief im Sande steckender Stamm an seinem verdickten, freien Kopfende nur zwei riesige riemenförmige und zerrissene Blätter trägt. Reichlichere Grasfluren, im Hooge Veld durch das Bartgras Andropogon charakterisiert, hier und da auch lichte Waldbestände von Akazienarten zeichnen den Oranje- und Transvaal-Staat aus, während die vom Oranjefluß nach Süden zu ansteigende und mit einer Reihe von Bergketten gegen das Kapland anschließende Hochfläche meist keine Gräser, sondern nur kümmerliche Buschformationen von Haidearten und zahlreiche Strohblumen hervorbringt. Ein schmaler, von der Mündung des Oranje und des Olifant bis zu den Zwaartebergen reichender Landstrich, die während der Trockenperiode trostlose und nur den meist trockenen Flußbetten entlang mit Dornsträuchern (Acacia detinens und horrida) besetzte Karroo-Region, überzieht sich nach Regenfällen in kurzer Zeit mit einem reichen Blütenflor von Pelargonien, Oxalideen und einer Reihe fleischiger Staudengewächse. Atriplex bilden ein geschätztes Schaf- und Ziegen-Futter.

Die Zone immergrüner Gehölze des Kaplandes beschränkt sich auf die Südspitze des Kontinents und geht an der Ostküste allmählich in tropische Formation über. Hochwälder mit Riesenstämmen von Podocarpus, Elaeodendron, Crocoxylon, Curtisia u. a. bilden einen Forstgürtel, der bei Knysna beginnt, dann wieder an den Amatola-Bergen auftritt und sich durch Transkei nach Natal und Sululand, nach Manicaland und Nord-Transvaal hinein erstreckend, bei Knysna 600 m, den Drachenbergen entlang 1200 bis 1800 m über Meereshöhe liegt. Die übrige Flora des Kaplandes zeichnet sich durch eine große Zahl hier allein vorkommender Proteaceen, Ericaceen, Pelargonien und Succulenten, wie vielfarbigen Mesembryanthemum, Aloe und kaktusartige Aaspflanzen mit prächtigen Blüten aus. Die erst im 19. Jahrhundert eingeführten Opuntien wuchern so üppig, daß sie stellenweise als sehr lästiges Unkraut empfunden werden, während die südafrikanische Flora sonst im allgemeinen eingeführte Arten nur schwer aufkommen läßt. Niedrige Busch-

bestände von bläulichgrüner Farbe, am häufigsten der „Rhenosterbusch" Elytropappus rhinocerotis, bedingen den vorherrschenden Charakter des Landschaftsbildes, das nur an den Schluchten der Bergabhänge höhere Baumformen aufweist, die aber bloß bei wenig Arten 10 m Höhe überschreiten. Einer der schönsten Charakterbäume des Kaps ist der fast nur auf den Tafelberg beschränkte Silberbaum Leucadendron argenteum. Die Arum-Art Richardia africana ist die Charakterpflanze feuchter Striche.

In der Vegetation ganz Südafrikas herrschen überhaupt kalte bläuliche und fahle Farben vor, viele Pflanzen sind weiß oder grau behaart und die Blätter meist klein, wodurch die Belaubung spärlicher erscheint, als sie ist. Der Baumwuchs verbirgt sich vor den scharfen Strahlen der Sonne in schattigen Schluchten oder folgt dem Laufe der Flüsse, da die Flächen nicht genügend Feuchtigkeit besitzen, um Baumwuchs zu erlauben.

Hat die sehr vielseitige Flora des Kaplandes frühzeitig europäische Gärten mit Pelargonien, Ericas, Proteaceen, Iris, Amaryllis und Lilien bereichert, so sind andrerseits auch europäische und andere fremde Pflanzenformen in Südafrika eingeführt worden und zwar treten darunter besonders Eichen, Kiefern, Weiden, Eukalyptus und Gerbeakazien hervor. Die schon vor 200 Jahren im Kapland eingeführten Eichen wachsen hier doppelt so schnell, als in Mitteleuropa und stehen auch hier zwei Monate, während Mai und Juni, laublos da. Noch heimischer ist die erst später eingeführte Kiefer geworden und auch die seit 1828 aus Australien importierten Eukalyptus haben sich leicht akklimatisiert.

Als ein besonderes Florengebiet, das sowohl mit Ost- und Südafrika, wie mit Indien verwandt ist, daneben aber eine ganze Reihe endemischer Gattungen aufweist, sind Madagascar, die Mascarenen und die Seychellen zusammenzufassen. Besonders eigenartige Formen bilden hier die Fächerbanane Ravenala und die auf die Seychellen beschränkte großblätterigste aller Fächerpalmen, die Lodoicea sechellarum, deren Doppelnüsse 10 Jahre zu ihrer Reife bedürfen. Pandanus, an der afrikanischen Ostküste nicht vertreten, sind hier häufig und auch die Raphiapalme und kautschukliefernde Apocyneen (Vahea) gedeihen hier üppiger, als auf dem Festlande.

Unter den Kulturpflanzen Afrikas sind die wichtigsten angebauten Körnerfrüchte weitaus die verschiedenen Hirsearten und zwar steht darin wieder obenan die einheimische Durra oder Mohrenhirse (Andropogon Sorghum); von der Negerhirse (Pennisetum spicatum) und der Dagussa (Eleusine coracana) ist die afrikanische Herkunft zweifelhaft. Mehrere heute weitverbreitete Nutzgewächse, wie Banane, verschiedene Knollenfrüchte, der Feigenkaktus, Mais, Tabak, Baumwolle und die Erdnuß Arachis sind als eingeführt zu betrachten und zwar teilweise erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit; so wurde der heute viel angepflanzte Manioc erst 1750 von Brasilien aus eingeführt, zunächst in Mosambik. Dagegen sind die Erdbohne (Voandzeia

subterranea), der Kaffeebaum (Coffea arabica) und der Sesam sicher ursprüngliche Erzeugnisse des afrikanischen Bodens. Ein Teil der Bewohner Nordafrikas nährt sich fast ausschließlich von den Früchten der Dattelpalme. Bohnen und Erbsen in mannigfacher Variation, Melonen und Kürbisse werden in Ostafrika vielfach gezogen.

Im Gegensatz zur Pflanzenwelt ist die Tierwelt Afrikas außerordentlich artenreich und in Säugetieren, deren charakteristische Formen einen sehr altertümlichen Charakter tragen, überhaupt die reichste aller Erdteile. Charaktertiere Nordafrikas sind u. a. gewisse Antilopen, Wolf, Schakal, Wüstenfuchs, Zibetkatze uud zahlreiche Fledermäuse, und unter den Vögeln ragen einige Geierarten und eine große Anzahl Sumpfvögel, wie Flamingo, Ibis, Pelikan und Reiher hervor. Löwe, Hyäne und Leopard leiten zur eigenartigen äthiopischen Fauna über, deren Charaktertypen der afrikanische Elefant, das afrikanische Rhinoceros, das Flußpferd, der afrikanische Büffel und die Giraffe, das Warzenschwein und verschiedene Affen bilden; die meist in großen Herden vereinten, zahlreichen Antilopenarten und Zebras beleben die Steppen. Leider ist der Wildbestand Afrikas in der Letztzeit stark gemindert, gewisse Arten sind bereits gänzlich ausgerottet, andere gehen diesem Schicksal entgegen und zwar tragen daran nicht nur europäische Jäger die Schuld, sondern oft auch das sinnlose Niederknallen großer Massen seitens der Eingeborenen, seitdem auch diese mit dem Gewehr jagen. Im April 1900 trat deshalb in London eine internationale Konferenz zusammen, um Bestimmungen zu treffen zum Schutze afrikanischen Wildes, welches Kulturzwecken nutzbar gemacht werden kann. Von Charaktervögeln sind hier der Strauß, der Secretär, Perlhühner und Webervögel zu nennen. Unter den Reptilien und Amphibien sind das Nilkrokodil, das Chamaeleon und zahlreiche Eidechsen, Schildkröten und Schlangen besonders zu erwähnen, unter den Schnecken die größte aller existierenden, die bis zu 20 cm lange Achatina. Unangenehm häufig sind Heuschrecken, Termiten und Wespen vertreten, und die weißen Ameisen zerstören Holz, Kleider und Bücher. In wildreichen Dickichten lebt die Tsetse-Fliege, deren Stich, für Menschen, Esel und Ziegen unbedenklich, für Rinder und Pferde tödlich wirkt und in der von ihr bewohnten Gegend Viehzucht, Reit- und Wagenverkehr unmöglich macht. Auch der Sandfloh macht sich vielerorts recht lästig; erst 1872 mit Sandballast von Südamerika aus in Angola eingeschleppt, hatte er 1898 die Küste von Deutsch-Ostafrika erreicht. Bienenzucht ist häufig, besonders in Ostafrika und am oberen Nil. Unter den Fischen charakteristisch sind die Zitterwelse und der afrikanische Schlammfisch Protopterus annectens, der die trockene Jahreszeit in einer Schlammkapsel eingehüllt durchschläft.

Der Flora entsprechend ist auch die Fauna der madagassischen Subregion eine der eigenartigsten und merkwürdigsten der Welt und so verschieden von der übrigen äthiopischen Zone, daß man daraus auf ein bedeutendes Alter

und eine lange fortgesetzte Isolierung der Inseln schließen kann. Ausgezeichnet ist diese Region besonders durch charakteristische Halbaffen und Insektenfresser, wie den ganz auf Madagascar beschränkten Borstenigel; hier lebten auch die erst in historischen Zeiten ausgestorbenen Taubenvögel Dronte und Solitär, und der Riesenvogel Aepyornis, der Vogel Ruk der orientalischen Märchen.

Was die afrikanischen Haustiere anbetrifft, so sind nur Esel und Katze hier ursprünglich heimisch, dagegen Kamele, Pferde, echte Rinder — sowohl das großhörnige Sanga-Rind, wie das kurzhörnige Zebu, — Ziegen, Schafe, Schweine und Hühner eingeführt worden und zwar zum Teil erst ziemlich spät.

Von den nutzbaren Mineralien des hier in Betracht kommenden Gebietes ist besonders hervorzuheben das Gold, welches am reichsten in Transvaal, daneben aber auch in Rhodesia, verschiedenen Punkten Ostafrikas, in Abessinien und in der erythräischen Kolonie vorkommt; Silber, Bleiglanz und Kupfer finden sich in Südwestafrika und in Transvaal, Eisenerze fast im ganzen Kontinent, namentlich bei den Batoka am Sambesi und rings um die großen Seen; freilich wird es bislang überall noch wenig ausgenutzt. Steinkohle wird in der Kapkolonie, in Natal und Transvaal und am Sambesi ausgebeutet, auch am Rovuma und in der Nähe des Nyassasees ist Kohle gefunden worden. Steinsalz kommt an vielen Stellen vor und unter den Edelsteinen liefert den Hauptertrag der kostbare Diamant, welcher in reichen Lagerungen in Griqualand und im Oranjestaat auftritt.

Perlfischerei wird an einem großen Teile der Ostküste betrieben und zwar liegen die wichtigsten Riffe südlich der Sambesi-Mündung vor Chiloane, wo man auch schöne schwarze Perlen findet.

Was nun die afrikanische Bevölkerung anbelangt, welche im allgemeinen weit weniger dicht ist, als früher angenommen, so ist der Kern derselben äthiopischer Rasse, welche von den in frühen Zeiten aus Asien eingewanderten Semiten und Hamiten beeinflußt und teilweise nach Süden und Westen gedrängt wurde und zwar ist nach Ratzel die autochthone Negerbevölkerung asiatisch-australischen Ursprungs. Friedrich Müller glaubt die Klassifizierung am sichersten nach der Beschaffenheit der Behaarung und der Sprache empfehlen zu sollen, welche beiden Eigenschaften sich viel konstanter als Schädelformen zu vererben pflegen und darnach teilt er die afrikanischen Völker ein in

Büschelhaarige (Hottentoten und Buschmänner);
Vlieshaarige (Kaffern und die bei manchen Ähnlichkeiten physisch doch vielfach von ihnen abweichenden Neger), und
Lockenhaarige (Nubas), zu denen in Nordafrika, Egypten und Abessinien noch

Hamiten und Semiten, auf Madagascar in der dort herrschenden Rasse der Hovas

Malayen, und in allen Küstenlandschaften und Inseln

Indogermanen treten, welche in Algier und im Kapland bereits größere Kolonien gegründet haben, vereinzelt aber an allen Küstenpunkten und vielfach auch im Innern sitzen.

Die Hottentoten, welche ehemals ganz Afrika südlich vom Kunene und Sambesi bevölkerten, bewohnen jetzt den westlichen Teil der Südspitze bis zum 19. Breitengrad und zerfallen in die eigentlichen, mittelgroßen Hottentoten und in die weit kleineren, nur 4½ Fuß hohen Buschmänner oder „Saan"; als Verwandte letzterer erscheinen die Zwergvölker Innerafrikas, von denen die licht kaffeebraunen, von Schweinfurth entdeckten Akkas höchstens 1½ m messen. Die Hottentoten, wahrscheinlich nach einem ihre Tänze begleitenden Taktwort von den Holländern so genannt, bezeichnen sich selbst als Khoi-Khoin, d. h. „Männermänner" und sind ein Hirtenvolk, das aus den regenreichen, für Körnerbau geeigneten Gebieten durch die Kaffern verdrängt wurde; sie sind leicht anzuregen, aber faul und rachsüchtig und sprechen eine schwierige Sprache mit einer Reihe von Schnalzlauten. Die Buschleute dagegen sind ein unstetes Jägervolk, das gelegentlich auch gern Viehraub betreibt und ohne Staats- und Familien-Bande mit Vorliebe in Höhlen lebt, da sein Hang zu ungebundenem Umherschweifen die Errichtung von Hütten überflüssig erscheinen läßt. Dieser heute auf wenige Tausende reduzierte Volksstamm hatte an und für sich gute natürliche Anlagen, wie z. B. die ihm eigenen Felsmalereien mit braunen und blauen Menschen- und Tier-Figuren und eine Art Hieroglyphen beweisen, aber da sie von den Europäern, wie von anderen Eingeborenen wie wilde Tiere behandelt wurden, sind sie dementsprechend vielfach auch auf diese Stufe herabgesunken.

Zu den Kaffern (von dem arabischen Wort Kafir d. h. „Ungläubiger") oder Bantu gehören alle an der Osthälfte Afrikas vom Kap bis zum 5. nördlicher Breite wohnenden, sehr zahlreichen Stämme und zwar ragen darunter besonders hervor die kriegerischen Sulus, welche den treusten Typus der Rasse repräsentieren, die durch ihre gewerbliche Geschicklichkeit berühmten Betschuanen und die schon mit Semitenblut vermischten Suahelis, d. h. „Küstenleute"; ihre Sprachen sind vokalreich und wohlklingend. Einige Bantustämme sind kriegerisch und betreiben besonders Viehzucht, andere sind friedliebende Ackerbauer. Viele Stämme halten sich Geschlechter hindurch ruhig, werden dann aber von thatkräftigen Führern zu Eroberungszügen angestachelt und sinken in der Folge wieder zu friedlicher Unthätigkeit zurück. Sie zählen auch geschickte Schmiede unter sich, überwiegend aber sind sie seßhafte Viehzüchter und Ackerbauer, die unter Häuptlingen mit erblicher Würde leben. Gesund, reinlich, kräftig und sehr fruchtbar, leben sie in Vielweiberei, erwerben das Weib durch Kauf und richten jeder Frau eine besondere Hütte ein. Sie sind leidenschaftliche Freunde

des aus Hirse oder Mais bereiteten „Kaffernbieres." Von den echten Negern, welche den ganzen mittleren Teil des Kontinents, vom Senegal aus durch den Sudan hindurch bewohnen und am reinsten im Westen sind, kommen in dem hier besprochenen Gebiet nur Ausläufer in Frage.

Die zwischen den Negern und den mittelländischen Hamiten stehenden lockenhaarigen Nuba-Völker sitzen in einer Reihe von Stämmen am Rande des Negergebiets und zerfallen sprachlich in eine westliche Abteilung, die Fulah und in eine östliche, die Nubas; zu letzteren gehören insbesondere die echten Nubier, welche das Nilthal zwischen dem 1. und dem 2. Katarakt bewohnen.

Von der mittelländischen Rasse sind vertreten die

Hamiten durch die ägyptische, libysche und äthiopische Familie, die Semiten durch die Araber, die Bewohner von Amhara und Tigre und die eigentlichen Abessinier, und durch entfernte Sprachverwandtschaft schließen sich diesen beiden Gruppen an die Bischarin an der Nordhälfte und die Danakil an der Südhälfte des Westufers vom roten Meere, die Galla oder Oroma und die Massai zwischen Abessinien und den mittelafrikanischen Seen und die Somal im ganzen Osthorn Afrikas bis zum Dschub-Fluß.

Die Sprachen der afrikanischen Völker sind außerordentlich zerklüftet und weisen eine größere fundamentale Verschiedenheit auf, als man nach der körperlichen Ähnlichkeit der Afrikaner erwarten sollte. Die Buschmann- und die durch häufige Schnalzlaute charakterisierten Hottentoten-Sprachen sind nur entfernt verwandt und noch weiter von ihnen verschieden sind die Bantu-Sprachen, nach Ansicht vieler Forscher die echten und ursprünglichen Afrikanersprachen. Im nordöstlichen Teile herrschen hamitische und semitische Sprachen.

Es scheint, daß die Eingeborenen Ost- und Südafrikas die Kunst des Schreibens selbst in den niedrigsten Formen nie gekannt haben, und die fortwährenden Unruhen und Wanderungen verhinderten, daß sich geschichtliche Traditionen über wenige Generationen hinaus erhielten. Daß das Land frühzeitig bewohnt war, ist durch Funde von Waffen und Steingeräten in Alluviallagern bewiesen, dagegen fehlen einheimische Ruinen von irgend welcher Bedeutung gänzlich. Die Ruinen in Maschonaland zeigen zwar deutlich, daß die Eingeborenen frühzeitig die Gewinnnng von Gold und Eisen verstanden, aber diese Bauten selbst sind semitischen Ursprungs und vermutlich von den berühmten Handelsleuten aus Saba in Südarabien, vielleicht auch von Phönikiern, Babyloniern oder Ägyptern errichtet. Die hochberühmten und vielumstrittenen Festungs- und Tempelruinen der umwallten Stadt Simbabye (Bantuwort, Burg oder Hoflager bedeutend) wurden schon im 16. Jahrhundert von den Portugiesen gelegentlich ihrer Züge ins Reich Monomotapa aufgefunden und im September 1871 von dem verdienstvollen deutschen Mineralogen Carl Mauch wieder entdeckt; die noch angetroffenen, zur Goldgewinnung dienenden Schmelzvorrichtungen haben den Gedanken nahe gelegt, daß man es hier mit

dem Ophir Salomons zu thun haben könnte. Daneben sind in den letzten Jahren zwischen Sambesi und Limpopo noch etwa 30 weitere, ähnliche Ruinenstätten aufgefunden worden. Außer diesen, vielleicht Jahrtausende alten Bauten finden wir aber nur noch — besonders häufig im nördlichen Matabele- und in Maschona-Land — Steinterrassen, die allem Anschein nach den Zwecken des Acker- und Gartenbaus gedient haben und Wallbauten, die einen fragwürdigen Schutz gegen Feinde gewähren konnten. Diese Bauten stammen vielleicht aus der Zeit des Monomotapa-Reiches und würden dann also nur wenige Jahrhunderte alt sein. Neben diesen wenigen Bauresten aus alter Zeit beschränkt sich die Altertumskunde auf nicht einmal sehr zahlreiche Gebrauchsgegenstände aus Stein, Knochen, Elfenbein und gegossenem Metall; am weitesten verbreitet und noch heute vielfach im Gebrauch sind Steingeräte und man hat fast alle der Steinzeit Europas eigenen Instrumente auch in Afrika gefunden.

Der Nord- und der Nordost-Rand standen durch die Annäherung an Europa und Asien der günstigen Einwirkung fremder Zivilisation offen, aber je weiter wir uns von diesen entfernen, desto mehr verdunkeln sich die Gesittungszustände Afrikas, bis wir an der Südspitze in den Buschmännern ein Volk auf der niedrigsten Stufe des menschlichen Geschlechts finden. Überhaupt gilt in Afrika im allgemeinen, wenn auch nicht streng als Regel, daß die Gesittung abnimmt in der Richtung von Nord nach Süd und von Ost nach West. Alle Völker Afrikas, mit Ausnahme der Ägypter, waren Natur- oder Halbkultur-Völker, unstet in jeder Beziehung und deshalb der Vermischung, Vernichtung oder umgestaltenden Erneuerung im höchsten Grade ausgesetzt. Karl Ritter und Peschel finden die Erklärung für die niedrige geistige Stufe des Negers in der geringen Gliederung Afrikas, stehen doch in Bezug auf nautische Leistungen die Bewohner keines anderen Erdteils so tief, wie die Afrikaner. Den Gipfel der Schiffsbaukunst bilden bei ihnen ausgehöhlte Baumstämme, oft von Riesengröße; Kiel, Steuerruder und Segel aber mußten ihnen von außen gebracht werden. Eine gewisse Wasserscheu ist noch heute fast allen autochthonen Rassen Afrikas eigen, am meisten aber den Küstenbewohnern.

Dem Gewerbe nach sind zu den Jagdvölkern zu rechnen die Buschmänner und zahlreiche Stämme des zentralen Kernes. Nomadische Hirtenvölker sind die Damara, Namaqua, die räuberischen Kaffern, Massai, Galla und Somal. Ein großer Teil der Bevölkerung aber lebt vom Ackerbau, der oft mit Viehzucht verbunden wird. Verschiedene Hirsearten, Mais, Manioc und Erdnüsse sind die wichtigsten und verbreitesten Nutzpflanzen des tropischen Afrika und nur im Norden und Süden findet auch Anbau von europäischen Getreiden statt. Dem Einfluß und den Anschauungen des Islams ist es zu verdanken, daß die Schnapsfrage in Ostafrika nicht die große und traurige Rolle spielt, wie in Westafrika. Von Industriezweigen finden

wir fast überall die Töpferei und die Kunst, Matten zu flechten; Häute zu gerben und zu verarbeiten versteht man dagegen nicht so allgemein. Weberei, wozu einheimische Baumwolle dient, und Färberei sind auf einzelne Gegenden beschränkt und die Batonga im Barotse-Land wissen aus Erzen auf die einfachste Weise Eisen und Stahl zu gewinnen und zu verarbeiten. Der Hausbau ist nur im Sudan höher entwickelt, gemeinhin bestehen die Wohnstätten aus Stroh- und Lehmhütten.

Je größer übrigens die Fortschritte sind, die ein afrikanisches Volk auf der Bahn der äußeren Gesittung macht, um so geringfügiger gestaltet sich dessen eigene Produktionskraft; durch die europäische Industrie wird jede Regung des angeborenen Nachahmungstriebes unterdrückt und wir finden hier also ganz ähnliche Erscheinungen, wie unter den Naturvölkern der Südsee.

Der Charakter der einzelnen afrikanischen Völker ist ein außerordentlich verschiedener, wenn sich auch überall gemeinsame Grundzüge erkennen lassen, die auch in der äußeren Erscheinung, wenn auch mit vielfachen Veränderungen, hervortreten, so in der Tätowierung, dem Ausbrechen oder Spitzfeilen der Zähne, dem Verzieren der Lippen und Ohren, der kindischen Freude am Putz durch Glasperlen, Arm- und Bein-Ringe, am Haupthaar-Schmuck u. s. w.

Was die Familienverhältnisse anbelangt, so herrscht fast durch ganz Afrika Polygamie und nur bei den Buschmännern strenge Einehe; meist bezeugt die Zahl der Frauen den Reichtum des Mannes, denn die Frau wird gekauft und ist Sklavin und Lasttier des Mannes, wenn auch bei einigen Bantustämmen die Frauen eine bevorzugte Stellung einnehmen. König Mtessa von Uganda († 1884) soll nicht weniger als 700 Frauen gehabt haben. Unter vielen Völkern gilt als Erbfolgegesetz, daß nach dem Tode des Häuptlings nicht sein Sohn, sondern der Bruder oder der Schwestersohn des Verstorbenen nachfolgt. Die Sklaverei ist eine uralte Einrichtung Afrikas, und zwar sind die meisten Sklaven Kriegsgefangene oder sie sind gestohlen, seltener wegen Verbrechen verkauft. Diese große Unsicherheit in der Existenz hat unter den Negern zur Blutsbrüderschaft geführt, welche fast noch engere Bande bildet, als die Familie.

Die Religion betreffend, so herrscht, wo nicht der Islam und an einigen Punkten das Christentum Eingang gefunden haben, fast überall roher Fetischdienst. Einigen Völkern scheint jede religiöse Vorstellung, jede Ahnung von einer Fortdauer des Daseins zu fehlen, so den Buschmännern; dagegen schlachten die Kaffern den Geistern ihrer Vorfahren, die sie unter der Gestalt harmloser Hausschlangen zu sehen glauben, Opfer. Verbunden mit dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode finden wir darin eine Erklärung vieler Züge der Grausamkeit, des Hinschlachtens von Sklaven und selbst der Frauen, des Mitgebens von Speise und Trank in das Grab u. s. w. Gegenstände des religiösen Glaubens sind gute und böse Geister, die unter der Gestalt von Tieren und Götzenbildern aller Art verehrt werden und denen man

Opfer, selbst Menschenopfer bringt. Die Priester sind zugleich Wahrsager, Ärzte und Zauberer, bei den Kaffern und Hottentoten wenigstens Regenmacher. Jede Krankheit, jeder Todesfall wird der Hexerei übelwollender Feinde zugeschrieben und Gottesurteile müssen über Schuld oder Unschuld des Angeklagten entscheiden. Diesem wilden und grausamen Heidentum gegenüber bedeutet der Islam einen mächtigen Fortschritt in der Gesittung und Bildung der Neger und zwar finden wir diese Religion, wenn auch vielfach recht äußerlich, über den ganzen Norden, im Sudan und in Ostafrika verbreitet, während Innerafrika meist noch im Heidentum versunken ist. Das Christentum, vor Mitte des 7. Jahrhunderts über ganz Nordafrika verbreitet, alsdann jedoch durch den Islam verdrängt, hat sich in freilich sehr verderbter Form nur bei den Kopten in Ägypten und in Abessinien erhalten. Die Mission aber, katholische wie protestantische, hat schon seit Jahrhunderten eingesetzt und arbeitet jetzt an den verschiedensten Punkten nicht nur der Küste, sondern selbst im innersten Herzen des Kontinents. Leider sind die verschiedenen Missionen vielfach eifersüchtig und unter einander gespalten und ihre Sendlinge sehr verschiedenwertig an Vorbildung; am reinsten und edelsten ist ihre Wirksamkeit in den kleinen Buschmissionen. Der Einfluß der Missionen wächst auch hier, sofern sie nicht bloße Prediger sind, sondern außerdem ärztliche Thätigkeit ausüben und die Afrikaner in Handwerken und Bodenkulturen unterrichten. Stehen auch die Resultate der Mission nicht immer mit den großen materiellen Opfern im Einklang und bleibt das „Christentum“ bei den Schwarzen vielfach auch recht oberflächlich, so erfüllen die christlichen Sendboten doch schon eine Kulturmission, wenn sie den Neger an regelmäßige Arbeit und die Ablegung wüster Sitten gewöhnen.

Die Staatenbildung innerhalb des hier in Betracht kommenden Gebiets ist mit Ausnahme von Abessinien, welches natürliche feste Grenzen hat, mangels solcher im Allgemeinen sehr erschwert worden, und so gab es denn hier immer eine große Zahl ständig wechselnder Staaten. Weitaus das älteste der Reiche ist Abessinien oder, wie man es vom 14. Jahrhundert ab in Europa nannte: „Das Reich des Erzpriesters Johannes“. Die vom 8. Jahrhundert an in größerer Zahl in einer Reihe von Küstenpunkten angesiedelten Araber, welche bei Erscheinen der Portugiesen bis nach Sofala hinunter saßen, kann man in Ostafrika kaum als „Staatenbildner“ bezeichnen, dagegen werden uns um das Ende des 15. Jahrhunderts die beiden Kaiserreiche Mocaranga und Monomotapa am Sambesi als mächtig, civilisiert und unermeßlich goldreich geschildert; in Wahrheit waren allerdings auch diese Staaten nur barbarische, zusammeneroberte Landkomplexe. Damals brachen auch die Galla von ihren Wohnsitzen am oberen Tana hervor, drangen im Norden bis nach Oberägypten, im Westen bis an das Westufer des Ukerewe vor und gründeten hier das Reich Kittara, das später in die Reiche Uganda und Unjoro zerfiel. Im letzten Jahrhundert haben besonders die Sulu, Matabele und Basuto, die Barotse



Suaheli-Frauen.

und Betschuanen zeitweilig mächtige Reiche gegründet. Die Regierung wird in sämtlichen einheimischen Staaten in mehr oder weniger despotischer Weise geführt und nur beschränkt durch gewisse Gewohnheitsrechte. Da die meisten Reiche durch Eroberung entstanden sind, so hat sich häufig ein bevorzugter Stand und damit ein Feudalsystem ausgebildet, das jedoch oft nur zur Heeresfolge verpflichtet, welche allen Freien des Staates obliegt. Sehr weit verbreitet ist das, wahrscheinlich ursprüngliche, patriarchalische Regiment erblicher Häuptlinge, sogar in Dorfgemeinden, sodaß ganze Landstriche ohne größeren staatlichen Verband leben; doch hat auch hier zuweilen, wie z. B. bei den Hottentoten, äußere Gefahr zu größeren Bundesgenossenschaften geführt. Weite Landstriche wurden nicht nur durch die zahlreichen Kriegszüge, sondern auch durch die immer weiter ins Innere hinein vordringenden, arabischen Sklavenhändler fast ganz verödet.

Die Zersplitterung der Afrikaner in eine Unzahl Stämme mußte natürlich die Besetzung des Landes durch die Europäer sehr erleichtern und während noch vor kurzem der überwiegende Teil des Kontinents im unbestrittenen Besitze barbarischer oder halbbarbarischer Völker war und europäische Mächte nur einen kleinen Teil davon besaßen, ist gegenwärtig die Teilung Afrikas fast beendet. Der „dunkle Weltteil" ist der letzte gewesen, nach dem die Begehrlichkeit Europas seine Hand ausgestreckt hat, seit 20 Jahren aber ist mit einem beispiellosen Hochdruck gearbeitet worden, um von diesen „herrenlosen" Ländern Besitz zu nehmen.

Wie weit eine europäische Bevölkerung sich über Afrika ausbreiten wird, läßt sich nicht voraussagen; keinenfalls aber werden die afrikanischen Völker alle dem Schicksal der Indianer Nordamerikas anheimfallen; ein großer Teil des Kontinents wird ihnen vielmehr als von der Natur angewiesene und unbestrittene Heimat bleiben, von der das Klima die Europäer für immer verbannt. Die afrikanischen Rassen in ihrer überwiegenden Mehrheit sind nicht solche, welche beim Zusammenleben mit Europäern dem Untergang geweiht erscheinen, sondern die Mehrzahl der Stämme ist entwicklungsfähig, und eine humane Kolonialverwaltung und eine nicht fanatische Missionsthätigkeit finden hier ein dankbares Feld.

Werfen wir nun einen Blick auf die Entdeckungsgeschichte.

Schon die alten Ägypter unternahmen Züge nach den Negerländern Innerafrikas und nach dem Osthorn des Kontinents. Am meisten aber haben wohl die unternehmenden Phönikier für die Erschließung der Küsten geleistet, wenn sie auch nirgends tief in das Innere des Kontinents eindrangen. Auch die Inder, welche bald nach Alexander des Großen Zug im roten Meere erschienen und Handelsniederlassungen auf Sokotra gründeten, dehnten Fahrten und

Handel bald nach Ostafrika aus. König Necho von Ägypten beauftragte um das Jahr 600 vor Chr. phönikische Schiffer, Afrika vom roten Meere aus zu umsegeln, was ihnen auch gelang, doch wurde diese Umschiffung jedenfalls nicht verfolgt. Eine zweite Umsegelung, diesmal von West nach Ost, soll um das Jahr 130 vor Chr. durch Eudoxos von Kyzikos ausgeführt worden sein, aber die alten griechischen Gelehrten haben kaum etwas zur Erforschung Ostafrikas beigetragen und auch die Kenntnisse der Römer beschränkten sich fast nur auf Nordafrika. Die nächsten schriftlichen Aufzeichnungen datieren aus dem 1. Jahrhundert nach Chr. und zeigen, daß die Schiffahrt damals bis Kilwa, ja vielleicht bis Sofala ausgedehnt war. Die Griechen hatten inzwischen Kolonien am roten Meere gegründet, die Ermittelungen ihrer Geographen reichten bis Sansibar hinunter und das genaueste Bild von Afrika, welches das Altertum überhaupt besaß, entwarf der um das Jahr 150 nach Chr. in Alexandria lebende, hochgelehrte Claudius Ptolemäos; dieser stellte die Lehre vom „Mondgebirge" und den „Nilsümpfen" auf, dem der wahre Nil entströme, eine Überlieferung, welche durch die Entdeckungen des Viktoria Nyanza und Albert Nyanza durch Speke und Baker in den Jahren 1858 und 1864 und des Schneegebirges Ruwenzori durch Stanley 1889 in überraschender Weise bestätigt wurde.

Das Wissen der Alten wurde ein Erbe der Araber, deren große Geographen vom 10. bis 14. Jahrhundert es wesentlich erweiterten. Hatten die Karten der Alten das Osthorn Afrikas mit Asien verbunden gezeigt, so fing man nun allmählig an, ein richtigeres Bild des Kontinents zu gewinnen, nachdem durch die Araber die Südgrenze der regelmäßigen Schifffahrt bis zum Kap Corrientes ausgedehnt worden war. Mit dem Aufblühen des italienischen Levantehandels trugen im 13. und 14. Jahrhundert sehr viel zur Kenntnis der wahren Verhältnisse Afrikas auch italienische Kaufleute aus den Kaufmannsrepubliken Genua und Venedig bei, welche unter dem Schutze der Fürsten der Barbareskenstaaten nicht nur ganz Nordafrika durchzogen und bis nach Abessinien vordrangen, sondern auch eine Umseglung Afrikas in den Jahren 1281 und 1291 unter den Genueser Brüdern Vivaldi versuchten, deren Expedition allerdings mit Mann und Maus verscholl. Auch der berühmte Venetianer Marco Polo hat gelegentlich seiner Rückkehr von China über Ostafrika berichtet.

Das Verdienst aber, die wahre Küstengestalt Afrikas festgestellt zu haben, gebührt den Portugiesen, welche von Heinrich dem Seefahrer († 1460) angeregt, am Westrande Afrikas immer kühner nach Süden vordrangen, 1484 unter Diego Caõ und dem Nürnberger Ritter Martin Behaim die Walfischbai und 1487 unter Bartolemeo Diaz das Kap der guten Hoffnung erreichten. Die erste Umsegelung Afrikas aber seitens der Europäer führte 10 Jahre später Vasco da Gama aus, auf seiner großen Fahrt, die ihn am 20. Mai 1498 in Kalikut, in dem so sehnlich gesuchten Indien landen ließ. Im Jahre 1503

erreichte Antonio Saldanha Kap Guardafui, 1520 besuchte man Abessinien und 1541 kam Esteban da Gama bis Suez, womit die Feststellung der Küste beendet war. Doch drang man nirgends tiefer ins Innere ein. Den subtropischen Teil Südafrikas, dessen fabelhafte Reichtümer sie nicht ahnten, ließen die Portugiesen gänzlich unbeachtet, nicht einmal das südlichste Kapland hielt sie fest, das doch eine so wichtige Etappe auf dem Wege nach Indien war. Sie beschränkten ihre Ansiedelungen vielmehr auf das fieberschwangere Land nördlich des Wendekreises des Steinbocks und wenn sich hier auch in früheren Zeiten eine regere Thätigkeit geltend machte, so dachten die Portugiesen doch niemals an Kolonisation, sondern nur an Ausbeutung und zwar an solche schlimmster Art. Denn obwohl in Ostafrika zu jenen Zeiten Gold und Perlen noch reichlich gefunden wurden, so legte man doch bald den Hauptwert auf die lebende Ware, welche die Negerhäuptlinge den Händlern massenhaft zutrieben. Für die Erschließung und Kenntnis des Innern wurde — von vereinzelten, nicht ernstlich verfolgten Vorstößen abgesehen — nichts gethan.

Auch die Holländer, welche sich 1652 am Kap niederließen, beschränkten sich auf einen schmalen Küstensaum, die Franzosen und Engländer meist nur auf die ostafrikanischen Inseln.

Erst als sich die Engländer nach dem Verluste der amerikanischen Neu-England-Staaten nach anderen Ländern umsahen und Sir Joseph Banks, der Begleiter von Cook auf dessen erster Reise, in London 1788 die African Association zum Zwecke weiterer Entdeckungen gegründet hatte, wurde auch die systematische Erforschung des afrikanischen Kontinents endlich in Angriff genommen. Diese Gesellschaft, welche bis zu der 1830 erfolgten Gründung der Royal Geographical Society in London bestand, diente in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken, hatte aber auch die Erschließung neuer Handelsgebiete als Ersatz der in Amerika verlorenen Kolonien im Auge und die von ihr angeregten, streng planmäßigen Forschungen beschränkten sich auf Nord- und Westafrika, wo durch Mungo Park (1795—97) und dessen Nachfolger das Niger-Problem gelöst wurde.

Ein außerordentlicher Aufschwung der Afrikaforschung beginnt bei einer Reihe von Kulturstaaten, besonders auch Deutschland, mit dem Jahre 1849, und es folgen nun die Lösungen des Sambesi-, Nil- und Kongo-Problems, wobei die Namen Livingstone, Barth und Stanley hervorragen. Im Jahre 1873 wurden dann durch die Gründung der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Äquatorialafrikas die Kräfte und Mittel des deutschen Volkes, 1877 durch Konstituierung der Brüsseler Internationalen Afrikanischen Association, zu welcher König Leopold II. von Belgien den Impuls gegeben, die Kräfte und Mittel der gesamten civilisierten Welt zu gemeinsamer Forschung in Afrika, zur Bekämpfung des Sklavenhandels und zur Zivilisation des afrikanischen Festlandes zusammengefaßt.

Als Erfolg dieser vielseitigen Anstrengungen ist heutigen Tages auch

das Innere des dunklen Erdteils im Großen und Ganzen erforscht und die Zahl der weißen Stellen auf den Karten ist nur noch gering.

Es sei gestattet, speziell noch einige der Forschungsreisen hervorzuheben, welche für das im vorliegenden Buche behandelte Gebiet von besonderem Interesse sind.

Beginnen wir mit Südafrika, so ist bereits angedeutet worden, daß unter der Kolonialpolitik der Holländer vom Kapland aus lange Zeit wenig für die Kenntnis des Innern geschehen ist. Als Pionier der Naturforscher am Kap ist wohl der Deutsche Peter Kolbe zu bezeichnen, der daselbst von 1705 bis 1713 lebte und dessen Berichte 1719 in Nürnberg veröffentlicht wurden. Erst 1777 entdeckte Gordon den Oranjestrom und der 1803—6 als Militärarzt in holländischen Diensten stehende deutsche Arzt Lichtenstein erreichte das Betschuanaland. Evangelische Missionare, darunter auch Deutsche, ließen sich seit 1807 tief im Innern nieder, und unter englischer Herrschaft wurde, durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände, das Binnenland unserer Kenntnis mehr und mehr erschlossen. Die 1834 gegründete Kap-Gesellschaft zur Erforschung Centralafrikas hatte allerdings keine großen Resultate aufzuweisen, dagegen wurden durch die Burenwanderungen seit 1835 bisher unbekannte Länder erschlossen, und am bedeutungsvollsten erwiesen sich die Reisen des schottischen Missionars David Livingstone, der, 1813 in Blantyre bei Glasgow geboren, seit 1840 als Glaubensbote in Kuruman (Betschuanaland) thätig war, sich seit 1849 aber bald ganz den Forschungsreisen widmete und die Zeit der großen Entdeckungen einleitete. Nachdem er 1849 den Ngami-See aufgefunden, durchquerte er 1853—6 den Süden des Kontinents von Loanda bis Quelimane, dabei die mächtigen Viktoria-Fälle des Sambesi entdeckend; zwar hatten schon portugiesische Mulatten, Pombeiros, 1802 und 1814 Südafrika von Angola bis zur Sambesi-Mündung durchquert, ebenso 1852 der portugiesische Händler Silva Porto, aber Livingstone war der erste wissenschaftliche Reisende auf diesen Pfaden. Dieser erforschte nun in den Jahren 1858—64 das Gebiet des Sambesi weiter, entdeckte dabei 1859 den Schirwa- und den Nyassa-See und untersuchte 1868—73 die weiten Landstriche zwischen den Seen Nyassa, Tanganyika, Moero und Bangweolo. In Europa bereits für verschollen gehalten, traf er am Tanganyika 1871 den zu seiner Auffindung entsandten Stanley und starb, bis zu seinem Ende als Forscher thätig, 1873 am Bangweolo-See. Zahlreiche Engländer und Deutsche traten in seine Fußtapfen, so der Deutsche Carl Mauch, welcher 1864—72 Transvaal gründlich durchforschte, wiederholt das Reich Mosilikatse's durchzog und die Ruinen des alten Simbabye entdeckte. Erskine (1868—75) fand den Unterlauf und die Mündung des Limpopo auf und dem Missionar Merensky (1858—83), dem Zoologen Holub (1873—86) und dem Nimrod Selous (1878—89) verdanken wir viele Einzelheiten. Auch die Portugiesen entwickelten einige praktische Forschungsthätigkeit, indem Serpa Pinto 1878/9 den

Kontinent von Bihé aus nach Osten längs des Oberlaufes des Sambesi durchquerte und Capello und Ivens 1884/5 wichtige Aufschlüsse im Sambesi-Gebiet gaben.

In Ostafrika eröffnen die Reihe der großen Entdeckungen des letzten Jahrhunderts die beiden deutschen Missionare der Baseler Missionsgesellschaft Krapf und Rebmann, welche 1848 den Kilimandscharo, 1849 (Krapf allein) den Kenia und damit die ersten Schneeberge Äquatorialafrikas entdeckten. Das Vorhandensein solcher erschien so außerordentlich, daß man in Europa noch lange Zeit hindurch vielfache Zweifel daran hegte, bis diese durch Claus v. d. Decken's Reise 1861 endgültig abgeschnitten wurden. Im Jahre 1857 traten Burton und Speke von Sansibar aus ihre Reise an, die sie über Tabora nach Udschidschi an den von ihnen im Februar 1858 entdeckten Tanganyika führte, und Speke allein drang auf dem Rückweg im Juli gleichen Jahres auch bis zum Viktoria-See vor, den er sofort als Hauptquelle des Nils bezeichnete. 1860—62 finden wir Speke wieder am Viktoria-See, zuerst mit Grant zusammen, dann allein den Nil zwischen Viktoria- und Albert-See kreuzend und den Strom weiterhin bis Gondokoro verfolgend, sodaß er das stolze Wort nach London senden konnte: „The Nile is settled;“ das Jahrtausende alte Rätsel des Nils war damit zum größten Teile gelöst. Der Albert-See selbst wurde 1864 von Baker aufgefunden. Im äquatorialen Osten wurde durch deutsche Forscher ein weites neues Gebiet erschlossen, dadurch daß von der Decken 1861/2 bis zum Kilimandscharo vordrang, bei seinem Versuch, ins Somalland einzudringen, 1865 allerdings in Barderah am Dschub ermordet wurde. Um Livingstone aufzusuchen, drang Cameron 1873—75 von der Ostküste nach Udschidschi am Tanganyika vor und von hier aus bis Angola durch. Auch Stanley marschierte 1874 von Sansibar bis zum Viktoria Nyanza, von hier durch Uganda, den Alexandra-See entdeckend, nach dem Tanganyika und vollendete seine denkwürdige Fahrt von hier aus den Lualaba abwärts bis zur Kongomündung. Zahlreiche weitere Forscher, besonders Deutsche und Engländer, im Norden auch Franzosen und Italiener, folgten, und zur Befreiung der durch den Aufstand des Mahdi von der Außenwelt abgeschnittenen Forschungsreisenden Junker, Emin Pascha, Casati und Lupton wurden von Europa aus eine Reihe von Expeditionen organisiert. Hier sei nur noch gedacht der Durchquerungen Wißmanns in den Jahren 1881/2 und 1886/7; der Reise Telekis und Höhnels, welche zwischen dem Viktoria-See und Kaffa den Rudolf- und den Stephanie-See entdeckten; Hans Meyers, der 1889 bei seinem dritten Versuch den Gipfel des Kilimandscharo erreichte und dabei den ersten Gletscher Afrikas auffand; Kapitän Lugards, der 1890—92 Uganda und das anstoßende Gebiet erforschte; der Reisen Emins und Stuhlmanns 1890—92 im Norden unseres Schutzgebietes; der Durchquerung des Kontinents durch Graf Götzen 1893—94 und der Reisen und Forschungen Oskar Baumanns 1892—1900.

Sind auch bereits vier Jahrhunderte vergangen, seitdem die Europäer anfingen, das hier in Betracht kommende Gebiet zu besiedeln, so ist doch die Zunahme der Weißen so überaus langsam vor sich gegangen, daß im ganzen englischen Südafrika, d. h. also in dem am intensivsten kolonisierten Teile, noch im Jahre 1865 kaum mehr als 200 000 Weiße gezählt wurden. Heutigen Tages kann man die Zahl der Europäer in ganz Ost- und Südafrika mit wenig über 1 Million, diejenige der Eingeborenen im gleichen Gebiet mit etwa 30 Millionen Seelen annehmen und da die letzteren in friedlichen Gebieten sich rasch vermehren, so ist es nicht zu verwundern, wenn dieses zahlenmäßige Mißverhältnis manche Befürchtungen weckte. Sind doch mit einziger Ausnahme der Insel Reunion, welche vor Ankunft der Weißen unbewohnt war, in sämtlichen anderen Kolonien Ost- und Südafrikas die Europäer in — teilweise verschwindender — Minderheit; und diese wenigen Weißen leben nicht einmal untereinander in Frieden, wie am schroffsten der jüngste Krieg in Südafrika beweist, der aber nicht das erste Beispiel dieser Art ist und auch nicht das letzte sein wird.

Als herrschende europäische Nationen finden wir in Süd- und Ostafrika heute 6 und zwar nach der Zeit ihres Auftretens geordnet die Portugiesen, Franzosen, Holländer, Engländer, Italiener und Deutschen.

Die Portugiesen, welche es nicht verstanden haben, ihr ostafrikanisches Gebiet zu entwickeln und zu erhalten, sondern sich mit roher Ausnutzung desselben begnügten, haben es sich gefallen lassen müssen, daß ihre historischen Rechte seitens der rücksichtlos vorgehenden Engländer einfach ignorirt wurden, daß die britische Übermacht willkürlich ihren territorialen Besitz schmälerte und daß auch innerhalb des ihnen verbliebenen Teils Ostafrikas die Engländer wirtschaftlich dominieren. Das Verschwinden der Portugiesen aus Ostafrika scheint nur eine Frage der Zeit zu sein und die Geschichte wird ihren Rückzug nicht bedauern. Die Zahl der in Mosambik lebenden reinen Portugiesen erreicht, wenn man die Garnison ausschließt, kaum 1000, daneben findet man in Afrika und Goa heimisches portugiesisches Halbblut und diese kärglichen Reste der stolzen Welteroberer spielen in jeder Beziehung eine sehr bescheidene Rolle.

Die Franzosen haben verstanden, sich in Reunion und Mauritius zwei Perlen Afrikas zu sichern, denn wenn auch Mauritius seit einem Jahrhundert unter britischer Flagge steht, so ist die weiße Bevölkerung daselbst doch ganz überwiegend gut französisch geblieben. Dazu hat Frankreich neuerdings die Tadschura Bai und das lang umworbene Madagaskar annectiert und vereinzelte Franzosen sind an verschiedenen Punkten der Festlandsküste zu finden, französische Kapitalien in nennenswerten Mengen in Transvaals Goldminen und Eisenbahnen angelegt.

Die Bevölkerung holländischer Abstammung nimmt in Südafrika nach Anzahl und Bedeutung die erste Stelle ein und repräsentiert $^{3}/_{5}$ der Weißen

in der Kapkolonie und in den Burenstaaten. Außerordentlich fruchtbar und überwiegend als Ackerbauer und Viehzüchter thätig, sind sie auch heute noch als der eigentliche Kern der Kolonisation Südafrikas zu bezeichnen, wenn auch die politische und finanzielle Macht auf die rastlos und rücksichtslos strebenden Engländer übergegangen ist. Nachdem die Ausdehnung der britischen Machtsphäre bis vor Kurzem eine sehr langsame war und von London aus oft mehr gehemmt als gefördert wurde, hat dieselbe innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte so überraschende Fortschritte gemacht, daß das als erstrebenswertes Ziel offen proklamierte Programm: „Afrika englisch vom Kap bis zum Nil" zum großen Teil bereits realisiert ist.

Den Italienern haben ihre Besitzungen am roten Meere und an der Somalküste bislang nur finanzielle und militärische Lasten und ihre Niederlage gegen Abessinien einen nennenswerten Verlust an Prestige eingetragen, und wenn sich die letzthin gemachten Goldfunde nicht als lohnende erweisen sollten, so erscheint ihre Etablierung in Ostafrika als ganz verfehlt.

Wir Deutschen endlich besitzen in Ostafrika die größte unserer Kolonien; schon ehe wir uns daselbst festsetzten, hatten sich zahlreiche unserer Landsleute dauernd in Südafrika niedergelassen und der deutsche Handel nimmt in dem ganzen hier in Betracht kommenden Gebiet eine große, in Sansibar sogar die überwiegende Stellung ein.

In Ostafrika spielen auch die Griechen, meist als Kleinhändler, eine gewisse Rolle und sind seit Anfang der 90er Jahre auch in Deutsch-Ostafrika thätig, aber bislang kaum weiter nach Süden vorgedrungen.

Von den Asiaten sind neben den Arabern an erster Stelle die Inder zu nennen, welche ungefähr überall, am zahlreichsten aber auf den Mascarenen, in Natal, Transvaal und Portugiesisch- und Britisch-Ostafrika zu finden sind und zwar als Kulis, Kleinfarmer, Handwerker, Kaufleute und Geldleiher. Besonders der Zwischenhandel ist vielfach ganz in ihrer Hand und zwischen dem bescheidenen, von seinen Landsleuten mit Waaren und Credit ausgerüsteten Hausierer und dem Großkaufmann finden sich alle Stufen vor. Im Nyassa-Land und in Rhodesia benutzt man auch indische Soldaten, Sikhs. Chinesen sind an vielen Orten, aber nirgends zahlreich vertreten, Malayen — von den auf Madagascar heimisch gewordenen Hovas abgesehen — nur in der Kapkolonie.

Die vornehmsten Produkte Ost- und Südafrikas, welche in den Welthandel kommen, sind Elfenbein, Kautschuk, Gewürznelken, Kopra, Erdnüsse, Sesam, Gummi, Kopal, Straußenfedern, Felle und Orseilleflechten, das Kapdreieck, wo die Europäer am längsten herrschen, führt Wolle, neuerdings in großen Mengen Gold und Diamanten, die Mascarenen Zucker aus. In der Einfuhr für die Eingeborenen stehen überall in erster Linie Baumwollstoffe — amerikanische, indische, englische und holländische —, denen Kupfer- und andere Metallwaaren, Perlen und Kurzwaaren folgen. Der Fremdhandel liegt in

der Hauptsache in den Händen der Europäer, der Zwischenhandel in ganz Ostafrika überwiegend in den Händen der Inder. Der Handel nach Centralafrika ist fast noch ausschließlich Karawanenhandel und zwar werden die Karawanen, welche zur Einhandlung von Elfenbein tief ins Innere hineinziehen und oft jahrelang auf einer Reise zubringen, von indischen Geldleuten bevorschußt und von Arabern, die Gefahr und Abenteuer lieben, geführt. Bei diesen Zügen werden, durch die Verhältnisse gezwungen, häufig im Innern Träger gepreßt, die an der Küste angekommen, früher als Sklaven verkauft wurden. Dieses ganze System wird sich mit dem Bau von Bahnen von selbst bessern. Im Allgemeinen nimmt der internationale Handel Afrikas unter allen Erdteilen die niedrigste Stufe ein, bewegt sich jetzt aber in schnell aufsteigender Linie.

Was die Geldverhältnisse anbelangt, so finden wir im ganzen Südeck — in Transvaal mit eigener Prägung — die englische Währung, in Portugiesisch-Ostafrika ein buntes Gemisch und im Nordosten die indische Rupie, welche den früher hier üblichen Mariatheresiathaler, der bis in die Jüngstzeit hinein noch in Wien — immer mit der Jahreszahl 1780 — geprägt wurde, mehr und mehr verdrängt hat. Kaiser Menelek von Abessinien hat eigene Münzen herstellen lassen. Neben gemünztem Geld, welches immer tiefer ins Innere eindringt, bilden Baumwollzeuge, Glasperlen, Eisen- und Messingdraht noch das Geld vieler Teile Innerafrikas und dazu kommen Gewehre, Munition u. a. Ein besonders beliebtes und bequemes Zahlungsmittel für Waaren und Arbeit an Neger haben bislang aus Böhmen und Venedig bezogene Glasperlen in den verschiedensten Farben und Größen gebildet; mit dem Vordringen von Barlohnung und Geldverkehr aber nimmt deren Bedeutung ab, wie z. B. in Uganda seit dem Bahnbau, an welchem bar ausgelohnt wird. Am oberen Nil kursiert Eisengeld in Form von Hacken, am Viktoria-See bilden Kaurimuscheln das Scheidegeld und in Abessinien dienen auch Salzstangen als Geld.

Was den sonstigen Verkehr anbetrifft, so dient in Nordostafrika das Kamel als Last- und Reittier, daneben wird stellenweise auch das Pferd zum Reiten benutzt, während im mittleren Ostafrika dafür der Esel eintritt; Gepäck und Warenlasten aber müssen hier mit langsam marschierenden, kostspieligen Trägerkarawanen befördert werden, für welche sich bestimmte, durch die Natur des Landes bedingte Karawanenstraßen ausgebildet haben, an denen sich auch die Hauptmärkte befinden. Das charakteristische Transportmittel Südafrikas bildet der mit 10 bis 24 Ochsen bespannte schwerfällige Wagen, der einem wandernden Hause vergleichbar und völlig zum Wohnen eingerichtet ist; Pferde und Maultiere werden hier meist nur bei Postkutschen benutzt.

Die modernen Verkehrsmittel haben sich in Süd- und Ostafrika erst spät eingestellt und langsam entwickelt. Den Dampferverkehr besorgen englische,

französische und deutsche Linien und zwar bedient die Union-Castle Linie Südafrika bis Beira und Mauritius; die Aberdeen-Linie nur Natal, und die Britisch India Line dient dem Verkehr zwischen Indien, Sansibar, Britisch- und Portugiesisch-Ostafrika und Mauritius; auffallenderweise fehlt es den Engländern aber bislang an einer direkten Dampferlinie nach Ostafrika. Die Dampfer der Messageries Maritimes laufen Dschibuti, Sansibar, die Delagoabai, Madagascar, Reunion und Mauritius an und die jüngste, die Deutsche Ostafrika-Linie, hat seit Anfang 1901 Rundfahrten sowohl westlich, als östlich um Afrika herum eingerichtet, wobei sämtliche wichtigeren Plätze der Süd- und Ostküste zwischen Kapstadt und Kap Guardafui berührt werden. Im Jahre 1901 hat der Österreichische Lloyd, von der Regierung unterstützt, sechswöchentliche Fahrten nach der Ostküste bis Durban hinunter versuchsweise aufgenommen und die Amerikaner planen eine direkte Dampferverbindung mit Südafrika. Auch auf den großen Binnenseen, auf dem Sambesi und Schire existiert ein teilweise bereits recht reger Dampferverkehr, einzelne kleine Fluß-Dampfer verkehren auf Rufiyi, Pangani und Dschub.

Ein entwickeltes Eisenbahn-System hat bislang nur die Südostecke, welche von Kapstadt, Port Elisabeth, East London, Durban und Lourenzo Marques aus 5 Linien aufweist, deren Ziel sämtlich Transvaals Goldfelder bilden. Daneben läuft von Kapstadt aus eine andere Hauptlinie nach Rhodesia, welche von hier aus gelegentlich nach Khartum am Nil fortgesetzt werden soll, um die Verbindung mit Kairo zu schaffen. Bereits fertig gestellt ist die Linie von Rhodesia nach Beira in Portugiesisch-Ostafrika, in welcher Kolonie man eine Anzahl weiterer Bahnbauten plant. Am wenigsten hat man bisher in Deutsch-Ostafrika geleistet, wo nach 16 jährigem Besitz erst die kleine Strecke Tanga-Korogwe gebaut ist, während in Britisch-Ostafrika die, allerdings teilweise aus strategischen und politischen Gründen unternommene Uganda-Bahn von Mombasa bis an den Victoria Nyanza ihrer baldigen Vollendung entgegengeht. Die Franzosen sind an einer Bahn von Dschibuti nach Harar beschäftigt, die Italiener setzen die kleine Linie Massaua-Saati jetzt nach Asmara fort.

Die Kabel der Eastern und South African Telegraph Co. bedienen ganz Südafrika, Portugiesisch Ostafrika und Sansibar, die Franzosen haben Madagascar und Mosambik durch ein Kabel verbunden, der Landtelegraph ist besonders in der Südostecke gut entwickelt und die African Transcontinental Telegraph Co. legt z. B. die große Überlandlinie Kap-Kairo.

So sehen wir denn moderne Verkehrsmittel von allen Seiten aus vordringen, um den ungefügen, so lange von den Europäern vernachlässigten Kontinent zu erschließen.

Gehen wir nun zur Betrachtung der einzelnen Gebiete über.

Abessinien und Erythräa.

Obgleich Abessinien streng genommen nicht in den Rahmen dieses Buches fällt, so ist es doch mit den Küstenländern des roten Meeres und mit dem Somaliland so eng verknüpft, daß eine kurze Betrachtung desselben hier unerläßlich erscheint.

Die Anfänge dieses uralten Reiches sind in Dunkel gehüllt. Die Tradition nennt als Gründer desselben Kusch, einen Sohn Hams, der sich in der ältesten Königsstadt Axum niedergelassen habe und nach seinem Sohne Äthiop soll das Land Äthiopien genannt worden sein. Auch die Königin von Saba wird mit Äthiopien in Verbindung gebracht und ebenso ihr Sohn vom König Salomo, der König Menelik oder David; jedenfalls scheinen die ersten Kolonisten Abessiniens Araber gewesen zu sein, während die ältesten Bewohner wohl der Negerrasse angehörten, welche durch die Pharaonen aus dem nubischen Nilthal nach Süden verdrängt wurden und noch heute als „Agau" den Grundstock der abessinischen Bevölkerung bilden. Im Jahre 730 vor Chr. eroberte der äthiopische König Sabako Ägypten, welches bis zum Jahre 671 im Ganzen von drei abessinischen Herrschern regiert wurde, während andrerseits unter Psametich I. um das Jahr 650 eine Einwanderung von 240 000 Mann der ägyptischen Kriegerkaste in das axumenische Reich erfolgte. Zu dem Einfluß der Semiten und Ägypter gesellte sich im 3. Jahrhundert vor Chr. auch noch derjenige der Griechen, deren Kolonisten sich an der Küste des roten Meeres in Adulis (Zula) ansiedelten und die Kenntnis des Landes nach dem Abendland brachten. Um 330 nach Chr. drang, zunächst durch zwei gefangen genommene junge Christen, von Alexandria her auch das Christentum in das Land ein und bewirkte einen noch engeren Verkehr mit der griechischen Bildung. Die Blüte der dadurch erzeugten Kultur fällt ins 4. bis 7. Jahrhundert und die abessinische christliche Kirche trat in Beziehung zu der koptischen Ägyptens. Die Axumiten der Vorländer Abessiniens und die Himjariten von Südwest-Arabien bildeten damals zusammen ein mächtiges Reich und besuchten auf ihren Handelszügen, ohne dauernde Kolonien zu gründen, auch die südlichen Länder Ostafrikas; aber schließlich wurden die Himjariten des axumenischen Joches müde, riefen zu Anfang des 6. Jahrhunderts die Perser zur Hülfe und diese wurden nach Besiegung des Negus Marsuk bei dem Dorfe Scheich Othman in der Nähe von Aden

Herren Arabiens. In Abessinien selbst fanden später viele religiöse Kriege statt und im 10. Jahrhundert kamen in Folge davon Bekenner des jüdischen Glaubens bis zum Jahre 1268 zur Oberherrschaft.

Von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab begannen die Nachkommen arabischer Einwanderer den Kampf gegen Äthiopien, dessen Besitzstand an der nordöstlichen Grenze schmälernd und das mohamedanische Reich Adele gründend, dessen erste Hauptstadt Zeila, dessen Residenz seit 1521 Harar und vorübergehend auch Aussa gewesen ist. Besonders der Emir Muhammed Granj (1526—43), der sich auch der Unterstützung der Türken erfreute, bekriegte Aethiopien mit Erfolg.

In Europa zirkulierten inzwischen während des Mittelalters zahlreiche sagenhafte Berichte über das geheimnisvolle „Reich des Erzpriesters Johannes," der, obgleich durch den Islam von seinen Glaubensbrüdern abgeschnitten, sich und sein Volk dem Christentum erhalten hatte und in dem man einen Bundesgenossen gegen den Islam erhoffte. Man wußte aber nur, daß sein Land südlich von Ägypten läge und das Problem wirkte mit als treibende Ursache bei den Entdeckungsfahrten nach Indien und Afrika. Schon im Jahre 1487 hatte Portugal Affonso da Paiva und Pedro de Covilhaõ als Kundschafter ausgeschickt und beide erreichten auch Abessinien, wo ersterer bald starb, letzterer zurückgehalten und noch 1520 daselbst angetroffen wurde, als König Manoel's Gesandtschaft unter Rodrigo de Lima Abessinien besuchte und das Land gründlich kennen lernte, da diese Mission 6 Jahre hier verblieb. Man hatte das geheimnisvolle Land für unermeßlich reich gehalten, fand aber bald heraus, daß man sich darin sehr geirrt und daß Abessinien gar nicht mit Indien zu vergleichen sei. Immerhin wurde den Portugiesen 1525 zugestanden, Forts in Suakin, Massaua und Zeila anlegen zu dürfen und im Jahre 1541 sandten sie von Massaua aus in abenteuerlicher Ritterlichkeit dem Könige von Abessinien, der mit dem den Türken verbündeten Zeila im Kriege lag, 400 Soldaten zu Hülfe, welche dabei meist umkamen. Die von Ostafrika aus wiederholt angestrebte Verbindung mit Abessinien gelang wegen der feindlichen Gallastämme nicht.

Einen neuen Vorstoß, diesmal seitens der Missionare, unternahmen die Portugiesen Anfang des 17. Jahrhunderts. Der Missionar Paez drang 1618 tief in Abessinien ein, andere Glaubensboten folgten und wenn auch der abessinische Herrscher 1626 mit seinem Hofe zur römischen Kirche übertrat, so trat doch bald eine Reaktion ein, hauptsächlich dadurch verursacht, daß die römisch-katholischen Priester und besonders die Jesuiten für ihre Lehre und Kirche nach unbedingter Herrschaft trachteten. Zwar schickte der Papst Affonso Mendez als Patriarchen nach Abessinien und es entstanden dort eine Reihe katholischer Klöster, aber schon 1634 wurden die Katholiken vertrieben und die alte monophysitische Lehre gelangte durch die koptische Geistlichkeit wieder zur Herrschaft. In den Jahren 1634—52 finden wir am Hofe Kaiser Basilides' noch den deutschen Missionar Peter Heyling, doch mußte sich dieser dann wegen

der Feindschaft der koptischen Geistlichkeit zurückziehen und wurde in Suakin ermordet.

In den Jahren 1701—2 drang Pater Krump aus Augsburg von Senaar aus nach Abessinien vor, 1768—73 weilte auch der Schotte James Bruce daselbst. Letzterer kam vom roten Meere aus, hielt sich eine Zeit lang als Arzt in Gondar auf und reiste dann über den Tana-See und Nubien nach Assuan. Die Herrscher Abessiniens, die Negus, d. h. „Könige", waren inzwischen immer machtloser, ihre Statthalter in den Provinzen, die Ras, immer selbständiger geworden, zwischen 1788 und 1833 wurden nicht weniger als 22 verschiedene Kaiser gewählt und der letzte Schatten eines gemeinsamen Oberhauptes schwand mit der Absetzung des Negus Saglu Denghel. 1831 zerfiel das Land in die 3 Staaten Tigre, Amhara und Schoa, zu welchen in neuerer Zeit noch Godjam und Kaffa traten und es folgten nun allgemeine Kämpfe der verschiedenen Statthalter unter einander um die Oberherrschaft. Seit dem Jahre 1850 tritt aber mehr und mehr die Person des Kasa hervor, eines Beamten aus Amhara, der 1855 die Staaten Tigre, Amhara und Schoa wieder zu einem Reiche vereinigte und den Namen Theodoros und den Titel Negus Negesti d. h. „König der Könige" annahm. Seit 1861 finden wir ihn mit durchgreifenden Reformen in Staat und Kirche beschäftigt, welche ein Gemisch europäischer Formen und barbarischer Rohheit repräsentieren; die Rechtspflege wird auf das justinianische Recht gegründet, mit eiserner Strenge und blutiger Grausamkeit Ordnung und Sicherheit gewahrt und durch die Einführung der Monogamie die Sittlichkeit gehoben; die Kirchengüter werden von Theodoros eingezogen, der aber der Geistlichkeit ein bestimmtes Einkommen sichert.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war inzwischen eine Reihe weiterer Forschungsreisen durch Missionare und andere in Abessinien ausgeführt worden, so finden wir, nachdem Ehrenberg die Küste Abessiniens besucht, 1831—34 den Frankfurter Eduard Rüppell im Lande, 1837—42 und später noch zweimal den berühmten Missionar Krapf, 1837—48 die Brüder d'Abbadie. In den 50er Jahren wurden Vorstöße vom roten Meere aus ins Innere immer häufiger, besonders die Route Suakin-Kassala kam sehr in Aufnahme und Werner Munzinger (1855—75), Theodor von Heuglin (1850—64) und Schweinfurth (1863—71) trugen viel zur Kenntnis von Abessinien und der Küstenländer des roten Meeres bei. Auch Missionare verschiedener Sekten hatten sich im Lande niedergelassen.

Nun haßte Theodor freilich alle Missionare, da er unter seinem Szepter nur eine, seine eigene Religion, dulden wollte und gestattete deshalb nur Bekehrungsversuche an den Juden, den Falaschas. Gegen dieses Gebot hatten einige englische Missionare verstoßen, dazu kam, daß England einen Antrag des Theodoros auf Abschluß eines Bündnisses gegen die Türken zunächst gar nicht, dann unhöflich ablehnend beantwortete. So glaubte sich Äthiopiens

Kaiser von England schwer verletzt und jene Missionare und der Konsul Cameron sollten ihm als Geisel dienen, bis er von England Genugthuung erlangt hätte. Später ließ er alle Europäer, auch den englischen Gesandten Rassam ins Gefängnis werfen. Die leidenschaftliche Wut Theodoros wurde dadurch noch gesteigert, daß gerade zu jener Zeit in allen Teilen des Landes Unruhen ausbrachen, die zu einem vollständigen Abfall sämtlicher Großen führten. Trotzdem lehnte der Kaiser alle Versuche zu einer gütlichen Befreiung der Gefangenen ab und England sah sich deshalb zu kriegerischen Operationen gezwungen. Sir Robert Napier landete im Oktober 1867 in Zula mit 12000 Mann englisch-indischer Truppen, erreichte unter Führung des sprach- und landeskundigen Munzinger unter ungeheuren Schwierigkeiten das Hochland und Theodoros lieferte nunmehr bei Annäherung der Engländer die Gefangenen aus, freilich ohne dadurch günstige Friedensbedingungen zu erreichen und so erschoß er sich selbst, als die Engländer am 13. April 1868 zum Sturme auf die Felsenfeste Magdala schritten.

Schon am 1. Juni 1868 schifften sich die Engländer wieder in Zula ein und überließen Abessinien der Anarchie und Kämpfen zwischen seinen verschiedenen Fürsten, bis sich der Herrscher von Tigre, Kassai, das ganze Land mit Ausnahme von Schoa unterwarf und sich im Januar 1872 zu Axum als Kaiser Johannes von Äthiopien krönen ließ. Auf Anstiften des zum ägyptischen Gouverneur von Massaua ernannten Munzinger besetzten die Ägypter im gleichen Jahre die nördlichen Teile Abessiniens und suchten Johannes im Bunde mit König Menelek von Schoa 1875 auch von Süden her anzugreifen, fanden jetzt aber unerwartet kräftigen Widerstand; Munzinger wurde am 15. November 1875 bei Aussa getötet und Ismail Paschas Sohn Hassan, der mit 20000 Mann von Massaua heranrückte, am 7. März 1876 von Johannes gänzlich geschlagen, und die Ägypter konnten nur das 1875 von Zeila aus eroberte Harar halten. Unter dem Eindruck dieser Siege aber unterwarfen sich auch die Fürsten von Schoa und Godscham dem Kaiser, der nunmehr ganz Abessinien beherrschte. Seit dem Aufstand in Ägypten im Jahre 1882 und dem Abfall des Sudan drohte auch von dieser Seite keine Gefahr mehr.

Inzwischen hatten sich aber auch die Italiener auf dem Schauplatz eingefunden und hofften, hier eine Rolle spielen zu können. Schon im Jahre 1870 hatte auf Veranlassung ihrer Regierung die italienische Dampfergesellschaft Rubattino einen kleinen Küstenstrich an der Assab-Bai erworben, italienische Forscher drangen in das Hinterland ein, so Cecchi 1876 auf seinem epochemachenden Zug von Zeila über Schoa nach Kaffa und nachdem Rubattino seine Rechte 1880 an die italienische Regierung abgetreten, nahm diese am 9. Januar 1881 von der Assab-Bai, den beiden vorliegenden Inselchen und einem 4 km langen Küstenstreifen Besitz. Um Italien einen Anteil an der kolonialen Entwicklung zu sichern, „Erfolge" in der äußeren Politik aufweisen zu können und die Schlappe von Tunis wettzumachen, wurde 1884 die Küste bis Ras

Dermah erworben und als England sich anschickte, den Sudan wieder zu unterwerfen, besetzte Italien außer Bailul und Gubbi am 6. Februar 1885 den wichtigen abessinischen Hafen Massaua in der Hoffnung, daß England Italien bei der Unterwerfung des Sudan zuziehen und ihm einen Teil dieser Länder einräumen werde, eine Erwartung, die sich bald als aussichtslos erwies, da England 1885 auf die Eroberung des Sudans verzichtete und die ägyptischen Truppen auch aus Harar zurückgezogen wurden. Die ganze Vorgeschichte der italienischen Expedition nach Massaua ist noch immer in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, sicher ist, daß sie von Anfang an nicht die Sympathie von Kaiser Johannes haben konnte, da dieser erst 1884 mit dem englischen Admiral Hewett einen Vertrag geschlossen hatte, der ihm freien Handel über Massaua zusicherte. So erwies sich denn Johannes, welcher Massaua für sich beanspruchte, den italienischen Annäherungsversuchen gegenüber mißtrauisch und unzugänglich; die Mission des mit kostbaren Geschenken für ihn ausgerüsteten General Pozzolini durfte nicht einmal abessinisches Gebiet betreten und mußte unverrichteter Dinge heimkehren, und die alsdann entsandten „Forscher", in Wahrheit italienische Offiziere, die durch Hinterthürchen beim Negus anzukommen hofften, wurden auf den Rat von Johannes' französischen Freunden in Ketten gelegt. Die katholischen sowohl wie protestantischen Missionare hatte der Negus schon 1885 ausgewiesen und auch der vom Khedive eingesetzte Emir von Harar erwies sich den Italienern feindlich und ließ im April 1886 eine ziemlich ungeschickt in Szene gesetzte Expedition des Grafen Porro niedermetzeln. Die Lage der italienischen Truppen in dem ungesunden Massaua war inzwischen höchst mißlich und die kostspielige Besetzung schien ganz verfehlt. Die Angriffe in der italienischen Kammer auf diese Kolonialpolitik erneuerten sich, als am 26. Januar 1887 eine italienische Kolonne bei Dogali durch die Abessinier unter Ras Alula überfallen und vernichtet wurde, während letzterer nicht wagte, die italienische Hauptstellung anzugreifen; aber selbst die Opposition befürwortete angesichts der großen nationalen Erregung in Italien nicht die Räumung der Kolonie, die Kammern bewilligten vielmehr dem Ministerium Crispi die erforderlichen Truppen und Gelder für eine Verstärkung der Stellung in Massaua und man beschloß die Bildung eines besonderen Korps von Kolonialtruppen und die Entsendung dieses Rachekorps unter dem General San Marzano. In der That genügte schon dessen Demonstration bei Saati, um Johannes zum Rückzug zu veranlassen, umsomehr als seit 1886 die Mahdisten sein Reich bedrängten; diese zerstörten 1888 das altehrwürdige Gondar in Amhara, das seit Anfang des 17. Jahrhunderts Kaisersitz war und im Kampfe gegen die Mahdisten fiel auch Johannes am 9. März 1889 bei Metemmeh.

So schienen sich denn die Dinge für Italien überraschend günstig anzulassen. Schon am 9. Dezember 1888 hatte der Sultan von Aussa sich und die Danakilländer unter italienisches Protektorat gestellt und in dem neuen Herrscher

Abessiniens glaubte man einen „Freund" zu besitzen. Johannes' Sohn Mangascha, Ras von Tigre, war nämlich von Menelek, dem Ras von Schoa, der im Januar 1887 auch Harar erobert hatte, verdrängt worden und Johannes' bester Feldherr, Ras Alula unterlag Menelek ebenfalls. Zu Menelek aber hatten die Italiener freundliche Beziehungen von früher. Nachdem Graf Antonelli zunächst von 1879 ab eine dreijährige Reise mit Kapitän Martini zusammen durch Schoa unternommen, brachte ihn ein zweiter Aufenthalt in Abessinien in nähere Beziehungen zu Menelek, sodaß er als Beauftragter der italienischen Regierung mit diesem einen Handels- und Freundschaftsvertrag abschließen konnte. Als nun Menelek durch den Tod von Johannes den Weg zur abessinischen Kaiserwürde für sich offen sah, sandte Crispi den Grafen Antonelli abermals an den Hof Menelek's und Italien errang nun den Scheinerfolg des verhängnisvollen Vertrags von Utschalli vom 2. Mai 1889, der die Schutzherrschaft Italiens über Abessinien begründen sollte, aber durch seine Doppeldeutigkeit der Ausgangspunkt der Zerwürfnisse und schwerer Kämpfe mit Menelek wurde. Der Vertrag bestimmte, daß Abessinien mit anderen Staaten nur durch Vermittlung Italiens verhandeln sollte, und die von letzterem beanspruchten Gebiete am roten Meere bis zum Ras-Kasr wurden durch ein ferneres Abkommen vom 29. September 1889 als italienischer Besitz anerkannt. Nun konnten die Landstriche Asmara und Keren westlich von Massaua besetzt und dadurch nicht nur dieses gesichert, sondern auch gesunde Quartiere für die Truppen beschafft werden. Durch königliches Dekret vom 2. Januar 1890 erfolgte sodann die Organisation der afrikanischen Niederlassung als Colonia Eritrea.

Während der „geschickte" Vertreter Italiens am Negushof, Graf Antonelli, den Abessiniern Massen italienischer Kanonen und Gewehre verehrte und Menelek und dessen edle Gattin Taitu immer mehr für Italien zu gewinnen glaubte, war man in Massaua betreffs der Zukunft froher Zuversicht, richtete einen schwerfälligen und teuren Verwaltungsapparat ein und begann mit unpraktischen und bureaukratischen „Kolonisationsversuchen", die durch planlos umhertappendes Experimentieren jeden Aufschwung verhinderten. Im übrigen hatte Menelek sehr bald die Zweideutigkeiten des Vertrags von Utschalli erkannt, Antonelli mußte schon 1890 den schoanischen Hof fliehen und kam nach mancherlei Gefahren im Frühjahr 1891 nach Italien mit dem guten Rate, auf die angestrebte Schutzherrschaft über Abessinien zu verzichten und sich mit einem Freundschaftsvertrag zu begnügen, ein Rat, den man leider erst 5 Jahre später, durch tragische Umstände dazu gezwungen, befolgte. Inzwischen aber teilte man durch den italienisch-englischen Vertrag vom 15. April 1891 das tropische Nordostafrika in eine englische und eine italienische Einflußsphäre und setzte die italienische Grenzlinie derart fest, daß sie von der Mündung des Dschub diesem entlang bis zum 6° nördlicher Breite, diesem Grade bis zum 35° östlicher Breite, darauf wieder diesem entlang nördlich bis zum Rahat-Fluß folge und endlich

in einer unregelmäßigen Linie nach Kap Kasr laufe; das durch die Verträge vom 2. Mai und 29. September 1889 „gebundene“ Abessinien war in der so geschaffenen italienischen Einflußzone vollständig einbegriffen.

Nachdem man in den Jahren 1885—91 bereits 115 Millionen Lire für die Kolonie ausgegeben und nichts eingenommen hatte, wünschte man in Italien allmählich aber auch klingende Resultate aus dem Besitz zu ziehen und nachdem eine besondere Kommission an Ort und Stelle eingehende Untersuchungen vorgenommen, beschloß man nunmehr in Eritrea eine „billigere“ Zivilverwaltung einzurichten, die am 28. Februar 1892 von dem eitlen General Baratieri übernommen wurde, aber absolut keine Besserung in die Verhältnisse brachte.

Im Frühjahr 1893 richtete der andauernd von Russen und Franzosen beratene Menelek Briefe an die europäischen Großmächte, inclusive Italien, worin er die Abschaffung der italienischen Suzeränität verlangte, ohne jedoch Beachtung zu finden. Vielmehr rückten die Italiener, um die Nordgrenze zu sichern, nunmehr auch gegen die Mahdisten vor, Oberst Agrimondi schlug am 21. Dezember 1893 die von Kassala ausschwärmenden Derwische bei Agordat glänzend zurück, und der auf diesen Erfolg eifersüchtige Gouverneur General Baratieri eroberte am 17. Juli 1894 das wichtige Derwisch-Bollwerk Kassala im Sudan, kam darauf bald in Konflikt mit Mangascha, Ras von Tigre, der sich inzwischen mit Menelek versöhnt hatte, schlug dessen Heer im Januar 1895 bei Coatit und Senafe und besetzte Adigrat. Am 1. April 1895 nahm Baratieri auch die wichtige Stadt Adua in Tigre, zog im „heiligen“ Axum ein und der um Frieden bittende Mangascha räumte im Oktober ganz Tigre. Aber schon stand Menelek, von den Franzosen über Obok mit Waffen und Munition versehen, von Schoa vorgerückt, jetzt selbst an der Grenze, ohne daß Baratieri eine Ahnung davon hatte, und seine Truppen brachten den Italienern am 7. Dezember 1895 und am 21. Januar 1896 Schlappen bei Amba Aladschi und Makalle bei, während die von Italien herangezogenen 30000 Mann Verstärkung bei Adigrat standen, gefährdet durch den Abfall der bislang befreundeten Ras und durch die aufrührerische Haltung der Eingeborenen in Erythräa selbst. Crispis erschütterte Stellung und die Angriffe des Parlaments verlangten einen baldigen „authentischen Sieg,“ und so ließ sich Baratieri am 1. März 1896 zu dem kopflosen Angriff auf Meneleks natürliche starke Stellung Abba Garima verleiten, welcher trotz der italienischen Bravour in einer vernichtenden Niederlage endete; die Italiener verloren dabei 2000 Gefangene und sämtliche 50 Kanonen, der Rest der 26000 Mann, einschließlich Baratieris, suchte sein Heil in wilder Flucht. Der größte Teil von Tigre mußte aufgegeben werden, ja man fürchtete selbst für Erythräa, doch konnte dies, da es von den Abessiniern nicht angegriffen wurde, ebenso wie Kassala gehalten werden. Das abessinische Hauptheer zog bereits am 20. März nach Süden ab, nur Adigrat umzingelt haltend, dessen italienische Garnison Anfang Mai durch den neuen Oberbefehlshaber Baldissera entsetzt, worauf die Stadt von den Italienern geräumt und von den Abessiniern zerstört wurde.

Das neue italienische Ministerium Rudini beschloß zwar, Erythräa zu behaupten, aber auf Tigre und alle ferneren Eroberungen in Afrika zu verzichten und einen möglichst ehrenvollen Frieden mit Abessinien herbeizuführen, das man als militärische Macht unterschätzt hatte. Der diplomatischen Geschicklichkeit des italienischen Militärarztes Nerazzini gelang es, die im Juni aufgenommenen Verhandlungen am 26. Oktober 1896 durch den Frieden von Addis Abeba mit Menelek abzuschließen, worin Italien auf den Vertrag von Utschalli und damit auf die Schutzherrschaft über Abessinien verzichtete und die 2000 italienischen Gefangenen gegen Ersatz der Verpflegungskosten ausgeliefert wurden. Als Nord-Grenze Abessiniens wurde die Linie Mareb-Belesa-Muna festgesetzt und nähere Bestimmung einem besonderen Vertrage vorbehalten, der bis heute aber noch nicht erfolgt ist. Im italienischen Parlament war man im Mai 1897 teilweise für *gänzliches* Aufgeben der Kolonie gewesen, schließlich aber wurde das Programm der Regierung angenommen, die jährlichen Ausgaben für Erythräa auf höchstens 9 Millionen Lire zu bemessen und, wenn damit die Mareb-Linie nicht zu behaupten sei, sich auf Massaua und dessen nähere Umgebung zu beschränken. Kassala wurde am Weihnachtstage 1897 von den Italienern geräumt und von englisch-ägyptischen Truppen besetzt.

Der Ausgang des Konflikts mit Italien aber steigerte Abessiniens Machtstellung und Ansehen erheblich und das zeigte sich auch darin, daß außer Rußland — dessen auffallendes Interesse für Abessinien durch die angebliche Verwandtschaft der abessinischen mit der griechisch-orthodoxen Kirche erklärt wird — sich 1897 auch Frankreich und England beeilten, besondere Gesandtschaften zum Abschluß von Handelsverträgen nach Abessinien zu schicken.

Im Sommer 1899 sandte Menelek zur Ausbreitung der abessinischen Herrschaft eine Expedition unter dem russischen Grafen Leontiew nach dem Rudolf-See, und nach deren erfolgreicher Durchführung wurde Leontiew zum Gouverneur der Äquatorialprovinz ernannt, nachdem dieser vielseitige Mann bislang als Gesandter, Forscher, Militärinstrukteur und Berater am abessinischen Hofe geweilt hatte.

Der Negus Negesti beansprucht heute ein Reich von etwa 600000 qkm mit 8½ Millionen Einwohner, nämlich das eigentliche Abessinien (Tigre, Amhara und Godscham), ferner Schoa, Harar, das Land der Beni Amer, der Afar, der nördlichen Somal, der Galla und Sidama. Das eigentliche Abessinien ist ein wild zerrissenes, seenreiches Alpenland mit einer mittleren Höhe von 2000—2300 m, im Norden und Süden allmählich, im Osten und Westen unvermittelt aufsteigend, eine Folge grasreicher, aber meist waldloser Plateaus, welche, von schluchtenartigen, tief eingeschnittenen Thälern durchfurcht, zahlreiche isolierte Tafelberge, Amba genannt, bilden, die den Bewohnern in Kriegszeiten als natürliche Festungen dienen. Das Land ist vorwiegend vulkanischer Natur und von einer Reihe von Bergketten durch-

zogen, die im Ras Daschan 4620 m Höhe erreichen und ewigen Schnee und festgelagerten Firn aufweisen. Das Volk ist ziemlich roh, aber technisch geschickt, dem Handel zugeneigt und treibt als Lieblingsbeschäftigung Viehzucht.

Die einzelnen Länder des gesamten von Menelek beanspruchten Gebiets, in dem eine große Mannigfaltigkeit von Sprachen herrscht, zerfallen wieder in eine Reihe von Unterabteilungen, die zum Teil „Königreiche" genannt und von „Ras" verwaltet werden, die ihre Investitur vom Kaiser erhalten und sich nicht selten jeder Kontrolle entziehen, sofern nicht die Truppen des Negus dessen Macht durch ihre räuberischen Einfälle vor Augen führen; denn da die allgemeine Wehrpflicht im weitesten Umfang gültig ist, hat sich Menelek leicht ein stehendes Heer von etwa 150000 Mann schaffen können. Seitdem das Reich durch seine Siege über Italien ein so bedeutsamer Faktor für die Entwicklung Nordafrikas geworden ist, sind auch die Bemühungen europäischer Staaten, in regere Handels- und andere Beziehungen zu Abessinien zu treten erfolgreich gewesen; Italien unterhält einen Ministerresidenten am abessinischen Hofe, Rußland einen diplomatischen Agenten und eine Handelsagentur, und für Frankreich und England sind ihre Gouverneure in Dschibuti und Berbera gleichzeitig als diplomatische Agenten bei Menelek accreditiert. Kaiser Meneleks Vertrauensmann, Hausminister und Leiter seiner industriellen Unternehmungen ist seit zwei Jahrzehnten der schweizer Ingenieur Alfred Jlg.

Die Residenz Abessiniens hat sehr häufig gewechselt, auch unter Theodoros und Johannes, kein Herrscher aber hat in nomadischen Anwandlungen seinen Wohnsitz so häufig gewechselt, wie Kaiser Menelek: Von Litsche ging er nach einander nach Warrailon, Debra Bebran, Ankober, Watsatsa, Entotto und schließlich nach Addis Abeba, einer ehemaligen Vorstadt des alten Entotto, bis er Anfang 1901 seinen Hof nach Addis Alam verlegte, zur nicht geringen Unzufriedenheit der in Addis Abeba ansässigen Händler, welche sich dort unter großem Kostenaufwand behagliche Wohnungen geschaffen hatten. Der Haupthandel in dem heute 80000 Einwohner zählenden Addis Abeba liegt in den Händen der fremden Kaufleute und zwar zählte man daselbst im Jahre 1900 7 armenische, 4 arabische, 4 französische, 3 griechische und 2 indische Kaufmannshäuser; Hauptkäufer sind der König und die verschiedenen Ras, doch nimmt auch unter dem Volke die Kauflust reißend zu. Addis Alam hat eine schöne Lage inmitten einer lachenden Gegend, die reich ist an Wäldern, dagegen mangelt das Wasser, welches in Addis Abeba überreichlich vorhanden ist und deshalb hofft man, daß Menelek der neuen Residenz bald müde sein und wieder in Addis Abeba einziehen werde.

Was die Zugangsrouten zu dem heutigen Tages gänzlich vom Meere abgeschnittenen Reiche anbelangt, so kommen dafür folgende Hafenplätze als Ausgangspunkte in Betracht: Vom italienischen Gebiet die Häfen Massaua und Assab, ersterer mit den Nordprovinzen Abessiniens verbunden,

welche die am wenigsten reichen und fruchtbaren sind und deshalb nur einen sehr unbedeutenden Verkehr haben; auch der Weg von Assab nach den Mittel- und Südprovinzen ist lang, mühsam und wenig aussichtsreich für die Zukunft. Weit wichtiger dagegen sind die Straßen von der französischen und der englischen Somaliküste nach dem Innern und zwar sind die Routen von Dschibuti, Zeila, Bulhar und Berbera ungefähr gleich gut; die nahe beisammen liegenden Wege von Bulhar und Berbera bilden bald eine gemeinsame Straße und ebenso vereinigen sich die Straßen von Dschibuti und Zeila nach Harar wenige Tagereisen von der Küste entfernt. Für sämtliche 4 Südstraßen aber ist das Ziel Harar, eine 1850 m ü. M. gelegene, 315 km von Dschibuti entfernte Stadt von etwa 40000 Einwohner, eine Ackerbau-Oase am Rande der Wüste und ein Knotenpunkt der wichtigsten Handelswege, welche von hier aus durch schöne und fruchtbare, korn- und viehreiche Gegend über Balchi nach Addis Abeba weiterführen. Der Handelsverkehr findet nur während der trocknen Jahreszeit, d. h. von Anfang September bis Mitte Juni statt. Zwar hat es letzthin nicht an Bemühungen gefehlt, einen Teil des Handels über Massaua und den Sudan zu leiten, aber Harar, wo auch eine Reihe europäischer Firmen, besonders Griechen und Franzosen vertreten sind, beherrscht nach wie vor fast den gesamten Außenhandel.

Im Jahre 1894 hat Menelek seinem Vertrauensmann Alfred Ilg und dem französischen, in Abessinien ansässigen Händler Leon Chefneux die Erlaubnis zum Bau folgender Eisenbahnstrecken erteilt: Dschibuti — Harar, Harar — Entotto, Entotto — Kaffa und Entotto — Weißer Nil und die Konzessionäre haben daraufhin zunächst für den Bau der ersten Strecke Dschibuti — Harar in Frankreich die Kaiserlich Äthiopische Eisenbahngesellschaft gebildet, worüber gelegentlich der Besprechung der Französischen Somaliküste Näheres berichtet werden wird. Die Franzosen hoffen, daß nach Fertigstellung der Eisenbahn sich der gesamte abessinische Handel zu ihnen ziehen werde; bislang ist der Handel in Dschibuti aber, trotz des dortigen besseren Hafens, noch viel geringer als in Zeila.

Eine Telegraphenlinie führt von Dschibuti bereits nach Harar und Addis Abeba, und ein wöchentlicher Botenpostdienst ist von Dschibuti, wie Zeila aus nach der abessinischen Hauptstadt eingerichtet.

Was die Haupterzeugnisse Abessiniens für die Ausfuhr anbelangt, so bestehen dieselben in Kaffee, Gold, Elfenbein, Wachs und Fellen, während für den eigenen Bedarf Weizen, Mais, Hirse, Gerste und Baumwolle gezogen werden; Viehzucht bildet eine Lieblingsbeschäftigung der Abessinier, welche auch Pferde und einen kräftigen Schlag Maultiere züchten. Kaffee, hier in seinem Heimatsland wild wachsend und besonders in Kaffa zwischen 1800 und 2300 m Höhe gut gedeihend, zeichnet sich durch sein gutes Aroma aus, wird aber im Lande selbst wenig gebraucht, sondern geht meist nach Arabien (Aden) und von da als „echter Mokka" in die Welt; 2000 Maultierlasten à 108 kg Kaffee

passieren monatlich die Zollstelle von Addis Abeba, und von Harar, dessen Umgebung gleichfalls viel Kaffee liefert, gehen monatlich etwa 300 Kamellasten à 270 kg nach der Küste. Elfenbein, meist aus dem Wallega und dem Galla Gebiet stammend, bildet das Haupteinkommen des Kaisers, der von seinen Statthaltern und den unterworfenen Königen jährlich etwa 30—40000 kg davon als Tribut empfängt; auch reines Gold wird ihm in Ringform auf diesem Wege geliefert.

Die Mineralschätze des Landes sind noch wenig erforscht, scheinbar aber nicht bedeutend, mit Ausnahme von Kaffa, das Ilgs Untersuchungen als sehr mineralreich bezeichnen. Unweit Addis Abeba hat man im Jahre 1900 vortreffliche Braunkohlen in der Nähe reicher Eisenerzlager gefunden.

Industrie ist bislang noch wenig vertreten, man fertigt besonders Baumwoll- und Seidenwaren, Säbel und Messer, dagegen hat sich der

Handel in den letzten 10 Jahren bedeutend gehoben und betrug im

Jahre 1897/8	in	Einfuhr	Ausfuhr
über englische und französische Häfen	Mark	11,066,000	5,548,000
„ italienische „	„	730,000	745,000
	M.	11,796,000	6,293,000

In der Einfuhr stehen obenan amerikanische, englische und indische Baumwollwaren mit fast 6 Millionen und Waffen mit 2½ Millionen Mark, dazu treten Wollstoffe aus England, Seidenstoffe europäischer und asiatischer Provenienz, Möbelkattune, Schirme, emailliertes Kochgeschirr, eiserne Pfannen, Lampen, Zucker, Scheeren, Rasiermesser, Feilen, kleine Taschenspiegel und Knöpfe aus Deutschland, Glasperlen, Glasleuchter und Wachszündhölzer aus Italien, Sicherheitszündhölzer aus Schweden. Die Hauptausfuhrartikel bildeten Kaffee mit 3, Gold mit 1,1 Million, Elfenbein mit 800,000, Häute mit 500,000, Zibet mit 300,000 und Wachs mit 60,000 Mark.

Von allen in Addis Abeba eingeführten Waren werden 10%, in Harar 8% Zoll erhoben.

Als Münzen kursierten bis vor kurzem in Abessinien nur die Maria Theresia-Thaler, die noch heute in Wien mit der Jahreszahl 1780 geprägt werden und daneben indische Doppelannas; in neuerer Zeit hat Menelek aber auch eigene Reichsthaler, die Bör à 20 Gösch prägen lassen, die gesetzlich zwar dem Maria-Theresia-Thaler gleichwertig, in Wirklichkeit aber minderwertig sind. Außerdem bilden auch Amulios, Salzstangen in Form eines Wetzsteins, die aus dem unerschöpflichen Steinsalzvorrat des Assal-Sees stammen, vielfach noch courante Münze; man rechnet in Addis Abeba fünf derselben gleich einem Thaler.

Sehen wir uns nun nach Betrachtung des Hinterlandes die

etwas näher an, deren Gebiet 1899 mit einem Flächenraum von 247300 qkm und einer Einwohnerzahl von 329000, darunter 2000 Weißen, angegeben war. Der italienische Besitz erstreckt sich dem roten = erythräischen Meere entlang zwischen Ras Kasar im Norden — durch italienisch-englischen Vertrag vom 13. Mai 1887 festgesetzt — und Ras Dumeirah im Süden, umfaßt die der Küste vorgelagerten Inseln und das Sultanat Raheita an der Grenze gegen das französische Somaliland, und vom Kap Dumeirah aus verläuft die im Januar 1900 festgesetzte italienisch-französische Grenzlinie derart nach Südwesten, daß die Karawanenstraße von Assab nach Aussa ganz auf italienischem Gebiet liegt. Die Abgrenzung des Hinterlands mit Abessinien ist, wie bereits erwähnt, noch nicht erfolgt, dagegen ist es am 15. April 1901 zu einem Vertrage zwischen England und Italien gekommen, welcher die Grenze zwischen Erythraea und dem egyptischen Sudan regelt. Als Entschädigung für das 1897 von den Italienern geräumte Kassala wurde ihnen jetzt das 140 km südlich davon am Atbara gelegene Tomat zugesprochen, ein Ort von einer gewissen Handelsbedeutung, der früher einen Streitpunkt zwischen der ägyptisch-englischen und der abessinischen Regierung gebildet hatte.

Hinter dem nur mit spärlicher Vegetation bestandenen Küstenstreifen erhebt sich eine niedrige Terrasse, die Samhara, mit vereinzelt aufgesetzten, ausgebrannten Vulkan-Kegeln und Lavaformationen; vulkanische Thätigkeit wurde noch 1861 an dem Erteadi bei Ed an der Danakil-Küste beobachtet. Das ganze Gebiet bis zum Steilabfall des abessinischen Hochlands, welches vom Tiefland aus gesehen den Eindruck einer mächtigen Burg macht, durch deren Wälle nur wenige Pässe führen, ist sehr heiß, wasser- und vegetationslos und schwach bevölkert; seine Oberfläche besteht teils aus nacktem Fels, teils aus flüchtigen Sandablagerungen über demselben. Auf dem 2000—2350 m hohen Hochland von Asmara, Godofellasi und Gura sind dagegen 10000 qkm angeblich vortrefflich geeignet für italienische Bauernfamilien, von denen Anfang der 90er Jahre eine kleine Zahl — darunter allerdings arbeitsunfähige Greise und der Landbestellung nicht kundige Mailänder Fabrikarbeiter — angesiedelt wurden; auch mehrere Versuchsstationen sind hier angelegt. Die Berichte von Menotti Garibaldi und von Baldacci, welche 1891 und 1893 das Dreieck Massaua—Keren—Asmara untersuchten, konnten freilich auch das Hochplateau als für Ackerbau geeignet nicht bezeichnen. Der Regenfall sei viel zu unregelmäßig, die tiefeingeschnittenen Wasserläufe führten nur wenig, zeitweilig gar kein Wasser, sodaß auch an künstliche Bewässerung der Kulturen nicht zu denken und nur der Betrieb von Viehzucht möglich sei; man will trotzdem Versuche mit Anpflanzung von Kaffee und Tabak machen und verspricht sich besonders von letzterem gute Resultate. Die kleinen Küstenflüsse

führen nur periodisch für kurze Zeit Wasser, und die vom abessinischen Hochland herabkommenden Flüsse verlieren sich in Salzseen oder im Sande der Steppe. Das Klima ist außerordentlich heiß, Massauas Jahresdurchschnitt z. B. 31,6 °, der Regenmangel groß und die Vegetation entsprechend dürftig; erst am Westabhang des abessinischen Hochlands wird die Flora plötzlich tropisch, man begegnet dort dem Baobab und anderen großen Baumformen dieser Zone, wie Ficus, Kigelien, Sykomoren und Tamarinden.

Die Bewohner von Erythräa sind im Norden meist Araber und zwar teils seßhafte, teils nomadisierende Stämme, während der Süden von den hamitischen Danakil oder Afar, d. h. „Freien" bewohnt wird, fanatischen Mohamedanern, welche nomadisierende Viehzüchter, Fischer oder Händler sind und unter dem Sultan von Aussa stehen, dessen Hauptort Hadele Gubo ist.

Gebaut werden Mais und Sorghum, die Uferlandschaften lassen die Anpflanzung von Bananen, Tabak, Baumwolle und Gemüsen zu, man pflanzt auch den Ölbaum, doch ist der Boden nur in den Niederungen ergiebig. Am Ostabhang des Hochlands findet man gute Weidegründe, besonders bei Ailet. Als Haustiere werden Kamele und Schafe gehalten, von Wild sind u. a. Giraffen, Antilopen, Löwen und Elefanten vertreten. Was die Mineralschätze des Landes anbetrifft, so gewinnen die Eingeborenen seit Jahrhunderten in Okulé Kusai das Silber, welches sie für ihre Schmucksachen gebrauchen; ob die gefundenen Kupfererze in abbauwürdiger Menge vorhanden sind, ist noch fraglich, dagegen scheint die Bearbeitung von Goldquarzen aussichtsvoll zu sein. Guanolager von befriedigender Qualität wurden 1899 bei Massaua entdeckt. Das Recht der Perlfischerei im Dahlak-Archipel hat man kürzlich einer Mailänder Gesellschaft übertragen unter Bedingungen, welche die bisherige Raubwirtschaft ausschließen und einen rationellen Betrieb gewährleisten.

Die ersehnte Besiedelung mit italienischen Einwanderern läßt allerdings noch immer auf sich warten, da das Mißtrauen seit den Vorgängen von 1896 noch nicht geschwunden ist; weiß man doch, daß das aufstrebende Abessinien begreiflicherweise nach einem Hafenplatze am Meere drängt und daß Massaua der schwächste Punkt ist. Man hat angesichts dieses Mangels an freiwilliger Einwanderung im Jahre 1900 vorgeschlagen, Findlinge, Waisen und verwahrloste Kinder von Italien nach Erythräa zu schaffen, um sie dort zunächst in den Missionen und landwirtschaftlichen Versuchsstationen der Regierung unterzubringen und ihnen dann Gelegenheit zu geben, sich als Landwirte auszubilden. Später würde man ihnen Land überweisen und auf diese Art einen festen Stamm von italienischen Ansiedlern schaffen und gleichzeitig das Mutterland von einer Anzahl fragwürdiger Existenzen befreien, von denen sonst ein großer Teil voraussichtlich dem Staats- oder Gemeindesäckel zur Last fallen würde.

Der Handel Erythräas, der fast ausschließlich über Massaua geht, ist überwiegend Transithandel zwischen Innerafrika einerseits, Europa, den Ländern

am roten Meere und Indien andrerseits, und zwar besteht die Einfuhr hauptsächlich in Bedürfnissen für die Garnison, entschädigt also nicht für die gemachten Aufwendungen. Die Einfuhr Massauas im Jahre 1899 wertete 9 Millionen Lire, die Ausfuhr nur 1½ Millionen und zwar bestand letztere in Perlmutter 508000, Häuten 186000, Perlen 180000, Gummi 107000, Wachs 87000, Elfenbein 63000, Kaffee 28000 und Zibet 25000 Lire. Der Gesamthandel ist also noch ein sehr geringer; daß die italienischen Kaufleute aber doch auf eine Entwicklung des hiesigen Handels rechnen, geht daraus hervor, daß eine Mailänder Gesellschaft mit 2,6 Millionen Lire Kapital das in Massaua bestehende Geschäft der Triester Firma Bienenfeld übernahm und das Kapital Mitte 1900 auf 4 Millionen Lire erhöhte.

Die Dampfer der Navigazione Generale Italiana, des Österreichischen Lloyd und der Ägyptischen Khedivie-Gesellschaft verkehren regelmäßig in Massaua. Die vorhandenen „Straßen" zwischen Massaua—Keren und Kassala uud zwischen Massaua—Ghinda und Abessinien und eine dritte, diese beiden verbindende sind stellenweise der primitivsten Art; von Eisenbahnen existiert bislang nur die 26 km lange Strecke Massaua—Saati, dagegen ist die Länge der Telegraphenlinien bereits 1229 km und im Frühjahr 1901 hat man auch damit begonnen, den Draht über Adua nach Addis Abeba zu legen.

Bis vor kurzem war die gesamte wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie recht wenig aussichtsvoll. Die bisherigen Resultate von Ackerbau und Viehzucht sind wenig befriedigende; der erhoffte schwungvolle Durchgangsverkehr mit dem östlichen Sudan wurde durch die englische Besetzung Kassalas vereitelt; aus dem Norden von Abessinien ist wenig zu holen, der Durchzug von Karawanen aus dem Süden auch durch Räuberunwesen und endlose Kämpfe und Unruhen in Tigre gelähmt — kurz, das Gesamtbild war grau in grau; da kam als Hoffnungsschimmer die Feststellung von abbaulohnenden Goldfunden. Zwar war man auf Andeutungen solcher schon seit zwei Jahrzehnten gestoßen, doch hatte man dieselben nicht weiter verfolgt, bis schließlich 1897 in der Nähe von Asmara zufällig goldhaltiger Quarz im Besitz eines Eingeborenen gefunden wurde und nunmehr der Gouverneur Martini endlich zwei Fachleute berief, welche im April 1899 ihre Untersuchungen begannen und im Umkreis von 10 km um Asmara drei Goldlager von lohnender Mächtigkeit entdeckten. Im November 1899 erließ die italienische Regierung sodann eine Verordnung, wonach Konzessionen für Goldsucher in allen Teilen des Landes auf zwei Jahre erteilt werden, und man hat seitdem auch Gold in Keren und im Majathal gefunden. Inzwischen war es auch gelungen, Kapitalisten für diese Funde zu interessieren, und am 9. Juli 1900 wurde mit der Mailänder „Società Eritrea per le miniere d'oro" zu Asmara ein Kontrakt unterzeichnet, wonach dieselbe ein Gebiet von 30000 ha in drei

getrennten Lagen auf 30 Jahre gegen die Verpflichtung überwiesen bekam, 5 % des gewonnenen Goldes in natura oder dem entsprechenden Goldwert an die Regierung abzuliefern. Das zur Hälfte aus England stammende Kapital dieser Gesellschaft, in 25 Lire = 1 £ Aktien eingeteilt, beträgt bislang 2 Millionen Lire. Die bisherigen Analysen ergaben 1¼ Unze Gold auf die Tonne Erz, und wenn die Durchschnittserträge den Erwartungen der Sachverständigen entsprechen, so würde der Ertrag der Goldminen ausreichen, um die Kolonie finanziell unabhängig zu stellen.

Auch für die weitere Entwicklung des Gebiets wird die Goldindustrie in ihrem eigenen Interesse eintreten müssen. In Asmara wird nämlich der Betrieb dadurch erschwert, daß Mangel an Wasser, Brennmaterialien und bequemen Transportmitteln existiert. Wenn auch kein fließendes Wasser, so sind aber doch Brunnen vorhanden und die beiden anderen Mängel müssen durch den Bau einer Bahn gemildert werden; in der That hat denn auch schon im März 1901 Gouverneur Martini einen Vertrag mit der englisch-italienischen Goldminen-Gesellschaft bezüglich des Baus der Bahnlinie Massaua-Asmara unterzeichnet, welche innerhalb von zwei Jahren hergestellt werden soll.

Schon vorher hatte sich die Regierung mit dem Plane der Weiterführung der Strecke Massaua-Saati auf das Hochland hinauf beschäftigt, denn es ist fraglos, daß die Verzögerung des Ausbaus dieser Bahn wesentlich den Verlust des italienischen Einflusses in Abessinien mit verschuldet hat. Allerdings hatte man angesichts der Finanznot im Jahre 1900 nur die Verlängerung um 12 km, d. h. 4 km über den Digdigta-Fluß hinaus bis zum Anfang der Hochebene von Saberguma in Aussicht genommen und auf der sich dort anschließenden guten und 6 m breiten Straße nach Saberguma sollte eine Decauville-Bahn angelegt werden, womit man das wichtige Problem einer schnellen Verbindung zwischen Massaua und dem Hochplateau des Innern vorläufig für gelöst ansah, denn das als Endpunkt angenommene Saberguma liegt in einer fieberfreien Zone mit gemäßigtem Klima unweit der waldreichen Bergkette von Dongollo. Nunmehr ist aber auch schon die Weiterführung der Bahn nach dem Regierungssitz und Minen-Centrum Asmara gesichert, welche Strecke wegen der Steilheit der Trace allerdings stellenweise als Zahnradbahn angelegt werden muß. Unter englischer Mithülfe hofft man später die Bahn von Asmara nach Kassala fortsetzen zu können und von da aus Anschluß nach Khartum und dem ägyptischen Sudan zu gewinnen, von dessen Verkehr die italienische Kolonialverwaltung einen möglichst großen Teil für ihr Gebiet zu sichern hofft. Wahrscheinlicher ist es freilich, daß die Engländer nach der Pazificierung des Sudan vorziehen werden, ihr altes Projekt wieder aufzunehmen und eine Bahn von Suakin, dem besten Hafen am roten Meere, nach Kassala zu bauen; ist doch der Verkehr auf dieser einst vielbegangenen Karawanenstraße nach dem Sudankrieg schnell wieder aufgeblüht.

Was die Verwaltung der Erythräischen Kolonie anbetrifft, so ist die-

selbe seit Anfang 1898 dem Königlichen Kommissar Ferdinando Martini unterstellt, welcher seinen Sitz in dem 2320 m hohen, gesund gelegenen Asmara hat, wo schon jetzt eine europäische Stadt mit einem aufstrebenden Regierungspalast ersteht. Die Kolonialtruppen setzten sich 1900 aus 185 Offizieren, 1180 europäischen und 5400 eingeborenen Mannschaften zusammen, von denen sich letztere vorzüglich eingerichtet haben. Die Truppen stehen in Massaua, Guinda, Keren, Agordat, Adi Scheich, Arkiko und Meder, sowie in den drei befestigten Plätzen Ada Ugri, Saganeiti und Asmara, welch' letztere auf 3 Monate mit Proviant versehen und für Abessinier angeblich uneinnehmbar sind. Alle verfügbaren Truppen kann man im Notfall leicht in kürzester Zeit in diesen drei Orten zusammenziehen und so ruhig Verstärkungen aus dem Mutterlande erwarten.

Nachdem man die Ausgaben in der Letztzeit bedeutend herabgesetzt hat, weisen die beiden letzten Jahre folgende Budgets auf:

	Einnahme	Ausgabe	Staatszuschuß	Davon für die Truppe
1898/9	2,5	10,6	8,1	7,7 Millionen Lire
1899/1900	2,4	10,5	8,1	6,8 " "

Unter den Einnahmen ist betr. der Zölle zu bemerken, daß, während früher für alle aus dem Innern kommenden Produkte die gleichen Zölle erhoben wurden, wie auf die seewärts zugeführten, erstere durch den neuen Zolltarif von 1899 jetzt von Zöllen befreit sind. Der Ausfuhrzoll besteht nur in einer statistischen Gebühr von 1% vom Werte. Die Besteuerung der Eingeborenen ist für 1899/1900 mit einem Ertrage von 587 000 Lire veranschlagt, der sich auf die 7 Bezirke sehr ungleich verteilt; es sind nämlich angesetzt: Massaua mit 193 000, Okulé Kasai mit 100 000, Asmara mit 90 000, Keren mit 82 000, Mogareb mit 77 000, Mareb mit 40 000 und Assab mit nur 5 000 Lire; von den Geistlichen der Christlichen Gemeinden abessinischen Ritus werden keine Steuern erhoben.

An Stelle der im Jahre 1900 aufgehobenen Handelskammer von Massaua ist ein „Komitee für Ackerbau, Industrie und Handel" getreten, bestehend aus einem Regierungskommissar, dem Zollvorstand von Massaua und 5 vom Gouverneur auf zwei Jahre ernannten Kaufleuten; dieses Komitee hat nur eine beratende Stimme.

Den eigentlichen Mittelpunkt der Kolonie und dessen Haupt- Hafen- und Handelsplatz bildet

Massaua, ein Ort, der den Ptolemäern als Saba bekannt war, im 10. Jahrhundert von den Arabern als Base erwähnt wird und emporkam, als der Hafen des benachbarten, 1/2° südlicher gelegenen Adulis — einer griechischen Kolonie aus dem 3. Jahrhundert vor Chr. — zu versanden begann. 1557 von den Türken erobert und von diesen 1866 an Egypten abgetreten, wurde Massaua am 6. Februar 1885 von den Italienern besetzt.

Das Hafengebiet setzt sich zusammen aus zwei unweit des Festlands liegenden Inseln und zwei nördlich von diesen hörnerartig vorspringenden schmalen Halbinseln. Massaua selbst liegt auf einer flachen, 1000 × 300 m großen nackten Korallenbank, von der ein 440 m langer Damm zu der westlich davon gelegenen Insel Taolud führt, die ihrerseits wieder durch einen 1030 m langen Hafendamm mit dem Festland verbunden ist. Nördlich davon springen die gleichfalls befestigten Halbinseln El Gherar und Abd-el-Kader vor, von denen die letztere, nördlichere, auch das Marinearsenal aufweist; von Abd-el-Kader aus führt die Eisenbahn über Monkullu nach Saati und das 9 km von Massaua entfernte Monkullu liefert dem Hafenplatz in einer Leitung das nötige Trinkwasser. Die Bevölkerung Massauas im Jahre 1896 belief sich auf 16000 Farbige, Nubier, Abessinier, Danakil, Galla und Araber und ausschließlich der Garnison auf 970 Europäer, nämlich 400 Italiener, 270 Griechen, 230 Türken und 70 Verschiedene; auch 100 indische Händler waren vertreten.

Außer Massaua kommen als Häfen noch in Betracht Gubbi mit 500, Bailul mit 800 und Assab mit 500 Einwohnern.

Der Hafen Ed wurde 1840 von französischen Kaufleuten erworben, 1867 an die ägyptische Regierung verkauft und 1885 von Italien besetzt.

Ehe wir das benachbarte Somaliland besuchen, sei zunächst ein kurzer Rückblick auf die Geschichte Ostafrikas gestattet.

———

Geschichte Ostafrikas.

Die Geschichte Ostafrikas geht, wenn auch zunächst sagenhaft, bis ins graue Altertum zurück. In den ältesten Zeiten sind es die nördlichen Gebiete, wahrscheinlich der Golf von Aden und das Somaliland, aus denen die alten Ägypter Weihrauch, Myrrhen, Straußenfedern und andere Produkte beziehen, und auf den berühmten Reliefs von Dar-el-Bahr wird uns die große Handelsexpedition der Königin Hatschepsu in diese Gegenden anschaulich vorgeführt. Die Handelsbeziehungen der Länder um das rote Meer, Arabiens und des persischen Golfes zu Ostafrika sind offenbar uralt. Allmählig drangen friedliche Händler weiter nach Süden bis Sofala vor, fanden hier größere Mengen Goldes und beuteten das edle Metall auch selbst schon sehr frühzeitig aus, wie die von unserem Landsmann Mauch wieder aufgefundenen Ruinen von Simbambye u. a. O. beweisen, welche vielleicht die Stelle des alten Ophir bilden. Ob die Semiten, welche hier wirkten, Phönicier, Babylonier oder Leute aus Süd-Arabien waren, ist bislang nicht festgestellt, aber wir wissen, daß um das Jahr 1000 vor Chr. Salomon Hiram und die Königin von Saba ihre Flotten nach dem goldreichen Süden sandten. Die sogenannten Himjariten, denen Saba angehörte, hatten jedenfalls rege Beziehungen zu Ostafrika, doch ist nicht bekannt, ob sie dort dauernde Niederlassungen gründeten. Allmählich jedoch ging die Kunde von diesen Ländern verloren, wenigstens gelangte man nicht mehr dahin; der zur Zeit der griechischen Ptolomäer etwa um das Jahr 80 vor Chr. geschriebene „Periplus," die berühmte Segelanweisung für das rote Meer, giebt als südlichsten bekannten Punkt Rhapta an, welcher vielleicht in der Nähe der Rufiyi-Mündung lag. Wahrscheinlich waren aber auch damals noch verschiedene andere Punkte Stapelplätze für den Goldhandel, wie Opone, das heutige Ras Hafun, und andere. Die griechische Kolonie auf Sokotra und die römische Kolonie in Aden scheinen keine große Rolle gespielt zu haben und wurden jedenfalls bei dem allgemeinen Rückgang des römischen Weltreiches aufgegeben. Dagegen sind die Beziehungen der über Sokotra vordringenden Inder zu Ostafrika auch schon uralte.

Eine neue Epoche für Ostafrika beginnt mit dem Auftreten der Perser in Südarabien, welche Anfang des 6. Jahrhunderts von den Himjariten gegen die Axumiten zu Hülfe gerufen, Herren des Landes werden und bald auch im

Handel mit Ostafrika eine große Rolle spielen. Etwa um das Jahr 704 dringt dann auch der Islam in Südarabien ein und führt daselbst bald zu Religionsstreitigkeiten, welche vom Jahre 739 ab das Auswandern der Emo-Saiden nach der Somaliküste zu Folge haben. Diese arabischen Auswanderer fanden in Kilwa „Heiden mit arabisch klingenden Namen," also vielleicht Abkommen der Sabäer oder Himjariten vor und müssen sich frühzeitig auch mit Sklavenhandel befaßt haben, denn schon um das Jahr 750 spielen Negersklaven aus Ostafrika eine Rolle in den Kriegen Südarabiens, und die Aufstände dieser Sklaven erschüttern 869—883 ganz Südarabien überhaupt.

Unter der Reihe befestigter Städte, welche die Araber an der ostafrikanischen Küste anlegten, gehören Mukdischu und Barawa zu den ältesten und um das Jahr 975 wurde durch Schiraz-Perser Kilwa Kisiwani gegründet, dessen von den Portugiesen aufgefundene Chronik vom Jahre 1010 bis 1507 46 Herrscher aufweist. Auch das später so wichtige Mombasa wurde von Schiraz-Persern besiedelt, welche ihre Stationen, vielfach auf Inseln angelegt, allmählich bis nach Angoscha, ja bis nach Sofala hinunter vorschoben; letzterer Ort wird bereits zu Anfang des 12. Jahrhunderts als von Kilwa abhängig bezeichnet. Noch heute kann einem jeder Dorfschulze an der ostafrikanischen Küste sagen, ob er von Schirazi, d. h. Persern abstammt, auch wenn er durch jahrhundertelange Blutmischung fast schwarz geworden ist. Das ganze tropische Ostafrika wurde von den Arabern Zendsch Bar, d. h. als „das Land der Schwarzen" bezeichnet und die Zendsch oder Schwarzen nannte man auch Kaffern d. h. „Ungläubige." Ein staatlicher Zusammenhang zwischen den einzelnen Gemeinwesen existierte nicht oder war doch nur lose und vorübergehend, jede Küstenstadt bildete vielmehr eine Republik oder ein kleines Königreich für sich. Mukdischus Blütezeit fällt in die Mitte des 13. Jahrhunderts, diejenige Kilwas zwischen 1178—95 und die arabischen Geographen können nicht genug von der Schönheit und Macht der letzteren Stadt schwärmen. Die uns überkommenen Berichte lehren uns im übrigen, daß der Kulturzustand der Ostafrikaner um das Jahr 1500 genau derselbe war, wie noch heute; man wohnte in Lehmhütten aus Stangenwerk und Palmblattdächern, kleidete sich in lange weiße Gewänder und fuhr in den noch heute gebräuchlichen, nagellosen Mtepe-Fahrzeugen mit Mattensegeln, man baute Reis, Sorghum, Orangen und Kokospalmen, aber natürlich noch nicht die später aus Amerika eingeführten Knollenfrüchte, wie Manioc, Yam und Bataten. Die wirtschaftliche Bedeutung für die Araber in dem Besitz der Stationen lag darin, daß sie den Zwischenhandel mit dem Goldplatz Sofala beherrschten, und neben Gold bildeten auch Sklaven, Elfenbein und Straußenfedern geschätzte Ausfuhrartikel.

Ein neues Zeitalter beginnt mit dem Auftreten der Europäer. Nachdem Vasco da Gama Ende 1497 das Kap der Guten Hoffnung umschifft, im Frühjahr 1498 Quelimane und Mosambik angelaufen hatte, erreichte er am 7. April 1498 Mombasa, am 15. April Melindi und traf, von Kalikut zurückkehrend, am 2. Januar 1499 in

Mukdischu, am 7. Januar in Melindi und am 28. Januar in Sansibar ein. Sein Nachfolger Pedro Alvares Cabral erreichte auf seiner Ausreise am 26. Juli 1500 als erster Europäer Kilwa Kisiwani, das damals noch immer den Haupthandelspunkt zwischen Sofala und Mombasa bildete und am 2. August Melindi. Die Portugiesen waren gut aufgenommen worden und es gelang Vasco da Gama auf seiner zweiten Reise am 14. Juli 1502 Kilwa, Ruy Lourenzo Ravasco im Jahre 1503 auch Sansibar und Barawa tributpflichtig zu machen; die Devise, welche sich Portugal für seine Unternehmungen im indischen Ozean gesetzt: Krieg den Moslims, um den Handel mit den Heiden monopolisieren zu können, Bekehrung letzterer zum Christentum mußte aber bald zu Zusammenstößen führen und so finden wir schon im Jahre 1505 den Vizekönig von Indien Francisco d'Almeida am 23. Juli die Stadt Kilwa mit Sturm einnehmend, worauf er mit dem Bau vom Fort S. Jago begann, und im nächsten Monat erstürmte, plünderte und verbrannte er Mombasa. Der Expedition Cabrals hatten sich übrigens auch drei Schiffe der großen deutschen Handelshäuser Fugger, Welser u. a. angeschlossen und deren Vertreter Balthasar Sprenger und Hans Mayr waren die ersten Deutschen überhaupt, welche beglaubigter Weise Ostafrika sahen und anschauliche Berichte darüber lieferten. Auf Cabral folgte im Jahre 1507 Tristaõ da Cunha, welcher Lamu tributpflichtig machte, Barawa erstürmte und plünderte und nach heldenmütigem Widerstand der arabischen Besatzung die Insel Sokotra besetzte, um dadurch den Handel Ägyptens mit Indien abzuschneiden. Im Jahre 1509 errichteten die Portugiesen eine Faktorei und eine Hauptmannschaft in Melindi, das sich ihnen andauernd freundlich erwies und bis zum Jahre 1592 auch ihren Hauptstützpunkt an dem nördlichen Teile der Ostküste bildete, während die Besatzungen von Kilwa, das aber tributpflichtig blieb, und von Sokotra, welches nicht genügend Lebensmittel bot, beide schon 1512 wieder zurückgezogen wurden. Dafür bemächtigten sich die Portugiesen im Jahre 1508 Maskats, 1515 Ormuz', welche den indischen Überlandhandel vermittelten und somit damals Haupt-Welthandelsplätze waren.

Auch der wichtige Platz Mombasa war 1528/9 von den Portugiesen besetzt und dann verbrannt worden. Im Übrigen wandten die Portugiesen Ostafrika nur ein geringes Interesse zu, man wünschte eine Reihe von Verpflegungsstationen auf dem Wege nach dem Osten zu haben, Stützpunkte, von denen aus man den konkurrierenden arabischen Handel unterbinden konnte, aber alle Unternehmungen zielten auf Indien ab, und nachdem die kurze Blütezeit portugiesischer Macht dort schon um 1525 verblaßte und die Schwierigkeiten daselbst wuchsen, schenkte man der ostafrikanischen Küste nur noch zeitweilige Beachtung und dieser „Besitz“ wurde immermehr ein nomineller. Die portugiesische Oberherrlichkeit beschränkte sich auf gelegentliche Eintreibung des Tributs; Mombasa blieb fortwährend feindlich, Mukdischu konnte dauernd trotzen. So wagten sich denn allmählich andere Bewerber heran und in den Jahren 1585/6 konnte der Korsar Mirale Beque Mukdischu, Barawa, Patta und Mombasa

unterwerfen und deren Herrscher zu Vasallen des Großsultans machen. Portugal trat dagegen noch erfolgreich auf, machte 1589 auch einer zweiten Besetzung Mombasas durch Mirale ein Ende, aber inzwischen war die dort regierende alte schirazische Dynastie auch durch den Einfall der Zimbas geschwächt worden, eines Sulustammes, der vom Sambesi aus in den Jahren 1586—89 ganz Ostafrika verheert hatte. Die Portugiesen belehnten deshalb mit dem von ihnen eingenommenen Mombasa ihren jederzeit getreuen Vasallen, den König von Melindi, und dieser und die portugiesische Hauptmannschaft siedelten 1592 nach Mombasa über, wo man sofort damit begann, als Bollwerk gegen die Türken den noch heute stehenden, mächtigen Festungsbau aufzuführen.

Mombasa wurde nun der portugiesische Verwaltungssitz für den nördlichen Teil der ostafrikanischen Küste, und zwar umfaßte der Amtsbezirk des dem Vizekönig in Goa unterstellten Kommandanten von Mombasa die Küste zwischen Barawa und dem Kap Delgado. Die Oberhoheit und „Verwaltung" beschränkte sich aber auch jetzt nur darauf, von den eingeborenen Königen Tribut zu erheben, und von einer portugiesischen Kolonisation in dem weiten Gebiet war keine Rede. Im Jahre 1615 gab es auf der Insel Mombasa außer der Besatzung nur 50 Portugiesen, welche durch ihre Sklaven Land bestellten, um dadurch den Mundvorrat für die Festung zu sichern, auch zwischen Patta und Kilwa saßen an der Küste einige portugiesische Händler, aber selbst in der besten Zeit wohnten, ausschließlich der Besatzung von Mombasa, kaum 100 Portugiesen nördlich vom Kap Delgado. Als Missionsfeld war dieser Teil den Augustinern zugewiesen, welche nicht ohne Erfolg wirkten. Patta, Lamu und Pemba waren noch tributpflichtig, Sansibar dagegen nicht mehr. In Mombasa selbst kam es zwischen dem König und dem portugiesischen Kommandanten bald zu ernsten Mißhelligkeiten, die 1631 zur Ermordung fast sämtlicher Portugiesen führten. Auch ein Rachezug, den Portugal daraufhin entsandte, wurde 1632 zurückgeschlagen, doch schiffte sich der König, nachdem er Stadt und Festung selbst zerstört, einige Monate später nach Arabien ein und die Portugiesen konnten die Stadt wieder besetzen, in welcher seitdem neben dem Kommandanten kein „König" mehr, sondern nur noch ein „Scheik" geduldet wurde.

Inzwischen fing Portugal ein neuer und mächtiger Gegner zu erstehen an in dem Reiche Oman in Arabien, welches den schmalen Zugang zum persischen Golf und damit die damals so wichtige Handelsstraße beherrschte. Die langen, inneren Unruhen, welche das Land geschwächt und den Portugiesen die Festsetzung in Maskat und Ormuz erlaubt hatten, wurden durch Nasser ben Murdschid aus der Familie der Yarebiten glücklich beendet und dieser vereinte bis 1624 ganz Oman unter seinem Szepter und bekämpfte dann die Portugiesen, sodaß diesen, nachdem sie schon 1622 Ormuz verloren hatten, bei Nassers Tod im Jahre 1649 nur Maskat und Sohar verblieben. Nassers

Vetter und Nachfolger Sultan ben Sef nahm 1658 auch Maskat und Portugal verlor damit seinen letzten Einfluß am persischen Golf. In überraschend schneller Zeit hatte sich Oman inzwischen auch zur Seemacht entwickelt, dessen große Flotte nunmehr die Portugiesen selbst in ihren indischen und afrikanischen Stellungen bedrohte. Im Jahre 1652 überfielen die Araber zunächst Sansibar, stärkten die ostafrikanischen Fürsten in ihrem Widerstand gegen Portugal und belagerten 1660—65 auch wiederholt Mombasa, das sie jedoch nach endlicher Bezwingung bald wieder an die Portugiesen verloren, welche 1678 und 1687 vorübergehend auch Patta besetzten, bis die Araber sie 1687 von hier vertrieben. Kurz ehe die Portugiesen ganz von diesem Teile der Küste verschwanden, machten sie noch einen schwachen Versuch, ihren hiesigen Handel dadurch zu heben, daß sie das Handelsmonopol, welches bis dahin dem Kommandanten von Mombasa zugestanden hatte, im Jahre 1697 der in Goa ansässigen Handelsgesellschaft Companhia da India übertrugen, aber es gelang auch dieser nicht, den Verkehr zu heben und sie wurde schon 1699 wieder aufgelöst, nachdem Mombasa gefallen war. Sef ben Sultan, der Sohn und zweite Nachfolger von Sultan ben Sef hatte die Stadt seit 1696 belagert und nachdem die meisten Portugiesen darin einer Seuche erlegen, 1698 eingenommen; auch Sansibar und Kilwa fielen im gleichen Jahre in seine Hände und so war zwischen Kap Guardafui und Kap Delgado bald keiner der verhaßten portugiesischen Eindringlinge mehr zu finden, dieses ganze Küstengebiet unterstand nun vielmehr dem Herrscher von Oman, der es durch seine Statthalter verwalten ließ.

Übrigens machten sich durch ihre Brandschatzungen und die Verhinderung freien Verkehrs auch die Araber bald unbeliebt an der Küste, sechsmaliger Herrscherwechsel in Maskat während der kurzen Zeit von 1718—28 ließ dieses Ostafrika vernachlässigen, die Parteiungen in Oman führten auch zu Verwicklungen der Araber in Ostafrika untereinander, die Araber von Mombas kämpften gegen die Araber in Sansibar und so konnte Portugal 1728 im Bunde mit dem König von Patta das schwachverteidigte Mombasa noch einmal nehmen. Die Portugiesen träumten schon davon, Ostafrika wieder unterworfen zu haben, und begannen 1729 mit dem Bau einer Festung auf der Insel Patta, ihrem Schutzstaat, aber ihre Grausamkeiten, ihre Monopolwirtschaft und das Aufdrängenwollen ungeeigneter Waren machten sie auch hier bald derart verhaßt, daß sie sich noch im selben Jahre unrühmlich von Patta, wie von Mombasa nach Goa bezw. Mosambik zurückziehen mußten.

Damit verschwindet Portugal endgültig aus dem nördlichen Ostafrika; zwar machte es auf dem Papiere, besonders Frankreich gegenüber, seine „Rechte“ darauf auch später noch geltend, aber in der That war jahrzehntelang jede Verbindung zwischen Mosambik und Nordostafrika verloren gegangen, wußte man in Mosambik doch nicht einmal, ob Mombas im Besitz der Maskat-Araber, oder von einheimischen Fürsten sei. Erst 1759 wurde wieder ein

offizieller Verkehr mit dem König von Kilwa aufgenommen und mit Hülfe von diesem machte man 1769 noch einen schwachen, aber vergeblichen letzten Versuch, Mombas zu nehmen.

Der Stern der Yarebiten war inzwischen verblichen und nach mannigfachen Unruhen kam Ende 1744 mit Abu Said, bislang Statthalter von Sohar, die noch heute regierende Familie in Maskat zur Herrschaft. Die Statthalter in Ostafrika, welche sich bei der inneren Schwäche Maskats von Anfang des 18. Jahrhunderts ab immer mehr zu unabhängigen Satrapen entwickelt hatten, verweigerten aber, — mit Ausnahme von Merka, Sansibar und Kilwa — ihren bisherigen Standesgenossen als Oberherrscher anzuerkennen. In Mombasa erklärte sich vielmehr der aus der Schirazi-Familie Msara stammende Statthalter für unabhängig und diese Dynastie nahm immer mehr an Bedeutung zu; andere Küstenstädte erlangten gleichfalls ihre Freiheit, und die Herrscher von Maskat fanden erst seit 1784 wieder Gelegenheit sich um Ostafrika kümmern zu können und ihren Einfluß daselbst mit Erfolg geltend zu machen. Befestigt wurde ihre Herrschaft besonders durch den im Jahre 1806, erst 16jährig zur Regierung gelangten zähen und verschlagenen Seyid Said. Seyid d. h. „Herr" ist der Titel, den noch heute die Sansibar-Herrscher führen, als „Sultan" werden sie nur von den Europäern bezeichnet.

Mombasa hatte inzwischen seine Herrschaft in den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts über Patta, Merka und Barawa ausgedehnt und trotzte Said, welcher, von Lamu zu Hülfe gerufen, zuerst im Jahre 1811 dem Sultan von Mombasa entgegentrat, eine Festung auf Lamu baute und dort einen Statthalter einsetzte, energischer aber erst dann einschritt, als auch Thronstreitigkeiten in Patta 1822 ihm Veranlassung dazu boten. Said entsandte nunmehr seine Flotte, welche zunächst Barawa, dann Patta unterwarf und 1823 vor Mombasa selbst erschien, dessen Sultan Soliman im Bewußtsein seiner Schwäche die Engländer zu Hülfe rief, welche mit einem kleinen Geschwader unter Kapitän Owen eben damit beschäftigt waren, die Küste von Ostafrika zu vermessen. Kapitän Vidal von der „Baraconta", welcher Ende 1823 im Hafen erschien, fühlte sich als Unter-Befehlshaber nicht berechtigt, eine Entscheidung zu treffen; trotzdem fand Owen, als dieser selbst im Februar 1824 vor dem, von der Flotte Seyid Saids belagerten Mombasa eintraf, zu seinem nicht geringen Staunen von der Festung die Flagge Englands wehen, welche Soliman gehißt hatte, um seine Angreifer zu schrecken. Owen, der die Wichtigkeit der ostafrikanischen Küste würdigte, zögerte nicht, von der gebotenen Gelegenheit Gebrauch zu machen, und schloß sofort einen Vertrag, welcher die ganze Küste zwischen Melindi und dem Pangani-Fluß einschließlich der Insel Pemba als den Msara von Mombas gehörig anerkannte und das Gebiet gleichzeitig unter englischen Schutz stellte. Owen veranlaßte 1825 auch Barawa, sich den Msara anzuschließen, aber die von ihm getroffenen Anordnungen fanden nicht die Billigung der Behörden in London, weil die East India Company die Einmischung der

Regierung in diese, mit Indien in regen Beziehungen stehenden Gebiete nicht gern sah und die Engländer zogen sich 1826 von Mombasa wieder zurück, worauf diese Stadt 1828 verräterisch durch Seyid Said genommen wurde. Befriedigt, endlich diesen zähesten Widersacher bezwungen zu haben, fuhr Said nach Sansibar und befahl dort einen Palast zu bauen, da er seinen Wohnsitz künftig in Afrika nehmen wollte; er wurde aber schon 1829 durch Unruhen nach Maskat zurückgerufen, hatte im gleichen Jahre auch bereits gegen das wieder abgefallene Mombasa zu kämpfen und machte den dortigen endlosen Unruhen und Zwistigkeiten innerhalb der Herrscherfamilie schließlich dadurch ein Ende, daß er die Msara im Jahre 1837 nach Arabien deportierte. 1840 bezog er dann seinen neuen Palast in der Stadt Sansibar, baute sich später auch auf dem Lande noch einige Paläste und starb schließlich 1856 auf der Rückkehr von einer Besuchsreise nach Maskat. Said hinterließ 11 sämtlich von Nebenfrauen stammende Söhne, und nicht ohne innere Unruhen wurde sein Reich in zwei Hälften geteilt, in eine arabische unter Seyid Suëni, und in eine afrikanische mit der nominellen Herrschaft über die Gebiete zwischen Mukdischu und Kap Delgado unter Seyid Madschid. Bis zu Suënis Tod im Jahre 1866 blieb Sansibar aber noch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis von Maskat, wohin es jährlich eine Summe von 40000 Thalern zu senden hatte; erst dann hörte diese Verpflichtung auf.

Inzwischen waren, nachdem sich die Portugiesen südlich des Kap Delgado zurückgezogen hatten, andere Europäer aufgetaucht, zunächst nur vorübergehend und nicht immer in der empfehlenswertesten Form, hatten doch eine Reihe englischer und amerikanischer Seeräuber das indische Meer recht unsicher gemacht, bis die Periode der Flibustier 1733 ihren Abschluß durch ein Gefecht bei Ste. Marie in Madagascar fand. Bald sehen wir auch die unternehmenden Franzosen von ihren Stützpunkten Bourbon und Ile de France aus Ostafrika ins Auge fassen, schon 1785 wollten sie Kilwa besetzen und schlossen dort Verträge, führten ihre Absicht aber nicht aus. Dagegen suchten sie aus Kilwa am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts Sklaven für die Plantagen auf ihren beiden genannten Inselkolonien zu beziehen, und während der napoleonischen Kriege wurden von ihnen auch in ostafrikanischen Gewässern viele englische Schiffe gekapert und in Sansibar an die Araber verkauft, die sie unter arabischer Flagge an die Engländer zurückverkauften. Allmählich aber gewannen die Oberhand doch die Engländer, welche schon seit Ende des 18. Jahrhunderts Offiziere zu Vermessungszwecken nach den Sansibar-Gewässern gesandt hatten, denen Kaufleute bald folgten. Die im Walfischfang beschäftigten Amerikaner berührten etwa von 1833 ab ebenfalls häufig Ostafrika, und die Amerikaner waren auch die ersten, welche 1835 einen Handelsvertrag mit Sansibar schlossen, dem 1839 ein solcher mit England, später ähnliche mit Frankreich, den Hansestädten u. s. w. folgten. Bald richteten die Mächte auch Konsulate ein, zunächst wieder die Amerikaner ein

solches für Maskat, Südarabien und Sansibar zusammen, dann 1841 England, 1844 Frankreich, während das deutsche oder vielmehr hanseatische Konsulat 1858 errichtet wurde. Sansibars Wichtigkeit war inzwischen stetig gewachsen, und so hielten Frankreich und England es für angezeigt, sich durch Vertrag vom 10. März 1862 gegenseitig die Unabhängigkeit des Sultans zu garantieren.

Die 1818 auf Sansibar eingeführte Gewürznelke ergab bald derartig gute Resultate, daß man davon schon 1839 9000 Frazila (à 15,6 kg) ausführen konnte, außerdem war Sansibar damals ein wichtiger Platz für den Handel mit Mocca-Kaffee.

Von 1844 an beginnt mit der Ankunft unseres berühmten Landsmanns Krapf in Ostafrika die Zeit der Missionare und Reisenden, welche das den Europäern bislang fast gänzlich unbekannt gebliebene Innere zu entschleiern anfingen und die Kultur daselbst verbreiten halfen. Schon 1847 wurde durch die Bemühungen der Engländer der Sklavenhandel nördlich von Barawa, und 1875 an der ganzen Küste verboten. Inzwischen war 1870 Seyid Madschid gestorben und ihm folgte sein Bruder Seyid Bargasch, ein aufgeklärter Herrscher, welcher die Vorteile abendländischer Bildung wohl erkannte, europäische Forschung auf dem Festlande bereitwillig förderte und mit dem Vordringen arabischer Sklavenhändler bis zum Seengebiet auch in diesen Gegenden Einfluß gewann. Seyid Bargasch nun sträubte sich gegen Englands Verlangen, die weitere Ausfuhr von Sklaven zu verbieten und suchte bei Frankreich Schutz; der damalige englische Vertreter John Kirk wußte ihn jedoch durch Geschenke und Drohungen 1873 zum Nachgeben zu bringen; die dadurch beim Sultan verursachte Mißstimmung war aber doch anhaltend genug, um ihn 1875 zu veranlassen, Deutschland das Protektorat über seine Besitzungen anzubieten.

Um dieselbe Zeit finden wir auch den unternehmenden Khedive Ismail von Ägypten eifrig thätig, seine Interessensphäre nach Süden auszudehnen und auf Gordons Rat seine Operationsbasis gegen den Sudan von Khartum an die ostafrikanische Küste zu verlegen und zwar am liebsten nach Mombasa. Nachdem Ismail schon 1874 Berbera und Zeila an der Somalküste erworben hatte und von da aus Eroberungszüge nach Abessinien hinein unternehmen ließ, besetzte in seinem Auftrag 1875 Oberst Long auch Barawa und Kismaju; und als diese Plätze durch Kirks Intervention bald wieder geräumt werden mußten, plante der Vizekönig, von der Äquatorialprovinz aus mit Stationen nach Ostafrika vorzudringen. Gordon als Generalgouverneur des Sudans annektierte 1876 Nord-Unjoro bis zu Mruli am Somerset-Nil und legte eine Reihe ägyptischer Forts an, welche später wieder aufgegeben wurden. Emin Pascha sollte zu gleichem Zwecke 1878 von Uganda aus über Tabora nach Sansibar gehen, ein Unternehmen, das zunächst an arabischen Intriguen und sodann an der 1879 erfolgten Absetzung Ismails scheiterte.

Daß aber der Sultan von Sansibar auf den Gedanken kam, sich

gerade deutschem Schutze unterstellen zu wollen, hatte seine gute Erklärung. In der That hatten sich die Handelsbeziehungen der Hansaplätze zu Sansibar frühzeitig zu großer Blüte entfaltet, und der deutsche Handel in Sansibar war schon 1871 in offiziellen englischen Berichten als der überwiegende bezeichnet worden; aber leider dachte das neugegründete Deutsche Reich damals noch nicht daran, sich eigene Kolonien zu sichern. Ebenso vergeblich bot der Sultan 1877 dem Engländer Mackinnon an, ihm das Festlandgebiet zu verpachten, und auch der 1881 gestellte Antrag um britisches Protektorat blieb unbeachtet. Diese englische Zurückhaltung änderte sich jedoch, als Deutschland 1884 durch die von Dr. Carl Peters und Genossen abgeschlossenen Schutzverträge in Ostafrika als konkurrierende Kolonialmacht auftrat und seine neue Stellung im gleichen Jahre auch durch Errichtung eines Berufskonsulates in Sansibar dokumentierte. In aller Eile erkannten die Engländer nun eine im Jahre 1884 vom Forschungs-Reisenden Harry Johnston erworbene Konzession über Taveta am Kilimandscharo an und unterstützten den Sultan bei Geltendmachung seiner Ansprüche auf das Festland und die Inseln. Nachdem durch kaiserlichen Schutzbrief vom 27. Februar 1885 die deutschen Erwerbungen offizielle Anerkennung gefunden hatten, protestierte nämlich Bargasch gegen diese Eingriffe in das von ihm beanspruchte ostafrikanische Hinterland, sah sich aber durch eine deutsche Flottendemonstration im August 1885 gezwungen, die Ansprüche der Deutschen anzuerkennen und diesen die Benutzung der Häfen Dar-es-Salam und Pangani zu überlassen. Ein deutsch-englisches Abkommen vom 29. Oktober und 1. November 1886 regelte dann den Besitzstand des Sultans von Sansibar dahin, daß er vom Kap Delgado bis zum Osi, dem nördlichen Mündungsarm des Tana-Flußes und 10 Seemeilen landeinwärts reichen und die vorliegenden Inseln umfassen sollte; innerhalb dieses Gebiets wurde der Umba-Fluß als Grenze zwischen der deutschen und der englischen Interessensphäre bestimmt. Die Küstenlinie des unter deutschen Schutz gestellten Sultanats Witu sollte von einem Punkt kurz hinter Kipini bis zum Nordende der Manda-Bucht reichen, und für die nördlich von hier liegenden Häfen Kismaju, Barawa, Merka, Mukdischu und Warscheich mit je einem kleinen Gebiet von 5 bis 10 Seemeilen Durchmesser wurde das Besitzrecht des Sultans von Sansibar anerkannt. Gleichzeitig trat Deutschland dem englisch-französischen Vertrag von 1862 bei, welcher die „Unabhängigkeit" des Sultans von Sansibar garantierte.

Seine Verwaltungsrechte über den Küstenstreifen zwischen Wanga am Umbafluß und Kipini am Osi übertrug Seyid Bargasch am 24. Mai 1887 der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, und durch Vertrag vom 28. April 1888 mit Seyid Khalifa übernahm die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die Verwaltung des gesamten Küstengebietes zwischen dem Umba und dem Rovuma. Als jedoch die Deutschen am 16. August 1888 die Zollverwaltung in den ihnen überlassenen Sultanshäfen übernehmen wollten,

brach ein Aufstand aus, zu dessen Niederwerfung die deutsche **Reichsregierung** eingreifen mußte. Deutsche Forscher und Kaufleute hatten **inzwischen auch** Verträge in Witu und verschiedenen Punkten der Somalküste **abgeschlossen, in** deren Folge zunächst am 27. Mai 1885 das Sultanat Witu, am **22. Oktober** 1889 auch die Küste nördlich von Witu bis Kismaju unter **deutschen** Schutz gestellt worden waren; aber in dem von Caprivi am **1. Juli 1890** abgeschlossenen, viel getadelten Sansibar-Vertrag verzichtete **Deutschland** zu Englands Gunsten auf alle seine Ansprüche nördlich vom Umba, **auf die** Erhaltung der Selbständigkeit von Sansibar und damit auf **bedeutende** Handelsinteressen, während England die Hoheitsrechte Deutschlands **über das** von ihm beanspruchte Gebiet zwischen Umba und Rovuma von der **Küste bis** zu den drei großen Seen im Innern anerkannte. Als Abstandsgeld **für eine** noch nachträglich von Deutschland an England überlassene Teilstrecke **der** wichtigen Stevenson-Straße zwischen Nyassa und Tanganyika bekam **Deutschland** kurz darauf noch die Insel Mafia.

Auf Grund dieses ihm so überaus günstigen Vertrages übernahm **dann** England am 4. November 1890 die Schutzherrschaft über die Inseln **Sansibar** und Pemba, während die deutsche Reichsregierung nach Vertrag vom 28. Oktober 1890, worin der Sultan von Sansibar seine Hoheitsrechte über **das der** deutschen Interessensphäre vorgelagerte Küstengebiet und die Insel **Mafia an** den deutschen Kaiser abtrat, und einem Abkommen mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft vom 20. November 1890 das heutige „Deutsch-Ostafrika" am 1. Januar 1891 als Reichskolonie übernahm.

Die **Italiener**, deren Ansprüche auf die Gallaländer nördlich **des** Dschub bereits in dem deutsch-englischen Vertrage vom 1. Juli 1890 Anerkennung gefunden hatten, pachteten durch Vertrag vom 12. August 1892 **auch** die vier Sultanshäfen Barawa, Merka, Mukdischu und Warscheich und damit war die Aufteilung Ostafrikas unter die Europäer beendet.

Betrachten wir nun zunächst das Osthorn Afrikas, das Somali-Land.

Somali-Land.

Obgleich weder mörderisches Klima, noch ungünstige Terrainverhältnisse hier die Forschung erschwerten, ist dieses, das Osthorn Afrikas bildende Land doch erst in neuester Zeit und auch heute noch nur unvollkommen erforscht worden, da die Bewohner, fanatische Mohamedaner und nomadisierende Hirten, allen Fremden immer höchst feindselig gegenüber traten; auch gab es hier für die Wissenschaft keine hervorragenden geographischen Probleme zu lösen.

Das Innere dieser etwa 700 000 qkm großen Halbinsel bildet die durchschnittlich 1400 m hohe Landschaft Ogaden, die sich nach Südosten und Süden hin allmählig senkt und an deren Nordrand zunächst das Haud, d. h. „Steinloses Land", dann das Nogal, d. h. „Steiniges Land" und endlich eine mit der Küste des Golfs von Aden parallel laufende Kette hinläuft, die im Gan Libach eine Höhe von 1920 m erreicht und wiederholt über den schmalen Küstensaum an das Meer herantritt. Auch unfern der Ostküste, südlich vom Kap Guardafui, welches in der Gestalt eines ruhenden Löwen erscheint, erhebt sich ein, hier nur 60—120 m hoher Felsrand, El Khasain, der aber sehr bald einer Flachküste mit Dünenbildung, der Benadirküste, Platz macht. Der Mangel an schiffbaren Flüssen hat dazu beigetragen, uns so lange in Unkenntnis über das Land zu lassen, denn von den beiden allein nennenswerten Wasseradern kann der Ganana oder Dschub nur in seinem Unterlauf kleine Fahrzeuge tragen, und der Wëbi Schebëli oder Leopardenfluß, der aus zahlreichen in Abessinien entspringenden Quellflüssen entstehende „Nil" des Landes, erreicht das Meer überhaupt nicht, sondern endet vor der Küste in einem Sumpfe. Daneben giebt es nur wenige, periodisch gefüllte Wasserläufe.

Das Klima ist im Küstengebiet wenig gesund, auf der Hochebene jedoch durchaus zuträglich und Malaria daselbst unbekannt; die Temperatur steigt hier zwischen August und November bis 32° und fällt zwischen Januar und Mitte März bis 8°, während die gleichmäßigere Temperatur an der Küste im Mittel 24 bis 30° Celsius zeigt. Der Sommer bringt mit dem Südwest-Monsun vielen Staub, der wahrscheinlich die Ursache der zu dieser Jahreszeit epidemisch auftretenden Augenentzündung bildet; angenehmer für den Europäer ist der von Oktober bis April währende Winter mit seinen starken Regengüssen, die im Innern häufiger als an der Küste auftreten.

Die Vegetation ist im allgemeinen eine sehr dürftige, nur in den Thalmulden der wenigen Flüsse trifft man Galeriewälder mit Feigenbäumen und Dattelpalmen. An der Küste bilden Mimosen, Tamarisken und Schirmakazien charakteristische Vegetationsformen, auf der Hochsteppe 3 Arten, durch ihr kostbares Harz wertvolle Weihrauchbäume, viele Gummiarten, Leuchter-euphorbien und Aloen, im Gebiete des Webi auch der Affenbrotbaum. Die hier stark auftretenden Mimosen und Präriegräser haben durch ihren würzigen Geruch dem Lande schon in alter Zeit den Beinamen des „wohlduftenden" verschafft. Das afrikanische Wild ist zahlreich vertreten.

Die Bevölkerung setzt sich zusammen aus den überwiegenden Somali, zu denen im Innern Bantu, an der Küste noch etwa 1500 Araber und an den größeren Hafenplätzen eine kleine Zahl indischer Händler treten. Der Bezirk Goscha am untern Dschub und das Dorf Golwin bei Merka sind von befreiten oder entlaufenen Sklaven, den Gubahin bewohnt, die sich dem Negertypus nähern.

Die Somali, deren Gesamtzahl man auf 1800000 Köpfe schätzt, sind wahrscheinlich eine Bastardrasse aus den hamitischen Galla oder Oromó, die früher das ganze Land bewohnten, aber jetzt mehr in das Innere gedrängt sind, und den semitischen Arabern, die seit dem 6. Jahrhundert einwanderten und deren letzte große Nachschübe im 13. und 15. Jahrhundert erfolgt sein sollen. Das Äußere der Somalis läßt eine starke arabische Blutmischung nicht verkennen; ihre schlanke Gestalt, stolze Haltung, dunkel- oder rotbraune Haut, die kleinen Hände und Füße, das längliche Gesicht, verhältnismäßig schmale Lippen, die gebogene Nase und das lange, gekräuselte Haar, das sie häufig mit Kalk rot färben, unterscheiden sie stark vom Neger, den sie auch als untergeordnetes Wesen betrachten. Ihr Charakter freilich weist mehr schlechte, als gute Seiten auf. Höchst egoistisch und hartherzig selbst den eigenen Eltern gegenüber sind sie außerdem intrigant, treulos, hinterlistig, wortbrüchig, verlogen, geizig, anmaßend und gewaltthätig, die Blutrache ist allgemein und heiraten kann nur derjenige Jüngling, der bereits einen Mann getötet hat; von arabischer Gastfreundschaft trifft man bei ihnen keine Spur. Nur an der Küste sind die Sitten etwas milder, als im Innern. Eine politische Organisation unter ihnen besteht nicht, die zahlreichen Stämme stehen vielmehr unter ziemlich machtlosen Häuptlingen, die sich nur gelegentlich zu gemeinsamen Kriegszügen vereinigen und dann wieder trennen. Ihre Religion ist die mohamedanische, teils in sehr strenggläubiger und unduldsamer Form, bei den Nomadenstämmen jedoch recht lau ausgeübt. Charakteristisch sind die schon seit 200 Jahren an der Benadirküste bestehenden religiösen Brüderschaften, denen nur Somali, keine Moslims anderer Völkerschaften angehören dürfen. Die Somali leben meist in Einehe und bürden der Frau alle Arbeitslast auf; sie sind zwar unermüdliche und vortreffliche Hirten, eigentliche Arbeit aber ist dem echten Somal ein Gräuel, das den Parias, der ver-



Junge Somalis.

mutlichen Urbevölkerung, reserviert bleibt. Unter letzteren betreiben die verstreut und verachtet zwischen den Somalis lebenden Tomal ausschließlich das Schmiedehandwerk, fertigen Waffen (Lanzen, Pfeilspitzen, Messer) und primitiven Schmuck; die zahlreiche Klasse der Midgan widmet sich der Jagd, und die am meisten verachteten Jiber ziehen zigeunerartig im Lande umher und betreiben das Sattler- und Gerbergewerbe. Letztere beiden Bevölkerungsklassen tragen Pfeil und Bogen, der echte Somal stets die Lanze und den runden Lederschild.

Überall werden Rinder, Schafe und Ziegen, zuweilen auch zahme Strauße gehalten; Esel finden weniger Beachtung, Pferde gedeihen nur in den nördlichen Somalländern und das „unreine" Schwein fehlt ganz. Die Rinder, kleine Zebus, geben viel Milch, aus der auch Butter, aber kein Käse bereitet wird. Das kurzhaarige Fettschwanz-Schaf wird ebenso wie die Ziege in großen Herden gehalten. In den weiten Landstrecken, denen fließendes Wasser fehlt, ist das genügsame Kamel zu Haus, welches hauptsächlich als Lasttier benutzt, von den Somal aber nicht geritten wird; wohl aber benutzt man seine Milch, und verschnitten und gemästet wird es als Schlachtvieh verkauft. In Mukdischu ist ein Kamel, das in Massaua 160 Mark kostet, bereits zu 12 Mark zu haben und Ochsenfleisch kostet dort nur 12 Pfennige das Kilogramm.

Ackerbau wird auf beschränktem Gebiet in der Nähe der Flüsse und in der ihrer Schönheit wegen vielgerühmten Landschaft Ogaden betrieben und ergiebt mit leichter Mühe zwei Ernten im Jahre, eine im Februar und eine im September; man zieht besonders die bequeme Durra, sodann Mais, Baumwolle, Sesam, Tabak und Zuckerrohr, an einzelnen Stellen auch Kaffee. Durch ein gut angelegtes Bewässerungssystem könnten noch große Strecken unter Kultur gebracht werden und dem Baumwollbau eröffnen sich nach Pazificierung des Landes glänzende Aussichten.

Die Jagdausbeute aus dem wildreichen Hinterland besteht in Elfenbein, Rhinozeroshörnern, Antilopen- und Pantherfellen, Geweihen u. a. und kommt hauptsächlich in Lugh auf den Markt.

Als Gewerbe wird außer den bereits genannten und etwas Töpferei besonders eine blühende Baumwollweberei betrieben, die früher sogar eine nicht unbeträchtliche Ausfuhr lieferte.

Was die Geschichte des im Altertum Punt oder Phun genannten Landes anbelangt, so zeigen uns Hieroglyphen in den Ruinen von Theben, daß es den alten Ägyptern tributpflichtig war, die schon um das Jahr 2000 Weihrauch von dort holten; dann scheint es aber lange „herrenlos" geblieben zu sein, bis die Araber, bezw. Perser, welche schon früher daselbst erschienen waren, im 10. Jahrhundert mit der Anlage befestigter Plätze an der Küste begannen. Wir hören um das Jahr 908, daß in der Stadt Mukdischu, welche von Arabern aus El Chasa am persischen Golfe gegründet wurde, die persische Familie der Mdoffer herrscht und Mukdischu, dessen Blütezeit in die Mitte des

13. Jahrhunderts fällt, hat neben dem etwa gleichzeitig entstandenen, etwas südlicher gelegenen Barawa auch die Hauptrolle an der Benadirküste gespielt, nachdem hier die Portugiesen erschienen. Vasco da Gama besuchte Mukdischu auf der Rückreise von seiner großen Entdeckungsfahrt nach Kalikut am 2. Januar 1499, doch gelang es den Portugiesen nie, sich diesen Platz zu unterwerfen, während Barawa ihnen seit 1503, wenigstens zeitweilig, tributpflichtig war. Als im Jahre 1698 Portugals Stützpunkt Mombasa von Sef ben Sultan, dem Imam von Maskat, genommen war, verschwanden die Portugiesen aber gänzlich vom nördlichen Teile der Ostküste, deren Häfen immer mehr wirtschaftlichen Verfall aufweisen. Vom Jahre 1814 ab bemüht sich Seyid Said von Maskat, sich auch die Benadir-Häfen zu unterwerfen, breitet seine Herrschaft über die Städte Merka und Barawa aus, und später wurden auch die Städte Mukdischu und Warscheich dem Sultan von Sansibar unterthan. Allmählich begannen nun aber auch die Europäer, sich etwas näher für das Land zu interessieren, wenn anfangs auch mit geringen Resultaten; 1854 drang Burton als erster Europäer von Berbera aus zwar nach Harar vor, wurde aber durch offene Feindseligkeiten der Somalis verhindert, die im nächsten Jahre geplante Erforschung von deren Land durchzuführen, und Claus v. d. Decken fand 1865 auf seiner mit so großer Energie ausgerüsteten Dampfer-Expedition durch Verrat der Eingeborenen seinen Tod in Bardera am Dschub-Fluß. Aber andere Reisende folgten mit mehr Glück, Revoil drang 1882 vom Süden, die beiden James 1885 vom Norden her tief ins Innere ein und der Italiener Vittorio Bòttego durchquerte 1892 das Land zwischen Berbera und der Dschub-Mündung, drang 1895 vom Osten her bis zum Rudolf-See vor, wurde 1897 aber bei Fadasi von Abessiniern ermordet. Inzwischen hatte man bereits begonnen, dem Gebiete auch politisch mehr Beachtung zu schenken. Schon 1862 hatte Frankreich durch Kauf den Stützpunkt Obok erworben, dessen thatsächliche Besetzung allerdings erst zwei Jahrzehnte später erfolgte; 1875 besetzte Ägypten die Häfen Zeila und Berbera, die es 1884 an England überließ, und als Deutschland seine kolonisatorische Thätigkeit in Ostafrika begann, stellten sich deutsche Pioniere auch bald im Somali-Lande ein. Hoernecke erwarb durch Vertrag mit dem Sultan von Halule, wo eine Handelsstation der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gegründet wurde, die Somali-Küste von Bender Gasen bis Warscheich; von Anderten schloß am 24. November 1885 einen Vertrag mit Jussuf Ali von Obbia und Dr. Jühlke erwarb im Oktober 1886 Land zwischen Mukdischu und Witu und hißte die deutsche Flagge im „Hohenzollernhafen" an der Mündung des Wubuschi-Flusses, wurde kurz darauf allerdings in Kismaju ermordet. Da die deutsche Regierung die Übernahme der Hoheitsrechte über diese Gebiete ablehnte, machten sich die Italiener die Gelegenheit zu Nutze und schlossen im Frühjahr 1889 Verträge mit den Sultanen von Obbia und Halule. Zwar rüstete der Regierungsbaumeister Kurt Hoffmann Ende 1889 auf eigene Rechnung eine Expedition nach Halule

aus, um den 1885 abgeschlossenen Vertrag mit Sultan Osman vom Stamme der Midschertin in Erinnerung zu bringen, dieselbe verlief aber durch Intriguen und Gewaltthätigkeiten der Engländer im März 1890 resultatlos. Später baten allerdings die Somalis sowohl Hoffmann, wie den von der Emin Pascha-Expedition heimkehrenden Dr. Karl Peters nochmals nach Halule zu kommen, um die alten Verträge zu erneuern, aber nachdem inzwischen Deutschland auf alle seine Rechte nördlich vom Umba-Fluß zu Gunsten Englands verzichtet hatte, wäre der Besuch zwecklos gewesen. Der deutsch-englische „Sansibar"-Vertrag vom 1. Juli 1890 hatte bereits den Dschub-Fluß als Grenze zwischen den englischen und italienischen Interessensphären im Gallaland anerkannt, am 24. März und 15. April 1891 abgeschlossene Verträge zwischen England und Italien teilten sodann das tropische Nordostafrika in eine englische und eine italienische Einflußsphäre, ein Abkommen vom 5. Mai 1894 regelte auch den Besitzstand dieser beiden Mächte im Gebiet des Golfs von Aden. Es steht nunmehr also die gesamte Küste des so spät in die Kreise europäischer Politik einbezogenen Landes unter europäischer Kontrolle.

Damit ist freilich nicht gesagt, daß nunmehr auch das Land selbst pazifiziert sei, im Gegenteil haben die Engländer innerhalb der letzten Jahre sowohl am Dschub-Fluß, wie im Hinterland von Zeila wiederholt mit Aufständen der Somalis zu thun gehabt und in jüngster Zeit, seit 1898, hat das Auftreten eines neuen Mahdi, des von einem Somalihirten abstammenden Mullah Abdullah Aschur, das Signal zu ernstlichen Erhebungen der Ogaden-Somalis gegeben. Dieser Abdullah, wie der Mahdi und der Khalif es waren, von niederer Abkunft, gleicht den Genannten auch in dem fanatischen Ehrgeiz und in der Grausamkeit, mit der er seine Anhänger beherrscht. Aber seine Gefolgschaft nimmt an seiner Härte keinen Anstoß — im Gegenteil, er übt einen unumschränkten Einfluß auf dieselbe aus. Auf seinen unmittelbaren Antrieb haben die Ogaden-Somalis zunächst Einfälle in das Gebiet Abessiniens gemacht und sodann Angriffe gegen die Stämme des britischen Somaliprotektorats unternommen. Damit nicht genug, sind sie auch weit südlich von diesen Schauplätzen am Dschub-Fluß feindlich aufgetreten und haben dort Ende 1900 den britischen Unterkommissar Jenner unweit der Küste verräterisch ermordet. Die Engländer sandten darauf sofort 500 Mann indischer Truppen unter Oberst Ternan über Kismaju nach der etwa 200 km von der Küste entfernt gelegenen Hauptstadt Af-Madu, besetzten diese, ohne auf Widerstand zu stoßen, anfangs Februar und nahmen den Sultan gefangen, doch erlitten sie kurz darauf, am 19. Februar durch die Somalis eine entschiedene Niederlage bei Sanassa. Die erschöpfte englische Kolonne mußte, nachdem Oberst Maitland gefallen war, nach der Küste zurückkehren und eine neue Strafexpedition soll nach Beginn der Regenzeit in das Innere aufbrechen. Die Dschubaland-Somalis ließen sich um so leichter von Abdullah Aschur gegen die Engländer aufreizen, weil sie einen Groll gegen Jenner empfanden, der sich ihren Sklavenraubzügen auf das energischste widersetzt hatte.

Auch am Tanafluß fanden ungefähr gleichzeitig Kämpfe gegen brandschatzende Ogaden statt und es gelang den Engländern hier, die Ruhe bald wieder herzustellen.

Der Kriegsschauplatz im Norden des Gebiets, dessen Operationsbasis Berbera bildet, ist noch wichtiger, weil hier der Mullah selbst mit seinem Heere von 24—30000 Mann steht. Zum Zwecke der Bekämpfung des gemeinsamen Feindes haben sich Abessinier und Engländer hier verbunden und letztere haben eine Truppe von 1500 Somals angeworben, welche unter dem Kommando des Oberst Swayne, eines genauen Kenners des Somallandes stehen. Bis Mitte 1901 hatte der Mullah aber geschickt verstanden, sich der ihm drohenden Umzingelung zu entziehen.

Betrachten wir nun die einzelnen Interessensphären der Fremden in diesem Gebiet etwas näher und beginnen mit der

Französischen Somaliküste.

Im Hinblick auf die Veränderungen im Weltverkehr, welche die Eröffnung des Suezkanals mit sich bringen würde, hatte Frankreich schon im Jahre 1858 durch seinen Konsularagenten in Aden, Henri Lambert, versucht, einen Stützpunkt am Ausgang des roten Meeres zu erwerben, und es gelang dem Genannten auch, von einem der hervorragenderen Häuptlinge der Tadschura-Bai, Ibrahim Abu Bekr, den er aus der Gefangenschaft des Sultans von Hodeidah befreien konnte, den Ort Obok an der Nordküste der Tadschura-Bai zugesichert zu bekommen; doch wurde Lambert am 4. Juni 1859 auf den Muscha-Inseln ermordet, und erst am 11. März 1862 kam durch Thouvenet für die Summe von 10000 Thalern der definitive Verkaufskontrakt mit Ibrahim über den Hafen Obok und die Küste zwischen Ras Dumeirah und Ras Ali zum Abschluß. Weitere zwei Jahrzehnte vergingen, bevor man von diesem Erwerb irgend welchen Gebrauch machte. Im Jahre 1881 finden wir dann im Auftrag einer Handelsgesellschaft den unermüdlichen Pionier Frankreichs, den Forschungsreisenden Soleillet hier und 1883 hatte auch die französische Regierung direkte Veranlassung, sich um den Platz zu kümmern, nachdem England während des Tongking-Krieges 1883—85 seine Häfen im fernen Osten den Franzosen schloß; es wurde nunmehr in Obok eine Kohlen- und Proviantstation eingerichtet. Aber die ungenügende Wassertiefe des Hafens, die mangelnde Verbindung mit dem Hinterland, die Teuerung aller Lebensmittel und die drückende Temperatur des trostlosen Ortes ließen die Franzosen, nachdem Obok den dringenden Bedürfnissen des Moments gedient, bald weitere Umschau halten und so besetzten sie Anfang 1888 den Ort Dschibuti an der Südseite der Bucht, nachdem sie sich durch eine Reihe von Verträgen mit den Eingeborenen das Hinterland rings um die Tadschura-Bai gesichert und schon im Mai 1887 durch einen Vertrag mit

England die gegenseitigen Interessensphären hier abgegrenzt hatten, derart, daß die französisch-englische Grenze von dem Hadu-Brunnen etwas östlich von Dschibuti in gerader Linie nach Harar führt und die Muscha-Inseln an Frankreich fallen. Auch mit Italien begann man 1891 wegen Festsetzung der Grenzlinie Verhandlungen, die aber erst am 24. Januar 1900 zum Abschluß kamen und das Kap Dumeirah an der Bab el Mandeb-Straße definitiv als Grenzpunkt anerkannten; die 7 Felsinseln der Brüder an der Westseite dieser Meerenge gehören Frankreich. Die nominelle Grenze des französischen Gebiets nach Abessinien zu bildet eine 90 km von der Küste entfernte Linie und der Verwaltungssitz der seit 20. Mai 1896 unter dem Titel „Côte française des Somalis“ zusammengefaßten Kolonie befindet sich seit dem gleichen Jahre in Dschibuti.

Der Flächengehalt des französischen Somalilandes wird auf ungefähr 36000 □ km berechnet und die Zahl der Einwohner, die nie einem Census unterworfen wurden, schätzt man ganz unsicher auf 22—200000; die Bevölkerung ist sehr dünn an der Küste, dichter im Innern und besteht aus Danakil und den mit diesen im ewigen Streite liegenden Somalis.

Die Küstenlinie der Tadschura-Bai, einer westlichen Abzweigung des ärmelförmigen großen Golfs von Aden, ist etwa 250 km lang und wird von nackten Sanddünen eingefaßt, hinter denen sich eine Reihe kleiner, menschenleerer Plateaus, steriler früherer Meeresboden von desolater Einförmigkeit, hinzieht. In sehr langen Zwischenräumen fallende Regen bilden Torrenten, die eine dürftige Vegetation von Kräutern, Mimosen, Rizophoren und seltenen Dattelpalmen ermöglichen, und hier findet man in Tiefen zwischen einem halben und vier Metern gewöhnlich auch Trinkwasser. Hinter diesem Vorland erheben sich vulkanische rote Hügelzüge und die Vorberge des abessinischen Hochmassivs. Das **Klima** ist überwiegend trocken und heiß, in Dschibuti zeigt das Thermometer während der Monate Oktober bis Mai selten mehr als 26°, dagegen weist der Rest des Jahres Temperaturen von 30—42° auf und in Obok steigt die Hitze während einiger Tagesstunden bis auf 50°. Die Eingeborenen betreiben weder Kulturen noch Industrie, ihren Hauptreichtum bilden die Schafherden, und für die Franzosen hat der Besitz ausschließlich Bedeutung als Kohlen-, Wasser- und Vieh-Station für ihre Marine und als Eingangspforte nach Abessinien. Ob die im Versuch begriffene Perlmutterfischerei nennenswerte Erträge liefern wird, scheint fraglich.

Die **Verwaltung** der Kolonie untersteht einem Gouverneur 4. Klasse, den ein aus 3 Beamten und 3 Notablen des Gebiets bestehender „Conseil privé“ unterstützt. Das **Budget** für das Jahr 1900 weist an Ausgaben 581000, an Einnahmen 281000 Francs auf, sodaß der Zuschuß seitens der Metropole, der früher größer war, jetzt noch 300000 Francs beträgt. Unter den **Ausgaben** figurieren 200000 Francs für öffentliche Arbeiten, 161000 Francs für Verwaltungsspesen und 160000 Francs für Eingeborenen-Angelegenheiten. Die **direkten** Steuern, für das Jahr 1900 nur auf 8500 Francs

veranschlagt, bestehen in 5% von dem Mietwert massiver Häuser, einer Hüttensteuer von 3—5 Francs je nach Größe, und aus Gewerbepatenten von 50 bis 250 Francs pro Jahr; die indirekten Steuern, für 1900 mit 112000 Francs angesetzt, bestehen in sogenannten Konsumabgaben auf alkoholische Getränke, Tabak, Petroleum, Sesam-Öl und sämtliche Brotstoffe, während alle Industrieartikel zollfrei sind und in Ausfuhrzöllen auf lebendes Vieh und auf Häute, für letztere nur, wenn sie nicht nach Frankreich gehen. Dazu treten noch eine ganze Reihe verschiedener kleinerer Abgaben, welche für das Jahr 1900 mit 161000 Francs veranschlagt sind.

Der Zolldienst begann erst im Mai 1899 zu funktionieren und wies für die ersten 8 Monate, Mai bis Dezember 1899 auf: eine Ausfuhr von 600000 Francs, zur Hälfte in Elfenbein, im übrigen aus Zibet, Schaf- und Ziegenhäuten, Kaffee, Gold und Wachs bestehend; und eine Einfuhr von 1313000 Francs Lebens- und Genußmitteln — obenan Durra, Reis, Mehl, Tabak und Datteln —, 621000 Frcs. Industrieerzeugnissen — davon 338000 Francs Baumwoll- und 105000 Francs Seiden-Waren — und 355000 Francs Kohlen. Nicht eingeschlossen sind dabei gemünztes Geld, Eisenbahnmaterialien und Waffen; vom letzteren allein importierte Abessinien 1897/8 für rund 3 Millionen Francs und zwar kamen dieselben überwiegend aus Frankreich, dessen Gewehr System Gras bevorzugt wird. Der größere Teil des Imports stammt im übrigen aus England und englischen Kolonien.

Als Münzen kursieren indische Rupien, Maria Theresia- und Menelik-Thaler.

Die regelmäßige Verbindung mit Europa vermitteln die Dampfer der Messageries maritimes, der Compagnie Havraise Peninsulaire, der Compagnie National de Navigation und der Arabian Persian Company, auch die Schiffe des österreichischen Lloyd laufen Dschibuti an, und ein Kabel der Eastern Telegraph Company verbindet Dschibuti und Obok mit der Insel Perim und dadurch mit der gesamten übrigen Welt. Seit 1899 ist auch ein regelmäßiger wöchentlicher Postdienst zwischen Dschibuti und Harar eingerichtet worden, der durch Läufer in 3½ Tagen besorgt wird.

Nachdem man einmal in Dschibuti festen Fuß gefaßt, hatte man bald auch Handelsbeziehungen zu Abessinien und den Gallaländern angeknüpft und es entwickelte sich ein Karawanenverkehr, der das bisher von Zeila und Berbera innegehabte Monopol brach, wenn die beiden älteren Plätze auch die bevorzugten blieben. Es lag deshalb nahe, besondere Anstrengungen zu machen, um den Transitverkehr nach dem hoffnungsreichen Hinterland, der das wirtschaftliche Rückgrat der Kolonie bilden sollte, nach Dschibuti zu ziehen und die Gelegenheit bot sich durch die vom Kaiser Menelik an seinen Vertrauensmann, den schon seit 20 Jahren in Schoa lebenden schweizer Ingenieur Alfred Ilg, und den französischen Ingenieur Chefneux am 9. März 1894 auf 99 Jahre erteilte Bahn-Konzession. Es wurde damals der Plan gefaßt, eine Bahn von der Küste

aus zunächst nach Harar und später von da weiter nach Addis Abeba und dem weißen Nil zu bauen, und zur Herstellung der ersten Teilstrecke Dschibuti—Harar bildeten die beiden genannten Europäer die französische „Compagnie Impériale des Chemins de fer Ethiopiens“ mit einem Kapital von 18 Millionen Francs und erhielten das Monopol für Bau und langjährigen Betrieb eines Eisenbahnnetzes, das außerhalb Abessiniens nur auf französischem Gebiet verlaufen sollte; der Wettbewerb von Massaua, Zeila und Berbera erschien durch dieses „Monopol“ ausgeschlossen. Menelik machte ferner der Gesellschaft zwei bedeutende Schenkungen. Er überließ ihr auf abessinischem Gebiet einen Streifen Landes von einem Kilometer Breite zu beiden Seiten der Bahnlinie und ermächtigte sie zur Erhebung einer Abgabe von 10 Prozent des Werthes aller nach Abessinien importirten oder von dort zur Küste geschafften Waaren. Ob die Gesellschaft von diesen Rechten Gebrauch machen will oder nicht, ist ihr freigestellt. Die Frachtsätze der Bahn wurden der einzigen Beschränkung unterworfen, daß sie die Höhe der jetzigen Kameltransportkosten nicht überschreiten dürften. Die Vorstudien zu der Bahn begannen 1896, der Bau selbst wurde im November 1897 in Angriff genommen und zwar wird die 296 km lange Strecke Dschibuti—Harar, welche einen allmähligen Anstieg aufweist, eingleisig, mit eisernen Schwellen und mit einem Meter Spurbreite sehr solid gebaut. Im Juli 1900 war die Strecke eröffnet bis Dauanbe (108 km), wo reichlich Wasser vorhanden ist und Ende des Jahres 1900 lagen im Bahnhof Dauanbe Schienen und Stahlschwellen bis zu km 140 und die Vorarbeiten waren bis zum Bahnhof Lassarat (km 170) gediehen. Leider hat der Bahnbau durch unerwartet lockeren Untergrund und wiederholte Überfälle der gegen 2000 Mann zählenden Arbeiterkolonnen seitens Somalibanden, welche ihren Karawanenverkehr bedroht sehen, zu leiden gehabt und ist dadurch zeitweilig sogar ganz ins Stocken geraten. Auch die Mittel flossen in Frankreich nicht so reichlich, wie man erhofft hatte und für eine finanzielle Unterstützung der Bahn seitens des französischen Staates war zwar der Kolonialminister Decrais, nicht aber der Finanzminister Caillaux zu haben; so ging denn Anfang 1901 die Nachricht durch die Blätter, daß sich die Eisenbahngesellschaft zur Beschaffung der nötigen weiteren Mittel an drei englische Kompagnien gewandt habe, nämlich die Ocean Cy, die Consolidated New African Cy und die New Egyptian Company, welche ihren Einfluß natürlich dahin geltend machen würden, daß auch eine Zweigbahn nach Britisch-Somaliland, vermutlich nach Zeila gebaut werde. Vorläufig scheint das Ganze ein kluger Schachzug von Ilg und ein Schreckschuß an die Adresse der französischen Regierung zu sein, um die letztere zu einer wohlwollenderen Haltung den Finanznöten der Bahn gegenüber zu zwingen. Inzwischen hat Ras Makonnen aus Harar eine Schutzwache von ganzen 20 Mann nach dem Bahnhof Dauanbe geschickt und die Ogas oder religiösen Häupter der Somalis nach Harar kommen lassen und diese für jeden gewaltthätigen Angriff auf die

Bahn verantwortlich gemacht. Der französische Gouverneur hat seinerseits eine einheimische Polizeitruppe zum Schutze der Bahn auf französischem Gebiet gebildet.

Die bislang benutzte Karawanenstraße von Dschibuti nach Harar liegt etwas östlich von der Eisenbahntrace und führt über Kaboba durch felsiges und schwieriges Wüstenterrain nach Gueldeissa (250 km = 21 Tagereisen), dem ersten bewohnten Ort und gleichzeitig dem ersten abessinischen Posten am Rande des fruchtbaren Hochlands, wo eine neue Karawane organisiert werden muß; nach weiteren 3 bis 4 Tagen erreicht man das 65 km südlich von hier, etwa 1900 m ü. M. gelegene Harar. Für ein voll, d. h. mit 200 kg beladenes Kamel bezahlt man etwa 36 Rupien von Dschibuti bis Harar und einschließlich der Nebenspesen und 8% Zoll in Harar stellt sich die Tonne auf ungefähr 300 Francs Spesen, eine Fracht, die natürlich nur von solchen Waren getragen werden kann, deren Wert im Verhältnis zum Gewicht ein hoher ist.

Die Eisenbahngesellschaft gedenkt von Dauanbe und weiter je nach der vorrückenden zeitweiligen Endstation der Linie für ihre Rechnung und Gefahr Karawanen nach Harar und vice versa zu organisieren, obgleich ein Umladen bei der kleinen Strecke bislang kaum lohnend erscheint. Dagegen hat die Bahn mit ihren täglich verkehrenden Zügen bereits etwas zur Besserung der Gesundheitsverhältnisse beigetragen, insofern man jetzt rascher nach den Bergen gelangen kann. Wenn die Bahn fertig ist, was man ursprünglich für das Jahr 1902 erhoffte, wird man die jetzt 15—25 Tage in Anspruch nehmende Reise in 12 bis 13 Stunden zurücklegen können. Man rechnet jetzt durchschnittlich 25 Tage Karawanenreise, wenn die Kamele voll, d. h. mit 200 kg, 15 Tage, wenn sie nur mit halber Last beladen sind.

Eine zweite, die sogenannte „Wüstenstraße" führt von Dschibuti über Lallibella, wo die Somali-Kameltreiber von Danakil abgelöst werden, direkt nach Addis Abeba, wird aber von den streitbaren Bewohnern dieser Gegend häufig unsicher gemacht, sodaß sie im allgemeinen weniger als der Weg über Harar und nur von größeren, gut bewachten Karawanen benutzt wird.

Der von den Franzosen bislang nicht befestigte Ort Dschibuti, die Seele der Kolonie, vor 1886 ein ganz unbedeutendes Eingeborenen-Dorf, zählt heute 15000 Einwohner, darunter 2000 Europäer und liegt an einer sicheren und tiefen Rhede auf drei kahlen, niedrigen Plateaus, nämlich Marabout und Serpent im Osten und dem eigentlichen Dschibuti im Westen. Marabout weist die Kohlenstation und die Depots der Messageries Maritimes auf und soll eine 900 m lange Landungsbrücke mit Eisenbahnanschluß bekommen, an welcher die Dampfer direkt anlegen, laden und löschen können und von der im Jahre 1900 400 m bereits fertig und weitere 400 m im Bau begriffen waren. Serpent besitzt ein großes Hospital und den Bahnhof und das eigentliche Dschibuti weist gegenüber der zweiten Landungsbrücke das einfache Gouverneurs-Haus, die Place

du port und die Grande Place de la Ville auf; hier wurde früher der Markt abgehalten, ehe man denselben vor das Harar-Thor verlegte. In Dschibuti befinden sich auch die Verwaltungsbüreaus, die Hotels, Cafés und Läden, und zwar zählte man hier im Jahre 1899 an Kaufleuten und Gewerbetreibenden 27 Franzosen, 29 Griechen und 192 Araber, Inder und Eingeborene. Die Franzosen und Griechen betreiben die Geschäfte mit den Europäern, die Inder dienen dem Zwischenhandel mit den Eingeborenen. Es erscheint hier eine wöchentliche Zeitung, der „Djibouti". Auf einem Abhang des Dschibuti-Plateaus liegen auch die mattengedeckten Hütten des Eingeborenen-Dorfes und von hier aus führt der Weg durch die Wüste nach den Quellen und Gärten des nahen Ambuli, welches der Stadt das Wasser liefert, zunächst noch durch Träger, doch ist eine Leitung im Bau begriffen. Das Klima Dschibutis ist etwas kühler als das von Obok, weil es den von Nordwesten wehenden Chamsin, den Wüstenwind, nicht direkt, sondern durch den Einfluß der Bai gemildert bekommt. In dem Dschibuti gegenüberliegenden

Obok dagegen, wo die Temperatur zuweilen 50° übersteigt, sind Hitzschläge entsprechend häufig und der elende Platz zählt unter seinen 300 Einwohnern heute nur einen Europäer, den Telegraphenbeamten.

Tadschura, etwas westlich von Obok gleichfalls am Nordrande der Bai gelegen und durch den Besitz einiger Dattelpalmen ausgezeichnet, ist gleichfalls ein unbedeutender Ort und zählt etwa 5—600 Einwohner.

Östlich von dem französischen Gebiet treffen wir nun auf

Britisch Somali-Land.

Das 176000 qkm große „Somali Coast Protectorate" umfaßt einen Landstreifen an der Nordküste des afrikanischen Osthorns, dessen Grenzen im Westen gegen französisches Gebiet 1888, im Osten gegen italienisches Gebiet am 5. Mai 1894, im Süden gegen Abessinien am 4. Juni 1897 festgelegt wurden. Das Land wird von zwei Bergketten durchzogen, die das fruchtbare Wadi Nogal einschließen und zählt etwa 154000 Einwohner, eine Mischrasse von östlichen Hamiten, Gallas und asiatischen Kaukasiern, kriegerische, aber auch dem Handel zugeneigte Leute. Die Wichtigkeit des Landes liegt in seinen Häfen Zeila, Bulhar, Berbera, Karam, Las Gori und Bender Ghasim, welche teilweise schon im Altertum berühmte Handelsplätze waren, mit der Eroberung Yemens durch die Osmanen in Abhängigkeit von Mokka kamen und vorübergehend auch von den Portugiesen besucht wurden, welche 1517 Zeila einäscherten. Im Jahre 1875 kaufte Ägypten die Hauptplätze Zeila und Berbera von der hohen Pforte und eroberte von Zeila aus die umliegenden Landschaften bis nach Harar hinein, überließ das Gebiet aber im Jahre 1884 an

England, welches es zunächst der Verwaltung von Aden unterstellte und erst 1898 als besonderes Protektorat organisierte. Im wesentlichen aber blieb das Land auch jetzt noch sich selbst und seinen wilden Bewohnern überlassen und britische Beamte sind nur in Zeila, Bulhar und Berbera stationiert.

Der Gouverneur residiert in Berbera und die Verwaltungseinnahmen beliefen sich 1898/9 auf 381000, die Ausgaben auf 153000 Rupien.

Der fremde Handel im gleichen Jahre wertete 5939000 Rupien in der Einfuhr und 6220000 Rupien in der Ausfuhr, welche aus Elfenbein, Straußenfedern, Ochsen-, Schaf- und Ziegenhäuten, Gummi, Honig, Myrrhen, Butter und Schlachtvieh besteht, während die Einfuhr besonders Baumwollwaren, davon 4/5 amerikanische; Datteln, die Volksnahrung; Reis, Durra, Mehl und Zucker aufweist. Die Küste liefert auch Schwämme, Korallen und Perlen.

Die Verteilung des Handels auf die drei Haupthäfen war folgende:

	Einfuhr			Ausfuhr		
	1890	1895	1897	1890	1895	1897
Zeila	104000	280000	242000	210000	284000	280000 £
Berbera und Bulhar	191000	215000	279000	141000	209000	244000 „

Offizielle englische Berichte geben den Handel Adens mit den Somal- und Danakil-Häfen für 1897/8 mit 1144000 £, für 1898/9 mit 1334000 £ an.

Berbera, der Hauptort der britischen Somalküste, war schon in den ältesten Zeiten ein wichtiger Handelsplatz, hieß ursprünglich Malasch und gehörte zu dem äthiopischen Reiche. Die Stadt liegt im Hintergrund einer nach Norden durch eine Landzunge gegen das Meer geschützten Bai, welche einen guten Hafen bildet und durch die Engländer mit zwei Landungsbrücken ausgestattet wurde, eine für Dhaus, die einheimischen Segelschiffe, und eine andere für den wöchentlich zwischen hier, Zeila und Aden verkehrenden Dampfer. Der in Sand eingebettete, vom Kuppeldach und den Minarets der Hauptmoschee überragte Ort weist ein Stadtviertel mit arabischen Steinhäusern auf, daneben finden sich die Hüttenstadt der Eingeborenen und die Holzschuppen der Kaufleute, während sich weiterhin die Ochsenhaut-Zelte der Karawanen erheben. Neu-Berbera liegt eine Viertelstunde von dem eigentlichen Berbera entfernt auch am Strande, besitzt einige Dattelpalmengärten, die hier als Vegetationswunder erscheinen und ist der Wohnsitz des Gouverneurs, des Walis d. h. Bürgermeisters, und anderer Honoratioren und weist auch die Kaserne für die indische Schutztruppe auf. Dem Gouverneur steht überdies eine Villa in den etwa 3 Stunden von der Küste entfernten Bergen zur Verfügung. Die ständige Bevölkerung Berberas zählt nur 2000, steigt aber durch die jährlich hier ankommenden 300 Karawanen auf 4—5000 und zur Zeit der großen Messe auf über 30000 Köpfe. Drei Karawanenstraßen führen von hier aus nach Westen, Süden und Osten ins Hinterland, nach Harar, Ogaden und dem fruchtbaren Wadi Nogal.

Das westlich von hier und unweit der französischen Grenze befindliche Zeila liegt auf einem sandigen, wasserlosen Küstenvorsprung und hat nur eine offene Rhede mit geringer Wassertiefe, sodaß die Schiffe mehrere Meilen vom Ufer entfernt ankern müssen; Ägypten hatte s. Z. den Hafen durch Anlage von Molen zu verbessern gesucht. Die ständige Bevölkerung beträgt auch hier nur 2000, doch schwillt dieselbe bei Meßzeiten auf 5—6000 Köpfe an und die Stadt ist Sitz eines lebhaften Handels, der durch Karawanen mit Aussa, Harar und dem südlichen Abessinien vermittelt wird. Dieser bereits sehr alte Verkehr zwischen Zeila und Harar hat zahlreiche Transportmittel geschaffen, welche eine schnellere und billigere Beförderung nach dem Hochland als von Dschibuti aus ermöglichen, derart, daß trotz der billigeren Zölle in dem französischen Hafen Waren von dort zu Wasser nach Zeila und erst von hier nach Abessinien geschickt werden. Die 1897 unter Rodd nach Abessinien geschickte englische Gesandtschaft erreichte nicht nur Zusicherung gegenseitiger Handelsfreiheit, sondern auch das Zugeständnis, daß über Zeila für die abessinische Staatsverwaltung eingehende Waren vom Zoll befreit sein sollten.

Die von Zeila über Kaboba und Gueldeissa nach Harar führende, 370 km lange Straße ist zwischen der Küste und dem Orte Henssa zwar meist wasserlos, trotzdem aber der am meisten begangene, weil leichteste und auch sicherste Weg; die Routen von Berbera und Bulhar nach Harar, welche sich unweit der Küste vereinigen, werden weniger benutzt.

Auch die vorliegende, 3579 qkm umfassende Insel Sokotra, welche mit ihrer geringen Fruchtbarkeit und viel sandigem Boden als eine Fortsetzung des afrikanischen Osthorns erscheint, ist heute in englischem Besitz. Nachdem die Engländer die Insel trotz des Protestes des Scheichs 1835 schon einmal genommen und als Kohlenstation benutzt, wegen des ungesunden Klimas aber bald aufgegeben hatten, erwarben sie dieselbe 1876 durch einen Vertrag mit dem Scheich und nahmen sie am 30. September 1886 von Aden aus, dessen Verwaltung es unterstellt ist, offiziell in Besitz. Die größte Ortschaft, Tamarida, liegt an der Nordseite der Insel, welche im ganzen nur 12000 Bewohner, Araber, Suaheli und Hindus zählt.

Der östlichste Teil der Nordküste Somali-Lands und seine Ostküste bis zum Dschub-Fluß herunter bilden heute

Das Italienische Somali-Land.

Die offiziellen Angaben für Somalia Italiana geben das Gebiet mit 181000 qkm und 210000 Eingeborenen an, und zwar ist sein wertvollster Teil die Benâdirküste. Benâdir ist die Pluralform des arabischen Wortes für „Häfen“ und man erwartet hier also eine hafenreiche Küste anzutreffen;

gewisse „Häfen“ sind in der That auch vorhanden, nur nicht solche in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung, denn es handelt sich hier nur um offene Rheden oder unbedeutende Buchten mit zum Teil sehr schlechtem Ankergrund, die kaum den arabischen Fahrzeugen notdürftigen Schutz gewähren, für tiefgehende Schiffe aber nicht in Betracht kommen und überdies vom Dezember bis Februar und vom Mai bis August des Monsuns wegen überhaupt nicht zugänglich sind. Dem stellenweise von Korallenriffen umsäumten flachen und sandigen Strande parallel, der in trostloser Einförmigkeit verläuft, zieht sich eine durchschnittlich 50 m hohe Dünenkette und dahinter dehnt sich eine allmählich ansteigende, weite Ebene mit spärlicher Vegetation und wenig Ansiedlungen. Die eigentliche Lebensader des Landes bildet der am Südabhang des abessinischen Hochlands entspringende, in seinem mittleren Laufe ansehnliche Webi Schebêli, der aber durch starke Verdunstung und Verwendung seines Wassers zur Berieselung derartig geschwächt wird, daß er, nachdem er eine große Strecke parallel und nahe der Küste gelaufen, unweit Barawa nur noch 16 m breit ist und etwa 1° weiter südlich im Sande verläuft. Dieser Fluß, den man mit Recht den „Nil von Mukdischu“ genannt hat, überschwemmt zweimal im Jahre das umgebende Land und läßt einen dunklen Schlamm zurück, der den Feldern eine ungemein große Fruchtbarkeit verleiht; bislang ist die Bodenkultur allerdings sehr primitiv.

Schon seit 1885 hatte Italien ein Auge auf die Somaliküste geworfen und erzielte durch die Bemühungen des Afrikaforschers Kapitän Antonio Cecchi am 28. Mai 1885 zunächst einen sehr günstigen Handelsvertrag mit Sansibar, dem die vier wichtigsten Häfen der Benadirküste, Barawa, Merka, Mukdischu und Warscheich unterstanden. Am 8. Februar 1889 wurde sodann durch Konsul Filonardi das Sultanat Obbia an der Ostküste, kurz darauf, am 7. April 1889 das Sultanat der Medschertin an der Nordküste, Ras Halule (Alula), unter italienisches Protektorat gestellt und im Herbste des gleichen Jahres auch die Benadirküste als italienisches Schutzgebiet erklärt, nachdem italienische Kriegsschiffe Verträge mit den zwischen den vier Haupthäfen sitzenden Stämmen abgeschlossen und Italiener für Erforschung der Somal-Länder größere Anstrengungen gemacht hatten. Durch Verträge zwischen England und Italien vom 24. März und 15. April 1891 wurde als Grenze der beiderseitigen Einflußsphären in Ostafrika der Thalweg des Dschub-Flusses festgesetzt und das nahe der Mündung desselben, 10 km landein am rechten Ufer gelegene Kismaju sollte beiden Vertragsmächten gleichmäßig zustehen; Italien zog aber vor, am linken Ufer des Flusses und nahe dessen Mündung die Station Dschumbo anzulegen, nachdem es an der Nordgrenze seines Benadir-Gebietes schon am 14. März 1891 die Station Itala (El Athale) gegründet. Nunmehr sicherte man sich auch die Benutzung der obengenannten vier Sultanshäfen durch Vertrag mit der Regierung Sansibars vom 12. August 1892, worin dieselbe die vier Plätze und die zu ihnen gehörigen kleinen Gebiete mit allen

Hoheitsrechten an Italien verpachtete gegen eine einmalige Vergütung von 40000 und eine jährliche Pachtsumme von 160000 Rupien. Die Pachtzeit wurde auf 25 Jahre bemessen, nach deren Ablauf sie durch eine einfache Erklärung Italiens auf weitere 25 Jahre verlängert werden kann; Italien erhielt gleichzeitig das Recht, alle Hoheitsrechte an eine Privatgesellschaft übertragen zu dürfen, welche im Namen des Sultans und unter Verantwortlichkeit Italiens regiert, Zölle erhebt und Recht spricht. Ein Nachtrag vom 16. Juli 1893 setzte zunächst ein Provisorium von 3 Jahren fest und den Beginn der 25- bezw. 50jährigen Pachtzeit auf den 16. Juli 1896. Die jährliche Pachtsumme wurde 1896 auf 120000 Rupien ermäßigt. Die Grenze zwischen Italienisch- und Britisch-Somali-Land am Golf von Aden wurde durch Vertrag vom 5. Mai 1894 festgestellt, dagegen steht die Abgrenzung des Hinterlandes gegen Abessinien noch aus; Menelik will den Italienern einen etwa 300 km breiten Landstreifen von der Küste nach dem Innern zugestehen.

Anfang 1901 machte sich eine Expedition gegen den Sultan Osman Mahmud von Alula nötig, welcher schon längere Zeit Waffen und Munition eingeschmuggelt hatte und schließlich in offene Empörung ausbrach. Die nicht ungewarnten Italiener hatten aber rechtzeitig einige Kriegsschiffe an der Somal-Küste stationiert, bombardierten und besetzten am 12. März 1901 Ras Hafun, die Residenz des Sultans und am nächsten Tage den Hafen Berede; die Ortschaften Bargal, Alula und Bender Felek ergaben sich freiwillig; während Bender Sassem eingeäschert werden mußte. An allen Plätzen wurde die italienische Flagge gehißt.

Die schlechten Erfahrungen, die Italien mit seiner Kronkolonie Erythräa gemacht, veranlaßten es, das Benadirgebiet bis einschließlich der Station Itala einer Gesellschaft zu überantworten, von der man betreffs wirtschaftlicher Erschließung mehr erwarten konnte, als von einem schwerfälligen, kostspieligen und büreaukratischen Beamtenstab und zwar überließ man die neue Kolonie für die ersten drei Jahre einer Kompagnie, welche von Kapitän V. Filonardi geleitet war, einem Manne, der seit 8 Jahren in italienischem Interesse an der Somalküste thätig gewesen war und Land und Leute auf das genaueste kannte. Diese Gesellschaft bekam von der Regierung eine jährliche Unterstützung von 300000 Lire, wogegen sie die Zahlung des Pachtgeldes an den Sultan von Sansibar übernahm und sich verpflichtete, die wirtschaftliche Hebung des Gebiets zu übernehmen und die Küstengebiete zwischen den Vertragshäfen durch friedliche Abmachungen mit den Stammeshäuptern unter italienische Oberhoheit zu bringen. Das letztere gelang bis zu einem gewissen Grade, über die sonstige Thätigkeit der Kompagnie aber verlautete nicht viel, und als der Kontrakt mit ihr nach drei Jahren ablief, wurde er nicht erneuert.

Man trat vielmehr seitens der Regierung in Unterhandlung mit der am 25. Juni 1896 mit einem Kapital von 1 Million Lire gegründeten Mailänder Benadir-Gesellschaft und ehe dieser neue Vertrag perfekt wurde, betraute man

Cecchi, der inzwischen italienischer Generalkonsul in Sansibar geworden war, mit der Verwaltung des Benadir-Gebietes; dieser wurde aber auf einer Reise zum Sultan von Gheledi eine Tagereise landeinwärts von Mukdischu durch Somalis überfallen und mit 13 anderen Italienern zusammen am 25. November 1896 niedergemacht. Da auch schon vorher einige, von vereinzelten Fanatikern gegen italienische Offiziere gerichtete Blutthaten an der Küste zu beklagen gewesen waren, so sandte die italienische Regierung nunmehr zwei Eingeborenen-Kompagnien von Massaua ab, um ein gründliches Strafgericht zu halten.

Es folgten noch zwei weitere königliche Kommissare, ehe der inzwischen mehrfach abgeänderte und durch Verschleppung in den Kammern zurückgehaltene Vertrag mit der Mailänder Benadir-Gesellschaft am 31. Dezember 1899 endlich Gesetzeskraft erhielt. Allerdings hatte sich die Regierung veranlaßt gesehen, der Gesellschaft auch ohne Ratifikation des Vertrags durch die Kammern schon vorher die Verwaltung des Gebiets zu übertragen, da der dafür festgesetzte Termin abgelaufen war. Dieser vom 1. Mai 1898 datierte Vertrag mit der „Società anonima commerciale italiana del Benadir“ läuft bis zum 16. Juli 1946, also bis zum Ende der gesamten italienischen Pachtzeit, darf aber von der Gesellschaft nach 12, von der Regierung nach 23 Jahren gekündigt werden, falls letztere dann die Kolonie selbst übernehmen oder den Vertrag mit der Regierung von Sansibar nicht erneuern will. Die italienische Regierung bezahlt der Kompagnie bis zum Jahre 1910 jährlich 400000, alsdann 350000 Lire und stationiert ein Kriegsschiff an der Benadir-Küste, bezw. in Sansibar-Gewässern; die Gesellschaft dagegen übernimmt die jährlichen Zahlungen von 120000 Rupien an Sansibar und von je 1800 Thalern an die Sultane von Obbia und Halule, verpflichtet sich eine Schutztruppe von mindestens 600 Mann zu halten und die Kolonie zu entwickeln.

Der Gouverneur der Benadir-Küste als Vertreter der italienischen Regierung hat seinen Sitz in Mukdischu und die Staatsausgaben für Somalia Italiana werden mit im Haushalt für Erythräa verrechnet.

Die Reineinnahmen der Benadir-Gesellschaft im Geschäftsjahre 1898/99 aus Zöllen — 5% von der Einfuhr, bis 20% von der Ausfuhr — und anderen Abgaben betrugen über 100000 Lire und am 30. Juni 1899 konnte eine erste Dividende von 6% verteilt werden. Die Zollerträge in der Einfuhr lieferten 48600, in der Ausfuhr 52400 Thaler.

Der fremde Handel, der sich ganz überwiegend in den 4 Sultansplätzen und besonders in Mukdischu und Merka konzentriert, ging bislang fast ausschließlich über Aden und Bombay und lag ganz in den Händen indischer Banianen aus Sansibar. Außerhalb der Monsunzeit läuft seit dem Jahre 1900 auch der zwischen Sansibar und Bombay verkehrende Dampfer „Safari“ der Deutschen-Ostafrika Linie ungefähr einmal im Monat auf Aus- und Rückreise Barawa, Merka und Mukdischu an. Als Münzeinheit dient im allgemeinen der Maria Theresia-Thaler, dessen Wert in den letzten Jahren ständig

zurückging und Ende 1898 auf M. 1.70 gesunken war. Der gesamte Außenhandel der Benadir-Küste betrug 1894/95: 611000, 1898/99: 1467000 Thaler und zwar kamen im letzten Geschäftsjahr 909000 Thaler auf die Einfuhr — besonders Baumwollstoffe, welche zu $^4/_5$ aus Nordamerika stammen, Reis, Zucker, Petroleum, Seife — und 558000 Thaler auf die Ausfuhr, die in Durra, Fellen, Butter, Elfenbein und anderen Zähnen, Sesam, Gummi, Straußenfedern, Gewürznelken, Weihrauch, Myrrhen, rotem Pfeffer, Eseln, Rindern und Ziegen besteht. Auch die bekannte Firma Bienenfeld in Aden hat sich entschlossen, Faktoreien an der Benadir-Küste anzulegen und die italienische Regierung beabsichtigt, in Merka und in Mukdischu Post- und Telegraphenämter zu errichten.

Werfen wir nun einen Blick auf die alten Hauptplätze des Landes und die drei von den Italienern gegründeten neuen Stationen Itala, Dschesira und Dschumbo.

Von Süden nach Norden fortschreitend, beginnen wir mit

Dschumbo. Dieser an der Mündung des Dschub-Flusses gelegene südlichste Ort der Benadirküste hat einen sehr schlechten Landungsplatz, neben einer Besatzung von 50 Askaris nur wenige arme Einwohner und ist von geringer wirtschaftlicher Bedeutung. Auch

Barawa, der südlichste der Sultanshäfen und die jüngste der arabischen Städte an dieser Küste hat an Bedeutung verloren; seit der Trockenlegung des Gofka, welcher die Ländereien der Tuni bewässerte, ist die Bodenkultur sehr zurückgegangen und die früher beträchtliche Ausfuhr von Baumwolle hat aufgehört. Die ungefähr 4000 Köpfe starke Bevölkerung ist gutmütig und lenkbar und sympathisiert mit den Europäern, von denen sie Schutz gegen die bösen Nachbarn, die Biömal, Wiederherstellung der früheren Bewässerungsanlagen und damit Wiederkehr ehemaligen Wohlstands erhofft.

Das nun folgende, etwa 5000 Einwohner und eine Garnison von 200 Askaris aufweisende

Merka rivalisiert an kommerzieller Bedeutung mit Mukdischu. Die Stadt ist freundlich am Abhang eines Hügels auf einer ins Meer hinausragenden Landzunge gelegen und mit Mauer und Graben umgeben. Der Webi tritt hier stellenweise bis auf nur 15 km Entfernung an die Küste und soweit die primitive Bewässerung reicht, ist angebauter Boden sehr ertragreich. Die räuberischen und unzuverlässigen Biömal, die Herren dieser Gegend, haben sich auch jenseits des Webi die fruchtbarsten Gegenden angeeignet und sind auf deren Besitz sehr eifersüchtig.

Weiterhin folgt die erst im Jahre 1897 angelegte Station

Dschesira, nur 20 km von Mukdischu entfernt und weniger direkten Handelszwecken, als der Sicherung der Karawanenstraße dienend und deshalb mit einer kleinen Garnison belegt.

43 Seemeilen nördlich von Merka treffen wir auf das alte

Mukdischu (auch Mogdischu und Mogadischo geschrieben), den Hauptplatz der Benadir-Küste, der nie von den Portugiesen bezwungen werden konnte und heute Sitz der italienischen Verwaltung ist. Die jetzt etwa 6000 Einwohner zählende Stadt besteht aus zwei Quartieren, Schangani im Norden und Amarweni im Süden; zwischen beiden liegt der Marktplatz mit der Residenz des Wali, der eine Garnison von 200 arabischen Askaris befehligt. Ein ausgegrabenes Trockendock erinnert an die alte Araberzeit, die Italiener haben hier ein Fort angelegt. Die nähere Umgebung ist sandig und nur mit dornigem Gestrüpp und Akazien bewachsen, dagegen betreiben die Gheledi in dem nahen fruchtbaren Webithal einen ertragreichen Ackerbau und dieser und der Karawanenverkehr mit Lugh begründen die Handelsbedeutung von Mukdischu.

Lugh, eine vor 2—300 Jahren von den Arabern gegründete Stadt am Dschub-Fluß, noch oberhalb Barderas gelegen, wo v. d. Decken Anfang Oktober 1865 verräterisch ermordet wurde, erhielt den ersten europäischen Besuch 1893 durch die italienischen Reisenden Grisoni und Bòttego, welche eine blühende Handelsstadt vorfanden; kurz darauf aber wurde dieselbe durch abessinische Horden, diese Hunnen des Somalilandes, zerstört. Im Jahre 1895 stellte sich der Sultan von Lugh unter italienischen Schutz und Bòttego legte hier ein Fort und eine Handelsstation an, welche die am weitesten ins Innere vorgeschobene italienische Niederlassung bildet. Von Lugh führen drei Hauptstraßen zur Küste: die kürzeste in 12 Tagen nach Mukdischu; Merka wird in 14, Barawa in 15 Tagen erreicht bei täglich zehnstündigem Marsche. Die Produkte, welche in Lugh zusammenströmen, kommen ausschließlich in diesen drei Plätzen zum Verkauf und werden auf Kamelen dahin transportiert; Beförderung durch Träger, wie in Deutsch-Ostafrika, kennt man im Somaliland nicht.

Der nördlichste und unbedeutendste der alten Sultanshäfen ist

Warscheich, mit einem guten Ankerplatz, aber einer unwissenden und fanatischen Bevölkerung, die sich den Europäern feindlich zeigt; man war genötigt, dort einen Araber als Zollbeamten und einen Somal als Kadi anzustellen. Der Platz hatte seine Glanzperiode vor etwa 35 Jahren, als der Orseille-Handel florierte; damals ließen sich eine Anzahl arabischer Händler daselbst nieder und errichteten die wenigen massiven Häuser, welche noch heute von den, den Ort sonst bildenden etwa 80 Hütten vorteilhaft abstechen.

Die nördlichste Station

Itala verdankt ihre Entstehung dem Optimismus eines italienischen Schiffskommandanten, der hier einen geeigneten Platz für Anlage eines Hafens gefunden zu haben glaubte; derselbe kann aber nur Schiffe von geringem Tiefgang aufnehmen und ist während des Südwest-Monsuns überhaupt nicht zugänglich. Die Umgebung ist nur von wenigen Hirten bewohnt und in der Nähe der Station haben sich auch einige Fischer niedergelassen.

In dem ausgedehnten Territorium nördlich von Benadir geschah bislang von Seiten der italienischen Regierung nahezu gar nichts, kaum daß in langen

Zwischenräumen ein Kriegsschiff einlief, um den Sultanen von Obbia und Halule die geschlossenen Verträge in Erinnerung zu bringen. Stellte doch die erythräische Kolonie an die militärische und finanzielle Leistungsfähigkeit Italiens so große Ansprüche, daß man an die Errichtung einer staatlichen Verwaltung im Somaliland noch nicht dachte, doch gründete Anfang 1900 die Società africana d'Italia, welche ihren Sitz in Neapel hat, eine Station in Halule.

Das westlich vom Kap Guardafui liegende

Halule oder Alula ist der Sitz des Sultans der Midschertin und hat einen ziemlich sicheren Hafen mit gutem Ankergrund. Der Handel lag bisher auch hier, wie in so vielen Küstenpunkten Ostafrikas, ausschließlich in den Händen indischer Banianen, und die aus Weihrauch, Myrrhen, Gummi, gesalzenem Haifisch und kleinen Mengen Perlmutter bestehende, jährlich etwa 800 Tons aufweisende Ausfuhr geht ausschließlich nach Aden und Bombay. Die wichtigsten Einfuhrwaren sind Reis, Durra, Datteln und Baumwollstoffe. Auf alle aus- und eingeführten Waren erhebt der Sultan einen Wertzoll von 5%. Wenn man die Bewohner des fruchtbaren Hinterlandes, der Thäler des Wadi Daror und des Wadi Nogal veranlassen könnte, ihre Produkte nach Halule, statt nach dem entfernteren Berbera auf den Markt zu bringen, so dürfte sich die Ausfuhr nennenswert heben.

Fassen wir den Gesamteindruck von Italienisch Somaliland zusammen, so ist zu konstatieren, daß Ackerbau, Viehzucht und Handel noch großer Entwicklung fähig sind, und wenn räuberische Einfälle der Abessinier und Aufstände der Somali den Frieden nicht allzusehr stören, kann die Benadir-Gesellschaft, welche Bewässerungsanlagen, Hafenbauten und die Befahrung des Webi mit flachgehenden Dampfbooten in Aussicht genommen hat, mit guten Hoffnungen in die Zukunft blicken. Freilich hängt die Nutzbarmachung des Gebiets hauptsächlich von der Entwicklung des Handelsverkehrs mit dem Hinterland, mit der „Perle des Somalilandes" Ogaden und weiterhin mit den Gegenden bis zum Rudolfs-See und somit von dem guten Willen Meneliks ab, resp. von guten Beziehungen zu Abessinien.

Ehe wir uns zu dem Nachbargebiet Britisch-Ostafrika wenden, sei zunächst ein Blick auf Sansibar geworfen.

Sansibar.

Der Name Sansibar stammt von Zendsch-Bar, d. h. „das Land der Schwarzen" ab, womit die Araber das ganze tropische Ostafrika bezeichneten, bis mit der wachsenden Bedeutung der Insel Sansibar, welche die Eingeborenen Unguja nennen, allmählich die Bezeichnung speziell auf sie und ihre Hauptstadt bezogen wurde. Im Altertum spielte die Insel keine große Rolle, wenn auch schon frühzeitig Schiffer aus Arabien und von der Benadirküste hier Niederlassungen begründet, sich mit den Eingeborenen vermischt und Sklaven vom Festland eingeführt haben mögen. Mit Errichtung des benachbarten Schirazi-Reiches Kilwa fällt auch Sansibar an dieses, scheint jedoch im 15. Jahrhundert bereits wieder eine gewisse Unabhängigkeit erlangt zu haben. Vasco da Gama, welcher auf der Rückreise von Indien am 28. Januar 1499 hier landete, wurde von arabischen Kriegern gut aufgenommen und fand eine schwache Bevölkerung, aber regen Handel mit Sofala und Gudscherat vor. Im Jahre 1503 zwangen die Portugiesen den Scheich zur Tributzahlung und 1508 eroberten und plünderten sie die Stadt Sansibar, doch wurde auch hier, wie in den meisten ostafrikanischen Plätzen, die Herrschaft der Portugiesen bald eine sehr laue; sie unterhielten zwar jahrzehntelang eine Handelsfaktorei, überließen aber die Eingeborenen so ziemlich sich selbst. Im Jahre 1635 wird Sansibar von zeitgenössischen Schriftstellern als nicht mehr tributpflichtig bezeichnet, der Scheich der Insel war jedoch den Portugiesen freundlich gesinnt und der Gouverneur von Mosambik hatte dort einen kaufmännischen Angestellten. Schließlich gehörte aber doch auch Sansibar zu den Städten, welche den Imam von Maskat, Sef ben Sultan, gegen die Portugiesen zu Hülfe riefen und 1698 unter dessen Herrschaft kamen. Von den Satrapen Sansibars, die meist sunnitisch waren und sich wohl aus den alten schirazischen Scheich-Geschlechtern der Insel ergänzten, zeichnete sich der große Krieger Jakuti aus, welcher die von Abdallah ben Dschumah begonnene Festung, die Guereza in der Stadt Sansibar, beendete. Das Aufblühen Sansibars aber beginnt erst, nachdem Seyid Said ben Sultan von Maskat die Insel zum Stützpunkt seiner Unternehmungen in Ostafrika machte und sich 1840 hier dauernd niederließ; unter ihm wurde Sansibar mehr und mehr zum kommerziellen Mittelpunkt ganz Ostafrikas.

Anfangs waren es nur Segelschiffe, welche vorübergehend dem Handels-



Vegatationsbild aus Sansibar.

verkehr dienten, bald aber folgten auch feste Niederlassungen der Fremden, zunächst der Amerikaner und Engländer, sodann aber auch der Deutschen. Nachdem eine Reihe von Jahren die Firma A. J. Hertz Söhne, zuerst 1844, besonders Kaurimuscheln exportiert, im Jahre 1845 das erste deutsche Segelschiff die „Picciola“ in Mombasa geankert und im gleichen Jahre O'swald & Co. den ersten Segler „Albrecht Otto“ von Hamburg nach Sansibar expediert hatten, errichtete daselbst die letztgenannte Firma 1849 eine eigene Faktorei, welcher Anfang der 50er Jahre Hansing & Co., Anfang der 70er die bekannte Elfenbein-Firma Heinrich Adolph Meyer, 1881 Hintzmann und andere folgten. Man importierte besonders Baumwoll-Stoffe, Perlen und Eisenwaren und exportierte Elfenbein, Nelken, Orseille, Häute, Kopal, Schildpatt, Ölfrüchte u. s. w. Niederlassungen an der Festlandküste wurden von den Fremden ebensowenig wie Pflanzungen angelegt, auch unternahmen sie keine Handelsexpeditionen nach dem Innern, während die Araber seit Jahren immer weiter ins Binnenland vordrangen, um Sklaven und Elfenbein einzutauschen. Der ganze Kleinhandel aber, mit Ausnahme des von Südarabern ausgeübten Handels mit Salz und trockenen Fischen, lag damals schon in den Händen der Inder, die seit den ältesten Zeiten eine Reihe von Waren direkt aus Ostindien bezogen haben.

Ein neuer Zeitabschnitt für Sansibar und ganz Ostafrika beginnt mit dem Erwerb territorialer Rechte seitens Deutschlands und Englands um die Mitte der 80er Jahre unter dem Sultan Seyid Bargasch, welcher 1888 starb. Sein Bruder und Nachfolger Seyid Chalifa (1888—90) war der letzte unabhängige Herrscher Sansibars, Seyid Ali (1890—93) und Seyid Hamed ben Suëni (1893—96) waren nur noch englische Vasallen. Als auch der letztere am 25. August 1896 sehr plötzlich starb, besetzte sofort Seyid Chalid, ein Sohn von Bargasch, den Palast, da bei den in mohamedanischen Fürstenhäusern fast regelmäßig eintretenden Erbfolge-Wirren der Besitzer des Palastes die besten Chancen zu haben pflegt. Aber dieser Prätendent war den Engländern nicht genehm und das Feuer ihrer Kriegsschiffe vertrieb ihn am 27. August aus dem Palast, welcher dabei größtenteils zerstört und sodann von den Engländern geplündert wurde. Seyid Chalid flüchtete nach dem am Meere gelegenen deutschen Konsulat und wurde von da aus, trotz des Protestes der Engländer, bei eingetretener Hochflut am 3. Oktober direkt von deutschem Boden aus an Bord eines deutschen Kriegsschiffs und auf diesem nach Dar-es-Salam gebracht. In Sansibar und Pemba aber regiert seitdem durch Englands Gnaden Seyid Hamud ben Mohamed.

Die Insel Sansibar ist eine 1522 qkm große Korallenbank, über der sich ein bis 135 m hoher Hügelzug aus eisenhaltigem roten Thone erhebt. Die Westküste ist von zahlreichen fließenden Wässern durchschnitten und mit mächtigen Alluvialschichten bedeckt, sodaß sich hier eine üppig tropische Vegetation entfalten konnte, die zu Gunsten von Kulturen allerdings auf weite Strecken

gelichtet wurde; die steile Ostküste dagegen ist ein echtes Korallenland mit Einsturztrichtern, Höhlen und versinkenden Flüssen. Das Korallenland, der Aufenthaltsort reizender Zwerg-Antilopen, ist größtenteils mit rauhem, scharfem Gestein bedeckt, in dessen Spalten rote Humuserde dichtem Gestrüpp, stellenweise sogar üppigen Sorghum-Kulturen Platz giebt. Das Klima Sansibars ist heiß und feucht, die mittlere Jahrestemperatur beträgt 26½°, die Regenmenge, welche allerdings bedeutenden Schwankungen ausgesetzt ist, 155 cm; immerhin ist Sansibar durchschnittlich regenreicher als die ostafrikanische Küste und es vergeht hier kein Monat ohne tüchtigen Regen. Der trockenste Monat ist der September. Schwere Fieber sind in der Stadt selbst selten, dagegen haben Ausflüge ins Innere der Insel gewöhnlich Malaria im Gefolge.

Die Bevölkerung der Insel beträgt etwa 150000 Seelen und weist ein großes Völkergemisch auf. Die ältesten Ansiedler mögen die Wahadimu und die Watumbatu sein, freie mohamedanische Suahelis, welche meist ins Korallenland und an die Südspitze der Insel verdrängt sind; daneben finden wir zahlreiche von der Küste stammende Suahelis, und am stärksten ist die sich aus allen Stämmen Centralafrikas zusammensetzende Sklavenbevölkerung vertreten. Sämtliche Suahelis sind Sunniten. Das aristokratische Element der Insel bilden die Araber, welche als Plantagenbesitzer und Sklavenhändler früher wohlbegütert waren, heute aber meist stark an die Inder verschuldet sind; letztere stammen ausschließlich aus der Präsidentschaft Bombay und gehören teils den mohamedanischen Sekten der Kojas und Bohoras an, teils sind sie echte Hindus, der Kaufmannskaste der Banianen angehörig; in Ostafrika nennt man übrigens vielfach sämtliche indische Kaufleute fälschlicherweise Banianen. Auch Parsis und portugiesisches Halbblut aus Goa sind vertreten, neben Arabern aus Maskat solche aus Sheher und Hadramaut, dazu Belutschen und allerhand andere Asiaten, Somalis, Komorenser, Malagaschen und andere Afrikaner, während die Europäer nur etwa 200 Köpfe zählen.

Die Volkskultur besteht überwiegend in Manioc, im Korallenland wird Sorghum und roter Pfeffer gebaut, welch letzterer auch einen Ausfuhrartikel bildet, dagegen ist der Ertrag des auf der Westseite gepflanzten Reises bei weitem nicht groß genug, um den einheimischen Bedarf zu decken. Zuckerrohr wird vielfach in Kleinkulturen gezogen, doch nur auf einer größeren Plantage, dagegen ist die Kokospalme vielfach auch in größeren Pflanzungen vertreten. Die lohnendste Kultur hat lange Zeit diejenige des 1818 eingeführten Gewürznelken-Baumes gebildet; damals war die Produktion klein, die Nachfrage stark, die Sklavenarbeit billig und dementsprechend das erzielte Resultat ein sehr lohnendes; heute ist in allem das Gegenteil eingetreten, die arabischen Plantagenbesitzer sind meist stark verschuldet und Arbeitermangel verhindert vielfach die notwendige sorgfältige Pflege der Pflanzungen. Die Ernte erfolgt gewöhnlich im Oktober und November und zwar müssen die

Blüten gebrochen werden, nachdem sich die kleine Kugel am Ende des Nägeleins gebildet hat, aber bevor diese Knospe aufbricht. Viehzucht spielt auf der Insel keine große Rolle, am bemerkenswertesten ist noch die Eselzucht, doch trifft man überall Ziegen und Haushühner; in den Ölmühlen benutzt man hier Kamele. Fischfang ist besonders an der Ostküste ergiebig, auch bilden Schildpatt und Ziermuscheln einen nicht unbedeutenden Export.

Die Kost der Ostafrikaner setzt sich aus folgenden Hauptbestandteilen zusammen: Mtama (Sorghum oder Negerhirse), Mawele (die Penicellaria-Hirse), Ulesi (die Eleusine-Hirse), Mahindi (Mais), Mohogo (Manioc), Viazi (Bataten), Kunde (Bohnen) und die Erdnuß Kalanga, dazu wird mit Vorliebe Papa, getrockneter Haifisch gegessen und die Kokospalme liefert den Palmwein Tembo, die Hirse das bierähnliche Pombe.

Die Zeit ist noch nicht so fern, wo Neger aus allen Teilen Centralafrikas in Sansibar zusammengetrieben und hier öffentlich verkauft wurden. Unter dem Drucke Englands und der öffentlichen Meinung in Europa wurde aber durch Erlasse des Sultans von 1873, 1889 und 1890 zunächst die Einfuhr neuer Sklaven auf Sansibar und Pemba untersagt; jeder Sklave wurde mit Betreten dieser Inseln frei, und den dort von Sklaven geborenen Kindern wurden die Freiheitsrechte zugesichert. Am 6. April 1897 wurde sodann auf Betreiben der einflußreichen englischen Abolitionisten-Partei und ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Interessen die Sklaverei auf Sansibar und Pemba überhaupt aufgehoben, allerdings in der verschleierten Form, daß von den 140000 Sklaven, deren durchschnittlicher Wert damals etwa 100 Rupien auf den Kopf betrug und welche in Haus- und in Ackersklaven zerfallen, nur diejenigen die Freiheit erlangen sollten, welche sie verlangten; soweit ihre Herren den rechtmäßigen Besitz der Sklaven nachweisen konnten, sollten sie für deren Freilassung entschädigt werden. Das Resultat des ersten Jahres war ein verblüffend geringes: Durch die Valis und die mit der Durchführung des Gesetzes betraute eigene englische Spezialkommission wurden nämlich nur etwa 800, durch Privatleute etwa 700 Personen als frei erklärt, 500 Fälle unterlagen noch der Erwägung und etwa 2300 Neger hatten als „freie Arbeiter" mit ihren bisherigen Herren Kontrakte abgeschlossen, die sie vielfach nicht einhielten. Die durchschnittliche Entschädigung für einen Sklaven betrug 60 Rupien und im ganzen wurden nur 16000 Rupien von der Regierung zu diesem Zwecke aufgewandt. Daß die Zahl der sich zur Freiheit meldenden Sklaven so gering war, erklärt sich dadurch, daß die Sklaverei bei den Arabern eine altpatriarchalische Einrichtung und seit vielen Jahrhunderten auch mit dem afrikanischen Staatswesen so selbstverständlich verquickt ist, wie etwa die allgemeine Wehrpflicht mit den Existenzbedingungen des Deutsches Reiches. Den schlimmsten Teil dieser Institution bildet der Sklavenraub, der sich vielfach in der Form abwickelte, daß die im Innern reisenden Handelskarawanen Träger preßten und diese, an der Küste angekommen, dann verkauften.

Besonders an der Ostküste Afrikas hat die Sklaverei übrigens eine sehr milde Form, mehr diejenige eines Dienstboten-Verhältnisses angenommen, würden sich die Herren durch schlechte Behandlung der Schwarzen doch nur selbst schaden. Die Araber aber sind tief erbittert über die Abschaffung der Sklaverei, deren Folgen sich besonders in der desorganisierten Arbeit in den Gewürznelken-Pflanzungen fühlbar machen.

Auf dem früheren Festlandsgebiet des Sultans, sowohl in den englischen, wie in den deutschen Schutzgebieten hat man noch nicht gewagt, diese radikale Maßregel einzuführen, und man geht bei uns in Deutsch-Ostafrika von der Ansicht aus, daß durch Unterbindung des Sklavenraubs, genaue Überwachung der Herren und liberale Ausstellung von Freibriefen die Sklaverei mit der Zeit von selbst aufhören muß, und damit vermeidet man die wirtschaftlichen Rückschläge, welche fast alle Staaten betroffen haben, die eine plötzliche Sklavenbefreiung ins Werk setzten.

Was die Verwaltung anbetrifft, so wird dieselbe nominell zwar vom Sultan ausgeübt, doch haben ihm die Engländer als Premierminister den General Sir Lloyd Matthews aufoctroiert, einen früheren englischen Marineoffizier, der schon 1883 als Befehlshaber der Truppen in den Dienst des Sultans getreten war, und auch die übrigen hohen Beamtenstellen können nur im Einverständnis mit England besetzt werden und sind jetzt fast sämtlich an Engländer vergeben; die auswärtigen Beziehungen Sansibars aber leitet seit 1893 der dort residierende englische Generalkonsul als Vertreter der englischen Regierung. Über den Etat von Sansibar fehlen die Zahlen für die letzten Jahre; im Jahre 1894 balancierten Einnahmen und Ausgaben mit 1493000 Rupien. Der Sultan, welcher früher allein aus den Zöllen eine monatliche Einnahme von 120 bis 150000 Rupien hatte, bezieht jetzt für sich und seinen Hofstaat nur eine Civilliste von monatlich 25000 Rupien, besitzt daneben allerdings die Einkünfte eines beträchtlichen Privatvermögens. Der Herrscher hält eine Leibgarde von 150 Belutschen, hat daneben noch eine Truppe von etwa 1000 Eingeborenen, die unter einem englischen Offizier steht, und besitzt als „Marine“ ein Wacht- und Salutschiff und 2 Handelsdampfer.

Der Hafen von Sansibar wurde im Februar 1892 als Freihafen erklärt, hörte aber im September 1899 wieder auf, ein solcher zu sein, und es blieben seidem nur Münzen, Kohlen, Elfenbein, Kautschuk und Schildpatt zollfrei; von allen übrigen Waren wird ein Einfuhrzoll von 5 % erhoben und der bisherige Spirituosen-Zoll von 25 % auf Getränke mit einem Alkoholgehalt von über 20 % blieb bestehen.

Der fremde Handel Sansibars, laut amerikanischen Konsularberichten 1883 mit 6,1 Million Dollars Einfuhr und 4 Millionen Ausfuhr angegeben, hat sich seitdem wie folgt entwickelt:

	Einfuhr £	Ausfuhr £
1891	1205000	1384000
1892	1185000	908000
1896	1275000	1588000
1897	1400000	1189000
1898	1555000	1498000
1899	1596000	1513000

und zwar verteilte sich dieser Verkehr im Jahre 1899 in der

	Einfuhr £	Ausfuhr £
auf die Domänen des Sultans, Sansibar und Pemba	240600	144800
Deutsch-Ostafrika	173100	457200
Britisch- „	86000	190000
Übriges „	82400	145800
Britisch-Ostindien	491500	129800
Großbritannien	146100	116900
Nord-Amerika	101000	84400
Übrige Staaten	275500	243500

An der Einfuhr ist von altersher in erster Linie Britisch-Indien beteiligt, in zweiter Linie folgt Deutsch-Ostafrika und erst in dritter England. Baumwollgewebe bilden weitaus den wichtigsten Teil der Einfuhr, Deutschland liefert besonders Draht, Eisenwaren, Steingut, Emaillegeschirr, Provisionen und Bier. Der indische Zwischenhändler beansprucht beim Importeur 2 bis 6 Monate Kredit und ist in seinen Zahlungen häufig unzuverlässig.

Die Hauptartikel der Ausfuhr und Wiederausfuhr waren 1899: Baumwollwaren mit 345900 £, 628000 Frazilas Gewürznelken = 197200 £, Reis 141600 £, Elfenbein 127300 £, 8 Millionen Pfund Kopra = 69700 £, verschiedene Nahrungsstoffe 67500 £, Kautschuk 41000 £ und Gummi 32000 £, und zwar stammten mit Ausnahme von Gewürznelken und Kopra sämtliche anderen Waren aus dem Auslande und Sansibar diente dabei nur als Umschlags-Platz. Für die Ausfuhr war Deutsch-Ostafrika von jeher das wichtigste Gebiet, seitdem Madagascar, Portugiesisch- und Britisch-Ostafrika durch direkte Dampferlinien bedient werden und Sansibar also nicht mehr wie früher der allgemeine Stapelplatz für ganz Ostafrika ist, beruht seine Bedeutung mehr als je auf seinem Verkehr mit Deutsch-Ostafrika und Sansibar hat also kommerziell mehr Wichtigkeit für Deutschland, als für England, wenn England auch eher zu Platze war, da das erste englische Schiff hier bereits 1591 erschien.

Der Bedeutung des deutschen Handels in Sansibar entspricht auch die Zahl der deutschen Firmen; wir finden nämlich in der Hauptstadt 7 deutsche Häuser, welche überwiegend im Einfuhrgeschäft thätig sind, daneben 4 englische (Import, Schiffs- und Kohlen-Geschäft), ein holländisches (Import; grellrot bedruckte

Kattune aus Holland bilden einen wichtigen Einfuhrartikel für die Suaheli-Frauen) und ein amerikanisches (Export von Elfenbein und Import von Petroleum und baumwollenen Drellen.)

Als Angestellte der deutschen Geschäftshäuser in ganz Ostafrika kontrahiert man gewöhnlich auf 3 Jahre überwiegend jüngere Leute, welchen freie Reise und vollständig freie Station gewährt wird und die einen steigenden Gehalt von 1500, 2000 und 2500 Mark für das erste, zweite und dritte Jahr beziehen; nach Ablauf dieses Kontraktes kehren die meisten Herren nach Deutschland zurück, teils aus gesundheitlichen Rücksichten, teils weil die Chancen für Vorankommen in Ostafrika im allgemeinen recht beschränkte sind; bei dem häufigen Wechsel und Nachschub junger Leute sind ältere deutsche Geschäftsherren in Ostafrika denn auch verhältnismäßig selten.

Der fremde Schiffsverkehr im Jahre 1899 belief sich auf 328000 Registertons und davon kamen 174000 Tons auf deutsche und 106000 Tons auf englische Schiffe. Das Jahr 1900 wies bei der deutschen Schiffahrt 181 000 Registertonnen, bei der englischen 101 000, bei der französischen 50 000 auf.

Neben dem von der Sultans-Verwaltung unterhaltenen Postamt besteht auch noch ein französisches, während das früher hier befindliche deutsche eingegangen ist. Englische Kabel verbinden Sansibar mit der Küste des Festlandes und über Aden mit Europa.

Dem Verkehr auf der Insel selbst ist nur wenig Beachtung geschenkt, es existieren im Ganzen bloß 2 Fahrstraßen, die eine nach des Sultans Lustschloß Chweni nördlich von Sansibar und die andere, erst von den Engländern angelegte und vorzüglich gehaltene Straße, welche etwa 40 km lang quer durch die Insel von Sansibar aus über das freundlich gelegene Regierungs-Rasthaus in Mwera nach Chwaka an der Ostküste führt.

Die Preise im Großhandel werden zwar noch in Dollars gestellt und dabei 47 Cents gleich einer indischen Rupie gerechnet, doch kursiert als Münze de facto heutigen Tages fast nur noch die letztere; die amerikanischen Dollars sind verschwunden, ebenso wie die Maria Theresia-Thaler, auf Suaheli Reali meosi = „Schwarze Thaler" genannt, weil die längere Zeit umlaufenden Stücke eine schwärzliche Farbe annehmen; galt diese Farbe doch derartig als Kennzeichen der Güte, daß sie früher bei Neuprägungen sogar künstlich erzeugt werden mußte. Die vom Sultan Said geprägten Dollarstücke sind heute ziemlich seltene Kuriositäten.

Eine europäische Bank besteht in Sansibar nicht, sondern die Geldgeschäfte werden durch verschiedene der bereits aufgeführten Geschäftshäuser besorgt, welche u. a. auch als Agenten europäischer Banken thätig sind.

Die einheimischen Maße und Gewichte in Sansibar und Ostafrika überhaupt sind die folgenden: Das Frazila = 15,6 kg; das Djizla = 82 bis 267 kg je nach der in Betracht kommenden Ware; das Kandi (nur bei Ebenholz) = 267 kg; das Pishi = 3 Liter und das Doti bei Geweben = 4 Yards.

Des Landes Hauptstadt Sansibar liegt ungefähr in der Mitte der Westküste der gleichnamigen Insel auf einer dreieckigen Landzunge, welche durch einen schmalen Sandstreifen mit der Hauptinsel verbunden ist. Die rechteckige Spitze im Westen nimmt das Stadtviertel Schangani ein, daran schließt sich nach Nord-Osten zu das spitz verlaufende Malindi, und hinter einer bei Ebbe trockenen, ärmelförmigen Lagune folgt dann auf der Hauptinsel das Negerviertel Ngambo, früher auch die Madagascar-Stadt genannt. Vom Wasser aus gesehen repräsentiert sich die Stadt freundlich, aber keineswegs imposant: Eine lange Reihe weißgetünchter Häuser aus Korallenkalkstein in persischer Bauart mit flachen, gezinnten Dächern, hier und da überragt von einer schlanken Cocospalme oder einem mächtigen Baobab; in der Mitte etwa die im Jahre 1896 teilweise zusammengeschossenen Sultanspaläste mit dem durch das Bombardement gleichfalls stark beschädigten Leuchtturm davor; in Schangani die großen Faktoreien und die Konsulate, aber auch diese Fremden-Besitzungen sämtlich im landesüblichen Stil, sodaß der Eindruck ein durchaus einheitlicher ist; „moderne" Häuser nach europäischer Art sind bislang auf Sansibar unbekannt. Ein besonderes Stadtviertel für Europäer giebt es auch nicht, sondern diese wohnen bunt durcheinander mit Arabern und Indern in gemeinsamen Stadtteilen. Die in zahlreiche Unterviertel zerfallende Stadt selbst ist ein regelloses Gewirr von hundertfach geknickten, in der Breite fortwährend wechselnden Gassen und Gäßchen, zwischen deren massiven Häusern sich nicht wenige Ruinen finden oder angefangene Bauten, welche mohamedanischer Sitte gemäß nach Tod des Bauherrn nicht vollendet wurden, während Lehmhütten meist nur noch in abgelegenen Sackgassen anzutreffen sind. Während die Araber in Kleidung, Wäsche und Nahrung, besonders auch am Körper sehr reinlich sind, pflegen sie diese Tugend absolut nicht in der Haltung ihres Hauses, dulden vielmehr Ziegen, Schafe und Hühner selbst im Oberstock ihrer Wohnung. Das eintönige Rasseln der Cocosraspel und das dumpfe Dröhnen des Getreidemörsers, welcher unser Dreschen vertritt, sind häufige und charakteristische Geräusche in den Straßen Sansibars. Die zahlreichen Moscheen sind ohne jeden architektonischen Schmuck in die Straßenfront eingebaut, bis auf eine einzige auch ohne Minaret und weisen im Innern eine weißgetünchte nüchterne Pfeilerhalle mit der Betnische in der Richtung nach Mekka auf. Das interessanteste Bauwerk ist die am belebten Soko = Markt liegende alte Festung Guereza mit ihren 4 tonnenförmigen Ecktürmen und gezinnten Mauern, den malerischsten Teil bildet jedenfalls das Negerviertel mit seinen reinlichen Straßen und den unter Palmen und Mangobäumen verstreut liegenden, mit Makuti = Palmblättern gedeckten Lehmhütten. Straßenbeleuchtung, soweit eine solche überhaupt existiert, wird von einigen Petroleumlaternen geliefert, Gas und Elektrizität sind bis auf wenige Bogenlampen vor dem Sultanspalast bislang hier unbekannt; gutes und reichliches Wasser dagegen wird der Stadt durch eine mit großen Unkosten von Seyid Bargasch angelegte Leitung aus dem

Innern der Insel zugeführt. Das sogenannte beste Hotel, das „Afrika-Hotel" läßt ungefähr alles zu wünschen übrig. Die Hafenverhältnisse sind noch überaus primitive, giebt es doch nicht einmal eine Anlegestelle für Ruderboote, sodaß der Weg zwischen Boot und trockenem Lande gewöhnlich auf dem Rücken von Eingeborenen zurückgelegt wird; nur vor dem Zollschuppen ist ein kurzer gemauerter Quai mit hydraulischen Krahnen, aber alle Dampfer müssen draußen auf der Rhede liegen bleiben, welche durch die Insel vor den rollenden Wogen des indischen Ozeans geschützt ist. So einfach Sansibar uns Europäern erscheint, so ist es für den armen afrikanischen Binnenländer doch das „Paris" des Ostens, den einfachen Sultanspalast nennt er das „Haus der Wunder" und er glaubt kaum, daß das ferne Ulaya, wie bei ihm Europa heißt, noch Schöneres bieten könne.

Die Einwohnerzahl der Stadt Sansibar wird auf etwa 60 000 Seelen geschätzt, wozu noch eine fluktuierende Bevölkerung von 10—30000 Köpfen tritt. Die Mehrheit bilden weitaus die Suahelis, daneben finden wir u. a. 7000 Inder als Kaufleute und Handwerker, 5000 Komorenser, 4000 Araber, etwa 500 Goanesen, portugiesisches Halbblut, meist als Kleinhändler, Schneider und Wäscher thätig, und die schon erwähnten 200 Europäer. Zwischen den Anhängern der verschiedenen Religionen ist nie ein Zusammenstoß zu verzeichnen, Sansibar ist vielmehr immer ein tolerantes und gastfreies Land gewesen. Die Franzosen haben seit 1860, die Engländer seit 1864 große Missionsstationen hier und unter den 4 teilweise damit verbundenen Hospitälern ist besonders das unter Leitung von Père Etienne stehende französische St. Joseph-Hospital zu nennen. Die 1891 begründete und nach dem damaligen englischen Generalkonsul benannte Euan Smith Madressa ist eine englisch-indische konfessionslose Schule, welche sich bestrebt, die Kinder der hier lebenden Inder in den Kulturelementen der Engländer wie Inder zu unterrichten. Die einzige hier erscheinende Zeitung ist die „Gazette for Zanzibar and East Africa". Unsere Landsleute sind in einem Club vereinigt, der 24 in Sansibar ansässige und eine Reihe in anderen Orten Ostafrikas lebende Mitglieder zählt und nicht nur ein Haus im Innern der Stadt, sondern auch eine schöngelegene „Schamba" außerhalb derselben, am Ende der langen Hauptstraße Mnasi Moya zu seiner Verfügung hat. „Schamba" nennt man einen Landsitz, ein Landgut oder eine Pflanzung, und Ausflüge nach solchen im Innern der Insel gelegenen „Schambas", die teilweise auch im Besitze von Europäern sind, erfreuen sich mit Recht besonderer Beliebtheit und geben vorzügliche Gelegenheit, die landschaftlichen Schönheiten des parkähnlichen Landes bewundern zu können.

Die unter Sultans-Verwaltung stehende, 960 qkm große Insel Pemba ist das erste Gewürznelken-Land der Welt, aber überaus ungesund und weist etwa 40 000 Einwohner, überwiegend Sklaven auf.

———

Britisch Ostafrika und Uganda.

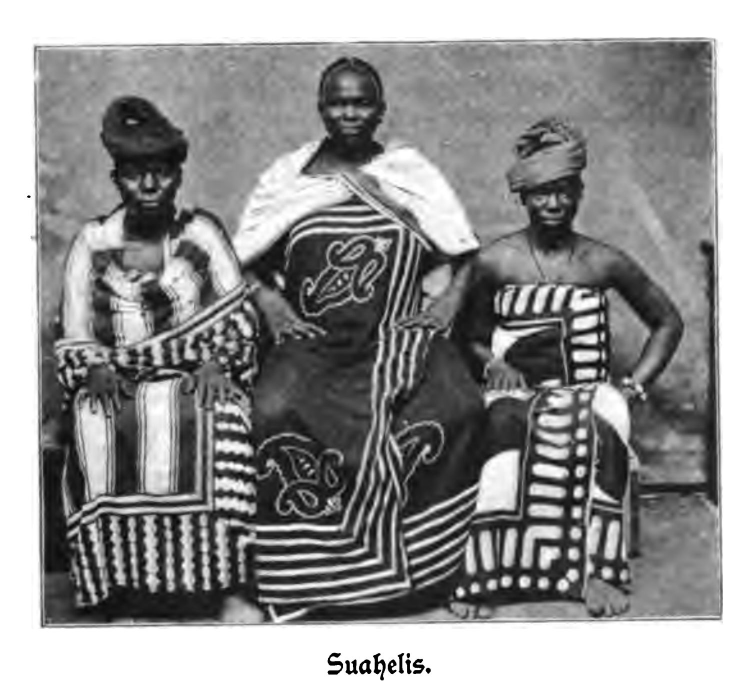
Der englische Besitz in Ostafrika, der sich zwischen dem Dschub und dem Umba bis zu dem Viktoria Nyanza erstreckt, hat der Küste entlang schon in alten Zeiten eine recht bedeutende Rolle gespielt. Die dem Witu-Lande vorliegenden Inseln Kweio, Patta, Manda und Lamu, das weiter südlich nach der Formosa-Bai folgende Melindi, besonders aber die Insel Mombasa unweit der Südgrenze des jetzigen britischen Gebiets haben frühzeitig die Aufmerksamkeit der städtegründenden Schirazi und später auch diejenige der Portugiesen auf sich gezogen. Wir haben gesehen, daß letztere während der Jahre 1509—92 ihren Hauptstützpunkt für das nördliche Ostafrika in dem ihnen treu ergebenen Melindi hatten, bis sie ihren Verwaltungssitz 1592 nach Mombasa verlegten und dort mit dem Bau der mächtigen Festung gegen weitere Türken-Angriffe begannen. Nach wiederholten Kämpfen gegen innere und äußere Feinde verloren die Portugiesen aber Mombasa im Jahre 1698 an den Imam von Maskat, Sef ben Sultan, und eine Wiederbesetzung des Platzes ihrerseits im Jahre 1728 mußte schon im folgenden Jahre definitiv aufgegeben werden. Es folgte in Mombasa seit 1739 die Zeit der intriguanten und in sich selbst vielfach uneinigen Statthalter-Familie der Msara, welche ihre Herrschaft zeitweilig bis nach Merka hinauf ausdehnte, nach langen Kämpfen gegen Maskat im Jahre 1837 aber endgültig unterlag, nachdem die 1823 zur Hülfe gerufenen Engländer sich schon 1826 wieder zurückgezogen hatten.

Das Innere des Landes war den Europäern bislang vollständig unbekannt geblieben. Zwar hatten schon im Jahre 1523 zwei Portugiesen versucht, von Melindi aus die großen innerafrikanischen Seen zu erreichen, kehrten aber schon nach 11 Tagen entmutigt zur Küste zurück. Unseren Landsleuten, den Missionaren Krapf und Rebmann, welche in Mombasa wirkten, sollte es vergönnt sein, uns 1848 und 1849 zuerst von den Schneebergen Kilimandscharo und Kenia zu berichten, deren Existenz allerdings anfangs in Europa angezweifelt wurde und erst nach Claus v. d. Deckens Besteigung im Jahre 1861 allgemeinen Glauben fand.

Allmählich regten sich auch die Gelüste der Europäer auf Gebietserwerb in diesen Gegenden und zwar waren es zuerst die Brüder Denhardt, welche sich mit dem Sultan von Witu, Achmed, in seiner Jugend Simba,

der „Löwe" genannt, ins Vernehmen setzten. Nachdem sich schon dessen Vater Mohamed, der Herrscher der Insel Patta, nach langem und zähem Widerstand gegen die Maskat-Araber Ende der 40er Jahre aufs Festland zurückgezogen und dort Kao am Osi angelegt hatte, gründete Achmed (1856—89) nördlich vom Tanafluß 40 km landeinwärts mitten im Urwald das Witu-Reich, das er mit Weisheit und Milde regierte. Schon im Jahre 1867 hatte er sich — allerdings vergeblich — durch den Reisenden Richard Brenner um preußischen Schutz beworben, um dadurch auch leichter seine Ansprüche auf die Inseln Lamu, Patta und Manda Sansibar gegenüber zur Geltung bringen zu können. Nachdem die Brüder Denhardt mit Dr. Fischer von Sansibar zusammen 1878 eine wissenschaftliche Forschungsreise ins Tana-Gebiet unternommen hatten, veranlaßten die beiden ersteren in Deutschland die Bildung des Tana-Comités zur Aufbringung der Mittel, um in der von ihnen bereisten Gegend einen Stützpunkt für den deutschen Handel zu suchen und gingen Ende 1884 wieder nach draußen. In der That war Sultan Achmed sofort bereit, Clemens Denhardt durch Vertrag vom 8. April 1885 ein Gebiet von 25 deutschen Quadratmeilen an der Mündung des Osi-Armes mit einigen 60 km Küstenlänge nördlich von Kipini zu verkaufen und sein ganzes Gebiet unter deutschen Schutz zu stellen. Diese ihm angebotene Schutzherrschaft übernahm das Deutsche Reich denn auch bereits am 27. Mai 1885 und ließ Sansibars Protest unbeachtet. Denhardts aber fanden bei ihrem Komité nicht die erwartete finanzielle Unterstützung zur Ausnutzung ihres Erwerbs und es bildete sich nun unter dem Vorsitz des Fürsten von Hohenlohe-Langenburg die „Deutsche Witu-Gesellschaft," deren ursprüngliches Kapital von 100000 Mark 1887 auf 500000 Mark erhöht wurde. Bereits am 2. September 1886 traf die zur Übernahme des erworbenen Gebietes entsandte Expedition in Lamu ein, welches den Verwaltungssitz bilden sollte; da aber die Regelung des Besitzes von Lamu in dem deutsch-englischen Vertrag vom 29. Oktober 1886 nicht klar vorgesehen war, erhoben bald die Engländer Anspruch darauf und ein Schiedsspruch erkannte es ihnen zu. Seit 1887 wirkte am Tana auch die Evangelische Missionsgesellschaft Neukirchen im Witu-Gebiet.

Die Interessensphäre zwischen Umba und Osi, welche der deutsch-englische Vertrag vom 29. Oktober 1886 England überlassen hatte, übertrug dieses der am 3. September 1888 mit einem Königlichen Freibrief ausgestatteten Imperial British East Africa Company. Diese Gesellschaft, als British East Africa association von dem Schotten Sir William Mackinnon, dem Gründer der großen British India Line, ins Leben gerufen, bildete sich mit einem nominellen Kapital von 2 Millionen £ und erhielt durch Verträge vom 24. Mai 1887 und 3. September 1888 seitens des Sultans von Sansibar die Verwaltungsrechte über die diesem gehörigen Küstenplätze und Küsteninseln zwischen Wanga und Kipini, zunächst gegen Abgabe von 50 % der Zolleinnahmen auf 50 Jahre, dann gegen eine Jahreszahlung von 80000 Dollars



Suahelis.

für immer. Schwierigkeiten mit den Arabern, wie sie sich bei Übernahme der Zollverwaltung in Deutsch-Ostafrika zeigten, kamen bei der englischen Verwaltung hier nicht vor.

Bevor die Compagnie ins Leben trat, hatte es allerdings wiederholt Streitigkeiten zwischen den Arabern und den Missionaren gegeben, welch' letztere entlaufene Sklaven aufnahmen und ihren Herren nicht herausgaben. Unter dem Druck der englischen Verwaltung versprachen die Missionare zwar, dieses Verhalten aufzugeben, doch wurde dieses Versprechen von ihnen wiederholt umgangen.

Anfang 1889 brach Jackson mit einer großen Expedition nach dem Innern auf, um namens der Gesellschaft Verträge mit den Häuptlingen zu schließen, drang bis an den Victoria-See vor und errichtete einen Posten in Kavirondo. Kapitän Lugard legte im Frühjahr 1890 einige Forts dem Sabiki entlang an bis nach Matschako hinauf.

Am 22. Oktober 1889 hatte die deutsche Regierung zwar auch noch die Küste zwischen der Nordgrenze von Witu und Kismaju unter ihren Schutz gestellt, aber der deutsch-englische Helgoland-Sansibar-Vertrag vom 1. Juli 1890 brachte eine wesentliche Veränderung auch in diesen Gebietsteilen, da Deutschland auf Erhaltung der erworbenen Rechte nördlich vom Tana-Fluß und im Uganda-Gebiet zu Gunsten Englands verzichtete, und davon wurde auch das Sultanat Witu betroffen.

Hier hatten zwar inzwischen weder die Deutsche Witu-Gesellschaft, noch andere nach hier gekommene Deutsche, welche unter sich überdies keineswegs einig waren, prosperiert, trotzdem hatte noch am 7. April 1890 der deutsche Konsul von Sansibar, Michahelles, gelegentlich eines Besuches mit Fumo Bakari („Fumo" d. h. „Herr" ist der alte Titel der Herrscher von Patta) einen förmlichen Schutzvertrag abgeschlossen, und die Witu-Gesellschaft hatte sich laut Vertrag vom 10. Mai 1890 mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verschmolzen — da kam diese unerwartete Abmachung, welche u. a. auch den Sultan von Witu seinen schlimmsten Feinden auslieferte. In der dadurch erzeugten Mißstimmung folgte im September 1890 zu Witu die Ermordung des Deutschen Künzel, welcher eine Sägemühle im Lande anlegen wollte, und 8 anderer Deutscher, auch eine engliche Missionsstation wurde bedrängt und so sahen sich die Engländer veranlaßt, im Oktober die Stadt Witu zu bombardieren und zu zerstören; Fumo Bakari floh nach dem Innern, wo er bald darauf starb. England erklärte nunmehr am 4. November 1890 auch sein Protektorat über die zum Sultanat Sansibar gehörige Festlandsküste zwischen Umba und Tana und am 19. November 1890 auch über Witu und die Küste zwischen Tana und Dschub. Die von Gebrüder Denhardt und der Deutschen Witu-Gesellschaft geltend gemachten Entschädigungs-Ansprüche sind von England bis heute ignoriert worden.

Die englische Regierung hatte die englische Gesellschaft inzwischen gedrängt,

das Hinterland zu besetzen, und bereits im Oktober 1890 war zu diesem Zwecke Kapitän Lugard mit einer Expedition nach Uganda abgegangen. Nachdem durch Vertrag mit Italien vom 24. März 1891 der Thalweg des Dschub-Flusses als Nordgrenze des britischen Gebietes vereinbart worden war, besaßen die Engländer nunmehr also die ganze Küste zwischen dem Umba und dem Dschub mit den Haupthäfen Mombasa, Melindi, Lamu und Kismaju und die Britische Ostafrikanische Gesellschaft dehnte durch die Thätigkeit energischer Vertreter ihre Interessensphäre bald tief in das Hinterland hinein bis nach Uganda, der ehemaligen Äquatorialprovinz Emin Paschas und bis zum Kongostaate aus, mit welch' letzterem 1894 der 30. Grad östlicher Länge als Grenzlinie festgelegt wurde. Freilich wurden auch durch diese und andere Aufwendungen die Mittel der Gesellschaft derartig geschwächt, daß sie schon am 31. Juli 1893 das Gebiet zwischen Tana und Dschub räumte und der Sultansverwaltung zurückgab; der Sultan von Witu, Fumo Omari, protestierte für seinen Teil gegen dieses Arrangement und wurde im August 1893 von den Engländern vertrieben; die von ihm veranlaßten Unruhen endeten aber erst, als er 1894 nach Sansibar deportiert wurde. Die finanzielle Last erwies sich inzwischen für die Gesellschaft immer schwerer, die Zolleinnahmen deckten bei weitem nicht die Kosten, und dabei war keine Aussicht auf eine Steigerung der Einnahmen. Trotzdem drängten die Regierung und die öffentliche Meinung in England die Gesellschaft zu Vorarbeiten für eine Bahn nach Uganda und zur Festsetzung daselbst; die Kompagnie entschloß sich auch zu dem letzteren Schritt in der Hoffnung, daß das englische Parlament die Mittel zum Bahnbau gewähren werde; als dieses aber keine Neigung dazu zeigte und in Uganda Unruhen ausbrachen, erklärte die Gesellschaft, dieses Gebiet im Innern aufgeben zu müssen. Gegen einen solchen Schritt agitierten aber besonders die Vertreter der Missionsgesellschaften, und die Regierung entschloß sich 1893 unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, die Lage der Dinge in Uganda durch Sir Gerald Portal, ihren Generalkonsul in Sansibar, untersuchen zu lassen und am 19. Juni 1894 zunächst Uganda als besonderes Protektorat, am 15. Juni 1895 auch die Schutzherrschaft über das ganze Gebiet zwischen diesem und dem Küstenstrich zu übernehmen, und am 30. Juni 1895 räumte die am Ende ihrer Mittel angekommene und von der Regierung nicht wie erwartet unterstützte Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft das von ihr dem Sultan abgepachtete Gebiet gegen eine Abfindungssumme von 250000 £, wovon 200000 £ dem Staatsschatz von Sansibar und 50000 £ dem von England entnommen wurden. Die von Deutschland an den Sultan von Sansibar für Abtretung seines Küstenstreifens bezahlten 200000 £ wanderten somit glatt in die Taschen der Engländer und die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft war durch diesen Beitrag in der Lage, ihren Aktionären 50 % des eingezahlten Kapitals zurückzahlen zu können. Das nunmehr unter Staatsverwaltung genommene Gebiet wurde zunächst der direkten Aufsicht des

englischen Generalkonsuls in Sansibar unterstellt, am 31. August 1896 unter dem Namen East Africa Protectorate aber als ein besonderes Schutzgebiet erklärt, welches mit Sansibar und Uganda zusammen heute den ostafrikanischen Besitz Englands bildet.

Der britische, zwischen den Flüssen Dschub und Umba gelegene Festlandbesitz in Ostafrika stößt im Osten an Italienisch-Somali-Land, im Süden an Deutsch-Ostafrika, im Westen an den Kongostaat, ist aber im Norden noch nicht abgegrenzt. Das zum Teil noch völlig unbekannte Land steigt von dem schmalen Küstenstreifen aus schnell in Stufen zu dem großen, innerafrikanischen Plateau auf, über dem sich vereinzelte Gebirgszüge und Berge, unter letzteren als höchster der Kenia (5250 m) erheben; auch die an der äußersten Westgrenze liegende, vielspitzige Bergmauer des Ruwenzori erreicht eine Höhe von 5500 m und ist, wie der Kenia, mit ewigem Schnee bedeckt. Ein großer Teil des Landes ist dürre Steppe. In der großen, sich unter dem 36. Längengrad hinziehenden Senkung des Ostafrikanischen Grabens liegen die Naiwascha-, Baringo-, Rudolf- und Stefanie-Seen innerhalb englischen Gebietes, zu dem auch die Nordhälfte des Victoria Nyanza, das Ostufer des Albert Edward und der ganze Albert Nyanza gehören. Die bedeutenderen Flüsse sind von Süd nach Nord die dem Indischen Ozean zuströmenden Sabaki, Tana und Dschub, und im Westen der Oberlauf des Nils. Die Flüsse Tana und Dschub sind auf 350 bis 400 englische Meilen weit nur während der Regenzeit schiffbar, doch ist die Schiffahrt selbst dann noch sehr schwierig. Die Bevölkerung besteht aus Gallastämmen, im Westen wohnen Neger und in den mittleren Teil reichen vom Süden aus die Massai herein.

Das Britische Ostafrika-Protektorat, ausschließlich Ugandas auf 700000 qkm geschätzt, wird einem 1895 geschlossenen Abkommen gemäß unter Beibehaltung der Souveränität und der Flagge des Sultans von Sansibar von britischen, durch die englische Regierung ernannten Beamten verwaltet, und zwar unterstehen die beiden Schutzgebiete Britisch-Ostafrika und Uganda bislang noch dem Auswärtigen Amt und nicht dem Colonial Office.

Britisch-Ostafrika zerfällt in folgende drei Teile:

Zunächst in den laut deutsch-englischem Abkommen vom 31. Oktober 1886 als Festlandsbesitz des Sultans anerkannten, 10 Seemeilen breiten Küstenstreifen zwischen Umba und Osi mit den davor liegenden Inseln uud der Stadt Kismaju; sodann in das Sultanat Witu, das sich zwischen Kipini und Kweio erstreckt; und endlich in das Gebiet zwischen Tana und Dschub und das gesamte Hinterland bis zur Ostgrenze von Uganda.

Diese historisch und politisch wichtige Dreiteilung der Kolonie konnte bei der Einteilung in Verwaltungsbezirke allerdings nicht berücksichtigt werden,

maßgebend dafür waren vielmehr die natürlichen und die Stammesgrenzen, sowie die Kommunikationsmittel. So teilte man denn das Land in folgende vier Provinzen mit im ganzen 13 Distrikten ein:

Die Provinz Seyyidieh umfaßt die Distrikte Wanga, Mombasa und Melindi; das Tanaland die Insel Lamu, den Tanafluß, Port Durnford und Witu; das Dschuba-Land den unteren Dschub und Ogadén mit Goscha; die am dichtesten bewohnte Provinz Ukamba schließlich die Distrikte Teita, Athi, Kenia und Kitui. Die Gebiete nördlich vom 1° nördlicher Breite sind zwar noch nicht in Distrikte zusammengefaßt und wirtschaftlich beachtet, werden aber politisch im Auge behalten. An der Spitze der Verwaltung steht als Kommissar der englische Generalkonsul in Sansibar, jede Provinz hat einen Unter-Kommissar und jeder Distrikt einen Verwalter mit einem Assistenten; neben diesen, wenig zahlreichen, englischen Beamten sind im Küstengebiet auch die Valis des Sultans im Amte belassen worden, und im Sultanat Witu hat man als Herrscher den früheren Befehlshaber der Witu-Truppen, Omar ben Hamed eingesetzt, dem ein englischer Resident zur Seite steht. Die große Zahl verschiedener, von Häuptlingen, Scheichs und Sultanen beherrschter Stämme ist so überall der unmittelbaren Verwaltung britischer Beamter unterstellt.

In Mombasa besteht seit 1897 ein Gerichtshof zur Rechtsprechung für die im Protektorat lebenden Engländer und Fremden, daneben ein Oberer Gerichtshof für die Eingeborenen, deren Rechtspflege zum großen Teil den eingeborenen Valis und Kadis überlassen bleibt.

In den größeren Küstenstädten bestehen kleine Polizei-Abteilungen aus Somalis und Suahelis unter Leitung von Europäern, und die Militärmacht des Protektorats bestand 1897 aus 1120 Mann, halb indischen Sikhs und Sudanesen, halb Eingeborenen.

Die Bevölkerungszahl des Protektorats, früher bedeutend höher eingeschätzt, wird heute nur mit 2½ Millionen angenommen, wovon 1350000 in den organisierten Bezirken gezählt, 1150000 in den unorganisierten Distrikten geschätzt wurden. Im Jahre 1897 waren in dieser Zahl einbegriffen 391 Europäer, 7580 Inder, 5850 Araber, 76500 Suahelis und „freie Neger" und 26000 Sklaven.

Der Etat stellte sich in	Einnahme	Ausgabe	Defizit
1895/6	22800	77900	55100 £
1896/7	32600	134300	101700 „

während der Zuschuß von England für 1897/8 75000 £ betrug und für 1898/9 auf 90000 £ veranschlagt war, nachdem die Einnahmen im letztgenannten Jahr auf 50000 £ gestiegen waren. Unter den Ausgaben figurieren jährlich 17000 £, die an die Regierung von Sansibar für Überlassung der Zölle auf dem Festlandsgebiet des Sultans gezahlt werden. Diese Zölle bilden die Haupteinnahme und betragen im allgemeinen für die Einfuhr 5 %, für die Ausfuhr 5—30 % vom Werte.

Die Entwickelung des fremden Handels weisen folgende Zahlen auf für

	Einfuhr	Ausfuhr	
1891	1545000	1044000	Rupien
1895/6	2653000	1106000	"
1896/7	3925000	1172000	"
1897/8	4464000	1089000	"
1898/9	7025000	1067000	"
1899/1900	6641000	1825000	"

Die Einfuhr besteht meist aus Baumwollstoffen, Reis, Getreide, Lebensmitteln, Eisen- und Kupferdraht und Glasperlen, dazu seit 1896 in Eisenbahnmaterial, und zwar ist die Steigerung der Einfuhr nicht auf die Hebung des Landes, sondern auf den Eisenbahnbau und das gesteigerte Bedürfnis von fremden Lebensmitteln infolge von Dürren zurückzuführen. Im letzten Berichtsjahr verteilte sich die Einfuhr auf die Herkunftsländer Indien mit 40 %, England 30 % und Deutschland 10 %.

In der Ausfuhr sind die einzigen ins Gewicht fallenden Waren: Elfenbein, Getreide, Kautschuk und Vieh. Die Ausfuhr von Elfenbein aus Britisch-Ostafrika einschließlich Uganda belief sich 1896/7 auf 391000 Rupien, 1897/8 auf 302000 Rupien, und um dieselbe von Deutsch-Ostafrika abzulenken — noch vor wenigen Jahren ging dieselbe überwiegend durch deutsches Gebiet über Tabora — haben die Engländer in Uganda einen Ausfuhrzoll von 34 % auf Elfenbein gelegt. Die Produktionsfähigkeit des Gebiets hat sich, mit Ausnahme von Getreide, bislang nicht gehoben, das Land erholt sich nur langsam von der großen Dürre des Jahres 1898, und die durch die Hungersnot hervorgerufene starke Sterblichkeit hat großen Arbeitermangel verursacht.

Plantagenbetrieb oder Industrie seitens der Europäer existiert hier noch nicht, und die Länder bis zum Kenia-Plateau hinauf sind unvergleichlich viel schlechter, als die entsprechenden Gebiete Deutsch-Ostafrikas.

Was den Verkehr anbelangt, so bildet den Hauptweg des Protektorats die große Karawanenstraße von Maseras (24 km landein von Mombasa) nach dem Flusse Kedong, der Ostgrenze des Uganda-Protektorats, und zwar zerfällt dieselbe in zwei Teile, die 296 km lange, schon 1876 von Sir William Mackinnon begonnene Mackinnon Road zwischen Maseras und Kibwesi, und einen 208 km langen neuen Weg von Kibwesi über Kikuyu bis zum Kedong. In diesen Verkehrsverhältnissen wird durch die im Bau begriffene, weiter unten zu besprechende Uganda-Bahn ein großer Umschwung eintreten.

Auf dem Dschub-Fluß fährt der kleine Dampfer Kenia, den Dampferverkehr über See vermitteln besonders die British India Line und die Deutsche Ostafrika-Linie; letztere läuft Mombasa, Lamu und Kismaju auf ihren ungefähr 4wöchentlichen Fahrten Sansibar—Benadirküste—Bombay auf der Aus- und Rückreise an, Mombasa und Lamu außerdem auf ihrer 3- bis 4wöchentlichen

Linie Sansibar—Goa—Bombay, und Mombasa wird auch von ihren 4wöchentlichen europäischen Postdampfern berührt.

Der Telegraph war im Jahre 1900 mit dreifacher Leitung bereits 900 km ins Land hineingelegt, eine vorläufige Leitung sogar schon bis Port Florence am Ukerewe und von da über Kampala bis Ntebe, der Hauptstadt Ugandas am Norduser des Sees. Diese fliegende Leitung, welche am 18. Februar 1900 schon die Rippon-Fälle am Somerset-Nil erreichte, wird nun nach und nach ausgebaut und ist bestimmt, in der Gegend der Nilquellen mit der Kap-Kairo-Linie zusammenzutreffen. Mombasa ist auch bereits an das Kabelnetz angeschlossen.

Als Münze verkehrt die Rupie und stellenweise auch noch der Maria Theresia-Thaler.

Die Hauptstadt des Gebietes und dessen Verkehrsmittelpunkt bildet Mombasa, an einer durch Strömung und Riffe gefährdeten Küste auf einer niedrigen, gleichnamigen Koralleninsel gelegen, welche im Nordwesten bei Makupa durch eine seichte Furt mit dem Festland in Verbindung steht. Die Stadt liegt an der Ostseite der kleinen Insel, und der hier den Hafen bildende schmale Meeresarm ist für größere Schifffahrt ganz ungenügend, auch fehlen moderne Ufer- und Landungsanlagen noch vollständig. Auf dem 30 bis 50 Fuß hohen Steilplateau treffen wir zunächst das Lazarett, die Beamtenwohnungen und den englischen Klub, dann folgt, verfallen, aber freundlich weiß übertüncht, die mächtige, aus dem Jahre 1592 stammende Portugiesen-Festung, über welcher die glattrote Fahne des Sultans von Sansibar weht; weiterhin der unansehnliche Kern der Stadt mit den massiven Araber- und Inder-Häusern, denen endlich die ärmlichen, mit Palmblättern gedeckten Negerhütten folgen. Auf der Nord-Seite des gewundenen Wasserarms liegt zwischen Gärten und Palmenhainen Kiakoni oder Frère Town, eine Station der Church of England Mission, und den Hintergrund des malerischen Tropenbildes schließen die grünen Berge des Festlands ab. Die Stadt, in welcher seit 1844 Krapf, seit 1846 dessen Freund Rebmann hervorragend und trotz des verhältnismäßig unbedeutenden Erfolges unermüdlich und unverdrossen als Missionare thätig waren, hat heute eine Bevölkerung von rund 25000 Einwohnern, die als Diebe, Lügner und Trinker im allgemeinen einen schlechten Ruf haben, und neben denen sich 250 Araber und 80 bis 100 Inder nebst einer kleinen Anzahl Europäer finden; unter letzteren auch eine deutsche Firma. Von der Glanzzeit Mombasas kann man sich heute keinen Begriff mehr machen, mit Ausnahme der Festung macht der ganze Rest vielmehr einen sehr ärmlichen und schmutzigen Eindruck. Eine Straßenbahn, deren Wagen von Eingeborenen geschoben werden, bringt uns in 20 Minuten quer durch die Insel nach Kilindini, wo sich die Kopfstation der Uganda-Bahn befindet.

Das von Mombasa aus nördlich an der Küste zunächstfolgende, an der Mündung des Sakabi liegende Melindi zählt 5000—6000, das gänzlich

wieder aufgebaute Witu gleichfalls 6000 Einwohner, der durch seinen Elfenbein- und Reis-Export zweitwichtigste Handelsplatz aber ist Lamu. Der an der Nordgrenze des britischen Gebiets liegende Hafenort Kismaju zählt nur 1300 Seelen. Etwas flußaufwärts von der Mündung des Dschub liegt der Goscha-Distrikt, früher ein besonderer Staat, den von der Benadirküste entflohene Sklaven gegründet hatten, und im weiteren Hinterland finden wir dann Afmadu, ein Sultanat, welches von den dem Dschubfluß entlang vordringenden Ogadēn gegründet wurde, und das Reich des kriegerischen Reitervolkes der Borana-Galla unter dem thatkräftigen Sultan Afaleta, der bereits die Sklaverei abgeschafft hat. Dieser Norddistrikt bildete, wie wir bereits gesehen haben, letzthin den Schauplatz blutiger Ereignisse.

Betrachten wir nun das zwischen dem 30. und 36.° östlicher Länge, nördlich vom Victoria Nyansa liegende

Uganda Protektorat.

Dieses im Osten von dem Großen Ostafrikanischen Graben, im Süden von Deutsch-Ostafrika, im Westen vom Kongostaat begrenzte und im Norden noch offene Gebiet ist nach nichtoffiziellen englischen Angaben rund etwa 300 000 qkm groß und umfaßt, von Westen nach Osten zu aufgeführt, folgende Haupt-Landschaften: Ankoli, Toru, Unjoro, Uganda, Usoga und Kavirondo, deren Bevölkerungen sowohl unter sich, wie auch von fast allen anderen Afrikanern sehr verschieden sind. Das Protektorat schließt die Nordhälfte des Victoria Nyanza ein mit den etwa 400 Inseln der Sesse-Gruppe, welche besonders in Kriegszeiten eine wichtige Rolle als Stütz- und Zufluchtspunkte gespielt haben, ferner den Ostzipfel des Albert Edward und den ganzen Albert Nyanza, sowie den Somerset oder Victoria Nil, stößt im Osten an den Rudolf-See und wird im Westen von dem Ruwenzori begrenzt, welcher ewigen Schnee und Gletscher aufweist.

Uganda ist ein durchschnittlich 1000 m hohes und welliges, teils mit Gras, teils mit dichtem Walde besetztes, fruchtbares und schönes Land, dessen Thalsenkungen meist mit Papyrussümpfen ausgefüllt oder mit hohem Schilf bestanden sind. Nach Osten und Norden ist der Steppencharakter vorherrschend, dazwischen finden sich aber, ebenso wie am Rande des Victoria-Sees, dichte Urwälder mit hochstämmigen Rubiaceen, riesigen Mpaffu-Bäumen (Canarium), rotblühenden Sapotaceen, Palmen, Farren und Orchideen, das Ganze von Lianen dicht umwoben. Wild ist in dem Gebiet noch reichlich vorhanden. Infolge der großen Ausdehnung des Hochlands ist Uganda auch für Europäer

klimatisch und gesundheitlich zuträglich; wirklich ungesund sind nur die Ufer des Nils und des Victoria Nyanza. Die Hauptkrankheiten der Eingeborenen sind Pocken und Beulenpest. Die Hauptregen fallen im März bis Mai und im September bis November und man erzielt im Jahre zwei Ernten. Die jährliche Regenmenge beträgt in Uganda 1250, in Unjoro 1500 mm, und die Temperatur in Uganda schwankt zwischen 10 und 32° C.

Die Einwohner, welche noch ziemlich unsicher in Uganda selbst auf eine halbe Million, im ganzen Protektorat auf über 3 Millionen geschätzt werden, sind Bantus, vermischt mit dem hamitischen, etwa im 14. oder 15. Jahrhundert von Nordwesten her erobernd eingedrungenen und herrschenden Hirtenvolk der Wawitu oder Wahuma, welche ihre Abstammung vom König David ableiten. Dieselben überschritten den Nil bei Mruli, drangen über Unjoro und Uganda bis nach dem Tanganyika vor, unterwarfen sich die einheimische, ackerbautreibende Negerrasse der Witschwesi und gründeten das Wahuma-Reich Kitara, dessen Hauptsitz die Landschaft Unjoro war; die größte einheimische Civilisation Afrikas überhaupt repräsentiert aber heutigen Tages das an der Nordwestecke des Victoria-Sees gelegene Uganda. Die Bewohner desselben, die Waganda, haben schöne und große Gestalten und sind ein impulsives, intelligentes und sehr bildungsfähiges Volk, das nach Ankunft der Missionare nicht schnell genug Lesen und Schreiben lernen konnte. Sie sind prunkliebend, sehr zeremoniell und gastfrei, andrerseits sehr unmoralisch. Infolge der zahlreichen Kriege und Menschenschlachtungen bei Opfern war die Volkszahl der Ugandas von einer auf eine halbe Million gesunken, und das Verhältnis der Frauen zu den Männern gestaltete sich wie 3½ : 1. Vielweiberei war ganz allgemein — König Mtesa z. B. hatte über 700 Frauen — und zwar stellte sich der Preis einer Frau auf 4 Kühe oder 6 Nadeln. Die Waganda sind tapfer im Kriege und geschickt im Handwerk, weisen vorzügliche Schmiede, Tischler, Töpfer, Gerber und Flechtarbeiter auf und besitzen auf dem Victoria-See ganze Flotten von großen Kielbooten; daneben sind sie dem Handel geneigt und willige und fleißige Landbauer, wenngleich ihre Hauptnahrung, die in großen Mengen vorkommende, in zahlreichen Arten vertretene Banane, keiner besonderen Pflege bedarf. Vor allen ihren Nachbarn haben sich die Waganda, Wanyoro und Wasoga von jeher dadurch ausgezeichnet, daß sie nicht, wie diese, nackt gingen, sondern Gewänder aus Mbugu, dem Rindenbast verschiedener Ficus-Arten und aus schön gegerbten Fellen trugen, große reinliche Hütten und gute Wege anlegten.

Was die Staatsverhältnisse Ugandas anbetrifft, so war dieses Reich das bestorganisierte aller Staaten am See und seine Tradition weist eine Reihe von 33 Königen auf, die den vom fernen Nordwesten her eingewanderten Hamiten angehören. Die einheimische Verwaltung beruht auf einem außerordentlich komplizierten Feudalsystem. Der als göttlich betrachtete König oder Kabaka ist ein absoluter und recht häufig grausamer Despot, der nach dem

Tode eines Herrschers aus dessen Söhnen, nicht immer nach dem Rechte der Erstgeburt, gewählt wird, während die übrigen Prinzen, bis auf einige „Reserven," zur Vermeidung von Thronfolge-Streitigkeiten von dem neuen Herrscher gewöhnlich getötet wurden. Die Königin-Mutter oder Namasole und des Königs Schwester oder Lubuga bilden zwei besondere, einflußreiche Höfe. Der König konferiert täglich mit dem Hohen Rat oder Lutschiko, dessen oberste drei Häuptlinge einen entscheidenden Einfluß haben, und außerdem steht ihm ein Premierminister oder Katikiro zur Seite. Die 10 Provinzen werden von Wakungu verwaltet, unter denen eine große Reihe weiterer Beamten steht, während die Bauern in landbesitzende oder Wataka und in hörige oder Wakopi zerfallen. Die außerdem vorhandenen Badu oder Sklaven waren meist Kriegsgefangene und wurden zum Preise von 60 bis 120 Mark vielfach an Sklavenhändler verkauft. Unter starker monarchischer Leitung kräftigte sich das Land, und da die Bewohner, durch die Fruchtbarkeit des Landes begünstigt, nicht viel Arbeit für ihren Unterhalt zu leisten brauchten, so konnten sie ihre Kraft außerhalb der eigenen Grenzen bethätigen und im Laufe der Zeit benachbarte Völker unterjochen und tributpflichtig machen.

Wohl das älteste selbständige Reich im ganzen Seengebiet ist das im Nordwesten von Uganda gelegene und an die ehemalige ägyptische Äquatorialprovinz anstoßende Unjoro, und von hier aus mögen wiederholt die angrenzenden Gebiete durch Völkerbewegungen überflutet worden sein. Hier bildet die Batate das Hauptnahrungsmittel, und die Bewohner, die Wanjoro, wahrscheinlich gemeinsamen Ursprungs mit den Waganda, kommen diesen an Bildung am nächsten. Da aber die militärischen Machtmittel in Unjoro nicht so gut orgarnisiert waren wie in Uganda, so blieb bei den zahlreichen Fehden zwischen den beiden Staaten letzterer meist Sieger.

Dem Bildungsgrad entsprechend folgen alsdann die Bewohner von Usoga, welche durch langen nachbarschaftlichen Verkehr mit Uganda manche von dessen Sitten angenommen haben, während in Kavirondo östlich vom Victoria-See einige der primitivsten Stämme Afrikas leben. Die Bewohner von Ankoli und von Toru, westlich des Sees, sind Wahuma.

Die Reichtümer, welche sich besonders in Form von Elfenbein und Sklaven durch die glücklichen Kriegszüge in Uganda allmählich angesammelt hatten, zogen auch die handeltreibenden Araber an, und zwar kamen die ersten arabischen und belutschischen Händler von Tabora aus vielleicht schon vor der Regierungszeit Königs Sunna II. (1834—60) ins Land, ihre Nachfolger drangen aber erst 1872 bis Unjoro vor. Unter Sunnas intelligentem, aber grausamem Nachfolger Mtesa (1860—84) wurde Uganda auch wiederholt von Europäern besucht, so von Speke und Grant 1862, Stanley 1875, Emin Pascha 1876, 1877/8, 1887 und 1891, von Junker 1886.

Seitdem Speke und Grant 1862 das Land als erste Europäer bereist, hatte der Islam erfolgreiche Propaganda in Uganda gemacht und selbst der in

Rubaga residirende Mtesa war — nominell wenigstens — vom Heidentum zu diesem höheren Glauben übergetreten, den er 1875 auf Veranlassung von Stanley, ebenso äußerlich, mit dem Christentum vertauschte. Stanley, der in Uganda sehr gut aufgenommen worden war, richtete einen Apell an Europa, das interessante Negerreich durch Missionare zu fördern, welche weder für irgend eine Sekte religiöse, noch für irgend eine fremde Nation politische Propaganda machen, sondern sich darauf beschränken sollten, praktische Kenntnisse zu vermitteln und ärztliche Thätigkeit auszuüben.

Als erste Missionare, Stanleys Ruf folgend, kamen im Juli 1877 Vertreter der Londoner Church Missionary Society ins Land, denen 1879 französische römisch-katholische Sendboten, eine Abteilung der Weißen Väter von Algier, folgten, und das Christentum, wie vorher der Islam, machte überraschend schnelle Fortschritte in Uganda. Freilich begann damit auch eine Zeit höchst unerquicklicher religiöser Rivalitäten und Spaltungen, die während der nächsten Jahrzehnte zu schweren Ruhestörungen führten. Die Vertreter aller drei Bekenntnisse, der Moslims, der Protestanten und der Katholiken bestrebten sich, vor allem auch den König für sich zu gewinnen, dieser aber suchte 1881 und 1883 das Christentum unter den Waganda durch massenhafte Hinrichtungen auszurotten und starb 1884, wie er gelebt, als Heide.

Noch heftiger verfolgte die Christen sein als Nachfolger gewählter, damals erst 18jähriger Sohn Muanga, ein überaus wankelmütiger Herrscher, der, das Vordringen der kolonialhungrigen Europäer befürchtend, 1885 den auf verbotenen Wegen heranziehenden englischen Bischof Hannington ermorden ließ und von den Arabern angestachelt, welche auf den wachsenden europäischen Einfluß eifersüchtig waren, 1886 unter seinen christlichen Unterthanen ein schreckliches Blutbad anrichtete. Im Jahre 1888 plante Muanga in Verbindung mit den Heiden, die Anhänger sämtlicher drei rivalisierenden fremden Religionen, die Moslims, Protestanten und Katholiken, umzubringen, doch widersetzten sich die Moslims und die Protestanten erfolgreich und Muanga mußte nach Bukumbi am deutschen Südufer des Victoria-Sees fliehen, wo er von den französischen Missionaren freundlich aufgenommen wurde und sich taufen ließ.

In Uganda wurde inzwischen durch die Leibgarde im September 1888 Kiwewa, Mtesas ältester Sohn, gegen seinen Wunsch als König erwählt, und trotzdem von ihm allgemeine Religionsfreiheit und ein mildes Regiment zugesagt worden waren, veranlaßte der Moslim-Einfluß doch bald neue Christenverfolgungen und die katholischen wie die protestantischen Missionare wurden ausgewiesen; schließlich kam Kiwewa, da er sich nicht beschneiden lassen wollte, auch selbst mit den Moslims in Konflikt, mußte fliehen und wurde bald darauf getötet. An seiner Stelle wählte man seinen jüngeren Bruder Kaluna, der eine fanatische Moslim-Regierung inaugurierte.

Die bedrängten und ausgewiesenen Christen beschlossen deshalb, An-

fang 1889 Muanga zurückzurufen, der Händler Stokes lieferte die nötigen Waffen, und nachdem die Christen zunächst wiederholt geschlagen worden waren, blieben sie schließlich gegen die Moslims siegreich und Muanga zog im Oktober als König wieder in seine Hauptstadt Mengo ein, noch ehe die zu Hülfe gerufenen Expeditionen von Jackson und Dr. Peters eintreffen konnten; die beiden christlichen Parteien Ugandas aber teilten Land und Würden unter sich, ohne Heiden und Moslims dabei zu berücksichtigen.

Es ist bereits erwähnt worden, daß die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft Anfang 1889 eine Expedition nach dem Victoria-See unter Jackson ausgesandt hatte, der allerdings zunächst nicht bis nach Uganda vordrang, aber im Dezember als Zeichen seines „Schutzes“ eine englische Flagge dahin sandte, während Dr. Peters zu Muangas Unterstützung am 24. Februar 1890 persönlich in Uganda eintraf. Muanga hatte im gleichen Monat allerdings schon vor Peters' Ankunft die Moslims entscheidend geschlagen, und dieselben waren nach Unjoro geflohen und fanden dort ein Asyl bei Kabarega, der nach langjährigen Kämpfen gegen seine Brüder seit 1879 König von ganz Unjoro geworden war. Kaluna starb um diese Zeit und an seiner Stelle wählten die Moslims, welche Uganda von Unjoro aus zu beunruhigen fortfuhren, Mbogo, einen Bruder Mtesas, zum König. Nachdem Dr. Peters einen Schutzvertrag mit Muanga abgeschlossen, zog er bald wieder ab und der erst im April 1890 in Uganda eintreffende Jackson erlangte keinen Vertrag.

Das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 überließ aber trotzdem Uganda der englischen Interessensphäre, und Kapitän Frederick Lugard, der als Vertreter der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft am 18. Dezember 1890 in Mengo eintraf und daselbst Dr. Stuhlmann vorfand, erzielte nach vielen, durch die Uneinigkeit der beiden christlichen Parteien und ihrer Missionare verursachten Umständlichkeiten am 26. Dezember 1890 die Annahme eines Schutzvertrags seitens des Königs und organisierte nun als erster Administrator der Gesellschaft die Verwaltung, soweit dies die geringen, ihm zur Verfügung stehenden Mittel zuließen. Sein Lager schlug er auf dem Kampala-Hügel nahe der Hauptstadt Mengo auf.

Eine der nächsten Aufgaben war, die die Grenze gegen Unjoro beunruhigenden Moslims zu unterwerfen und das von einer kleinen englischen Hülfstruppe begleitete christliche Waganda-Heer schlug im Mai 1891 die von Kabarega unterstützte Armee Mbogos vollständig; diesen Vorteil auszunutzen und zu verfolgen lehnten die Waganda jedoch ab, und da die Lugard zur Verfügung stehenden Gesellschaftstruppen ganz ungenügend waren, so beschloß er, die von Stanley und Emin Pascha entlassenen, unter Selim Bey in Kavalli südlich vom Albert-See stehenden Sudanesen anzuwerben, welche mit Weibern und Gefolge eine Zahl von 8000 Köpfen repräsentierten, und mit diesen neu erworbenen Kräften konnte er auch eine Reihe von Stationen zwischen Toru und Unjoro anlegen.

Im Januar 1892 erfolgte in Mengo ein neuer Ausbruch heftiger Feindseligkeiten zwischen Protestanten und Katholiken, wobei erstere die Oberhand behielten und Muanga floh auch diesmal wieder über den See nach Bukoba. In Uganda aber herrschte inzwischen Anarchie, und Lugard betrieb deshalb und angesichts der fatalistischen Anhänglichkeit der Waganda an ihren angestammten König die Rückkehr Muangas, andernfalls dessen Ersatz durch den mohamedanischen Thronbewerber Mbogo in Aussicht nehmend. In der That traf Muanga am 30. März wieder in seiner Residenz Mengo ein, unterzeichnete am 11. April 1892 einen definitiven, an Stelle des bisherigen provisorischen Schutzvertrags und der König wurde bald darauf, sich den Zeitumständen anpassend, Protestant, natürlich genau so äußerlich, wie er vorher Katholik und später Moslim wurde und im Grunde der Heide bleibend, der er war. Lugard aber arrangierte zunächst eine Versöhnung zwischen Protestanten und Katholiken, indem er die verschiedenen Provinzen und Würden unter sie verteilte, und nachdem er hierauf auch den Moslims ähnliche staatliche Rechte eingeräumt, entschloß sich Mbogo, im Mai 1892 seine Residenz als Ex-König in Kampala zu nehmen, wo er sich seitdem den Engländern jederzeit loyal erwiesen hat.

Inzwischen legten die mißlichen Finanzverhältnisse der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft aber nahe, ihren schon früher gefaßten Entschluß auszuführen und die Räumung von Uganda für Ende 1892 anzuordnen. Zwar waren ihr mit einer größeren Summe bereits einmal Freunde der Mission zu Hülfe gekommen, um diese zu schützen, und das britische Parlament hatte am 4. März 1891 eine Summe von 20 000 £ bewilligt, um eine Eisenbahntrace von Mombasa nach Uganda zu suchen; nach längerem Zaudern entschloß sich die englische Regierung auch noch dazu, durch einen Zuschuß der Kompagnie die Möglichkeit zu geben, sich bis zum 31. März 1893 in Uganda halten zu können, aber alle diese kleinen Mittel konnten den Rückzug der Gesellschaft nur hinausschieben und nicht abwenden.

Lugard war Mitte 1892 persönlich nach England gegangen, um eine scharfe Propaganda dafür zu machen, daß Uganda nicht, wie seinerzeit der Sudan, von den Engländern in schimpflicher Weise aufgegeben werde, und in der That beschloß nunmehr im Dezember 1892 die englische Regierung, einen Spezialbericht über die ganze Sachlage durch ihren Generalkonsul in Sansibar, Sir Gerald Portal, einzufordern. Dieser verließ Sansibar bereits am 1. Januar 1893, hißte als Regierungs-Kommissar am 1. April in Uganda an Stelle der Kompagnie-Flagge die englische, schloß mit Muanga einen provisorischen Vertrag ab und verließ nach nur 2½ monatlichem Aufenthalt das Land wieder, Major Macdonald von der Eisenbahn-Kommission als Residenten in Kampala zurücklassend.

Oberst Colville, der das Kommando in Uganda im November 1893 übernahm, drang in Unjoro ein, nahm, ohne Widerstand zu finden, dessen Hauptstadt ein, und König Kabarega floh. Während des Jahres 1894 fand

eine Reihe weiterer Kämpfe in Unjoro statt, und die Engländer legten zwischen Kibero am Albert-See und Uganda 4 Forts an.

Inzwischen riet Portal Ende 1893 in London, die Charter der Britischen Ostafrika-Gesellschaft zurückzuziehen und das eigentliche Uganda, ohne die Nachbarländer, als Bollwerk gegen den Islam zu halten. Dementsprechend wurde am 19. Juni 1894 das „Uganda Protektorat“ als besonderes britisches Schutzgebiet proklamiert und Portals Vertrag mit Muanga ratifiziert, und nachdem Jackson von Ende 1894 ab zeitweilig den Oberbefehl geführt, traf im Juni 1895 Berkeley als erster regelrecht ernannter Regierungskommissar in Uganda ein. Am 30. Juni 1896 wurde auch der westlich von Uganda liegende Teil der britischen Interessensphäre, sowie Unjoro, das schon 1892 von Kapitän Williams unterworfene Usoga und andere östliche Gebietsteile in das Protektorat aufgenommen, und bis Mitte 1897 herrschte nun Frieden.

Alsdann traten aber neue Verwicklungen ein, veranlaßt durch schroffe Gegensätze zwischen Protestanten, Katholiken und Moslims; König Muanga, in ein Komplott verwickelt, trat im Juli 1897 mit 450 Mann auf deutsches Gebiet über und wurde dort in Muanza am Südufer des Victoria-Sees interniert, während man in Uganda seinen jungen Sohn Chua unter Regentschaft dreier großer Häuptlinge als König proklamierte. Kurz darauf brachen auch die überanstrengten, schlecht behandelten und ungenügend und unpünktlich bezahlten Sudanesen-Truppen größtenteils in offene Revolte aus und boten im Oktober die Königschaft Mbogo an, der aber auch dieser Versuchung gegenüber loyal blieb. Die in Luba am Nil verschanzten Sudanesen wurden durch Macdonald vom Oktober 1897 bis Januar 1898 belagert und zogen sich nach zahlreichen, blutig verlaufenen Ausfällen am 9. Januar, von den Engländern unbehelligt, nach Norden zurück.

Inzwischen war im Januar 1898 Muanga aus Deutsch-Ostafrika entflohen, erklärte sich als Moslim und stellte sich an die Spitze eines Heeres; auch Kabarega in Nord-Unjoro zeigte sich wieder aufsässig, aber mit indischen Truppen verstärkt, schlugen Macdonald und Harrison die Sudanesen im Februar am Kiloga-See, an Stelle des fälschlicherweise totgesagten Kabarega wurde dessen Sohn Karukala als König von Unjoro eingesetzt, und nachdem weitere indische Verstärkungen eingetroffen waren, setzte Macdonald im Mai mit großer Härte den Strafzug gegen die Sudanesen fort. Muanga und Kabarega hatten sich inzwischen in Nord-Unjoro vereinigt und der Kampf gegen dieselben wurde mit wechselndem Erfolge geführt, bis beide Ende 1899 endlich gefangen und nach der Küste deportiert wurden.

Ein Anfang 1901 in Uganda aufgetretener Mahdi, Muludzi, der früher islamitischer Lehrer Mbogos war, konnte keinen Einfluß gewinnen.

Der Streit der christlichen Sekten untereinander und häufiger Beamtenwechsel sind bisher der Fluch des Landes gewesen; Uganda zählt heute zwar gegen 400 christliche Kirchen, dieselben haben bislang aber leider nicht den

Frieden gebracht. Auch Teuerungen haben letzhin das Land zurückgebracht und besonders die anhaltende Dürre von 1899/1900 erzeugte große Hungersnot und starke Sterblichkeit; immerhin ist Uganda als ein aussichtsreiches Gebiet zu bezeichnen.

An der Spitze der Verwaltung, deren einheimische Formen nach Möglichkeit beibehalten sind, steht ein englischer Regierungskommissar, seit 1899 der frühere Forschungsreisende Sir Harry Johnston, welcher vorher eine Reihe von Jahren als Vertreter der Regierung im Nyassaland thätig war und der die Militär- und Civilverwaltung in seiner Hand vereinigt. Die Schutztruppe besteht aus 1500 Sudanesen und im Juni 1899 ist auf dem Victoria-See der Protektoratsdampfer „William Mackinnon" vom Stapel gelaufen. Über die Ausgaben fehlen leider ausführliche Angaben; im Jahre 1898 bedurfte das Schutzgebiet einen Zuschuß von 329 000 £ und es sieht nicht so aus, als ob das Gebiet bald finanziell unabhängig dastehen würde. Sitz des Regierungskommissars ist Ntebi (Port Alice) am Nordwestrand des Victoria-Sees, während die Hauptstadt Mengo und dann Mumia, beide nahe dem Nordufer desselben Sees gelegen, die beiden Haupthandelsplätze sind. Von Europäern leben im Lande 80 Missionare, eine gleiche Anzahl von Beamten und zwei Händler. Arabischer Kaffee ist mit gutem Erfolg angebaut worden und im Gegensatz zu früheren Vorstellungen zeigen sich die Waganda zur Arbeit für Europäer gern bereit. Der durchschnittliche Jahreslohn für einen Arbeiter beträgt nur 72 Schillinge. Die Ausfuhr Ugandas beschränkt sich bislang angesichts der schwierigen Verkehrsverhältnisse fast nur auf das in größeren Mengen vorhandene Elfenbein, während die sich hebende Einfuhr, bislang meist aus Baumwollwaren, Glasperlen und Draht bestehend, sich neuerdings auf Schuhwerk, Hausgeräte, Lebensmittel, Seife, Schreibmaterial, Werkzeuge u. a. ausdehnt.

Der fremde Handel weist dementsprechend schnell steigende Zahlen auf und zwar

	Einfuhr	Ausfuhr	
1894	78 000	87 000	Rupien
1895	222 000	245 000	„
1896	881 000	301 000	„

Neuere Zahlen fehlen leider.

Der Handel ist, wie in ganz Innerafrika, vornehmlich Tauschhandel. Als Zahlungsmittel gelten in erster Linie die von den Wakarivondo angefertigten eisernen Jembes, eine Art Hacken, von denen etwa 20 für eine Kuh gegeben werden, und eine Kuh ist wiederum ein gutes Tauschobjekt für Elfenbein, gegen welches man Einfuhrwaren eintauschen kann. Die Araber führten Kauri-Muscheln als Münze ein und zwar rechnete man 5 Stränge à 100 Kauris gleich einem Mariatheresia-Thaler, später bildete auch der „Dhoti" von 4 Yards Baumwollenstoff, im Werte gleich 10 Strängen Kauris, kurante Münze; neuerdings dringt Barzahlung mittels der Rupie auch hier vor.



Die Uganda-Bahn bei Mombasa.

Einen wichtigen Faktor in der Entwicklung des Gebiets wird die Uganda-Eisenbahn bilden, welche von Mombasa bis zur Ostküste des Victoria Nyanza und dann um den See herum nach Uganda hineinführen soll. Diese Bahn war schon 1890 von Lord Salisburys Regierung vorgeschlagen worden, um mit ihrer Hülfe den Sklavenraub einzudämmen, und 1891 wurde zur Feststellung der Trace eine Kommission ernannt, zu deren Kosten die englische Regierung 20 000 £, die ostafrikanische Gesellschaft 5000 £ beitrug und deren Ende 1891 unter Kapitän Macdonald begonnene Arbeiten im Oktober 1892 beendet wurden. Nach dem ursprünglichen Plane würde die Linie bis zum Port Victoria am See eine Länge von 1060 km gehabt haben, eine später aufgefundene günstigere Tracierung, welche vom Nakuro-See aus ziemlich direkt westlich nach Port Florence an der Ugowe-Bucht, statt in einem großen Bogen nach Norden zu nach Port Victoria führt, erlaubte aber eine Verkürzung der Linie auf 936 km.

Sir Gerald Portal hatte 1893 den Bau der Bahn bis Kikuyu befürwortet, aber erst im April 1895 trat das erste Komité zur Berichterstattung darüber zusammen und empfahl, daß die Regierung den auf 3 Millionen £ geschätzten Bau der Bahn bis zum See selbst übernehme. In der That nahm das Parlament diese Vorlage mit großer Majorität an und die Bahnarbeiten wurden im Dezember 1896 begonnen; doch konnten mit den bewilligten 3 Millionen nur die ersten 582 km gebaut werden und im Mai 1900 bewilligte das britische Parlament weitere 1 930 000 £. Nach dem Voranschlag sollten die durchschnittlichen Baukosten 40 000 Mark pro Kilometer betragen, erreichten aber bereits auf der ersten, leichteren Strecke von etwa 400 km 57 000 Mark pro Kilometer, was in Anbetracht der gebirgigen Natur des Terrains noch immer verhältnismäßig billig ist. Anfang 1901 waren rund 800 km der Bahn fertig, und man hofft, sie im Juni 1902 ganz im Betrieb zu haben, da man die Zahl der beim Bau beschäftigten Kulis ständig erhöht, von 4000 im Jahre 1896 auf 18000 in 1899 und auf über 20 000 im Jahre 1900 gebracht hat.

Als Ausgangspunkt der Linie hat man Kilindini gewählt, das mit seinem geräumigen und gut geschützten Ankerplatz dafür weit passender ist, als der Ort Mombasa mit seinen ungeeigneten Schifffahrtsverhältnissen. Die Bahn überschreitet zunächst auf einer eisernen Brücke den etwa 500 m breiten Makupa-Meeresarm, durchschneidet auf dem Festland den 15 bis 20 km breiten fruchtbaren Küstenstreifen, auf dessen Wald bald Steppenland folgt und ersteigt dann, immer fast parallel der deutsch-englischen Grenze laufend, in starken Kurven und Steigungen das wasser- und baumlose, unfruchtbare und dünn bevölkerte Plateau zwischen den Gebirgskolossen des Kilimandscharo und des Kenia bis zur Höhe von 2350 m des Kikuyu-Gebirges, windet sich hierauf zur Thalsenkung des hier 45 km breiten Ostafrikanischen Grabens, den sie bei 1830 m über Meereshöhe durchfährt, überschreitet bei 2450 m den Westrand

des Grabens, das Mau-Gebirge, um sich endlich ziemlich steil nach Port Florence an der Ugowe-Bucht des Victoria-Sees zu senken, dessen Spiegel 1216 m über dem Meere liegt; die Ugowe-Bucht ist für Schiffahrt völlig brauchbar. Die Bahn ist also als eine Gebirgsbahn ersten Ranges zu bezeichnen, welche zahlreiche Querthäler und Wasserrinnen zu überschreiten hat und deren Bauarbeiten stark unter dem tropischen Klima der durchschnittenen Wüstenstriche zu leiden hatten. Erst jenseits Nyrobi, der 525 km von der Küste entfernten Hauptstation, ändert sich der unfruchtbare Charakter der Gegend plötzlich und man trifft nun auf von zahlreichen Wasserläufen durchflossenes, wohl bewaldetes und angebautes Land. Das in gesunder Höhenlage befindliche Nyrobi ist als Sitz der Betriebsverwaltung, sowie für Anlage der Hauptwerkstätten bestimmt, und außer den Hauptstationen Mombasa-Kilindini, Voi, Makindo, Nyrobi, Nakuro und Port Florence sind noch zahlreiche Kreuzungsstationen projektiert bezw. ausgeführt.

Die Linie, welche jetzt überall beschottert wird, ist eingleisig, hat eine Spur von 1 m, nicht die Kapspur von 3½ Fuß = 1,067 m, 25 kg pro Meter schwere Schienen und zunächst hölzerne, später eiserne Schwellen. Mitte 1900 waren bereits 92 meist amerikanische Lokomotiven, 176 Personen- und 888 Frachtwagen vorhanden. Die Bahnhöfe sind nach indischem Vorbild, nicht unähnlich kleinen englischen Stationen, gut gebaut, und für die Bequemlichkeit der Reisenden ist besser gesorgt, als man im Innern von Afrika erwarten sollte. Täglich verkehrt ein Zug mit nach indischer Art eingerichteten Personenwagen 1., 2. und 3. Klasse, letztere ausschließlich für Eingeborene bestimmt. Die Fahrgeschwindigkeit der Züge beträgt mit Rücksicht auf die provisorischen Strecken und Brücken bislang nur 18—24 km pro Stunde. Das Personal, einschließlich der meisten Bahnhofsvorsteher, besteht aus Indern, die Endstation leitet ein Europäer. Auch die größte Zahl der am Bau beschäftigten, mit 12 Rupien Monatslohn bezahlten Arbeiter besteht aus Indern, welche allerdings stark unter der Malaria litten, sodaß zuweilen bis zu 70 % von ihnen dadurch arbeitsunfähig wurden; daneben wurden auch eine Anzahl Mosambik-Neger beschäftigt, welche zwar widerstandsfähiger, aber in der Arbeit meist nicht ausdauernd sind. Lebensmittel und stellenweise auch Trinkwasser für die Arbeiter, ebenso wie die Baumaterialien, werden auf der jeweilig fertigen Bahnstrecke herangebracht. Längs der Linie sieht man zwischen meist unangebautem Lande — wo irgend möglich hat sich die Bahn den Grund und Boden auf einen beiderseits eine englische Meile = 1,6 km breiten herrenlosen Landstreifen gesichert — die Dörfer der indischen Kulis, die mit 15 Fuß hohen Pfahlzäunen umgeben sind, zum Schutze gegen die zahlreichen Löwen, welche dem See näher immer häufiger auftreten und zahlreiche Verluste an Menschenleben verursacht haben. Die Ingenieure sind natürlich alle englisch und gut bezahlt, — der Bauleiter mit einem Jahresgehalt von 1800 £ ist der bestbezahlte Beamte des Protektorats überhaupt — Unfähigkeit und Krankheit haben aber einen sehr häufigen Wechsel des Personals bedingt.

Bis zum Jahre 1898 bewegte sich der gesamte Außenverkehr Ugandas über das deutsche Süduser des Victoria Nyanza und auf den Straßen, welche von da nach den Häfen von Deutsch-Ostafrika führen, wobei das Vorhandensein zahlreicher und billiger Träger von besonderem Vorteil war; die Uganda-Bahn wird diese Verkehrsverhältnisse aber vollständig umgestalten.

Der Regierungskommissar Johnston plant auch schon eine etwa 260 km lange Eisenbahn zwischen dem Victoria- uud dem Albert-Nyanza.

Gehen wir nun zur Betrachtung unseres eigenen Schutzgebietes über.

Deutsch-Ostafrika.

Wir haben bereits gesehen, daß der wichtigste Ort an der jetzt deutschen Küste das im Jahre 975 von den Persern gegründete Kilwa (auch Kiloa oder Quilloa geschrieben) war, welches den Handelsmittelpunkt für den Verkehr von dem goldreichen Sofala nach Norden bildete und dessen Blütezeit in das letzte Viertel des 12. Jahrhunderts fällt. Als Cabral am 26. Juli 1500 als erster Europäer Kilwa erreichte, war dieses noch immer ein wichtiger Handelsplatz, den die Portugiesen von 1505—1512 auch als ihren Hauptstützpunkt an der ganzen Küste benutzten. Während der weiteren Portugiesenzeit hat Kilwa aber keine besondere Rolle mehr gespielt, und nach wechselvollen Kämpfen fiel die Küste an den Sultan Seyid Said von Maskat, der ebenso wie seine Nachfolger im unbestrittenen Besitz derselben blieb. Als der Sklavenraub von den Europäern unterdrückt wurde, ging der Handel von den guten Häfen vielfach nach solchen über, an denen Riffe und Untiefen Schutz vor allzu naher Überwachung seitens der Kriegsschiffe gewährten, und so kam an Stelle von Kilwa Kisiwani mit seinem vorzüglichen Hafen Kilwa Kivindsche auf, und Tanga wurde zu Gunsten von Wanga und Pangani vernachlässigt. Das Hinterland wurde inzwischen nur zeitweilig und gelegentlich zur Tributeintreibung von den Statthaltern durchzogen, eine Oberherrschaft des Sultans von Sansibar erkannten die dortigen Häuptlinge aber nicht an und sie konnten daher 1884 mit den Deutschen Verträge schließen, in denen sie ihr Land abtraten, als der Epoche der großen zentralafrikanischen Forschungen naturgemäß und unmittelbar die Zeit der kolonialpolitischen Aufteilung der neu entdeckten Länder unter die europäischen Mächte folgte.

Am 28. März 1884 war in Berlin durch Graf Behr-Bandelin, Dr. Friedrich Lange und Dr. Karl Peters die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" gegründet worden, welche Peters, Graf Joachim Pfeil und Dr. Jühlke nach Ostafrika entsandte, um dort Land für eine deutsche Ackerbau- und Handels-Kolonie zu erwerben. Die Expedition traf am 4. November 1884 in Sansibar ein und ging, um den Belgiern zuvorzukommen, bereits nach kurzen Vorbereitungen auf das Festland hinüber, wo es ihr gelang, durch Verträge mit den Häuptlingen die Landschaften Useguha, Nguru, Usagara und Ukami zu erwerben. Schon im Februar 1885 finden wir Dr. Peters wieder

in Deutschland, und am 27. Februar 1885 wurde über das erworbene Gebiet ein Kaiserlicher Schutzbrief ausgestellt. Noch im gleichen Monat bildete sich die Kommanditgesellschaft „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Karl Peters und Genossen,“ welche aber zwecks besserer finanzieller Begründung schon am 7. September 1885 eine korporative Form und den Namen „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ annahm, unter die Aufsicht des Reichskanzlers gestellt wurde und mit der Unterstützung des Großkapitals ein Kapital von 4 Millionen Mark aufbrachte, womit die Arbeiten begonnen wurden. Als Zweck der Gesellschaft war festgesetzt worden: Erwerb, Besitz, Verwaltung und Verwertung von Ländereien, Ausbeutung von Handel und Schifffahrt durch Selbstbetrieb oder Übertragung an andere Gesellschaften, sowie deutsche Kolonisation im Osten Afrikas, und als erster Direktor wurde auf 5 Jahre Dr. Karl Peters gewählt.

Mit überraschender Schnelligkeit rüstete nun die D. O. A. G., wie man die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in Ostafrika nach englischer Abkürzungssitte allgemein bezeichnet, eine Reihe von Expeditionen aus, um weitere Landgebiete zu erwerben, nachdem der protestierende Sultan von Sansibar durch eine Flottendemonstration gezwungen worden war, am 13. August 1885 die deutsche Schutzherrschaft im vollsten Umfang anzuerkennen und den Deutschen außerdem die Benutzung der Häfen Dar-es-Salam und Pangani zu überlassen. Dr. Jühlke und Premierleutenant Weiß erwarben Usambara und das Dschaggaland am Kilimandscharo, Graf Pfeil die Landschaft Khutu, Leutnant Rochus Schmidt Usaramo, Leutnant Schlüter Uhehe, Regierungsbaumeister Hoernecke Ansprüche in Somali-Land, Assessor Lucas Gasi-Land, Leutnant von Anderten das Kilesi-Gebiet, die drei letzteren Erwerbungen wurden durch den deutsch-englischen Vertrag vom 1. Juli 1890 allerdings hinfällig. Gleichzeitig ging die Gesellschaft mit der Gründung von Stationen vor, deren sie bald 18 besaß, und machte, nicht immer auf praktischer Grundlage, eine Reihe von Kulturversuchen. Ihr Beispiel fand bald Nachahmung, und so bildete sich schon 1886 eine zweite Gesellschaft, die Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft mit einem Kapital von 2 Millionen Mark.

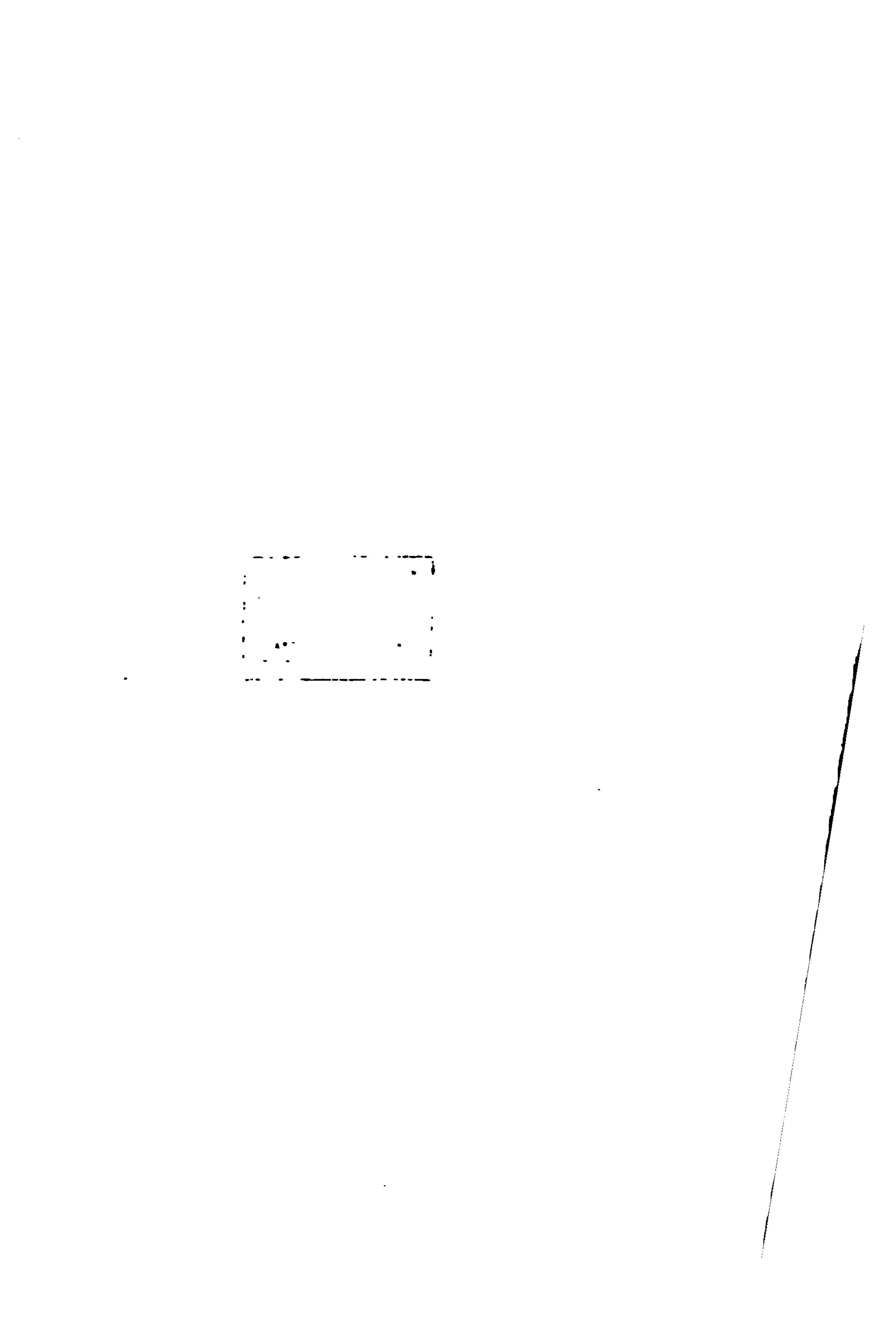
Staatsverträge sicherten inzwischen auch die Interessensphären der hier konkurrierenden europäischen Mächte, insofern der deutsch-englische Vertrag vom 29. Oktober 1886 als Nordgrenze des deutschen Gebiets den Umba, der deutsch-portugiesische Vertrag vom 30. Dezember 1886 den Rovuma als Südgrenze des deutschen Gebiets festsetzte; das Hinterland aber blieb vorläufig ohne Abgrenzung, und Dr. Peters versuchte 1889 an der Spitze der Deutschen Emin Pascha-Expedition eine vertragsmäßige Ausdehnung des Schutzgebietes gegen Norden zu über den Tana hinaus zu bewirken und besonders die Länder am oberen Nil unserem Einfluß zu erschließen, ein weitsichtiges Unternehmen, welches durch den kurzsichtigen Sansibar-Vertrag Caprivis leider unterdrückt wurde.

Inzwischen hatte die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft aber auch die Konsolidierung des alten Besitzes angestrebt und Dr. Karl Peters schloß am 30. Juli 1887 mit Seyid Bargasch einen vorläufigen Vertrag ab betreffs Überlassung der Verwaltung des dem Sultan gehörigen, 10 Seemeilen breiten Küstenstreifens auf dem Festland für 50 Jahre. Nachdem Bargasch im März 1888 gestorben, wurde dieser Vertrag am 28. April 1888 mit seinem Nachfolger Seyid Khalifa ratifiziert und dabei bestimmt, daß die jährlich zu entrichtende Entschädigungssumme an den Sultan für die überlassenen Zölle nach den im ersten Jahre gesammelten Erfahrungen später bestimmt werden solle. Die offizielle Übernahme der Zollstationen in Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar-es-Salam, Kilwa, Lindi und Mikindani seitens der Gesellschaft war auf den 16. August 1888 festgesetzt worden und der nach Peters Abreise seit Anfang 1888 als Generalvertreter der D.O.A.G. in Afrika fungierende Vohsen hatte dazu die nötigen Anordnungen getroffen, leider, wie Bismarck darüber schrieb, „mehr energisch, als umsichtig", sodaß es bei der Flaggenhissung fast überall zu Aufständen seitens der Araber und der von ihnen abhängigen Eingeborenen kam, denen sich die Soldaten des Sultans von Sansibar meist anschlossen. Da die Gesellschaft keine Kriegsmacht besaß, so gingen bald sämtliche Stationen verloren, mit Ausnahme von Dar-es-Salam und Bagamoyo, welche mit Hülfe deutscher Kriegsschiffe gehalten werden konnten und diese blockierten mit der englischen Flotte zusammen vom 2. Dezember an auch die ganze Küste zwischen dem 2. und 10 Grad südlicher Breite.

Deutsche Interessen und deutsche Ehre erforderten unter obwaltenden Umständen gleichmäßig ein Eintreten der Reichsgewalt, und in der That zögerte der Reichstag nicht, am 2. Februar 1889 die verlangten 2 Millionen Mark zu bewilligen, und die Reichsregierung beauftragte mit der Unterdrückung des Aufstands den Afrika-Reisenden Wißmann, der am 2. April 1889 in Deutsch-Ostafrika eintraf und seine Operationen sofort begann. Es standen ihm dazu 14 deutsche Offiziere, 100 Unteroffiziere und 800 angeworbene Sudanesen, Somal und Sulu zur Verfügung. Zunächst galt es, den Halbblut-Araber Buschiri zu strafen, der sich offen an die Spitze der Rebellion gestellt hatte und dessen befestigtes Lager bei Bagamoyo am 8. Mai 1889 von Wißmann erstürmt wurde. Am 6. Juni wurde Saadani genommen, am 8. Juli Pangani, dann Tanga. Unterdessen hatte sich Buschiri ins Innere zurückgezogen, Mpuapua zerstört und die Mafiti zu Hülfe gerufen. Von Gravenreuth in zwei Treffen im Oktober vollständig geschlagen, machte Buschiri im Dezember noch einen letzten Versuch bei Pangani, wurde aber von Dr. Schmidt geschlagen, auf der Flucht ergriffen und am 14. Dezember 1889 in Pangani gehenkt. Ein zweiter Rebellenführer, Bana Heri, unterwarf sich nach zwei Niederlagen vom 5. Januar und 9. März 1890, Kilwa, Lindi und Mikidani wurden im Mai wieder besetzt und der Aufstand war damit überall niedergeworfen.



Buschiri.



Es folgte nun der deutsch-englische Vertrag vom 1. Juli 1890, welcher auch das Hinterland unseres Gebietes abgrenzte, und da die Verhältnisse klar erwiesen hatten, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft allein das von ihr erworbene Gebiet nicht zu halten und zu entwickeln in der Lage sei, kam es zwischen ihr und der Reichsregierung, welche am 28. Oktober 1890 ein entsprechendes Abkommen mit dem Sultan von Sansibar getroffen hatte, am 20. November 1890 zu einem Vertrag, laut welchem das Reich die gesamte Verwaltung übernahm. Die Gesellschaft verpflichtete sich, zur Ablösung sämtlicher Hoheitsrechte des Sultans von Sansibar diesem die Summe von 4 Millionen Mark zu zahlen und eine Anleihe von im ganzen 10556000 Mark aufzubringen, zu deren Verzinsung mit 5 % p. a. und Amortisation die Regierung aus den Zollerträgen jährlich 600000 Mark beiträgt bis zur gänzlichen Tilgung der Anleihe. Die Gesellschaft behielt weitgehende Vorrechte über herrenloses Land, für Bergbau, Eisenbahnbau, Notenausgabe und das Münzregal. Damit war die Umwandlung des Gebiets in eine Reichskolonie vollzogen, und die Übernahme der Verwaltung seitens des Reichs erfolgte am 1. Januar 1891. Wißmanns Mandat war mit der Beendigung des Aufstandes erloschen, die Schutztruppe mit den drei Dampfern der Flotille ging auf das Reich über, welches auch die Stationen übernahm, und Dar-es-Salam wurde als Sitz des Gouverneurs bestimmt.

An die Spitze der jungen Kolonie wurde am 2. Februar 1891 der bisherige Gouverneur von Kamerun, Freiherr von Soden, und diesem zur Seite Peters, Wißmann und Emin Pascha als Kommissare gestellt. Emin Pascha war schon Ende April 1890 mit Dr. Stuhlmann zusammen nach dem Innern aufgebrochen auf dem uferlosen Zuge, der sein letzter werden sollte, und gründete dabei 1890 die wichtigen Stationen in Tabora und in Bukoba am Westufer des Victoria Nyanza. Daneben wurden seitens anderer Expeditionen im Laufe der Nächstzeit auch eine Reihe weiterer Stationen, so am Nordende des Nyassa, am Kilimandscharo u. s. w. gegründet, da man einsah, daß es nicht genüge, seine Macht nur in dem küstennahen Gebiete zu zeigen, wie bislang. Leider waren dabei aber auch verschiedene unglückliche Treffen zu beklagen. Leutnant von Zelewsky fiel am 17. August 1891 mit dem größten Teil seiner aus 350 Mann bestehenden Abteilung in einem Hinterhalt im Kampfe gegen die räuberischen Wahehe, ebenso fielen die Leutnants v. Bülow und Wolfrum, welche von der Kilimandscharo-Station ausgezogen waren, um den Häuptling Moschi zu bestrafen, mit 20 Mann am 10. Juni 1892 gegen weit überlegene Übermacht. Gouverneur von Soden trat im September 1892 zurück, und unter dem ihm bis März 1895 folgenden Oberst von Schele gestalteten sich die Dinge etwas günstiger. Am 12. August 1893 wurden bei Moschi die Häuptlinge von Moschi, Kilema und Kirua geschlagen und zur Unterwerfung gezwungen, und den drohenden Fall von Tabora durch den Häuptling Sike verhinderte 1892 glücklich das Eingreifen der rechtzeitig unter

Graf Schweinitz dort eintreffenden Antisklaverei-Expedition, welche die Aufständischen völlig vernichtete. Auf den Victoria Nyanza brachte diese Expedition drei Segelboote und errichtete dort eine Schiffswerft, während Wißmann zum Nyassa zog, auf den er einen großen Dampfer ließ und nach glücklichen Kämpfen gegen die Wanika und die räuberischen Wawemba im Juli 1893 den Tanganyika erreichte, von wo er Ende des Jahres zur Küste zurückkehrte. Der Gouverneur Schele zog inzwischen in das Land der Mafiti am oberen Ulanga und über das Livingstone-Gebirge an den Nyassa-See und rüstete im nächsten Jahre, 1894, eine große Expedition gegen die gefürchteten Wahehe aus, deren Hauptstadt Kuirenga er am 30. Oktober 1894 erstürmte. Hauptmann Prince unterwarf dann von Kuirenga aus das Reich Quavas in seiner ganzen Ausdehnung, ein endgültiger Friede und die Unterwerfung der Wahehe fand freilich erst ein Jahr später statt, nachdem Wißmann im August 1895 in Dar-es-Salam den Posten des Gouverneurs übernommen hatte; unter ihm fand eine Trennung der Civil- und Militärgewalt derart statt, daß die Schutztruppe unter Oberstleutnant von Trotha gestellt wurde. Gleich nach seiner Ankunft machte Wißmann den Räubereien des Arabers Hassan ibn Omari ein Ende, indem er ihn am 13. November 1895 bei Kilwa gefangen nehmen und hängen ließ. Auch der Häuptling der Yao, Matschemba, mußte die deutsche Herrschaft anerkennen. Nachdem Wißmann Ende 1896 von seinem Posten zurückgetreten, übernahm denselben Oberst Liebert, welcher Civil- und Militärgewalt wieder in einer Hand vereinte, und unter ihm führte im Juli 1897 Engelhardt eine erfolgreiche Expedition gegen die im Hinterlande von Lindi und Mikindani in der Nähe des Nyassa sitzenden räuberischen Wangoni aus, während die Gefahr eines Wiederaufflackerns des Aufstandes in Uhehe dadurch beseitigt wurde, daß sich der geflüchtete, von den Schutztruppen in die Enge getriebene Quava von Uhehe Ende Juli 1898, um der Gefangennehmung zu entgehen, selbst erschoß. Seitdem sind nur verhältnismäßig unbedeutende Aufstände, besonders am Kilimandscharo, vorgekommen, man hat sich mit größerer Ruhe und Aufmerksamkeit der gründlicheren Erforschung unseres Schutzgebietes widmen können, und es ist zu hoffen, daß das militärisch-büreaukratische Regiment allmählich einem Regiment freier wirtschaftlicher Entwicklung der Kolonie und kultureller Hebung der eingeborenen Bevölkerung Platz mache.

Unser ostafrikanisches Schutzgebiet umfaßt einen Flächenraum von 941000 qkm, also ungefähr so viel, wie Deutschland, Österreich, die Schweiz, Belgien und Holland zusammen, und ist heutigen Tages bis auf einen Teil der seit Herbst 1900 durch eine deutsch-belgische Kommission in Vermessung begriffenen, durch Vertrag vom 1./25. August 1885 bestimmten Grenze gegen den Kongostaat auch im Hinterland genau abgegrenzt; der deutsch-englische Vertrag vom 25. Juli 1893 bestimmte die Grenze am Kilimandscharo, derjenige vom 23. Februar 1901 die Grenze zwischen Tanganyika und Nyassa, nachdem schon vom Juni bis November 1898 eine sehr sorgfältige Kartierung des letzteren Gebietes vorgenommen worden war.

Was die Bodengestaltung anbetrifft, so finden wir auch hier die vier Charakterlandschaften ganz Ostafrikas, die Küstenzone, das Randgebirge, das große Centralplateau und die Bergländer des Innern. Der flache Küstengürtel, gehobener Korallenboden, weist Kalk- und Sandsteine mit mäßigem Kulturland auf und besitzt als hafenreichster Teil der Ostküste überhaupt eine Reihe guter Häfen. Hinter diesem, nur etwa 18 km breiten, wasserreichen Küstenstreifen steigt das Land zu der ungeheuren, krystallinischen Hochfläche auf, welche sich von Abessinien bis Kapstadt erstreckt, in unserem Schutzgebiet 1000—1500 m hoch ist und auf ihrem wasserarmen, gefaltenen Granitrücken meist dürre Steppe aufweist. Bessere Böden dagegen finden wir in den Randgebirgen, welche sich von dem mächtigen, 6130 m hohen Kilimandscharo in südwestlicher Richtung bis zum Nyassa-See hinziehen und an die sich im Osten des letzteren das bis zu 3000m hohe Livingstone-Gebirge anschließt. Vom Massiv des Kilimandscharo nach der Küste zu folgen die Berglandschaften von Pare (2070 m) und Usambara (2000 m), weiter im Innern nach Süden zu diejenigen von Nguru (2800 m), Usagara und Uhehe, und auf dem Hochlande aufgesetzt finden wir eine Reihe von Bergzügen, die am Tanganyika und in Karagwe am Victoria-See Höhen bis zu 1750 m erreichen; große einförmige Flächen, von gewundenen Furchen und Thälern durchzogen, in der Regenzeit gute Weidegründe, in der Trockenzeit verdorrte Wüsten, bilden diesen Teil des Landes. Das Konde- und Bundali-Land nördlich vom Nyassa sind fruchtbar; hohe Gebirge und weite Hochländer schließen sich hier direkt an den See an und bieten reichlich Raum für gesunde Höhenstationen. Dieses Gebiet, Usambara und die Zwischenlandschaften in der Mitte unserer Kolonie sind als die günstigsten zu betrachten. Neben dem Großen Centralafrikanischen und dem Ostafrikanischen Graben, welche ihre südlichen Ausläufer nach Deutsch-Ostafrika hineinsenden, finden sich noch verschiedene andere Bruch-Spalten, so der Kilimandscharo-, der Rikwa-Graben u. a.

An fließenden Gewässern ist das Küstengebiet reich, das Innere arm. Unsere Nordgrenze bildet der Umba, dann folgen weiter südlich der eine Strecke weit schiffbare Pangani, der Insel Sansibar gegenüber münden der Wami und der Rufu, der Insel Mafia gegenüber der bedeutendere, schiffbare Rufiyi, und unsere Südgrenze bilden der Rovuma, der in den Nyassa mündende Songwe und der in den Tanganyika mündende Kalambo. Von größeren Seen gehört der östlich vom Südende des Tanganyika liegende Rikwa-See vollständig unserer Kolonie an, weit wichtiger aber ist es, daß dieselbe an sämtliche drei großen Seen des östlichen Centralafrikas anstößt, insofern wir die ganze Südhälfte des Victoria Nyanza, die ganze Ostküste des Tanganyika und die nördliche Hälfte der Ostküste des Nyassa besitzen; Umfang und Höhenlage dieser 3 mächtigen Wasserbecken sind für den Victoria Nyanza mit 66000 qkm und 1200 m, für den Tanganyika mit 35000 qkm und 800 m, für den Nyassa mit 27000 qkm und 480 m angegeben. Im Ostafrikanischen

Grabengebiet finden wir eine Reihe, teilweise erst kürzlich entdeckter, kleinerer Seen, und dieses Gebiet ist wichtig wegen seiner schätzbaren Kochsalzlager.

Das Klima ist der geographischen Lage entsprechend tropisch, am heißesten im Februar, am kühlsten im Juli, an der Küste mit nur kleinen Temperaturschwankungen, am Victoria Nyanza ein durchschnittliches Maximum von 31°, ein Minimum von 10° und ein Monatsmittel von 18—22° aufweisend; im Binnenlande schwanken die Extreme zwischen 8 und 45°. An der Küste unterscheidet man zwei Regenzeiten, die sogenannte große oder Masika von Mitte März bis Ende Mai, und die kleine oder Mvuli, von Mitte Oktober bis Mitte Dezember. Die vom indischen Ozean heranziehenden Niederschläge kommen besonders der Küste und den Randgebirgen von Usambara, Usagara und Uhehe zu Gute, während die dahinter liegende Zone der Steppen meist verhältnismäßig trocken bleibt und an der Westgrenze unseres Gebiets wieder andere Bedingungen durch die großen Seen geschaffen werden. In Unjamwesi und am Nyassa vereinigen sich die beiden Regenzeiten zu einer, vom Dezember bis März dauernden, und am Victoria Nyanza regnet es das ganze Jahr über, am meisten vom März bis Mai und vom September bis November. Leider sind die Regen im ganzen Küsten- und Randgebiet ziemlich unregelmäßig, und damit Hand in Hand gehen nicht seltene Dürren und Hungersnöte, die einen besonders scharfen Charakter dann annehmen, wenn gleichzeitig oder in kleiner zeitlicher Entfernung auch noch die Heuschreckenplage dazu tritt. So herrschte 1897/8 besonders im Norden unseres Schutzgebietes eine ganz abnorme Trockenheit, die kleine Regenzeit im November und die große im April blieben fast gänzlich aus, und dadurch entstanden Mißernte, Hungersnot und großes Sterben. Im Berichtsjahr 1899/1900 dagegen waren die Verhältnisse günstiger, in Dar-es-Salam z. B. waren in 104 Regentagen 1137 mm Regen gefallen und infolgedessen hatte sich die Landwirtschaft der Eingeborenen sichtlich gehoben. Für Europäer ist der Aufenthalt an der Küste, wo die Feuchtigkeit der Luft über 20 % beträgt, sehr nachteilig, doch fordern auch im Binnenlande Malaria und Schwarzwasserfieber zahlreiche Opfer und erst Lagen von über 1200 m sind moskito- und malariafrei; die Hochlandschaften am Kilimandscharo haben ein durchaus gesundes Klima, und auch die Hochländer von Usambara, Nguru, Usagara und Uhehe bieten Europäern zusagende Wohnplätze. Unter den die Eingeborenen plagenden Krankheiten sind die Pocken zu nennen, auch Lepra- und Pest-Herde sind in unserer Kolonie vorhanden.

Was die Vegetation Deutsch-Ostafrikas anbelangt, so weist die von Mangrovenwäldern umsäumte sandige Küstenebene als Charakterformen zunächst Kasuarinen und Kokospalmen auf, denen sich aber auch schon der mächtige Baobab zugesellt. Weiter nach dem Innern zu finden wir abwechselnd weite Grassteppen mit ganz vereinzelten Akazien, dazwischen kleine Dumpalmensteppen und Borassushaine, höher hinauf lichte Akazienwälder. Auf felsigem

und tonigem Boden treten Dornbusch-Dickichte und Kandelaber-Euphorbien auf und lianenreicher, lichter Galeriewald säumt die schwarzerdigen, fruchtbaren Flußufer ein; hier und da trifft man weiter oben auch die Raphia ruffia Palme, an Abhängen 10 bis 15 m hohe Bambusbestände an. Die lichten Steppenwälder bestehen teilweise ausschließlich aus hohen Dahlbergien. In der meist dürren Baumsteppe der Vorberge spielen besonders fiederblättrige Leguminosenbäume eine große Rolle. Der immergrüne tropische Gebirgswald, bis 1400 m Höhe noch vielfach mit Steppenwald gemischt, ist zwischen 600 und 1800 m Höhe stellenweise gelichtet und weist hier eine fruchtbare Siedelungszone auf. In seiner Hauptmasse besteht der Wald zwischen 1400 und 2000 m aus ziemlich dicht stehenden, 30—50 m hohen, geraden Stämmen mit heller glatter Rinde, und darunter wuchert dichtes Unterholz, mit zahlreichen Bananen und Farren untermischt; Lianen fehlen hier, dagegen sind Epyphiten zahlreich. Zwischen 1900—2300 m treten auch dichte Bambusbestände auf, und in der nun bis 3000 m folgenden Nebel- und Regenzone ist der Hochgebirgswald weniger reich entwickelt; die schirmkronigen Bäume sind niedriger, ihre Stämme reich mit Flechten und Schmarotzern besetzt. Am Kilimandscharo folgen dann bis 3900 m Höhe Grasfluren mit fußhohen Gräsern, einzelne Sträucher reichen noch bis zu 4700 m hinauf, dann aber treten bis 6000 m nur noch vereinzelte Steinflechten auf. Mächtiger Urwald, wie stellenweise im Usambara-Gebirge, findet sich verhältnismäßig selten, meist herrschen mäßiger Buschwald neben Savannen und Steppen vor, von denen letztere etwa $^{3}/_{5}$ unseres Gebietes ausmachen.

Die Tierwelt ist diejenige Centralafrikas überhaupt und zählt unter ihren kleinen, in der Wirkung aber sehr großen Plagegeistern zahlreiche Ameisen, Termiten und Heuschrecken, den lästigen Sandfloh, in den Buschdickichten des Küstengebiets die Tsetsefliege, welche die Surrakrankheit, und Zecken, welche das Texasfieber hervorrufen. Das nur bei Rindern auftretende Texasfieber ist auf einen, wenige Kilometer breiten Küstenstrich beschränkt, auch die Tsetsefliege kommt nur in bestimmten Landstrichen, soweit bis jetzt festgestellt, allerdings auf allen Karawanenwegen vor, welche von der Küste nach dem Innern führen, und in diesen Gebieten erliegt das Zugvieh, mit Ausnahme der Esel und Maultiere, langsam aber sicher dieser Landplage.

Die Bevölkerung ist als eine nach afrikanischen Verhältnissen im allgemeinen dichte zu bezeichnen und wurde im Jahre 1900, nachdem man sie noch vor wenigen Jahren nur auf etwa 3 Millionen schätzte, nach besserer Erforschung mit 6100000 Seelen angegeben, wovon die Hälfte allein auf Udschidschi, 500000 auf Tabora und 300000 auf Muanza entfallen. Man hofft unter den heutigen gesicherten Zuständen auf eine schnelle Hebung der Bevölkerungszahl im allgemeinen, und in den durch die Sklavenjagden entvölkerten Küstengebieten im speziellen, ist doch mit Recht als das wichtigste Kapital Ostafrikas der Mensch bezeichnet worden, und als wichtigste Aufgabe

der Kolonialverwaltung die Hebung der eingeborenen Bevölkerung und ihrer eigenen, einheimischen Kulturen. Die durch Dürren herbeigeführten Hungersnöte von 1894 und 1898, letztere nachdem fast 18 Monate lang eine eigentliche Regenzeit ausgeblieben war, verursachten allerdings in manchen Distrikten eine starke Verminderung der Bevölkerung, welche teilweise an Hunger zu Grunde ging, teils aus Not auswanderte. Hans Meyer schätzt das Areal der für menschliche Ansiedelung durchaus ungeeigneten Landstriche auf $^{3}/_{5}$ des ganzen Gebiets, die übrigen $^{2}/_{5}$ können aber mit Leichtigkeit mindestens das dreifache der jetzigen Bevölkerung ernähren.

Im wesentlichen gehört diese in zahlreiche Stämme zerfallende Bevölkerung der Banturasse an; wir finden im Süden den Sulus nahestehende Stämme und sogenannte „Sulu-Affen," wie die kriegerischen, streng monarchisch organisierten Wahehe, die Mafiti und die Wayao; in der Mitte und großen Strichen des Nordens Suaheli-Bantus, während in die Steppen des Nordens die republikanisch organisierten, viehzüchtenden Massai hereinragen, welche der großen hamitischen Rasse Nordostafrikas angehören, aber die Sprache der nilotischen Völker angenommen haben; im Nordwesten sitzen zwischen Tanganyika und Victoria die Wahuma oder Watussi und andere bantu-hamitische Völkerschaften, welche die umwohnenden Bantustämme beherrschen. Echte Bantus dagegen sind die Dschaggas am Kilimandscharo, ein gefürchteter Kriegerstamm, gleichzeitig aber auch ein seßhaftes und sehr fleißiges Volk, dessen Landwirtschaft erstaunlich hoch entwickelt ist. Die Bantus im Innern, sämtlich Heiden, sind meist in kleine Gemeinden zersplittert, und nur in Unjamwesi, Ugogo, Ukami und Usambara haben sich größere Verbände unter kräftigen Häuptlingen gebildet.

An der Küste wohnen die Suaheli, d. h. „Küstenleute," ein Mischvolk aus Arabern und Eingeborenen, welches ganz die arabischen Lebensgewohnheiten und wenigstens äußerlich auch den Islam angenommen hat. Sie liefern vielfach die Träger und Händler und sind neben den Wanyamwesi und Wasukama als die brauchbarsten Arbeiter unseres Gebietes zu bezeichnen. Ihre Sprache, das Ki-Suaheli, bildet die lingua franca bis tief nach Centralafrika hinein, und die Kenntnis derselben ist für alle in Ostafrika lebenden Europäer unerläßlich.

Die Bevölkerung lebt durchgängig im Zustand großer Bedürfnislosigkeit, betreibt schon seit langer Zeit Viehzucht und Ackerbau, produziert über den eigenen Bedarf hinaus für den Weltmarkt aber nur wenige Artikel, nämlich neben Elfenbein Kautschuk, Sesam, Kopal, Orseille, Kopra und Erdnüsse. Man zieht schöne Rinder — besonders zwischen dem Tanganyika und dem Victoria —, Fettschwanzschafe und Ziegen, leider räumen die Tsetsefliege und die Texaskrankheit immer wieder unter den Rindern auf, und auch die Rinderpest ist hier vor einigen Jahren verderblich aufgetreten; dagegen sind in Schweine- und Geflügelzucht Fortschritte gemacht worden und auch eine

Viehausfuhr aus Deutsch-Ostafrika ist für später vielleicht nicht ganz ausgeschlossen.

Die für die Bedürfnisse der Eingeborenen am meisten angebauten Feldfrüchte sind Mtama (Sorghum) und Mohogo (Manioc), daneben werden Reis, Mais (Mahindi), Mawele (Penicellaria), Bataten, Bohnen, Erdnüsse, Sesam, Kokospalmen, Bananen, Zuckerrohr, Orangen-, Melonen- und Mangobäume angepflanzt, zuweilen auch Tabak und Baumwolle, doch müssen Reis und andere Getreidearten noch in beträchtlichen Mengen eingeführt werden; eine intensive Reis-Kultur seitens der Eingeborenen findet nur an einigen speziell dafür günstigen Punkten, besonders im Rufiyi-Delta statt, und die hier erzeugte Qualität ist besser als diejenige des indisches Reises. Leider ist gerade dieses Korn der Heuschreckenplage besonders ausgesetzt, und die Enttäuschungen, welche den Eingeborenen mehrere Jahre hintereinander dadurch bereitet wurden, hatten sie veranlaßt, diese Kultur im Rufiyi-Delta, welches in früheren Jahren für mehr als 200000 Rupien Reis ausführte, fast ganz einzustellen. Im Jahre 1900 hat man jedoch mit dem Wiederanbau begonnen. Zuckerrohr und Baumwolle wachsen in unserem Gebiet auch wild. Dem Anbau von Sesam, welches für die Margarin-Fabrikation wichtig ist, und von Erdnüssen hat man neuerdings für Exportzwecke mehr Beachtung geschenkt. Die Bodenbestellung wird primitiv mit Hacken und ohne Düngung betrieben und macht deshalb eine fortwährende Wechselwirtschaft und das Abbrennen großer, neuer Flächen nötig; soweit dadurch auch Wald betroffen wird, geht man letzhin regierungsseitig mit Forstschutzgesetzen dagegen an. Dürren und Heuschreckenfraß, welch' letzterer selbst vor den harten Palmblättern nicht Halt macht, sind die großen, leider nicht selten auftretenden Feinde des Landbaues.

Neben den Eingeborenen sind zunächst die Araber zu nennen, welche bereits vor 1000 Jahren anfingen, ins Land zu kommen, Handel und Plantagenbau betreiben, und nachdem sie erst im 19. Jahrhundert bis zu den großen Seen vorgedrungen, heutigen Tages auch an allen wichtigen Handelsplätzen des Innern zu finden sind. Es handelt sich bei diesen „Arabern" übrigens keineswegs um durchweg rein gebliebene Typen, sondern eine sehr große Zahl von ihnen haben mehr oder weniger farbiges Blut in ihren Adern, und gerade eine Anzahl der bekanntesten unter ihnen, wie der Rebellenführer Buschiri und der große Sklavenhändler Tippu Tipp waren, bezw. sind fast schwarzer Hautfarbe. Der Plantagenbau der Araber erstreckt sich in Deutsch-Ostafrika auf den Anbau von Zuckerrohr und von Kokospalmen. Der durch die Araber betriebene Sklavenhandel hat unter deutscher Herrschaft durch die Bemühungen der Stationen und strenge Bestrafung der Schuldigen ganz außerordentlich abgenommen, ja, ein Sklavenexport hat nahezu aufgehört.

Von großer wirtschaftlicher Wichtigkeit sind die etwa 10000 in unserem Gebiet lebenden Inder, teils Hindu (Banianen), teils Mohamedaner, welche

besonders an den Küstenplätzen als Händler, Geldleiher und Handwerker ansässig, aber auch über das Innere verbreitet sind und fast den ganzen Zwischenhandel monopolisieren, daneben allerdings, als echte „Juden Ostafrikas“ sowohl den Araber, wie den Eingeborenen nicht selten über Gebühr finanziell ausnützen. Da die fleißigen und anspruchslosen Inder, welche wohl ausnahmslos englische Unterthanen sind, mit 2—300 Mark pro Jahr leben können, während ein europäischer Angestellter hier seinem Hause erfahrungsgemäß jährlich etwa 6000 Mark kostet, so vermag der Europäer mit ihnen nicht zu konkurrieren und ist deshalb vielfach schlecht auf sie zu sprechen. Dabei vergißt man aber leicht, daß es die Araber und Inder gewesen sind, welche den Handel in Ostafrika überhaupt erst geschaffen und entwickelt haben, und daß es ihnen zu verdanken ist, wenn die Handelsverhältnisse im Osten so viel günstiger liegen, als im Westen des Kontinents. Ohne den arabisch-indischen Einfluß würden wir nur Wilde vorgefunden haben, während wir so an der Küste eine schon etwas civilisierte Bevölkerung besitzen, deren Bedürfnisse und dadurch auch deren Erwerbstrieb durch die angebahnten Handelsbeziehungen bereits geweckt waren. Außerdem würde der deutsche Händler schwerlich die zu dem kleinen Geschäft mit dem Neger nötige Geduld haben.

Die Zahl der Weißen in Deutsch-Ostafrika belief sich im Jahre 1900 auf 1139 Köpfe und wies auf nach Nationalität: 872 Deutsche, 60 Griechen, 37 Franzosen, 33 Österreicher, 32 Italiener, 30 Engländer, 19 Türken und Armenier, 17 Holländer, 14 Schweizer und 5 Amerikaner; nach Beruf: 405 Beamte und Militärpersonen, 162 Missionare, 130 Kaufleute, 90 Pflanzer, 62 Handwerker, 38 Angestellte der Usambara-Bahn, 18 Gastwirte, 10 Bauunternehmer, 3 Privatleute und 1 Konsul, den englischen. Die Summe der Europäer schließt 156 Frauen und 58 Kinder in sich ein.

Ein reiches Feld für ihre Thätigkeit haben auch in Deutsch-Ostafrika die Missionen gefunden, deren Sendlinge vielfach einen großen kulturellen und moralischen Einfluß auf die Eingeborenen gewonnen haben, und zwar teilen sich in die hiesige Missionsarbeit folgende 7 evangelischen und 3 katholischen Gesellschaften: Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, Berlin III, seit 1887, mit 8 Stationen; die Missionsanstalt der Evangelischen Brüder-Unität in Berthelsdorf bei Herrnhut, gegründet 1722, am Nyassa seit 1891, mit 6 Stationen; die Gesellschaft zur Förderung der Mission unter den Heiden, Berlin I, gegründet 1824, seit 1891 am Nyassa, mit 9 Stationen; das Kollegium der Evang. Lutherischen Mission zu Leipzig, seit 1893 am Kilimandscharo mit 4 Stationen; der evangelische Afrika-Verein mit der Station Lutindi, und die beiden reichen englischen Gesellschaften der Church Missionary Society mit 4 und die Universities Mission to Central Africa mit 15 Stationen. Die katholischen Missionen dagegen sind vertreten durch die Apostolische Präfektur „Nord-Sansibar“, deren „Väter vom heiligen Geiste“ ihren Sitz in Paris haben (Congre-

gation du St. Esprit), aber zu 3/4 aus Deutschen bestehen und schon seit 1871 in Deutsch-Ostafrika wirken, wo sie heute 8 Stationen besitzen. Der Apostolischen Präfektur „Süd-Sansibar“ untersteht die 1884 gegründete bayerische St. Benediktus Missions-Genossenschaft in St. Ottilien, welche 6 Stationen in Deutsch-Ostafrika zählt; und endlich ist noch das Apostolische Vicariat: „Unyamyembe, Victoria und Tanganyika-See“ zu nennen, dessen 14 Missionsstationen in unserer Kolonie von den bekannten „Pères blancs“, den Missionaires d' Afrique d' Alger besetzt werden und unter deren Ordensbrüdern viele Deutsche sind; zu ihnen gehört auch der Bischof Hirth, der seit 1890 in Uganda und im Seengebiet lebt und unermüdlich wirkt.

Außer der Missionsthätigkeit im engeren Sinne widmen sich die Missionare auch der Samariter- und Schulthätigkeit und suchen die Eingeborenen zu Handwerk und Landbau heranzuziehen. So sehr die protestantischen Missionare mit ihren Frauen, die katholischen Missionare mit den Schwestern für ihr selbstloses und vielfach erfolgreiches Wirken die wärmste Anerkennung verdienen, so kann der Patriot bei Betrachtung ihrer Schulthätigkeit doch sein Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß die Mission die sich ihr so leicht bietende Gelegenheit, ihren Zöglingen auch die deutsche Sprache beizubringen, nicht nur nicht benutzt, sondern mannigfach auch gar nicht benutzen will.

Die Verwaltung unserer Kolonie ist in folgender Weise organisiert. An der Spitze derselben steht ein vom Kaiser ernannter, der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts verantwortlicher Gouverneur mit der obersten zivilen und militärischen Gewalt, und als Organe der in Dar-es-Salam befindlichen Zentralverwaltung dienen:

1. Die politische Abteilung, welche den Verkehr mit ausländischen Behörden, den Bezirksämtern und den Binnenstationen vermittelt.

2. Das Kommando der Schutztruppen zur Erledigung der militärischen Angelegenheiten hat 10 Kompagnien und ein Wachkommando unter sich und zwar bestanden die Schutztruppen laut letzten Angaben aus 170 Deutschen und 1700 Eingeborenen, meist Suaheli, Wanyamwesi und Sudanesen, die Polizeitruppe aus 24 Deutschen und 520 eingeborenen Unteroffizieren und Askaris. Sudanesen dürfen jetzt nicht mehr für unsere Schutztruppe angeworben werden, aber ihr Ersatz durch Aushebung einheimischer Rekruten hat gute Resultate ergeben.

3. Die Finanz-Abteilung für die Kassen-, Rechnungs- und Zoll-Angelegenheiten, auf die wir noch näher zurückzukommen haben.

4. Die Justiz-Abteilung mit Bezirksgerichten in Dar-es-Salam und Tanga und einem Kaiserlichen Obergericht in Dar-es-Salam als Berufsinstanz. Die Rechtsverhältnisse im Schutzgebiet sind seit 1. Januar 1901 durch das neue Schutzgebietsgesetz vom 25. Juli und 10. September 1900 geordnet.

5. Die Medizinal-Abteilung im engen Anschluß an die Schutztruppe. Ihr untersteht das große Lazarett in Dar-es-Salam, während dasjenige in Tanga direkt vom Gouvernement ressortiert. Aber auch in jeder anderen Stadt oder Station befinden sich Hospitäler, deren Pflegerinnen ausnahmslos Schwestern des „Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien" sind. Der Evangelische Afrika-Verein hat 1898 ein Sanatorium in Lutindi errichtet, welches 1200 m hoch im Urwald von Usambara liegt, und daneben sind noch Erholungs-Stationen eingerichtet in dem auf einer 1000 m hohen, freien Bergkuppe prächtig gelegenen Amani im Handei-Gebirge und auf der kleinen Insel Ulenge im Hafen von Tanga, wo man für Benutzung der Wohnräume täglich nur eine Rupie bezahlt. Eine Stunde landeinwärts von Tanga, am Ufer des Sigi-Flusses bei Amboni, entspringen warme Schwefelquellen, denen von Aachen sehr ähnlich, welche jetzt gefaßt sind und in größerem Umfang zu Heilzwecken benutzt werden.

Für die Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse wird fortdauernd viel gethan. In den Städten werden neue Straßen angelegt und mit fester Beschotterung versehen, und auf den älteren Binnenstationen hat man die Urbarmachung und Bebauung der näheren Umgebung nahezu vollendet. Sumpfstrecken in der Nähe von Wohnorten wurden durch Abzugsgräben und durch Aufschütten trocken gelegt und zur Bebauung und Bepflanzung hergerichtet. Auch die Trinkwasserfrage hat besondere Berücksichtigung gefunden; man hat die Brunnen der Orte, an denen Europäer dauernd stationiert sind, untersucht, und diejenigen, deren Wasser als schädlich befunden wurde, zugeschüttet. Dagegen hat man zahlreiche neue Brunnen angelegt, so namentlich an der großen Karawanenstraße von Bagamoyo nach Tabora.

6. Die Flotille, welcher die Unterhaltung der Dampfer und Boote, der Leuchttürme und die Betonnung obliegt. An der Küste laufen z. B. die Dampfer: „Kaiser Wilhelm II.," „Rovuma," „Rufiyi," „Wami" und „Kingani," welche die Post und Gebrauchsgegenstände für die Stationen befördern, sowie drei Dampfpinassen. Auf den Nyassa ist schon 1892 der Dampfer „Hermann von Wißmann" gebracht worden, der noch heute der größte und schönste aller auf diesem See fahrenden Dampfer ist, regelmäßig zwischen Langenburg und Fort Johnston verkehrt, und sich auch sehr gut bezahlt; seine Kautschuk- u. a. Transporte liefern immer steigende Erträge, im Jahre 1900 etwa 12000 Mark pro Monat. Auf dem Nyassa läuft von deutschen Schiffen außerdem der kleine Dampfer „Paulus" der Berliner Mission. Auf dem Tanganyika ist nach Überwindung großer Transportschwierigkeiten durch Oberleutnant Schloifer im Oktober 1900 glücklich der Dampfer „Hedwig von Wißmann" vom Stapel gelaufen; daneben verkehrt der Dampfer „Good News" der Afrikanischen Seengesellschaft, ein Dampfer der belgischen Katanga-Gesellschaft und auch die englische Flotilla Co projektierte im Jahre 1900 die Stellung eines Dampfers für den Tanganyika. Auf dem Victoria Nyanza be-

sitzt das Gouvernement seit 1899 die kleine Aluminium-Pinasse „Ukerewe.“ Auf dem Rufiyi verkehrt seit 1898 der Heckraddampfer „Ulanga,“ der zu groß ausgefallen und seines Tiefgangs wegen nur während eines Teils des Jahres bis Kungulio zu benutzen ist. Der ganze Wasserweg des Rufiyi ist überhaupt von fragwürdigem Nutzen, da der Fluß minderwertig für Schiffahrt, das Thal schon bald oberhalb des Deltas nicht sehr breit und dann bis weit hinauf unfruchtbar und entsprechend dünn besiedelt ist. Die Strecke von der Mündung bis zu den Pangani-Schnellen (Kungulio) beträgt 200 km; zwischen diesen Stromschnellen und dem Schugulifall sind etwa 100 km auf Landwegen zu umgehen, bevor man auf den Ulanga trifft, der ebenso wie verschiedene seiner Nebenflüsse wieder schiffbar ist. Auf dem Pangani leistet der der Pangani-Gesellschaft gehörige kleine Dampfer „Gustav Meinecke“ gute Dienste zwischen Stadt, Zuckerfabrik und Zuckerdistrikt.

Im Jahre 1900 hat man in Dar-es-Salam auch mit der Fertigstellung eines in Kiel gebauten und 660000 Mark kostenden, stählernen Ponton-Schwimmdocks begonnen, welches 64×22 m groß ist und Schiffe bis 1800 Tons aufnehmen kann; dasselbe ist im Mai 1901 glücklich vom Stapel gelaufen.

Der Abteilung liegt auch die Unterhaltung der 5 Leuchttürme ob, welche an der Deutsch-Ostafrikanischen Küste im Betrieb sind.

7. Die Bau-Abteilung, welche die meisten größeren Bauten ausführt und auch den Bau der Usambara-Eisenbahn leitet.

8. Die Abteilung für Landeskultur und Landesvermessung, welcher besonders die Plantagen und Landfragen, die Leitung einiger Versuchsstationen, die berg- und forstmännische Thätigkeit, die kartographischen und Vermessungsarbeiten und das Schulwesen unterstehen.

Neben den zahlreichen, von den verschiedenen Missionen unterhaltenen Schulen, welche den Hauptwert meist auf das Christentum legen und deshalb von Moslims gemieden werden, und neben den primitiven arabischen Koran-Schulen hat die Regierung 1892—95 in Dar-es-Salam, Bagamoyo und Tanga konfessionslose Regierungsschulen nach dem Vorbild deutscher Volksschulen angelegt, die sich zunehmenden Besuchs und verhältnismäßig befriedigender Resultate erfreuen. Ersten Unterrichtsgegenstand bildet in diesen Schulen das Lesen und Schreiben der Suaheli-Sprache in lateinischen Buchstaben; einfaches Rechnen, deutsche Sprache, Heimatskunde und Unterweisung in Handwerken folgen alsdann. An der Spitze der Regierungsschulen stehen je ein deutscher Seminarist neben einheimischen Lehrern, welch' letztere je nach Bedarf und unter Kontrolle der Centrale auch als Schulmeister nach dem Innern geschickt werden, wo sie außer den von ihren Schülern bezahlten Kostgeldern einen Monatsgehalt von 5 Rupien beziehen. Die Schüler setzen sich sowohl aus Indern und Arabern, wie aus Eingeborenen zusammen. Sehr

praktisch erscheint die getroffene Verfügung, daß jeder Dorfschulze (Jumbe) in 10 Jahren sein Amt verliert, wenn er bis dahin nicht Suaheli in lateinischen Lettern lesen und schreiben kann oder sich einen Stellvertreter hält, welcher diesen Bedingungen entspricht. Die Schule in Tanga zählte im Jahre 1900 411 regelmäßige Besucher, Bagamoyo 70, Dar-es-Salam 1898 nur 25, und in Tanga hat man 1900 vom Gouvernement aus auch noch eine besondere Handwerkerschule eingerichtet, da sich der Mangel an gut vorgebildeten und brauchbaren farbigen Handwerkern sehr fühlbar machte. Die Zahl der die Hinterlandschulen besuchenden Schüler belief sich im Jahre 1900 auf etwa 700.

Die von dem Gouvernement unabhängige Postverwaltung hatte bis zum Jahre 1900 24 Poststationen an der Küste und im Innern, eine Telegraphenverbindung von Tanga bis Mikindani, sowie Botengänge zwischen einzelnen Stationen eingerichtet. Für das Jahr 1901 ist als erste Strecke der Verbindungslinie nach dem Innern der Bau der Telegraphenlinie nach Mpuapua in Aussicht genommen. Laut deutsch-englischem Vertrag vom 28. Oktober 1899 wird auch die Kap-Kairo Telegraphenlinie der „African Transcontinental Telegraph Co" durch deutsches Gebiet gelegt; diese Gesellschaft erkennt für den deutsch-ostafrikanischen Teil ihres Unternehmens die Hoheitsrechte des Reiches an, stellt diesem eine besondere Leitung zur ausschließlichen Verfügung, zahlt eine Durchgangsgebühr von 10 Centimes für das Wort und überläßt nach 40 Jahren die ganze deutsch-ostafrikanische Teilstrecke kostenlos dem deutschen Reiche. Anfang 1901 war die Linie über Kassanga bereits bis Kirando im Betrieb und weiterhin in Vermessung; die von den Engländern zu errichtende Grenzstation im Süden wird etwa bei Kituta zu liegen kommen, dann werden deutscherseits wahrscheinlich zunächst zwei Stationen am Ostufer des Tanganyika, in Karema und in Udschidschi angelegt werden. Karema, 1879 von den Belgiern besetzt und später den Algerischen Weißen Vätern übergeben, ist die älteste dortige Ansiedelung der Europäer überhaupt; Udschidschi ist der Verwaltungs-Mittelpunkt des deutschen Gebiets am See. Die weiteren Stationen nach Norden hin sind zur Zeit noch nicht festgestellt.

Seit dem Jahre 1900 ist in Dar-es-Salam auch ein Fernsprech-Verkehr eingerichtet worden.

Die Lokalverwaltung unseres Schutzgebietes teilt sich in die Bezirksämter und die Binnenstationen. Gleich nach Errichtung des Gouvernements wurde an der Küste mit Einführung von Bezirksämtern, die unter je einem Bezirksamtmann stehen, Civilverwaltung eingerichtet und allmählich sind auch einige der sonst militärisch verwalteten Binnenstationen zu Bezirksämtern umgewandelt worden. Ihnen liegt u. a. der Polizeidienst, das lokale Kassenwesen, die Steuererhebung u. s. w. ob. Außer der Verwaltung ihres Amtssitzes haben sie je einen ziemlich großen Bezirk unter sich, der z. B. in Tanga und Kilwa schon vollständig organisiert ist, indem man ihn in einzelne, unter Dorfschulzen

(Jumbe) stehende Unterbezirke einteilte, sodaß der Bezirksamtmann überall hin schriftliche Befehle, Vorladungen u. s. w. senden kann. Jedes Bezirksamt hat außerdem eine Kommunalkasse, die an Bedeutung gewonnen hat, seitdem man ihr 50% bezw. 10% der Hüttensteuer und an der Küste auch 20% der Gewerbesteuer überwies, und deren Einkünfte für Wegebau, Beleuchtung und andere öffentliche Arbeiten verwandt werden. Anfang 1901 ist auch die Verordnung erschienen, daß in den 9 Bezirken Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar-es-Salam, Kilwa, Lindi, Wilhelmsthal, Kilossa und Langenburg Kommunal-Verbände eingerichtet werden, die je 3 bis 5 und darunter mindestens je ein farbiges Mitglied zählen sollen.

Die Gesamtzahl der Bezirke ist seit 1. August 1899 auf 22 festgesetzt und zwar folgen sich von Nord nach Süd zu zunächst an der Küste:

1. Tanga mit dem guten Hafenort gleichen Namens und dem wichtigen Usambara-Gebiet, dessen Berge zum Teil mit üppigstem tropischem Urwald bedeckt sind, wie man ihn sonst nur in den regenreichsten Tropen findet und die von Anfang an mit Vorliebe für den Plantagenbau benutzt worden sind. Von Tanga aus geht eine wichtige Handelsstraße nach den Ebenen des Massai-Landes und dem Bergland von Dschagga.

2. Pangani am gleichnamigen Flusse gelegen, dessen fruchtbares Alluvialland schon früher von Arabern zu ausgedehnten Zuckerpflanzungen benutzt wurde, deren Ausnutzung in rationellerer Weise bevorsteht. Das unbedeutende Saadani, früher ein besonderes Nebenamt, ist 1899 dem Bezirk Pangani einverleibt worden.

3. Bagamoyo mit dem gleichnamigen Hafen, der noch immer der wichtigste Handelsplatz an unserer ganzen Küste ist, weil die einheimischen Segelschiffe (Dhaus) die Verbindung zwischen hier und dem nahen Sansibar bei jedem Winde aufrecht erhalten können; deshalb haben die Inder hier ihre Hauptfilialen und nur deshalb kommen die Karawanen aus dem Innern nach hier. Von Bagamoyo, welches etwa 18 000 Einwohner, 450 Steinhäuser und je 1600 Lehmhäuser und Hütten zählt, geht die große Handelsstraße über Mpuapua nach Tabora, wo sie sich nach dem Victoria Nyanza und dem Tanganyika verzweigt. Für Dampferverkehr dagegen ist Bagamoyo wegen seiner schlechten Landungsverhältnisse am flachen Sandstrand recht ungeeignet und wird deshalb als Stapelplatz für den modernen Verkehr des internationalen Handels nicht in Betracht kommen. Diese Erwägung bestimmte die Wahl von

4. Dar-es-Salam mit seinem guten Hafen zum Regierungssitz und zum Ausgangspunkt einer Zentralbahn.

5. Rufiyi, ein kleiner Bezirk, aber wichtig durch das Delta des gleichnamigen Flusses, das durch seine Mangroven-Wälder und Reis-Kultur von wirtschaftlicher Bedeutung ist. Die vor diesem Teile der Küste liegende, uns gehörige und 434 qkm umfassende Insel Mafia ist von den drei großen Suaheli-Inseln Pemba, Sansibar und Mafia zwar die kleinste, aber auch die

gesündeste, ja einer der gesündesten Distrikte von ganz Ostafrika überhaupt. Sie dient besonders der Kultur von Kokospalmen.

6. Kilwa hat als seinen Hauptort heute nicht mehr das alt-berühmte, auf einer Insel errichtete Kilwa Kissiwani, dessen stolze Moscheen und Festungsbauten jetzt in Trümmern liegen, sondern das etwa 22 km nördlich davon auf dem Festlande liegende Kilwa Kivindsche, dessen kleine Bai früher einen beliebten Schlupfwinkel für einen sehr belebten Sklavenhandel bot. Der große Bezirk ist sehr fruchtbar und von hier aus führt der dritte große Karawanenweg über Songea nach Wiedhafen am Nyassa-See. In neuerer Zeit haben auch deutsche Kaufleute Expeditionen von Kilwa aus ins Innere geschickt, um Kautschuk aufzukaufen. Der südlichste der Küstenbezirke ist

7. Lindi, der erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts wieder im Aufblühen begriffen und sich zwar nicht für Plantagenbau eignet, aber sehr geeignet für den Anbau von Sorghum, Sesam und Erdnüssen ist; das ungesunde Mikindani bildete bis 1899 einen besonderen Bezirk, ist seitdem aber mit Lindi vereinigt worden. Das Hinterland der beiden letzgenannten Distrikte wird von dem Bezirk

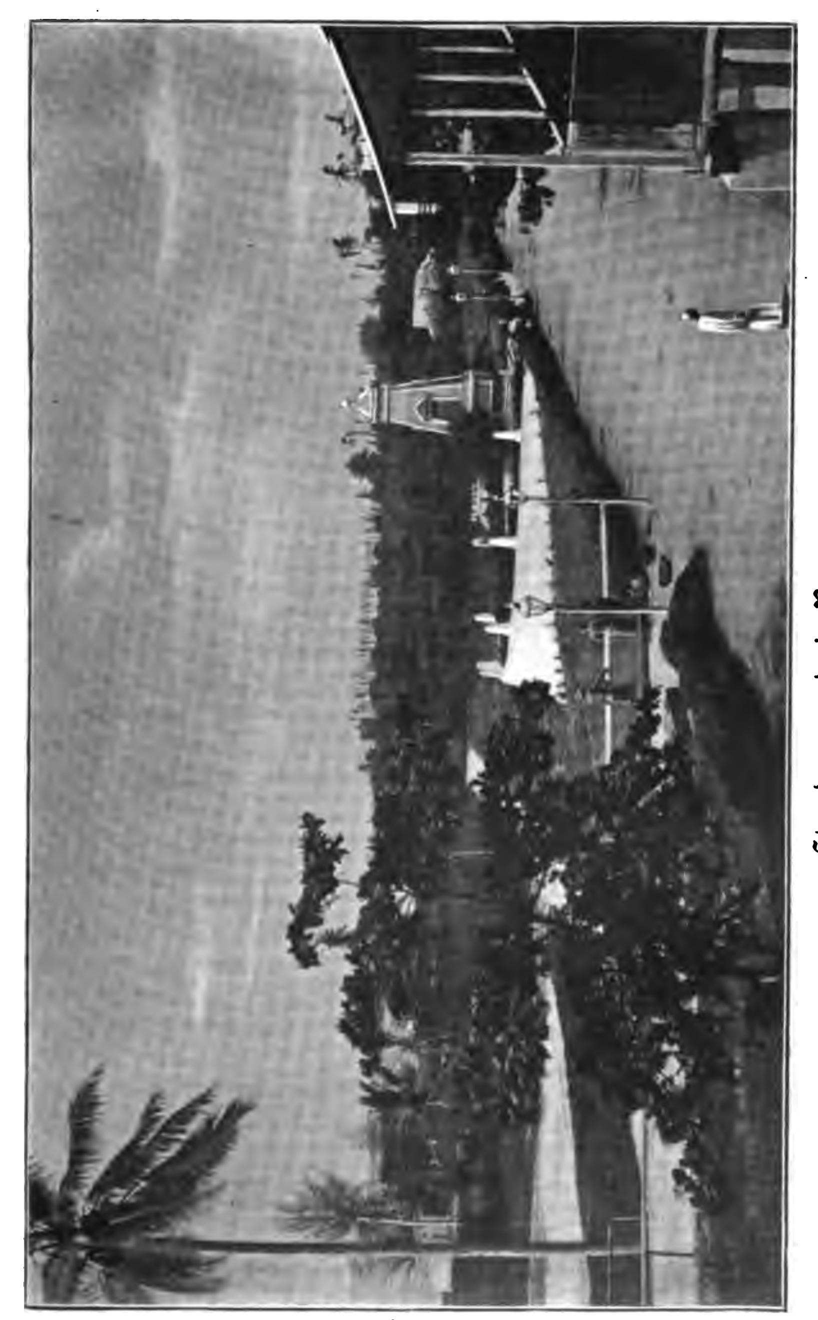
8. Songea gebildet, der an das 3000 m hohe Livingstone-Gebirge anschließt; der erst vor wenig Jahren errichteten Station fällt besonders die Aufgabe zu, die Raubzüge der den Sulus verwandten Magwangwara zu verhindern. Das Livingstone-Gebirge fällt steil zum Nyassa-See ab und an dessen Ost- und Nordufer finden wir den Bezirk

9. Langenburg, den ersten der Binnenbezirke, der unter Zivilverwaltung gestellt werden konnte und der sich durch zahlreiche Missionsstationen auszeichnet. Der am Nordende des Sees gelegene Ort Langenburg selbst liegt außerhalb des Karawanenverkehrs, dagegen dient für diesen die Nebenstation Wiedhafen am See, und das nördlich vom See liegende gesunde Hochland Konde dürfte sich auch für europäische Siedelung eignen; im Jahre 1900 lebten 90 Europäer in diesem Bezirk. Die südliche Hälfte vom Ostufer des Tanganyika nimmt

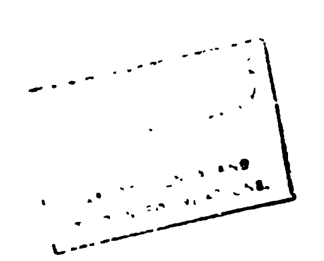
10. Ukonongo mit der Station Bismarckburg ein, daran schließt sich, bis zur Nordgrenze unseres Gebiets reichend und die Grenze gegen den Kongostaat bildend, der große Bezirk

11. Udschidschi, welcher in seinen Landschaften Urundi und Ruhanda weitaus den am dichtesten bevölkerten Teil unserer Kolonie umfaßt und 3 Millionen Einwohner zählt. Für den Binnenhandel ist dieser Distrikt auch durch die Salzproduktion an einem Nebenfluß des Mlagarasi bedeutend. Ihm folgen die gleichfalls sehr wichtigen Bezirke am Victoria Nyanza, nämlich

12. Bukoba im Westen des Sees, das alte Reich Karagwe, mit dichter Bevölkerung und wichtig durch seine Grenzbeziehungen zu dem englischen Uganda; ferner:



Strandpromenade in Bagamoyo.



13. Muanza im Süden und Osten des großen Sees, das durch seine Goldfunde wichtig zu werden verspricht; in diesem Gebiete existiert auch bereits eine einheimische Eisenindustrie. Zwischen Muanza und dem Tanga-Bezirk folgen der Nordgrenze entlang noch

14. Kilimandscharo mit dem zum größten Teil Deutschland zuerkannten Bergkoloß dieses Namens und mit dem Hauptort Moschi, und

15. West-Usambara mit Süd-Pare, den Hauptorten Masinde und dem gesünderen Wilhelmsthal, und einem für Plantagenbau geeigneten Gelände.

Weitere Binnen-Bezirke bilden

16. Tabora mit dem wichtigsten, 1820 von den Arabern gegründeten gleichnamigen Handelszentrum des Innern und der fleißigen Bevölkerung der Wanyamwesi; dieser Bezirk ist eine der Kornkammern der Kolonie. Die ziemlich weitläufig zerstreut gebaute Stadt Tabora, wo sich die Wege nach dem Victoria-See und dem Tanganyika scheiden, zählt etwa 13 000 Einwohner. Auch

17. Kilimatinde an der Grenze von Ugogo und Unyamwesi, zwischen Tabora und Mpuapua gelegen, beginnt in den letzten Jahren aufzublühen und in der Nähe der Station haben sich zahlreiche Wanyamwesi als Händler und Träger angesiedelt.

18. Mpuapua, dessen gleichnamiger Hauptort wichtig als Kreuzungspunkt von Karawanenwegen ist; die Landschaft selbst ist reich an zerstreut gebauten Ortschaften.

19. Kilossa mit dem Gebirgsland von Ussagara, wo umfangreiche Kulturversuche aller Art angestellt werden.

20. Kissakki am Oberlauf des Rufu und Rufiyi mit dem Uluguru-Gebirge, von dem kleine Teile, soweit es die steilen Hänge zulassen, zu Plantagenbau geeignet sind.

21. Iringa mit dem 1600—2300 m ü. M. liegenden Hochland von Uhehe, das nach seiner Pacifizierung allmählich vielleicht für Besiedelungszwecke in Frage kommen kann; und endlich im Flußgebiet des Ulanga

22. Mahenge, dessen Station erst 1899 zur Beaufsichtigung des Gummihandels gegründet wurde.

Der Etat für Deutsch-Ostafrika ist für die beiden letzten Jahre wie folgt aufgestellt worden.

Einnahmen	1900	1901	
Hütten- und Gewerbesteuer . .	560 000	656 000	Mark
Zölle	1 750 000	1 790 000	„
Sonstige Einnahmen	698 000	786 000	„
Reichszuschuß	6 700 000	9 117 000	„
	9 708 000	12 349 000	Mark

Ausgaben

Zivil-Verwaltung	3 149 000	3 403 000	Mark
Militärverwaltung	2 224 000	2 301 000	"
Flotille	695 000	767 000	"
Einmalige Ausgaben	2 931 000	5 109 000	"
Verschiedene Ausgaben	709 000	769 000	"
	9 708 000	12 349 000	Mark

Unter den „einmaligen" Ausgaben für 1901 figurieren 4½ Millionen für Bahnbauten, welche zum größten Teil seitens des Reichstags nicht bewilligt wurden.

Daß übrigens die Etats den nötigen Reichszuschuß gewöhnlich zu gering bemessen, haben auch die beiden letzten Abschlüsse wieder ergeben: Der Abschluß für 1897 wies ein weiteres Defizit von 882000 Mark auf, derjenige von 1898 sogar ein solches von 1470000 Mark, welche Fehlsummen auf die Etats von 1901 bezw. 1902 gesetzt wurden.

Die Reichszuschüsse für Deutsch-Ostafrika stellten sich in den letzten 5 Verwaltungsjahren auf je 4,3 Millionen Mark in 1896/97 und 1897/8, auf 3,8 Millionen in 1898/9, 6 Millionen in 1899/1900 und 6,7 Millionen in 1900/01.

Was die Einnahmeposten und zwar zunächst die Zölle anbelangt, so bestehen besondere Zollbestimmungen für die Binnengrenzen, welche der Berliner Kongo-Akte von 1885 unterliegen, und für den Küstenstrich, welcher damals noch dem Sultan von Sansibar gehörte und dieser lehnte s. Z. die Anwendung der über Freihandel getroffenen Bestimmungen daselbst ab. Laut den durch das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 ausdrücklich bestätigten Bestimmungen der Kongo-Akte werden Waren jeder Herkunft gleichmäßig behandelt und nur solchen Abgaben unterworfen, welche den zum Nutzen des Handels gemachten Aufhebungen entsprechen; die Schiffahrt auf Flüssen, Seen und Kanälen ist frei, Transitzölle dürfen nicht erhoben, Monopole und Handelsvergünstigungen nicht erteilt werden. Die Einfuhrzölle in Deutsch-Ostafrika betragen im allgemeinen an der Küste 10 %, an der Binnengrenze 5 %, auf Spirituosen 20, bezw. 15 % vom Werthe. Ausfuhrzölle schwanken zwischen 1½ und 16½ % und zwar bezahlen Gewürznelken 3 %, Erdnüsse 3½ %, Kopal und Elfenbein 16½ %; Kopra und sämtliche Produkte aus europäischen Plantagen sind zollfrei. Aus dem Ertrag der Zölle bezahlt die Regierung vertragsmäßig der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft jährlich 600 000 Mark für den Dienst der Anleihe dieser Gesellschaft.

Was die Steuern anbetrifft, so ist die wichtigste die seit dem 1. April 1898 in Kraft getretene Häuser- und Hüttensteuer, welche auf Steinhäuser europäischer, arabischer oder indischer Art in städtischen Ortschaften 5 % vom Mietswert, im Maximum 100 Rupien, in ländlichen Ortschaften 10 bis 30

Rupien p. a. beträgt, während die jährliche Hüttensteuer in städtischen Ortschaften auf 6 und 12, in ländlichen Ortschaften auf 3 Rupien festgesetzt ist. Die Hüttensteuer kann auch in Naturalien (Erdnüssen, Kokos, Sesam) oder Arbeitsleistung abgetragen werden und soll überhaupt gleichzeitig als Erziehungs- und Zwangsmittel zur Arbeit dienen. Von dem nach Abzug der Veranlagungs- und Erhebungskosten verbleibenden Netto-Ertrag dieser Steuerbeträge erhalten die lokalen Verwaltungsbehörden 50 % für die Kommunalkassen. Im Jahre 1899 ergab die nicht überall ohne Schwierigkeit eingetriebene Hüttensteuer — nach Abzug eben angeführter 50 % und ohne Berechnung der Arbeitsleistungen und Naturalien — 215500 Rupien, und 66000 Rupien waren noch rückständig geblieben; die günstigsten Resultate wiesen die Bezirke Kilwa und Lindi auf. Die Gesamteinnahmen an Häuser- und Hüttensteuer beliefen sich im Rechnungsjahr 1898 auf 401881, 1899 auf 477898 Rupien und zwar bekommen davon die sämtlichen Küstenbezirke, sowie die Bezirke Langenburg und Wilhelmsthal (West-Usambara) 50 %, die anderen Binnenprovinzen 10 % Anteil für ihre Kommunalkassen. Als ein Resultat der Hüttensteuer wurde erzielt, daß Leute im Innern, welche Getreide zur Bezahlung der Steuern wegen des weiten kostspieligen Transports nicht benutzen können, darauf hingelenkt wurden, mehr Kautschuk und Wachs zu sammeln, oder Erdnüsse und Sesam anzubauen, also wertvollere Produkte zu bevorzugen, die einen weiteren Transport eher vertragen können.

Die seit 1899 eingeführte Gewerbesteuer, welche im ersten Jahre 106000 Rupien ergab, ist in 14 Klassen mit jährlichen Beiträgen von 4 bis 360 Rupien eingeteilt; daneben sind für eine Reihe von Gewerben noch besondere „Erlaubnisscheine“ nötig, welche 12 bis 240 Rupien kosten, nur für ein Jahr gelten und deren jährlich nötige Erneuerung jedesmal ein Viertel der ursprünglichen Gebühr kostet. Von diesen Gewerbesteuern beziehen die Kommunen der Küstenbezirke — die Binnenbezirke nicht — 20 % Anteil.

Seit dem Jahre 1900 werden im Küstenbezirk auch die zur Palmenwein-Bereitung dienenden Kokospalmen mit je einer Rupie p. a. besteuert.

Weitere Steuererträge liefern eine Erbschaftsgebühr vom Nachlaß Farbiger, welche 2—5 % beträgt; eine Branntwein-Fabrikatsteuer, Hafengebühren, Jagdscheine und Holzschlaggebühren, welch' letztere auf in Staatswaldungen geschlagenes Holz im allgemeinen 30 % vom Werte betragen; im Rufiyi-Delta wird der Holzschlag vom Kaiserlichen Gouvernement selbst ausgeübt und das Holz verkauft. Gewöhnliche Jagdscheine kosten jährlich 5 Rupien für Eingeborene, 10 Rupien für Europäer, 500 Rupien für berufsmäßige Jäger; Jagdexpeditionen bezahlen für jeden nicht eingeborenen Teilnehmer 800 Rupien, und das Schußgeld für jeden zur Strecke gebrachten Elefanten beträgt 100 Rupien oder einen Zahn.

Unter den Ausgaben stehen obenan die Gehalte, unter welchen folgende erwähnt seien: Es beziehen der Gouverneur 18000, die Richter 5100—

8100, die Referenten 4200—8100, die Bezirksamtmänner, Berg- und Forstbeamten 3600—6600, die Assistenten 1500—2700 Mark, dazu treten die im allgemeinen 100 % betragende „Kolonialdienst-Zulage" und für sämtliche Beamten freie Wohnung. Der seemännische Beirat, welcher gleichzeitig Oberleiter der Flotille ist, bezieht 12000, der Stabsarzt 9600—10800 Mark und die farbige Polizei wird mit 603 Rupien = 845 Mark für den Unteroffizier, 332 Rupien = 465 Mark für den gewöhnlichen Askari bezahlt.

Die deutschen Kolonialbeamten genießen die Berechtigung, nach 2½ Jahren den ersten, dann alle 2 Jahre einen weiteren Urlaub von je 6 Monaten mit vollem Gehalt zu genießen.

Einen sehr wichtigen Punkt betreffs Aufschließung unser Kolonie bildet natürlich das Verkehrswesen.

Im allgemeinen ist die Verbindung der Küste mit dem Innern auch heute noch auf wenige Fußwege beschränkt, welche durch die andauernden Bemühungen der Regierung in einigermaßen verkehrsfähigem Zustand erhalten werden und in bestimmten Zwischenräumen nach indischem Muster mit Rasthäusern versehen sind, deren einfache Räume dem Reisenden Unterkunft bieten. Diese „Karawanenstraßen" sind im großen und ganzen nichts weiter als natürliche, durch die dauernde Benutzung seitens der Trägerkolonien entstandene Wege, an denen auf weiten Strecken niemals eine Menschenhand gearbeitet hat, durch Gras und Buschwerk auf schmale Fußpfade eingeengt, bergauf und bergab in steilsten Gefällen führend und mit mannigfachen Windungen jedes Hindernis umgehend. Mühsam und langsam schlängelt sich auf ihnen die je länger, je mehr auseinandergezogene Trägerkolonne, jeder Mann mit etwa 30 kg beladen; auf den Köpfen von vielen tausenden von Negern werden auf diesen primitiven Naturwegen die Lasten für die Stationen und Handelsniederlassungen ins Innere, die wenigen Exportartikel an die Küste geschleppt. Von Dar-es-Salam, Bagamoyo und Saadani gehen jährlich etwa 92000 Träger ins Innere und die Normallast von 30 kg kostet von der Küste bis zum Victoria-See ungefähr 75 Mark Fracht. Im nördlichen Teile unseres Schutzgebietes sind inbezug auf Wegebau unter deutscher Verwaltung und mit Beihülfe der Truppe allerdings erfreuliche Fortschritte gemacht worden und die Straße von der Küste bis zum Kilimandscharo ist bis auf einzelne schwierige Strecken durchweg fahrbar.

Es lag nahe, um eine bequemere, billigere und schnellere Verbindung zu schaffen und um die große Zahl von Arbeitern, welche jetzt als Träger dienen, wirtschaftlich günstiger auf Plantagen beschäftigen zu können, die primitiven Verkehrswege nach und nach durch Eisenbahnen zu ersetzen und in der That setzten diese Bestrebungen schon 1887 ein. Aber erst die am 22. November 1891 konzessionierte, von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft stark unterstützte

„Eisenbahngesellschaft für Deutsch-Ostafrika“ wagte sich an den Bau der ersten, 90 km langen Strecke Tanga-Korogwe, welche mit einer Spur von 1 m speziell den in Ost-Usambara zahlreich vertretenen Pflanzungen dienen und eventuell später nach West-Usambara (Masinde) und dem Kilimandscharo fortgesetzt werden sollte. Der Bau dieser Strecke wurde 1893 begonnen, ziemlich teuer und unpraktisch ausgeführt und so waren das viel zu klein bemessene Stamm-Kapital von 2 Millionen Mark und weitere 800000 Mark, welche die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft vorschoß, bald verschlungen und die Linie blieb 1895 halbwegs in Muhesa (42 km) stecken, ein Torso ohne nennenswerten Nutzen. Nachdem das Reich, um wenigstens einen beschränkten Verkehr auf dieser Teilstrecke zu ermöglichen, inzwischen schon eine monatliche Unterstützung von 6000 Mark geleistet, kaufte es die Linie 1898 für 1300000 Mark an und den Aktionären der Eisenbahn-Gesellschaft wurde Mitte 1900 eine Liquidationsquote von 22½% ausgezahlt. Die Regierung aber unternahm die Instandsetzung und Weiterführung der Linie bis Korogwe (90 km), wofür 3 Millionen Mark vorgesehen sind; die durch die Angriffe der Somali auf den Bahnbau Dschibuti-Harar im Herbste 1900 von dort vertriebenen italienischen und griechischen Arbeiter halfen den Bahnbau in Deutsch-Ostafrika fördern und so hofft man, die Linie bis Korogwe im Laufe des Jahres 1901 fertigstellen zu können. Schon jetzt fährt täglich in 2 Stunden ein Zug zwischen Tanga und Muhesa, dessen Betrieb gerade die Unkosten deckt. Von Korogwe soll diese Bahn zunächst bis nach Mombo (130 km) weitergeführt werden, in dessen Nähe mehrere Plantagen und die Versuchsstation Kwai liegen.

Einen ziemlich heftigen Kampf hat das besonders vom Geheimen Kommerzienrat Dr. Wilhelm Oechelhäuser warm vertretene Projekt der „Zentralbahn“ entfacht, welche von Dar-es-Salam — mit kleiner Zweigbahn nach Bagamoyo — nach Tabora gehen und sich dort in Linien nach dem Tanganyika und dem Victoria Nyanza teilen sollte; ungefähr durch die geographische Mitte unseres Schutzgebietes geführt, würde diese Bahn das Rückgrat eines zukünftigen ausgedehnteren Eisenbahn- und Verkehrssystems bilden. Die Pläne für dieses Unternehmen gehen schon bis zu dem Jahre 1891 zurück und in den Jahren 1895/6 wurden unter finanzieller Beteiligung der Kolonialabteilung, der Deutschen Bank und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft auch die näheren Erforschungen betr. der Trace an Ort und Stelle vorgenommen. Die deutsche Zentralbahn nach dem Victoria-See würde allerdings etwa 1400 km lang sein, aber weit mildere Steigungen haben, als die Uganda-Bahn, ihren höchsten Punkt schon bei 1430 m erreichen, und auch durch den Zustand der bereits jetzt vorhandenen Wege, der Arbeiter-, Gesundheits- und Verproviantierungs-Verhältnisse der von ihr durchschnittenen Gegenden im Vorteil sein gegen die von der Natur weniger begünstigte Britisch-Ostafrika Bahn. Für die erste 240 km lange Teilstrecke Dar-es-Salam — Masisi — Mrogoro wurde 1896 ein Kostenanschlag von 11850000 Mark aufgestellt und dafür eine staatliche Zins-

garantie von $3^1/_2$% gefordert, aber der Geldpunkt, die Unsicherheit der Rentabilität und die sich geltend machenden Ansprüche der Tanga-Bahn ließen das Projekt zunächst zurücktreten.

In ein neues Stadium trat der Plan im Jahre 1900 nach einer im Auftrag der Regierung seitens des Oberstleutnants Gerding und des Hauptmanns Schlobach, beide vom Eisenbahn-Regiment, ausgeführten Studienreise, welche folgendes Resultat ergab. Die 230 km lange Linie Dar-es-Salam — Mrogoro sei bei der Kapspur von $3^1/_2$ Fuß = 1,067 m mit 65000 Mark pro Kilometer = 15 Millionen Mark zu bauen und würde sich bei einem mit 12000 Tons nach jeder Richtung hin angenommenen jährlichen Verkehr sofort mit 5,6% p. a. verzinsen; die Kilometerkosten sollten auch weiterhin im wesentlichen dieselben bleiben. Die Regierung beabsichtigte zunächst, den Bau dieser Bahn mit Gewährung einer Zinsgarantie seitens des Reichs durch eine Privatgesellschaft zu verwirklichen, schlug inzwischen aber auch vor, den Bau selbst zu übernehmen, wozu der Kolonialrat schon im Herbst 1899 seine Zustimmung gegeben, und verlangte für das Rechnungsjahr 1901 eine erste Rate von 2 Millionen; der Reichstag forderte jedoch die Regierung zu neuen Verhandlungen mit dem Großkapital auf und ein Banken-Konsortium unter Führung der Deutschen Bank und der Disconto-Gesellschaft erklärte sich bereit, die Ausführung der Bahn innerhalb von 5 Jahren unter folgenden Bedingungen zu übernehmen: Die Konzession soll auf 93 Jahre erteilt und den Anteileignern der Bahngesellschaft seitens des Reiches eine Verzinsung von 3% des bis zu 22 Millionen Mark in dem Unternehmen angelegten Kapitals und die Auszahlung der al pari eingezahlten, ausgelosten Anteile mit 120% gewährleistet werden. Die Gesellschaft beanspruchte außerdem nach nordamerikanischem Vorbild das Recht, für jedes Kilometer der Eisenbahn Grundflächen von je 2000 ha in dem anstoßenden Gelände bis auf 100 km von der Bahnstrecke auswählen zu dürfen. Dieser Vertrag fand mit einer Majorität von 13 gegen 10 Stimmen die Billigung der Budget-Kommission, konnte aber im Plenum nicht mehr zur Verhandlung kommen, da der Reichstag Mitte Mai 1901 unerwartet frühzeitig vertagt wurde.

Man erwartet von dieser Zentralbahn, deren Weiterführung von Mrogoro eventuell ruhig der Entwicklung der Verhältnisse überlassen werden kann und welche hauptsächlich dem Zentrum und später auch dem Nordwesten unseres Gebietes zu Gute kommen wird, daß sie Hungersnot beseitigen helfen, die Bevölkerungsziffer heben, die natürlichen Hülfskräfte ausnützen, Import und Export entwickeln und beschleunigen, die Eingeborenen erziehen helfen und schließlich eine Einnahmequelle für die Kolonie bilden werde.

Auch eine Eisenbahnverbindung des Nyassa-Sees mit der Küste ist frühzeitig projektiert worden und schon Herr von Schele plante eine Bahn zwischen Dar-es-Salam und dem Nordende des Nyassa; diese Linie würde allerdings mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben und kaum mit dem ziemlich

guten Wasserweg Sambesi — Schire konkurrieren können; nur die circa 600 km lange Linie Kilwa — Wiedhafen würde einen günstigen Zugang über Land durch deutsches Gebiet erlauben. Das von Ludwig Deuß geplante deutsche Nyassa-Unternehmen ist bislang noch nicht zu Stande gekommen. Es handelte sich dabei darum, im Anschluß an das seit 1892 in Chinde bestehende Zweighaus dieser Hamburger Firma ein Transportunternehmen von Chinde bis zum Tanganyika einzurichten, eine Reihe von Handelsstationen und Plantagen anzulegen und für späterhin auch den Bau einer Bahn von der deutsch-ostafrikanischen Küste nach dem Nyassa mit Wiedhafen als Endpunkt ins Auge zu fassen.

Immerhin dürfte die Erkenntnis der Gefahr, daß der Handel aus unserem Gebiet in die Hände der in Uganda und im Nyassaland energischer vorgehenden Engländer und in diejenige der Belgier im Kongostaat übergehe, dazu beitragen, in die Entwickelung unseres Eisenbahnwesens in Deutsch-Ostafrika ein etwas schnelleres Tempo zu bringen.

Den Seeverkehr vermitteln auch heute noch zum großen Teil die einheimischen Dhaus, Segelschiffe, welche mit dem Monsun bis nach Bombay gehen. Der überseeische Dampferverkehr aber liegt fast ausschließlich in den Händen der Deutschen Ostafrika-Linie, welche ihren Sitz in Hamburg hat. Als diese Gesellschaft im Jahre 1890 gegründet und mit einer jährlichen Reichs-Subvention von 900 000 Mark ausgerüstet wurde, verpflichtete sie sich zu vierwöchentlichen Fahrten nach Ostafrika durch 1600 Tons große Schiffe mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 10½ Meilen pro Stunde. Den wachsenden Anforderungen des Verkehrs entsprechend hatte die Kompagnie aber bald aus eigenem Antrieb heraus in jeder Beziehung mehr geleistet, nämlich 14 tägigen Dienst eingeführt, Dampfer bis zu 7000 Tons Größe bauen lassen und die Schnelligkeit bis zu 12 Meilen gesteigert. Ab 1. Januar 1901 hat nun das Reich mit der Deutschen Ostafrika Linie, der D. O. A. L., wie man sie in Ostafrika kurz benennt, auf 15 Jahre einen neuen Kontrakt abgeschlossen, welcher bei einer jährlichen Subvention von 1 350 000 Mark einen 14 tägigen Dienst vorsieht, der abwechselnd mit dem Osten und mit dem Westen beginnend rings um Afrika führt und ab Hamburg folgende Häfen berührt: Bremerhaven, einen niederländischen oder belgischen Hafen, Lissabon, Las Palmas, Kapstadt, Port Elizabeth, East London, Durban, Delagoa Bai, Beira, Mosambik, Sansibar, Dar-es-Salam mit 24 Stunden Minimal-Aufenthalt, Tanga, Aden, Suez, Port Said, Neapel, Lissabon, einen belgischen oder niederländischen Hafen, Bremerhaven und Hamburg. Außerdem ist eine Zwischenlinie vorgesehen, deren Dampfer alle vier Wochen bis Beira und von da zurück fahren, zwischen Sansibar und Mosambik noch die Häfen Kilwa, Lindi, Mikindani und Ibo anlaufen und sich in die östliche Rundfahrt so einreihen, daß alle 14 Tage ein deutsches Schiff von Neapel nach Ostafrika geht. Für die Rundfahrten ist eine

Schnelligkeit von 12 Knoten — zwischen Kapstadt und Dar-es-Salam nur 10½ — für die Zwischenlinie eine solche von 10 Knoten ausbedungen, solange ausländische Konkurrenz nicht eine Erhöhung dieser Minimal-Schnelligkeiten für angezeigt erscheinen läßt. Die von der Gesellschaft außerdem betriebene Bombay-Linie hat regelmäßig alle 4 Wochen Pangani und Bagamoyo, auf Ersuchen des Gouverneurs je nach Bedarf auch Saadani, Lindi und Kilwa anzulaufen.

Die neueren Dampfer der Gesellschaft sind recht komfortabel eingerichtet und die Reisedauer auf der 4330 Seemeilen langen Strecke von Neapel bis Dar-es-Salam beträgt 19 bis 24 Tage, jenachdem man die Haupt- oder die Zwischenlinie benutzt.

Die Fahrpreise von Hamburg nach

Dar-es-Salam betragen für die		1.	2.	3. Klasse
auf der Haupt-Linie	Mark	850.—	575.—	350.—
„ „ Zwischen-Linie	„	770.—	525.—	300.—

Während die Ausfracht auf unserer Deutschen Ostafrika-Linie befriedigt, ist die Rückfracht leider ungenügend, da es in ganz Ostafrika an einem Massen-Exportartikel fehlt; und da die beiden Stapelprodukte Kopra und Erdnüsse meist nach Marseille gehen, so laufen auch die Dampfer unserer Zwischenlinie auf ihrer Rückreise, also einmal im Monat, Marseille an. Selbst so entfielen auf die im Jahre 1900 im Verkehr mit Deutsch-Ostafrika für Frachten und Passagen eingenommenen 680 000 Mark nur etwa 60 000 Mark auf Rückfrachten von Deutsch-Ostafrika nach Europa.

Das Kapital der D. O. A. L. ist im Jahre 1900 von 5 auf 10 Millionen Mark erhöht worden, außerdem wurde Mitte 1901 die Ausgabe von 5 Millionen Mark 4½ % Obligationen autorisirt. Die letzten Dividenden betrugen 3% für 1898, 6% für 1899 und 8% für 1900, womit freilich die bislang gezahlte Durchschnittsdividende, angesichts der schwierigen Anfangszeit, immerhin erst auf knapp 2¾ % gekommen ist.

Was den fremden Handel unseres Schutzgebiets anbelangt, so hat sich derselbe seit der Übernahme der Kolonie in Reichsverwaltung folgendermaßen gestaltet:

	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen	
1891	9 000843	7482429	16483272	Mark
1892	8054030	7029532	15083562	„
1893	7712822	5580739	13293561	„
1894	7167689	4877021	12044710	„
1895	7608466	3257584	10866050	„
1896	8665046	4117139	12782185	„
1897	9042078	4938505	13980583	„
1898	11852656	4332945	16185601	„
1899	10822585	3937150	14759735	„

und zwar bildeten im Jahre 1899 die Hauptposten dieses nicht gerade erfreulichen Gesamtbildes in

der Einfuhr: Baumwollwaren 4586000, Reis 1884000, Lebensmittel verschiedener Art 795000, Spirituosen und andere Getränke 574000, Metallwaren 526000, Mtama 278000, Glaswaren 266000, Zucker 182000 und Tabakfabrikate 165000 Mark;

dagegen standen obenan in

der Ausfuhr: Kautschuk 1337000, Elfenbein 994000, Kopal 277000 Mtama 202000, Kopra 108000, Kaffee 96000, Sesam 85000 und Zucker 80000 Mark.

Nach Verkehrsländern geordnet verteilte sich der Handel des Jahres 1899 auf

	Einfuhr von	Ausfuhr nach	
Deutschland	2019000	923000	Mark
Sansibar	7095000	2669000	„
Indien	1389000	80000	„
England	57000	114000	„
Andere Länder	263000	124000	„

Diese Aufstellung zeigt deutlich, wie groß auch noch heute die Abhängigkeit unserer Kolonie von Sansibar ist.

Der Handel ist in den letzten Jahren ungünstig beeinflußt worden einerseits durch die Unterdrückung der Sklavenausfuhr, innere Unruhen, Rinderpest, Dürren, Heuschreckenplage und im Norden durch die Hungersnot von 1898, andrerseits aber auch dadurch, daß Belgier und Engländer den Verkehr durch Dampfer auf dem Kongo, den großen Seen und dem Sambesi-Schire, sowie teilweise auch schon durch die Uganda-Bahn nach ihren Gebieten ablenkten.

Besonders stark hat unter der Erschließung neuer Verkehrswege in den Nachbargebieten die Ausfuhr von Elfenbein gelitten, welches vom Kongobecken aus jetzt nach der Westküste des Kontinents geht; betrug die Elfenbein-Ausfuhr Deutsch-Ostafrikas im Jahre 1889/90 noch 227600 kg im Werte von über 3 Millionen Rupien, so war dieselbe 1899 auf 63400 kg im Werte von 709000 Rupien zurückgegangen; das Elfenbein von Deutsch-Ostafrika gilt übrigens unter den Fachleuten als das beste und wird mit 25—150 Rupien für die Frasila von 35 Pfund verkauft. Gemäß einem Übereinkommen mit England nach der Londoner internationalen Wildschutz-Konferenz vom Jahre 1900 hat das Gouvernement Deutsch-Ostafrikas im November 1900 die Verordnung erlassen, daß Elefantenzähne unter 5 kg Gewicht in unserem Gebiet weder gehandelt, noch ausgeführt werden dürfen, womit man dem unsinnigen Abschießen junger Tiere einen Riegel vorgeschoben zu haben hofft.

Das große Überwiegen des Imports über den Export ist zum Teil natürlich daraus erklärlich, daß die meisten Pflanzungen erst in der Entwicklung begriffen sind und Anlagemittel erfordern, aber bislang noch keine nennenswerten Erträge für die Ausfuhr liefern.

Die wichtigsten Handelsplätze an der Küste sind Bagamoyo, Tanga, Dar-es-Salam, Kilwa und Lindi, im Innern Mpuapua, Tabora und Udschidschi, und zwar werden die nach dem Innern gehenden Karawanen von Arabern ausgerüstet und geführt, aber mit seltenen Ausnahmen von Hindukaufleuten an der Küste stark bevorschußt und zwar in der Form, daß letztere höchstens ein Drittel in barem Gelde, den Rest aber in sehr teuer angerechneten Waren geben. Gegen diesen Vorschuß stellt der Araber dem Inder einen Schuldschein aus, worin er sich verpflichtet, ihm die Summe in Elfenbein zurückzuzahlen, wobei der Preis dafür im Voraus und zwar oft nur zu einem Drittel des Marktwertes stipuliert wird. So kommt es, daß der Hindu nach Rückkehr der Karawane, die allerdings häufig erst nach Jahren erfolgt, nicht selten ein Gewinn von 200 bis 300 % und mehr erzielt, wogegen er andrerseits freilich auch ein beträchtliches Risiko zu laufen hat. Dagegen macht der Araber dabei selten ein gutes Geschäft, nämlich nur dann, wenn er, wie z. B. Tippu Tipp, auf seinen Raubzügen Elfenbein erlangt, ohne Ware dafür zu geben. Die Aussendung auch deutscher Handels-Expeditionen nach dem Innern zum Aufkauf von Kautschuk ist erst neueren Datums.

Große Geschäfte machen die Kaufleute bei uns allerdings noch nicht, die werden vielmehr in Sansibar abgeschlossen, und deshalb haben sich auch noch nicht viele deutsche Handelshäuser in Deutsch-Ostafrika niedergelassen. Die verschiedenen Faktoreien der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, von Hansing & Co. und der Westdeutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft stehen in erster Linie; einige Griechen und Goanesen machen ein befriedigendes Ladengeschäft, fast den ganzen Zwischenhandel aber haben die an allen Punkten angesiedelten geschickten und anspruchslosen Inder in den Händen.

Ein äußeres Zeichen des indischen Einflusses ist die Landesmünze, die Rupie à 64 Pesas, welche den früher auch hier landläufigen Mariatheresiathaler länst verdrängt und von der auch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft bis Ende 1900 rund 2 Millionen Rupien in Silber und 642000 Rupien in Kupfer ausgeprägt hat und zwar tragen diese deutschen Rupien das Brustbild unseres Kaisers; ihr Gesamtbetrag ist im Vergleich zu der großen Menge coursirenden indischen Silbers so klein, daß man innerhalb unserer Kolonie, nicht in Sansibar, die deutsche Rupie unbeanstandet zu demselben Werte wie die indische nimmt, obgleich letztere seit Schließung der indischen Münzanstalten im Jahre 1893 einen ziemlich festen Cours von 1/4 d hat, während die deutsche Rupie ganz den Schwankungen des Silberpreises unterliegt und z. Z. nur etwa 1 Mark wertet. Die Einfuhr von Mariatheresiathalern, Mombasa-Rupien und fremden Kupfermünzen ist in Deutsch-Ostafrika verboten. Das von der deutschen Kolonialverwaltung benötigte Geld wird allmonatlich in Sansibar durch Submission bei den Bankfirmen nach Maßgabe des in Bombay herrschenden Kurses beschafft.

Während man noch vor wenigen Jahren gleich hinter der Küste nur

Tauschartikel als Zahlungsmittel verwenden konnte, was natürlich das Reisen sehr erschwerte, kann man jetzt an den großen Straßen weithin gemünztes Geld benutzen. In allen Bezirken, selbst in den entferntesten Binnenstastionen, ist die Geldwährung eingeführt, sämtliche Pflanzungen lohnen in Baargeld aus und der Eingeborene kann sich seine Stoffe und sonstigen Bedarfsartikel bei den an Ort und Stelle ansässigen Händlern, vielfach Griechen, selbst kaufen.

Neben deutschen Maßen und Gewichten sind auch noch die einheimischen zugelassen und zwar sind deren wichtigste

die Frasila = 15, 87 kg. à 35 Ratel à 16 Wakia,
das Doti = 3, 65 m à 2 Pima à 4 Mikono à 2 Schibiri,
das Pischi = 3, 2 l à 4 Kibaba.

Was nun die wirtschaftliche Ausnutzung der Kolonie seitens der Deutschen anbelangt, so waren hier im Jahre 1900 im ganzen 20 Plantagen-Handels- und Minen-Gesellschaften mit einem Gesamtkapital von 20 Millionen Mark thätig und zwar sind darunter die größten: Die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft" gegründet 1885, mit 7128000 Mark, die „Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft", gegründet 1886, mit 2 Millionen, die „Rheinische Handei Plantagengesellschaft" gegründet 1893 und die Düsseldorfer „Westdeutsche Handels- und Plantagengesellschaft" gegründet 1895, mit je 1½ Millionen, die Pflanzung „Sakarre", gegründet 1898, mit 1, 2 Million, die „Usambara Kaffeebau-Gesellschaft", gegründet 1893, mit 1 Million und die Essener „Sigi Pflanzungs-Gesellschaft", gegründet 1897, mit ½ Million Mark Kapital.

Das Reichsgesetz vom 15. März 1888 über die sogenannten Kolonialgesellschaften autorisiert bekanntlich den Reichskanzler, in Milderung unseres Aktiengesetzes die Ausgabe von Anteilscheinen auch unter 1000 Mark zu gestatten, um nach Vorbild des englischen Systems von Aktien auf nur ein Pfund Sterling auch die Heranziehung bescheidenerer Kapitalisten zu ermöglichen und damit die Bildung der Gesellschaften überhaupt zu erleichtern.

In der Hauptsache hat man sich bislang auf

Plantagenwirtschaft geworfen, welche überall da möglich ist, wo guter Boden, reichliche Bewässerung und leichter und entsprechend billiger Verkehr mit den Hafenplätzen zur Verfügung stehen. Diese Vorbedingungen finden sich bei Deutsch-Ostafrika allerdings nur in dem küstennahen Vorzugsgebiet vereinigt, während es in dem ausgedehnten Binnenplateau des Hinterlandes zwar einige Gebiete giebt, wo Boden und Bewässerung den Plantagenbau erlauben, wie z. B. im Nyassa-Randgebirge, im zentralafrikanischen Schiefergebirge mit Urundi und Uranda, im Ulugurugebirge u. a., aber die hohen Transportkosten würden dort einen lohnenden Betrieb unmöglich machen. Man kann für jedes Gebiet und innerhalb derselben wieder für jedes Produkt eine geographische Gewinngrenze aufstellen, die umso weiter von der Küste

entfernt liegt, je wertvoller das Produkt ist und die nicht überschritten werden darf, wenn man sich nicht einen wirtschaftlichen Fiasco aussetzen will. Der überwiegende Teil Deutsch-Ostafrikas erfüllt keine der nötigen drei Vorbedingungen für einen lohnenden Plantagenbau, andere Gebiete erfüllen dieselben nur zum Teil. Weitaus am günstigsten in Bezug auf Boden und Klima ist das Bergland von Usambara gestellt und hier hat man denn auch zuerst und am intensivsten eingesetzt; daneben kommen für Plantagenkultur besonders das anstoßende Paregebirge und die fruchtbaren Alluvialgebiete von Pangani und im Rufiyi-Delta in Betracht.

Vermutlich wird in wirtschaftlicher Beziehung für absehbare Zeit nur das küstennahe Gebiet in Frage kommen, das Binnenland aber nur, insoweit es durch Flußschiffahrt oder Eisenbahn leicht zu erreichen sein wird, wenn nicht etwa durch abbauwürdige Goldfunde weit im Innern gelegene Gebiete aufgeschlossen werden sollten.

Diejenigen tropischen Kulturpflanzen, welche zu ihrem Gedeihen große Niederschläge erfordern und längere Trockenperioden nicht vertragen können, sind zum Anbau in Deutsch-Ostafrika nicht wohl geeignet, und die Kolonie steht an landwirtschaftlichen Werte dem nur halb so großen, aber regenreichen Kamerun nach.

Was den Bodenbesitz anbelangt, so gilt alles Land als Kronland, welches nicht nachweislich im Privatbesitz einer Person oder Gemeinschaft ist, wie z. B. die ausgedehnten Land-Reserven der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft; letzterer steht das Okkupationsrecht auf herrenloses Land innerhalb des 10 Meilen breiten, früher dem Sultan von Sansibar gehörigen Küstenstreifens, sowie in den Landschaften Useguha, Ussagara, Unguu und Ukami zu. Es wäre allerdings zu wünschen, daß sämtliche Regale der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft vom Reiche abgelöst würden, wie dies 1898 bereits betreffs der Landrechte der Usambara-Eisenbahngesellschaft, im Jahre 1900 betr. der Bergrechte der D. O. A. G. geschah, um freie Konkurrenz zu schaffen.

Das Kronland wird vom Gouvernement zu mäßigen Preisen als Eigentum abgegeben und zwar im allgemeinen höchstens bis zu 2000 ha. an eine Gesellschaft.

Den Eingeborenen wird im Prinzip nur soviel Land belassen, als sie bei der herrschenden Wechselwirtschaft und zum Bestande ihrer Dorfgemeinde nötig haben; Leute, welche sich mit Genehmigung der Behörden in einem als „Kronland" erklärten Gebiet niederlassen wollen, müssen 50% Aufschlag auf die Hüttensteuer zahlen.

Was die Ansiedelung von Europäern betrifft, so empfiehlt die Regierung solche nur gelernten, tüchtigen Landwirten, welche sich vor Arbeit und Entbehrungen nicht scheuen und stellt dafür Ländereien in West-Usambara und Uhehe unter folgenden Bedingungen zur Verfügung.

In West-Usambara, in der Nähe der landwirtschaftlichen Versuchs-

station Kwai, verkauft das kaiserliche Gouvernement an Personen, welche sich über den Besitz eines verfügbaren Vermögens von 9000 Mk. ausweisen können, für die Einrichtung eines landwirtschaftlichen Betriebs je nach Bodengüte Flächen von 100 bis 200 ha. zum Preise von 2 Mark pro Hektar. Der Kaufpreis kann auf Wunsch für die ersten 5 Jahre gegen Eintragung als erste Hypothek auf dem erworbenen Grundbesitz zinslos gestundet werden. Nach Ablauf von 5 Jahren ist die Hypothek mit 4% zu verzinsen und kann von Seiten des Käufers jederzeit getilgt, von Seiten des Gouvernements nur mit einjähriger Frist jährlich in der Höhe von 1/4 des ursprünglichen Betrages gekündigt werden. Von der Kündigung wird jedoch im allgemeinen kein Gebrauch gemacht. Bedingung ist, daß mindestens innerhalb eines Jahres nach dem Kauf eine Besiedelung erfolgt und das kaiserliche Gouvernement bei einem etwaigen späteren Verkaufe auf unkultiviertes Land zu dem Kaufpreis von 2 Mark pro Hektar das Vorkaufsrecht hat. Wenn Zweifel entstehen, ob ein Land als kultivirt oder nicht kultivirt anzusehen ist, entscheidet eine Kommission, die aus je einem Vertreter des kaiserlichen Gouvernements und des Käufers und aus einem Obmann besteht, der vom Oberrichter von Deutsch-Ostafrika oder seinem Vertreter ernannt wird. Sämereien, Vieh u. a. können unter Umständen gegen mäßigen Preis vom kaiserlichen Gouvernement abgegeben und die Kaufsumme hierfür kann eventuell wie oben als Hypothek eingetragen werden. Nach den bisherigen Erfahrungen wachsen im Hochlande von West-Usambara alle deutschen Getreide- und Gemüsearten, Hülsen- und Knollenfrüchte und Futterpflanzen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch Kaffee, Thee, Obst und Wein. Rindvieh- und Schweinezucht läßt sich mit Erfolg betreiben und die Versuchsstation in Kwai hat einige holländische Bullen zur Verfügung, mit denen sehr gute Kreuzungsprodukte mit dem einheimischen Buckelrind erzielt wurden. Von Mombo am Fuße der Berge, das als vorläufiger Endpunkt der Tangabahn in Aussicht genommen ist, läßt sich das hier in Betracht kommende Gebiet in 6—10 Stunden erreichen. Das Klima auf den Hochebenen ist gut und scheinbar fieberfrei, die Temperatur im Mittel etwa 17° bei 5° Minimum und 27° Maximum, der Regenfall 1000—1600 mm im Jahre.

Eine Besiedelung von Uhehe kann erst in Frage kommen, wenn die Transportverhältnisse von der Küste nach dort geregelt und erleichtert sein werden. Die Entfernung beträgt rund 400 Kilometer und der Weg führt vielfach durch Gegenden, in denen man mit ziemlicher Sicherheit den Keim zu Malaria-Erkrankungen aufnimmt. Immerhin können Leute mit einem Kapital von etwa 12 000 Mark in Uhehe mit Aussicht auf Erfolg die Viehzucht betreiben. Land in der Größe von etwa 500 Hektaren kann ihnen dort zum Preise von 1 Mark für den Hektar von dem Kaiserlichen Gouvernement in Dar-es-Salam bis auf weiteres unter ähnlichen Bedingungen, wie in West-Usambara, überlassen werden.

Auch die besiedelungsfähigen Hochländer des Nyassa-Landes kommen

mangels einer geeigneten Verbindung mit der Küste vorläufig noch nicht in Betracht.

Seitens des Reichs wird weder freie Überfahrt, noch eine Beihülfe zu den Kosten der Auswanderung nach den Schutzgebieten gewährt.

Ob unter den vorstehend geschilderten Verhältnissen die Existenzbedingungen für deutsche Bauern hier günstigere sind als in Deutschland, erscheint fraglich, und die Ansiedelung des sogenannten „Kleinen Mannes", der aber immerhin ein Minimalkapital von 9 000—12 000 Mark nachweisen müßte, ist kaum anzuraten, bevor sich nicht die Verkehrsverhältnisse gebessert haben. Selbstverständlich kann es sich überhaupt nicht um eine Massenauswanderung nach Deutsch-Ostafrika handeln, da für die Besiedelung mit Europäern nur einige beschränkte Hochflächen in Frage kommen; so würden z. B. in dem zunächst in Aussicht genommenen West-Usambara nach Dr. Stuhlmann, dem verdienstvollen Leiter der Kulturabteilung in Dar-es-Salam, nur etwa 200—300 Familien mit je 100 ha Unterkommen finden können.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft beabsichtigt demnächst einen praktischen Siedelungsversuch in West-Usambara zu machen.

Wichtiger als die dauernde Ansiedelung weißer Einwanderer ist der Plantagenbau, dessen Betrieb Europäer nicht dauernd an ein ungesundes tropisches Klima fesselt. Leider haben allerdings bislang auch die Bemühungen in dieser Richtung vielfach keinen Erfolg gehabt, teils wegen ungeschickter Anlage und Einrichtung, teils wegen Unsicherheit des Klimas, Ungunst des Bodens und falscher Wahl der anzubauenden Früchte.

Zunächst hat man sich mit Eifer auf den Anbau von

Kaffee geworfen, dessen erste Pflanzungen 1891 angelegt wurden und sich fast ausschließlich im Usambara-Gebirge und dessen Vorland bis an die Pangani-Küste heran finden. In höheren Lagen hat man den arabischen, in niederen den Liberia-Kaffee bevorzugt, ob letzterer allerdings längere Trockenheit verträgt, ist noch unerwiesen und man hat den weiteren Anbau desselben in der Letztzeit wegen des niedrigen Preises auf dem Weltmarkt überhaupt fast ganz eingestellt. Als Schattenbäume pflanzt man meist Albizzia Moluccana, hier und da auch Erythrina. Leider sind gerade bei Anlage der Kaffeepflanzungen, worüber doch die ausgiebigsten Erfahrungen von anderen Ländern zur Verfügung standen, eine Reihe solch' grober Fehler begangen worden, daß man sich wirklich verwundert fragen muß, wo denn die „Fachleute", die man damit betraute, wohl ihre Studien gemacht haben mögen; besonders zu enge Anpflanzungen ($2^1/_2 \times 2^1/_2$ statt 7×7 Fuß) und Anlage an Stellen ohne Windschutz sind der Entwicklung verschiedener Kaffeeplantagen sehr hinderlich gewesen. Dazu treten als natürliche Feinde die Unsicherheit der Niederschläge und häufige Dürren, der in Afrika heimische Rostpilz Hemileia vastatrix, eine sehr energische Schildlaus, die am Wurzelhals des Strauches schmarotzt und stellenweise auch ein Bohrkäfer. Genügende Erfahrungen über die



Die Boma in Tanga.

Rentabilität der hiesigen Kaffeepflanzungen sind bislang nicht gesammelt, die Angaben darüber schwanken vielmehr heute noch sehr, scheinen aber, wenigstens für Ost-Usambara, immerhin keine optimistischen Aussichten zu rechtfertigen. Hatte man früher angenommen, daß ein Kaffeebaum bis zu seiner vollen Ertragsfähigkeit 1 Mark kosten und dann jährlich 400 Gramm Bohnen liefern, wobei sich ein kleiner Gewinn ergeben würde, so haben sich diese Zahlen bei der Usambara Kaffeebau-Gesellschaft in Bulwa für die 413 000 Bäume, die sie Ende 1900 besaß, auf etwa 3 Mark und nur 250 Gramm Ertrag gestellt, also so wesentlich schlechter, daß an einen Nutzen dabei nicht zu denken ist, und in der That hat diese Gesellschaft, welche Anfang 1901 ihr Kapital auf 1 200 000 Mark erhöhte, nach $7^1/_2$ Jahren noch keinen Erfolg aufgewiesen. Die übrigen Kaffeepflanzungen, wie diejenigen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Kikogwe und Mera am Pangani und in der Union-Pflanzung in Handeï, der Deutsch-Ostafrikanischen Plantagengesellschaft in Lewa, Magila und Balangai, der Plantage Sakarre in West-Usambara, der Prinz Albrecht-Plantagen zu Kwa Mkoro und Sankarawe, der Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft zu Magrotto und Schöller (Bondei), der Sigi-Pflanzungsgesellschaft in Mkolo (Westusambara), der Rheinischen Handeï-Plantagen-Gesellschaft zu Ngambo und eine Reihe kleinerer leiden teilweise unter denselben ungünstigen Umständen. In Sakarre stellt sich jeder Baum bislang allerdings auf nur 1 Mark.

Glücklicher war man mit der Kultur von

Agaven. Den ersten Versuch darin machte Dr. Hindorf 1893 für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in Kikogwe mit der Agave rigida, var. sisalana aus Florida, und von den 62 damals allein gut überkommenen Pflänzchen sind inzwischen mehrere hunderttausende abgestammt. Da das Pflanzgut für eine andere Faser-Agave, den geringwertigeren Mauritius-Hanf Fourcroya gigantea leichter zu beschaffen ist, so ließ die Regierung trockene Brutknospen dieser aus Ceylon kommen, legte damit 1895 die Plantage Kurasini bei Dar-es-Salam an und gab davon Pflanzgut in großen Mengen billig ab, sodaß die Fourcroya heute auf zahlreichen Pflanzungen zu finden ist, während Florida-Sämlinge noch immer schwer zu haben sind, da die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die ihrigen zur Vergrößerung ihrer eigenen Pflanzungen verwendet. Die Agaven haben den großen Vorzug, sehr anspruchslos betreffs Feuchtigkeit und Bodengüte zu sein und sind, wenn nicht mehr ertragsfähig, ohne große Unterbrechung in den Ernten leicht zu ersetzen. Die Erfahrungen sind bislang noch zu kurz, um ein abschließendes Urteil zu erlauben, aber man nimmt an, daß die Agaven in der Küstensteppe Deutsch-Ostafrikas kein höheres Durchschnittsalter als 6 bis 7 Jahre erreichen werden. Die hier erzeugte Faser, welche auf dem Hamburger Markte gute Aufnahme gefunden, ist der mexikanischen ebenbürtig, Land dafür ist in ungeheurer Ausdehnung vorhanden, dazu finden sich

an der Küste auch zahlreiche und billige Arbeitskräfte. Im ganzen waren Ende 1900 in 11 Pflanzungen auf 2000 ha 2 800 000 Agaven ausgepflanzt, die Kurasini-Regierungspflanzung war im gleichen Jahre von der Rheinischen Handel-Gesellschaft erworben worden, und mit einem Kapital von 1/2 Million Mark hatte sich im Anschluß an die Deutsch-Ostafrikanische Plantagen-Gesellschaft im Jahre 1900 die Deutsche Agaven-Gesellschaft in Buschirihof ausschließlich für die Kultur von Agaven gebildet. Die Sansevieria-Agave kommt am Rufiyi und andererorts innerhalb unseres Gebiets zwar massenhaft wild vor, wächst aber zu langsam, um Anpflanzungen derselben zu lohnen.

Kokospalmen finden sich der ganzen Küste entlang vielfach, auch in größeren Beständen, wurden auch schon von den Arabern in Plantagen gezogen und die Europäer sind diesem Beispiel gefolgt; so besitzt die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft eine Kokosplantage bei Muoa, die Westdeutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft solche in Putini und Kiumoni bei Tanga, Karl Perrot & Co. bei Kilwa und Lindi, während die Kokosplantage Temeke der Regierung jetzt verpachtet ist. Man pflanzt etwa 100 Palmen auf den Hektar und beginnt vom 7. Jahre ab zu ernten. Außer den zeitweiligen Dürren sind auch hin und wieder massenhaft auftretende Nashornkäfer den Kokospalmen sehr schädlich, aber die Kopra-Ausfuhr hat sich seit 1890 sehr gehoben und verspricht weitere Steigerung. Auch

Zuckerrohr wurde auf größeren Flächen bereits von den Arabern in dem reichen Alluvialboden der Pangani-Niederung gebaut, und hier hoffte auch die im Jahre 1897 mit einem Kapital von 700,000 Mark gegründete Pangani-Gesellschaft, nachdem sie ihr Kapital auf 1400000 Mark erhöht und von der Wohlfahrtslotterie eine Beihülfe von 150000 Mark erhalten, Anfang 1901 ihre Zucker- und Rumfabrik fertigstellen und mit rationellem Betrieb beginnen zu können. Diese Gesellschaft, deren Fabrik 2 Stunden von der Mündung des Pangani entfernt auf dessen rechtem Ufer liegt, hat für 15 Jahre das ausschließliche Recht, weißen Zucker und Rum im Pagani-Distrikt fabrikmäßig herzustellen, will daneben aber natürlich auch Syrup für die Eingeborenen liefern. Die Gesellschaft gedenkt zwar auch eigene Rohrpflanzungen anzulegen, immerhin ist sie auf die Mithülfe der Araber angewiesen und es ist ihr in der That gelungen, Anfang 1901 Kontrakte auf Rohrlieferung mit 49 Lieferanten abzuschließen, sodaß sie hofft, schon im ersten Jahre 150000 Zentner Rohr zur Verarbeitung zu haben, im nächsten Jahre aber 300000 Zentner, auf welche die Fabrik eingerichtet ist. Der bislang von dem bekannten Wali Dar-es-Salams, Soliman ben Nasr verwaltete, dem Sultan von Sansibar gehörige Besitz an Zuckerfeldern und einer verfallenen Dampf-Zuckermühle in Pangani, der seit dem Entlaufen der Sklaven sehr vernachlässigt worden war, ist im Jahre 1900 an Dr. Max Schöller übergegangen, welcher dort eine rationelle Kultur anbahnen will.

Vanille, zuerst von der französischen Mission eingeführt, ist dann auch

von W. v. St. Paul-Illaire bei Tanga und von L. und O. Hansing in Kitopeni bei Bagamoyo aufgenommen worden, und zwar benutzt man dafür als Schattenbäume einheimische Akazien und **Bixa Orellana**, als Stützen meistens **Jatropha Curcas**. Die schwierige Kultur scheint an einigen Stellen Erfolg zu versprechen, obgleich die Pflanze sehr empfindlich gegen Dürre ist.

Tabak wurde, mit Aufwand von viel Geld und Mühe, zuerst auf der Pflanzung Lewa der Deutsch-Ostafrikanischen Plantagengesellschaft versucht, welche überhaupt als Pionier im Plantagenbau von Ostafrika vorging, Erfahrungen gewann, welche später entstandenen Gesellschaften zu Nutze kamen, dabei allerdings ein Kapital von 2 Millionen Mark fast vergebens aufwandte. So befriedigten denn auch die in den Jahren 1887—95 vorgenommenen Versuche mit Tabak auf dem roten Laterit-Boden von Lewa leider weder in Qualität noch Rentabilität, und wenn auch seit 1897 die Regierung weitere Experimente mit Tabak in dem Alluvialland des Rufiyi-Deltas bei Mohorro durch Sumatra-Pflanzer anstellen ließ, so sind die Ergebnisse doch auch dort nicht lohnende gewesen. Vor kurzem hat man nun die Tabakplantage von Mohorro nach Usimbe am Rufiyi verlegt und erhofft von den dortigen Boden- und Wasserverhältnissen bessere Resultate.

Ebenso wenig Freude wie mit Tabak hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft mit

Baumwolle gehabt, welche sie 1886—88 in Kikogwe anpflanzte. Auch diese Kultur mußte aufgegeben werden, da die Baumwollstaude zwar keinen üppigen Boden, aber ein gesichertes Klima mit regelmäßigen Trocken- und Regen-Perioden verlangt und diese klimatischen Vorbedingungen hier fehlen.

Dagegen lassen die mit

Jute und Indigo auf Mohorro und mit Ramie in Dar-es-Salam angestellten Versuche ein besseres Resultat erhoffen.

Thee ist in kleinem Maßstabe in Usambara angepflanzt worden, kommt aber bislang, besonders wegen seiner mühsamen Präparation, nicht in Betracht.

Kardamom ist von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit Erfolg im Handei-Gebirge gezogen worden; im Jahre 1899 standen daselbst 1400 ertragsfähige Bäume. Die Hebung der

Reis-Kultur, welche an vielen Stellen der Küste mit großem Erfolg betrieben werden kann, leider aber durchaus noch nicht auf der notwendigen Höhe steht, um den Konsum des Schutzgebiets zu decken, sucht man jetzt energisch durch Heranziehung indischer Ackerbauer zu betreiben. Schon vor einer Reihe von Jahren hat man in dieser Richtung Versuche gemacht, die aber erfolglos blieben, da die Bestimmungen der indischen Regierung betreffs indischer Kontraktarbeiter so rigorose sind, daß es nur mit pekuniärer Beihülfe der Kolonialverwaltung von Deutsch-Ostafrika möglich gewesen wäre, indische Kulis für die Plantagen zu importieren. Im Etat für 1901 sind

nun 30000 Mark eingestellt für indische Ackerbürger, welchen unentgeltlich kleinere Landflächen überwiesen, die Kosten der Überfahrt und Beschaffung von Ackergeräten ꝛc. und einmalige, nicht rückzahlbare Beihülfe bis zur Höhe von ungefähr 500 Mark für jeden Ansiedler bewilligt werden sollen; man erhofft von dieser Maßregel hauptsächlich eine Förderung von Reis- und Baumwoll-Anbau, freilich liegt dabei das Bedenken nahe, daß sich diese Inder, wenn sie sich einmal etwas gespart haben, Händler werden, und indische Händler sind in unserem Schutzgebiet bereits mehr als genügend vertreten.

Was die Arbeiterverhältnisse im allgemeinen anbetrifft, so sind dieselben bei der relativ dichten Bevölkerung des Küstenstrichs und bei der Neigung mehrerer Küstenstämme zur Arbeit im allgemeinen als nicht ungünstige zu bezeichnen und lassen sich denklich im Laufe der Zeit noch bessern. Es hängt, wie bei allem in Afrika, ganz von der Persönlichkeit des Leiters ab, ob er Arbeiter hat, oder nicht, der eine kann nichts, der andere alles mit seinen Leuten anfangen. Allein im Tanga-Bezirk waren 1899 über 5000 Neger in den Pflanzungen beschäftigt und die anfangs angestellten teuereren Chinesen und Javaner bis auf etwa 100 bereits wieder abgeschoben; seit 1896 sind Ostasiaten als Arbeiter überhaupt nicht mehr eingeführt worden. Die Usambara-Pflanzungen beziehen ihre Arbeiter teilweise vom Viktoria-See, diese bleiben aber selten länger als das kontraktlich bedingte eine Jahr und kehren nach Ablauf dieser Zeit meist heim. Die Löhne in den Pflanzungen schwanken zwischen 6—10 Rupien pro Monat, wozu noch 4 Rupien Kostgeld und die Spesen für Anwerbung, Wohnung, Ausfall durch Krankheit, Medikamente und Aufsicht kommen; auf 20 bis 30 Arbeiter rechnet man einen Aufseher. Eine von dem früheren Bezirksamtmann Tangas, v. St. Paul-Illaire, ins Leben gerufene Pflanzervereinigung gewährleistet, daß die verschiedenen Gesellschaften sich nicht gegenseitig mit den Löhnen in die Höhe treiben.

Regierungs-Versuchsplantagen existieren heute noch in dem 1600 m ü. M. in West-Usambara gelegenen Kwai, zu Mohorro und Usimbe im Rufiyi-Delta und in Msikitini auf Mafia, daneben sind auch Viehzucht-Stationen bei Dar-es-Salam und auf Mafia eingerichtet worden.

Was den Forstbetrieb anbelangt, so ist der

Kautschuk in den Küstengebieten durch Raubbau fast ganz verschwunden und die Händler kaufen jetzt das Produkt meist in den Gebieten Donde, Mahenge, Upogoro und Songea auf. Das Gouvernement hat seit einiger Zeit aber strenge Gesetze gegen unrationelle Behandlung der Kautschukpflanzen erlassen und ebenso den Handel mit durchnäßtem und betrügerisch im Gewicht beschwertem und verunreinigtem Kautschuk verboten. Sodann hat man mit Anpflanzung des Ceará-Kautschukbaums Manihot Glaziovii, der Mascarenhasia

elastica, von Ficus elastica und neuerdings auch mit der des mexikanischen Kautschukbaums Castilloa elastica begonnen, und das Gouvernement plant jetzt in Donde die Anpflanzung einer größeren Anzahl von Kautschukbäumen, nachdem einige vor Jahren dort gepflanzte Bäume ein gutes Resultat ergaben. Die im Jahre 1898 von Deutsch-Ostafrika ausgeführten 186900 kg Kautschuk im Werte von 979000 Mark gingen meist direkt nach Hamburg.

Gummiharz wird von verschiedenen Akaziensorten stellenweise sehr reichlich geliefert, ist innerhalb unseres Gebietes aber sehr ungleich und meist so minderwertig, daß es das Sammeln nicht lohnt. Dagegen liefert das für Öllacke gebrauchte

Kopal in unserem Schutzgebiet noch nennenswerte Ausfuhrmengen.

Die Kolonie hat stellenweise auch großen Reichtum an hartem und weichem

Nutzholz, das sich am dichtesten in den Galeriewäldern längs der Wasserläufe findet. Die darunter befindlichen Eisenhölzer, deren Kernholz meist 4/5 des Stammquerschnitts bildet, werden nicht von weißen Ameisen und dem Bohrwurm angegriffen und sind sehr nützlich für Eisenbahn- und andere Bauten. Wirtschaftlich wichtig ist auch besonders das 40000 ha umfassende Gebiet von Mangroven-Wald im Rifiyi-Delta, dessen Holz nicht nur an der Küste unseres Schutzgebiets, sondern auch in Sansibar, im Somaliland und in den Küstenländern Südarabiens und des Persischen Golfs zum Hausbau verwandt wird und dessen rationeller Schlag jetzt von der Regierung übernommen ist. Die mit einem Kapital von 148000 Mark arbeitende Rufidji-Industrie-Gesellschaft besitzt in Saninga eine Dampf-Sägerei, daneben eine Dhau- und Leichter-Bauerei und genießt eine Ermäßigung in der Holzschlaggebühr.

Im Jahre 1899/1900 wurden im ganzen 8519 fm Holz geschlagen.

Unter den zu Aufforstungszwecken eingeführten Bäumen sind besonders zu nennen verschiedene Eukalyptusarten und australische Gerber-Akazien und das Teak-Holz, vor allem bemüht man sich aber auch, die guten einheimischen Arten zu erhalten und zu kultivieren; in Lewa pflanzt man das Eisenholz Djohor an.

Das aus Deutsch-Ostafrika ausgeführte

Wachs stammt meist aus Portugiesisch-Ostafrika.

Für Perlen-Fischerei wurde 1898 ein Syndikat konzessioniert und man hat in der Nähe der Insel Mafia mit systematischer Perlfischerei begonnen.

Die Mineralschätze unseres Ostafrikanischen Schutzgebietes sind erst ungenügend untersucht und ihre Aufschließung macht leider nur sehr geringe Fortschritte, obgleich folgende 4 Gesellschaften speziell dafür gebildet worden sind: die Montan-Gesellschaft in Berlin, 1895 gegründet, Kapital 1 Million Mark; die Ostafrikanische Bergwerks-Industrie-Gesellschaft in Berlin, 1896 gegründet, Kapital 1 Million Mark; die Irangi-Gesellschaft in Hamburg 1896 gegründet, Kapital 136800 Mark; und das im Jahre 1900 als Victoria Nyanza-Gold-Syndikat finanziell reorganisierte Usindja-Gold-Syndikat.

Gold ist seit 1895 an verschiedenen Stellen gefunden worden und zwar scheinen die besten Quarze am Emin Pascha-Golf südlich vom Victoria-See in der Landschaft Usindja im Bismarck-Riff und anderen Lagerstellen des großen Gneisplateaus des Iramba-Distrikts vorzukommen, außerdem auch am Nordrande des Nyassa-Sees.

Magneteisenstein kommt in reichen Lagern bei Songea am Nordrand des Nyassa vor, doch würde dessen Ausbeutung wegen zu teurer Transportspesen vorläufig ebenso unrentabel sein, wie diejenige der 1896 entdeckten

Steinkohlen, welche im 4 m mächtigen Flözen 40 km nordwestlich von der Mündung des Songwe in den Nyassa angetroffen wurden und bequem ohne Schachtanlage abzubauen wären. Auch aus Karema am Tanganyika wird über Vorkommen von Steinkohle sowohl, als auch von

Kupfer berichtet; die Kupferlager bei Udschidschi haben sich allerdings nicht als abbauwürdig erwiesen. Gute

Granaten, schöner als die böhmischen, werden im Bezirk Namaputa im Hinterland von Lindi bereits mit gutem Erfolg vom Bergunternehmer Marquard ausgebeutet, während die Ausnutzung von

Glimmer im Uluguru-Gebirge seitens einer Privatgesellschaft in die Wege geleitet worden ist. Die in der Nähe von Lindi gefundene

Braunkohle ist minderwertig, dagegen ist noch das Vorkommen von

Graphit-Lagern in den Nguru-Bergen und von mächtigen

Blei-Lagern an den Upalla-Bergen im Bezirk Mahenge konstatiert und in der Landschaft Uvinsa, vier Tagereisen von Udschidschi entfernt, besteht eine sehr erhebliche

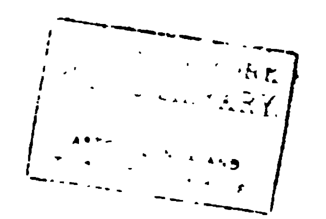
Salzproduktion.

Das Bergwesen in Deutsch-Ostafrika ist durch kaiserliche Verordnung vom Oktober 1900 geregelt; gleichzeitig verzichtete die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft auf die Minenrechte in dem ihr verbrieften Gebiet gegen die Abtretung der Hälfte aller dort bis 1935 vom Fiskus erhobenen Feldersteuern und Förderungsabgaben.

Was die finanziellen Ergebnisse der großen Gesellschaften anbelangt, so sind dieselben Angesichts des Entwicklungsstadiums, in dem sich die Pflanzungen befinden und betreffs deren Beurteilung noch immer Zurückhaltung nötig ist, bislang keineswegs glänzende. An dieser Stelle sei nur der jetzige Stand der größten hier in Betracht kommenden Gesellschaft, der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, kurz erläutert. Von der 1890 von ihr kontrahierten 5 prozentigen zu 105% rückzahlbaren Zollanleihe von 10556000 Mark wurden zunächst 4 Millionen als Abfindungssumme an den Sultan von Sansibar bezahlt, während der Rest unter Reichskontrolle für Kulturzwecke in Ostafrika verwandt wurde. Durch Explorationen, hervorragende Beteiligung an der Usambarabahn



Strand von Tanga.



an der die Gesellschaft mit 2½ Millionen, das große Publikum nur mit 300000 Mark interessiert war — und durch Anlage von Pflanzungen und Faktoreien, die sich bis Madagascar hinunter erstrecken, hat die Gesellschaft diesen Fonds inzwischen ziemlich aufgebraucht. Das Stammkapital der Gesellschaft beträgt 4128000 Mark und hat im Jahre 1900 zum ersten Male eine Dividende von 1% abgeworfen, während dank guter Erträge aus den Handelsgeschäften auf die eingezahlte Hälfte der 3 Millionen Mark Vorzugsaktien in den letzten 3 Jahren je 5% Dividende verteilt werden konnten. Der Bestand ihrer Pflanzungen wies 1899 auf: 525000 Bäume arabischen Kaffees und 1422 Kardamom-Bäume in der Union-Pflanzung, Handei; 100000 Bäume Liberiakaffee und 150000 ausgepflanzte Sisal-Agaven in Kikogwe-Mwera, und 227000 Palmen in der Kokosplantage Muoa.

Die Pflanzungen der anderen Gesellschaften wiesen in dem Berichtsjahr 1899 folgende Bestände auf: Die Westdeutsche Handels- und Plantagengesellschaft in Magrotto 1 Million, die Plantage Sakarre 723 000 die Rheinische Handei-Plantagengesellschaft 450000, die Sigigesellschaft 285000 Stämme arabischen Kaffees, die Usambara-Kaffeebaugesellschaft 365000 arabischen und 15800 Liberiakaffees, die Pflanzung Lewa der Deutsch-Ostafrikanischen Plantagengesellschaft 75000 Stämme Liberiakaffee, 20000 Djohor-(Eisenholz) Bäume, 15000 Ceara-Kautschukbäume und 30000 Agaven.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die beiden freundlichen Hauptorte der Küste, auf Tanga und Dar-es-Salam.

Ein hoher Leuchtturm auf der Insel Ulenge mit 15 Meilen weit sichtbarem weißem Doppel-Blinkfeuer und gute Betonnung des Fahrwassers sichern die Anfahrt zu der niedrigen Küste, aus deren üppigem Grün besonders die zahlreichen, schlanken Kokospalmen und die dickstämmigen Affenbrotbäume charakteristisch hervortreten. Auf einer Landspitze links erheben sich hinter der Signalstation das neue umfangreiche Lazarett und die freundliche Berliner Mission, dann öffnet sich bei der Weiterfahrt bald der Blick auf die runde, durch eine vorliegende Insel geschützte prächtige Bai, an deren linker Seite sich im Halbkreis die Stadt

Tanga hinzieht. Ein Böllerschuß von unserem Schiff verkündet die Ankunft der Post und nach Erledigung der üblichen ärztlichen Gesundheitsvisite an Bord können wir uns ans Land rudern lassen. An dem einen Ende der Stadtanlage läuft der gemauerte Damm der Eisenbahn, am anderen eine schwache eiserne Landungsbrücke ins Meer hinein, den gewöhnlichen Landungsplatz aber bildet der dazwischen liegende flache Sandstrand, und auf Negerrücken legt man die letzte Strecke zwischen Boot und Land zurück. Hier liegt der einfache Zollschuppen, und in einer Höhe von 10—15 m über dem Strande zieht sich diesem parallel die schöne Hafenstraße hin, eine von Schattenbäumen

eingefaßte und von Schmuckplätzen unterbrochene Promenade, hinter welcher regelmäßig angelegte, breite und sich rechtwinklig schneidende Allee-Straßen Raum zu weiterer Entwicklung der Fremden-Ansiedlung bieten; erst weiter landein zu folgen die mit Palmblatt gedeckten Lehmhütten der etwa 4000 Eingeborenen. Das Ganze macht einen überaus freundlichen, wenn auch recht stillen Eindruck. Die Hauptgebäude liegen an der Hafenstraße und ziehen sich zwischen der malerischen alten Boma (Festung) und dem anstoßenden neuen Regierungsgebäude und der Faktorei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft hin, über welcher deren Flagge — schwarzes stehendes Kreuz im weißen Felde mit den 5 weißen Sternen des südlichen Kreuzes im roten Oberfeld — weht. Bevorzugten die Europäer hier früher aus Holz hergestellte und auf eisernen Stelzen stehende Bauten, unter denen der Luftzug frei verkehren kann, so ist man jetzt allgemein zu den kühleren Massivbauten mit dicken Wänden aus Korallenstein und Korallenkalk übergegangen und hat sich den englisch-indischen Bungalowstil zum Vorbild genommen, dessen überhängende Dächer und breite Veranden die Außenwände vor direkter Bestrahlung der Sonne schützen und dabei doch Luft und Licht überall freien Eintritt lassen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Malaria in solchen Wohn- und Schlafräumen, in denen die Luft freien Durchzug hat, viel weniger zu befürchten ist, als in solchen mit stagnierender Luft, vermutlich weil letztere von den Moskiten, den Krankheitsträgern, bevorzugt werden; die nach arabischem Muster gebauten Häuser entsprechen diesen Anforderungen weniger. In Tanga giebt es z. B. etwa 250 steinerne, weißgetünchte Häuser, diejenigen der besseren Inder und Goanesen in arabischem Stile mit flachem Dache und glatten Wänden, die europäischen meist mit Säulenumgang im Untergeschoß und mit Veranden im Obergeschoß, wo die Schlafzimmer zu liegen pflegen; die Dachbedeckung liefert bei letzteren meist das bequeme Wellblech. Petroleumlaternen beleuchten die Straßen, man hat auch Kanalisation angelegt, das aus Brunnen stammende Trinkwasser ist allerdings mäßig. Dafür fehlt es aber in Tanga nicht an Hotels und anderen Trinkgelegenheiten. Neben einer Reihe von griechischen und goanesischen Schänken finden wir nahe der Postanstalt Schlunkes „Hotel Deutscher Kaiser“, unter dessen luftiger Veranda man fast zu jeder Tageszeit durstige Deutsche hinter den mächtigen Gläsern einer kühlen „Weißen“ sitzen sieht, und nachmittags zwischen 5 und 7 Uhr vereinigt hier eine zwanglose Kneipe die Deutschen ohne alle Klassenabsonderung, da der gesellige Verkehr in Tanga im allgemeinen weit weniger steif, als in der „Residenz“ Dar-es-Salam ist. Die Zahl der Europäer im Tangabezirk betrug im Jahre 1900 200, darunter 122 Deutsche, die Zahl der Häuser und Hütten über 1500.

Eine Dampferfahrt von 115 Seemeilen bringt uns zur Hauptstadt. Auch hier grüßt uns schon von Weitem zunächst ein Leuchtturm, der auf einer der niedrigen Inseln links von der Einfahrt gelegen ist, allmählich treten dann rechts auf dem Festland das stattliche Hospitalgebäude mit seinen zwei orientalischen

Kuppeltürmen, die Kulturstation und die Villa des Gouverneurs hervor; von der Stadt selbst und dem Hafen sehen wir aber nichts, bis wir die auf der Landspitze gelegene, in Kokospalmen eingebettete, freundliche Berliner Mission und die auf der anderen Seite des schmalen Wasserarms liegende Signalstation passiert haben und dann eine scharfe Wendung machen. Die nur 200 bis 300 m breite, gewundene Einfahrt führt zwischen niedrigen Sandufern und Sandbänken hier in eine schöne runde Bucht, die dem an ihrem Nordufer liegenden, langgestreckten Ort ihren Namen

Dar-es-Salam, d. h. „Hafen des Friedens" gab. Dieser Hafen ist 3 Seemeilen lang und 1 Meile breit und bietet zahlreichen, auch großen, Schiffen sicheren Schutz. Die Dampfer müssen allerdings auch hier mitten im Hafen vor Anker gehen, da eine kräftige Anlegebrücke mit entsprechenden Krahn- und Quai-Anlagen bislang fehlt. Die Herstellung einer solchen würde sich, bei Angriff des Eisenbahnbaus, als eine unerläßliche Notwendigkeit von selbst ergeben. Auch die Anlage einer befestigten Kohlenstation ist geplant.

Der nur an wenigen Stellen mit Mangrovegebüsch besetzte Strand steigt bald zu etwa 13 m Höhe auf und ist hier und da mit Kokospalmen und Mangobäumen bestanden. Da sich die zahlreichen weißgetünchten Regierungsgebäude meist direkt an der prächtigen Hafenpromenade, der „Kaiserstraße" erheben, so macht die Stadt auch schon vom Wasser aus gesehen einen überaus gefälligen, ja stattlichen Eindruck. An die Berliner Mission schließen zunächst die Regierungsgebäude Nr. 1 bis 5 an, einstöckige Massivbauten mit ringsum laufenden Veranden, in denen die Verwaltungsbureaus und zwei Kasinos oder Messen untergebracht sind. Zwischen gefälligen, reinlichen Privatbauten folgen dann die alte Boma, das neu erbaute, stattliche Bezirksamt und die katholische Kathedrale, die schiefe Ebene des breiten gemauerten Aufgangs von der Landungsstelle zu der Promenade und zu dem nahen, langgestreckten Zollamt, dessen rotes Wellblechdach von zwei Spitztürmen überragt wird; weiterhin das von dem mildthätigen Inder Siwa Hadschi gestiftete Hospital für Eingeborene und die Infanterie-Kaserne; auf der anderen Seite eines schmalen, überbrückten Meeresarms lugt über die frühere Regierungsplantage Kurasini der Stadt gegenüber der Spitzturm der Mission bayrischer Benediktiner freundlich herüber. Um die Regierungsgebäude herum und hinter ihnen erstreckt sich ein wirklicher Park, von breiten Alleen durchzogen und von blumengeschmückten Plätzen unterbrochen. Nach Norden zu schließt sich an die Europäerstadt das weitläufige Eingeborenen-Viertel an, wo etwa 16000 Schwarze in weißgetünchten und mit Palmblatt gedeckten Lehmhütten wohnen, vor denen sich Veranden mit rohen Aststützen und festgestampftem erhöhten Boden finden, die sogenannte Barasa. Mitten in der Stadt erhebt sich die offene Markthalle, ein großes Dach, welches auf Reihen gemauerter Pfeiler ruht und deren Angebot meist ein ziemlich ärmliches ist. Der Marktverkehr und besonders der Fleischverkauf stehen an allen Küstenorten sowohl, wie auch in den Binnenstationen

unter Aufsicht der Behörden, was von großer Wichtigkeit ist, da die Küste Ostafrikas häufig von Viehseuchen heimgesucht wird.

Eine besonders rühmende Erwähnung verdient das musterhaft angelegte, im Oktober 1897 eröffnete Hospital, in dessen freundlichen Räumen, wenn Platz vorhanden, auch Nichtkranke, z. B. aus dem Innern zurückkommende Reisende und Erholungsbedürftige gern Wohnung nehmen. Das Lazarett ist mit 45 Betten ausgestattet und es werden in 1. Klasse mit Separatzimmer 7 Rupien, in 2. Klasse mit Sälen à 10 Betten 5 Rupien pro Tag berechnet. Dank guter Kanalisation ist Dar-es-Salam verhältnismäßig gesund.

Unter den hier vertretenen Hotels stehen obenan der „Deutsche Kaiser" und „Fürst Bismarck", welche für Pension incl. der üblichen drei warmen Mahlzeiten 5 Rupien, für das Zimmer allein 2 Rupien pro Tag berechnen, während die Meßpension 85 Rupien pro Monat kostet. Es besteht hier auch schon eine Brauerei für obergährige Biere, welche das in Deutsch-Ostafrika und Sansibar so beliebte, meiner Erfahrung nach sonst überall Übersee ungebräuchliche Weißbier braut. Die geselligen Verhältnisse Dar-es-Salams, die früher wegen übertriebenem Kastengeist berechtigte scharfe Kritik erfuhren, sind heutigen Tages etwas bessere, aber noch immer herrscht in „Klein-Potsdam" manch' überflüssiger Beamten-Dünkel und der berüchtigte Küstenklatsch.

Der deutsche Handel in Dar-es-Salam beschränkt sich bislang meist auf Befriedigung des Lokalkonsums. Die Errichtung einer Handelskammer hier wurde im Jahre 1900 geplant.

Die Zahl der Europäer im Bezirk Dar-es-Salam belief sich im Jahre 1900 auf 375 und darunter waren 347 Deutsche.

Seit Februar 1899 erscheint in Dar-es-Salam, vorläufig wöchentlich, die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung", womit endlich der schon seit 1891 bestehenden „Gazette for Sansibar and East Africa" auch ein deutsches Blatt an die Seite getreten ist, was umso erfreulicher berührt, als die Verbreitung der deutschen Sprache in unserer Kolonie bislang nicht überall die Förderung gefunden hat, die sie verdient.

Dar-es-Salam, noch vor wenigen Jahren ein elendes Dorf, ist in seiner heutigen glänzenden Erscheinung ein schlagender Beweis dafür, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit von der deutschen Verwaltung schon viel geleistet worden ist, aber ein wirtschaftlicher Aufschwung unserer Kolonie kann erst durch Besserung der Verkehrsverhältnisse erfolgen. Gewiß ist unser ostafrikanisches Schutzgebiet nicht eins der lohnendsten von Afrika, aber es ist in ausgedehnten Teilen entwicklungsfähig und in einigen Oasen hervorragend fruchtbar. Hat der rasche Wechsel in Systemen, Anschauungen und Personen bislang wirtschaftliche Fortschritte der Kolonie vielfach gehemmt, so ist nach ähnlichen Vorgängen bei heute blühenden Kolonien anderer Mächte doch zu hoffen, daß allmählich auch in Deutsch-Ostafrika befriedigendere Verhältnisse eintreten werden.

Portugiesisch-Ostafrika.

Als die Portugiesen Ende des 15. Jahrhunderts als erste Europäer an Afrikas Ostküste erschienen, fanden sie daselbst bis Sofala hinunter als herrschende Nation die Araber vor, und zwar unterstand der südliche Teil der Küste auch damals noch Kilwa. Schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts wird Sofala als von Kilwa abhängig bezeichnet und speziell durch den Reichtum, den das von Sofala aus verschickte Gold eintrug, gelang es Kilwa, seine hervorragende Stellung zu gewinnen und durch Jahrhunderte hindurch den Haupthandelsort zwischen Sofala und Mombasa zu bilden. Auf seiner ersten großen Entdeckungsfahrt nach Kalikut berührte Vasco da Gama am 25. Januar 1498 auch Quelimane an der Sambesi-Mündung und die Insel Mosambik, während er auf seiner Rückreise nur Häfen nördlich von Sansibar und dieses selbst anlief. Als nächster Pionier erschien im Jahre 1500 Pedro Alvarez Cabral, der bei Sofala zwei mit Gold beladene, nach Melindi fahrende arabische Schiffe antraf, welche die Habsucht der Portugiesen reizten, sodaß sich Francisco d'Almeida 1505 durch Verrat in den Besitz des goldführenden Hafens Sofala setzte und daselbst eine Festung und eine Faktorei anlegte. Schon Vasco da Gama hatte auf seiner zweiten Reise im Jahre 1502 eine Faktorei auf Mosambik gegründet, wenige Jahre später wurde daselbst auch eine Befestigung angelegt und nachdem sich die Portugiesen schon 1512 von dem seit 1505 als Hauptstützpunkt benutzten Kilwa zurückgezogen hatten, bevorzugten sie allmählich, besonders seiner günstigeren Strom- und Windverhältnisse wegen, mehr und mehr Mosambik. Die Jahre 1500—1525 bezeichnen die Glanzzeit der Portugiesen in Indien, und wenn auch dieser Handelsverkehr selbst während der Blüteperiode sehr viel unbedeutender war, als man gemeinhin annimmt, so lenkte er doch die Aufmerksamkeit von Ostafrika, welches im allgemeinen nur Verpflegungsstation auf dem Wege nach dem Osten blieb, wesentlich ab. An der ganzen ostafrikanischen Küste bestand damals keinerlei regelmäßige portugiesische Verwaltung und Portugals „Oberherrlichkeit“ äußerte sich nur in gelegentlichem Eintreiben des Tributs. Man suchte die Seeschiffahrt und den Handel zu beaufsichtigen, die Araber von Indien fernzuhalten, damit man den Gewürzhandel

monopolisieren könne und den Heiden durch Missionare — Franziskaner, Jesuiten und Dominikaner — das Christentum beizubringen. Die afrikanische Ostküste unterstand dem in Goa residierenden portugiesischen Vizekönig von Indien und die Plätze Sofala und Mosambik hatten einen gemeinsamen Kommandanten, der bis etwa 1550 in diesen beiden Orten abwechselnd, dann ständig in Mosambik wohnte. Der Staat selbst bezog aus seinen afrikanischen „Besitzungen“ nur höchst kümmerliche Einnahmen, und der Handel, welcher darin bestand, daß die Araber gegen Gold, Elfenbein und Amber indische und venezianische Waren eintauschten, war das Vorrecht der Staatsangestellten. Den Hauptreiz Ostafrikas bildete das Gold, wovon Sofala in Friedensjahren bei Eintreffen der Portugiesen jährlich gegen 13 Millionen Mark verschickt haben soll, eine Summe, die für unsere heutigen Begriffe ja nicht groß erscheint und doch schon nach hundert Jahren so zurückgegangen war, daß sie nur noch den fünften Teil betrug. Es war deshalb naheliegend, daß man dem Herkunftslande des Goldes, dem Bantureich Monomotapa nachspürte und dem Sambesi entlang ins Innere vordrang. In der That gelangte man schon damals bis zu den Victoriafällen und legte zu beiden Seiten der Kebrabassa-Fälle, wo die nahen Silberminen von Chicova lockten, Befestigungen an. Gute Pionierdienste leisteten bei diesem Vordringen die Jesuiten, welche eine Kette von Stationen ins Innere hinein vorschoben. Den Bestrebungen des Jesuiten Gonçalves de Silveira gelang es auch in der That, im Jahre 1560 den König von Monomotapa und dessen Mutter zum Christentum zu bekehren, und wenn der Herrscher, von den Mohamedanern aufgestachelt, auch schon im nächsten Jahre die Priester und 50 Getaufte töten ließ, so erhielten doch später die Jesuiten wieder die Erlaubnis, den römischen Glauben im Lande auszubreiten, bis sie durch Pombals Edikt von 1759 auch hier ausgewiesen wurden.

Inzwischen beschloß der jugendliche König Sebastian von Portugal, das Reich Monomotapa zu erobern und ernannte zu dem Zweck, Ostafrika dadurch zeitweilig der Oberaufsicht Goas entziehend, 1569 Francisco Barreto, einen früheren Generalgouverneur Indiens, zum Statthalter von ganz Ostafrika zwischen Kap Guardafui und Kap Corrientes. Barreto besuchte 1571 zunächst die nördlicheren Häfen, überall mit Erfolg fällige Tribute eintreibend und rüstete sich dann zum Zuge gegen Monomotapa, begleitet von dem Jesuitenpater Monclaros, dessen Ansichten betr. der geeignetsten Führung des Unternehmens nicht sonderlich mit denjenigen Barretos harmonierten. Zunächst galt es die Stämme zwischen der Küste und dem Manica-Land zu unterwerfen; die den Sambesi hinaufgehende Expedition hatte dabei viel durch Fieber und Hunger zu leiden, und Barreto selbst, der zur Küste zurückgerufen wurde, starb unterwegs in Sena. Sein Nachfolger Vasco Fernandez Homem führte die Expedition zur Küste zurück und unternahm im nächsten Jahre einen neuen erfolgreicheren Vorstoß von Sofala aus, wobei es ihm gelang, Simbabye und die ersehnten Goldminen endlich zu erreichen; man fand aber bald heraus, daß

auch hier das edle Metall nicht einfach scheffelweise eingesackt werden konnte, sondern das es von den Eingeborenen mühsam unter der Gefahr des Verschüttetwerdens gegraben werden mußte. Man erreichte damals die Zulassung portugiesischer Händler gegen eine jährliche Abgabe von 200 Stück Tuch, aber die im Lande zurückgelassenen 200 Mann Besatzung fielen schon 1575 in einem Hinterhalt und damit hörte der direkte Einfluß Portugals in diesen Gegenden wieder auf. Zwar wurden von Sena und Tete aus mit wechselndem Erfolg noch Vorstöße ins Goldland unternommen und der Herrscher von Monomotapa soll Portugal durch Verträge von 1607 und 1630 auch alle Minenrechte in Südafrika abgetreten haben, doch brachten es die Portugiesen nicht zu dauernder Herrschaft über diese Gebiete, sie beschränkten sich im wesentlichen auf den unteren Sambesi und auf Mosambik und betrieben auch nie selbstthätig die Goldgräberei, wenn sie auch das Goldwaschen durch Sklaven oft im Großen betreiben ließen.

Aber selbst an der Küste war der portugiesische Einfluß inzwischen nicht gewachsen und eine wirkliche Herrschaft wurde eigentlich nur auf den Kerimba-Inseln ausgeübt; hier waren einige Portugiesen ansässig, welche durch ihre Sklaven Indigokultur und Ackerbau betrieben und denen die freie Bevölkerung, welche außerdem den Zehnten an die Kirche zu entrichten hatte, eine Landpacht durch Abgabe von 21% ihrer Erzeugnisse zahlte.

Die Eingeborenen-Stämme erwiesen sich im übrigen seit 1570 sehr unruhig, besonders der Sulustamm der Simbas, der vom Sambesi aus weite Strecken Ostafrikas verheerend durchzog, zeigte sich auch den Portugiesen feindlich, und eine portugiesische Abteilung von 200 Mann wurde 1592 bei Tete gänzlich niedergemacht.

Nachdem im Jahre 1580 Portugal an Spanien gekommen war, bei dem es bis 1640 verblieb, wurde den portugiesischen Kolonien immer weniger Beachtung geschenkt, die Gelegenheit war für andere europäische seefahrende Nationen günstig, ihrerseits Anteil an dem indischen Handel zu nehmen, und so finden wir 1607 und 1608 die Holländer vor Mosambik, wo sie monatelang die tapfer verteidigte Festung belagerten. Das Unternehmen blieb zwar resultatlos, aber Portugal bezw. Spanien hielt es zur Sicherung dieser Schiffahrtsstation nunmehr doch für angezeigt, ihr eine etwas selbständigere Stellung einzuräumen und machte deshalb im Jahre 1609 Mosambik zum Vorplatz der ganzen ostafrikanischen Küste und zum Sitz eines der Indischen Verwaltung unterstellten Gouverneurs; im Jahre 1612 erhielt Portugiesisch-Ostafrika, das kirchlich bislang dem Erzbischof von Goa unterstellt war, auch seinen besonderen Prälaten mit Sitz in Mosambik.

Aber die Spuren wirtschaftlichen Verfalls zeigten sich immer deutlicher, schon seit Mitte des 16. Jahrhunderts traten die Klagen über Geldmangel immer regelmäßiger auf und so griff man denn 1614 zu dem bedenklichen Mittel, die Ämter in den Kolonien auf die Zeit von immer nur wenigen

Jahren meistbietend zu versteigern. Das System wurde nicht verbessert, als man die Ämter allerdings nicht mehr verkaufte, aber als „Anwartschaften" an Leute vergab, die zwar keinerlei Befähigung für den Dienst besaßen, denen man aber Verpflichtungen schuldete; so gab man z. B. Witwen von Staatsbeamten eine solche „Anwartschaft" als Abfindung und mit diesem Heiratsgut gelang es ihnen unschwer, einen neuen Gatten zu finden. Erst im Jahre 1729 wurden alle in Portugiesisch-Ostafrika bestehenden Anwartschaften auf Ämter als erloschen erklärt, um die Posten von nun ab mit dafür möglichst geeigneten Personen besetzen zu können.

Die Portugiesen haben in Ostafrika aber nie das Bestreben gezeigt, aus der eigenen Volkskraft heraus neue junge Staaten zu bilden, in denen ihr Nachwuchs eine zusagende Heimat finden könnte, sondern sie wollten sich nur mühelos mit den natürlichen Schätzen des Landes bereichern, und da die Goldausbeute nicht gehalten, was sie versprochen, so wurde von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab der entvölkernde Sklavenhandel die Haupterwerbsquelle der Kolonie. Nachdem Holland sich eines großen Teils der portugiesischen Besitzungen in Westafrika bemächtigt hatte, begann von 1645 ab Brasilien seinen Bedarf an Sklaven in Mosambik zu decken, dessen Reichtum an Menschen bald seinen Hauptwert bildete. War doch Sklavenhandel zu jener Zeit einer der sichersten und leichtesten Wege zu großem Reichtum, und die portugiesisch-afrikanischen Mischlinge, welche die Hauptrolle bei diesem Handel übernahmen, konnten sich von dem Ertrag desselben bald Herrensitze bauen und erlangten einen nicht unbedenklichen Einfluß.

Nachdem die Portugiesen schon 1622 Ormuz und 1658 Maskat, diese beiden wichtigen Stützpunkte des damaligen Welthandels verloren hatten, welche seit 1515 bezw. 1508 in ihrem Besitz gewesen waren, wurde ihr Einfluß auch an dem nördlichen Teile der Ostküste Afrikas immer mehr von den Arabern verdrängt, ja, arabische Geschwader bedrohten sogar, wenn auch erfolglos, in den Jahren 1669 und 1704 Mosambik. Hier hatte man inzwischen wieder einmal einen Anlauf dazu genommen, die Kolonie zu entwickeln, dadurch, daß man 1671 dem Gouverneur das Handelsmonopol entzog und den Handel mit Mosambik allen Portugiesen freigab, auch siedelte man daselbst 1677 eine Anzahl portugiesischer Handwerker und Waisenmädchen an und öffnete das Land 1686 den von den Jesuiten begünstigten indischen Banianen; aber schon im Jahre 1690 wurden die ostafrikanischen Häfen dem freien Verkehr wieder gesperrt und der Handel mit ihnen wurde einer privilegierten Gesellschaft übertragen. Der Verfall der portugiesischen Macht am nördlichen Teile der Ostküste schritt indessen weiter fort, während die Araber wieder erstarkten und die Portugiesen allmählich aus allen ihren Stationen zwischen Guardafui und Mikindani vertrieben. Nachdem sich die Portugiesen im Jahre 1729 auch von Mombasa und Patta zurückgezogen hatten, blieben sie in der Hauptsache auf das Gebiet südlich vom Kap Delgado beschränkt und ihr Kolonialeifer erlahmte immer mehr.

Die nominelle Verbindung der nunmehr allein noch verbleibenden beiden Bezirke Mosambik und Sofala mit dem Verwaltungssitz Goa dauerte bis zum Jahre 1752, alsdann wurde ein selbständiger Gouverneur für Mosambik ernannt. Es folgte ein neuer schwacher Versuch, die Kolonie zu heben, dadurch, daß man 1755 alle Monopole abschaffte, den Handel wieder allen Portugiesen freigab und einigemale Ansiedler von den Azoren hinausschickte, aber eine Entwicklung des Landes wurde dadurch nicht erreicht. Das Innere blieb den Kaffern überlassen, die zeitweilig selbst die Küste bedrohten, die Verwaltung, obgleich seit 1729, wie schon erwähnt, „verbessert", blieb unfähig und unehrlich, reizte die schlechte Bezahlung der Beamten doch geradezu zu Übertretungen, und der einzig lohnende Geschäftszweig war der Sklavenhandel. Letzterer aber lag meist in den Händen von Halbblut und um diesem ein Gegengewicht gegenüber zu stellen und die Reinhaltung der weißen Rasse in Ostafrika anzustreben, begann man um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit der Errichtung einer Reihe eigentümlicher Weiberlehen über bedeutende Ländereien, welche an Jungfrauen oder Witwen rein europäischen Blutes unter der Bedingung erteilt wurden, daß sie sich nur mit echten Portugiesen verehelichen und ihr Lehen in weiblicher Linie weiter vererben sollten. Dieses Unternehmen wurde aber bald aufgegeben, da sich auch hier Mischlinge aus Goa und aus Mosambik einnisteten.

Seit dem Jahre 1800 begann man Versuche mit Kaffeepflanzungen, welche angeblich ein befriedigendes Erzeugnis lieferten, aber mangels genügenden Absatzes bald wieder eingingen.

Als 1821 die Unabhängigkeitserklärung Brasiliens eintraf, erhoben sich auch die weißen Ansiedler von Mosambik, setzten den Gouverneur ab und schufen eine eigene Regierung, um sich Brasilien anzuschließen; aber diese Bestrebungen wurden unterdrückt und die portugiesische Regierung suchte wieder einmal die Kolonie zu heben, diesmal durch Gründung von Ackerbau- und Handels-Gesellschaften, mit dem gleichen Erfolge wie früher, nämlich keinem. Inzwischen wurden die Portugiesen fast ganz aus dem Innern vertrieben, Manicaland war bis auf 9 Jesuitenstationen aufgegeben, die Kaffern besetzten zeitweilig sogar Lourenzo Marques (1833) und Sofala (1836) und die Grenzstationen konnten nur mit Hülfe von Sulu-Garnisonen gehalten werden. Als dann England 1836 auch noch das Verbot des Sklavenhandels durchsetzte, versagte die einzige Einnahmequelle, die chronische Geldklemme nahm zu, selbst die Gehälter konnten nicht pünktlich bezahlt werden und die Beamten halfen sich, so gut wie sie konnten, auf unehrliche Weise durch. Wie gering das Ansehen der Portugiesen hier damals stand, möge die Thatsache beweisen, daß die Sulus 1842 den portugiesischen Gouverneur von Lourenzo Marques töteten und das dortige Fort zerstörten, ein Vorkommnis, das man in Mosambik erst ein Jahr später und zwar über Rio de Janeiro erfuhr! Die Sklaven der öffentlichen Behörden und Kinder von Sklavenfrauen wurden 1856 frei erklärt und 1869 wurde in

Portugiesisch-Ostafrika die Sklaverei gegen Verpflichtung zu Dienstleistung bis zum Jahre 1878 überhaupt abgeschafft, doch ist diese Verfügung nie strikte durchgeführt worden.

Das ist der kurze Rückblick auf die Kolonisationsthätigkeit der Portugiesen in Ostafrika; dieselbe war weder tief, noch nachhaltig, noch ehrlich, konnte deshalb auch keine erfreulichen Früchte zeitigen, und es ist nicht zu verwundern, daß allmählig andere Bewerber um diese Gebiete auftraten, nachdem man bislang die portugiesischen Ansprüche auf die Ostafrikanische Küste zwischen Kap Delgado und Kap Corrientes und das Gebiet des Hinterlandes stillschweigend anerkannt hatte.

Den Wendepunkt bildet das Auftreten der Engländer in Südafrika durch den Erwerb der Kapkolonie im Jahre 1806. Nachdem die neuen Herren am Kap sich einigermaßen eingerichtet hatten, suchten englische Seeleute, Missionare und Abenteurer die englische Interessensphäre bald weiter nach Norden zu auszudehnen, und auch Portugiesisch-Ostafrika wurde bei dieser Gelegenheit aus seinem Halbschlummer aufgeschreckt. Den ersten Angriffspunkt bildete die seitdem so viel genannte Delagoa-Bai, welche schon von Vasco da Gama entdeckt, aber von Europäern nicht dauernd besiedelt worden war, es hatten sich hier vielmehr nur zeitweilig portugiesische, holländische und österreichische Niederlassungen gebildet. Die Österreicher hatten sich 1781 in Folge des Protestes von Portugal aber von hier zurückgezogen, die Portugiesen waren wieder eingerückt und hatten 1819 in Lourenzo Marques auch eine Walfischfang-Kompagnie gebildet, als 1823 Kapitän Owen von der britischen Marine in der Bai erschien, zunächst Vermessungen vornahm und sodann Verträge mit einigen dort angesessenen Häuptlingen wegen Gebietsabtretung abschloß; es handelte sich dabei um die Inseln Inyak und Elephanta, sowie um das südliche Ufer des Tembe, wo später die Niederlassung Bombay erstand. Portugal protestierte energisch, da England wiederholt und noch im Jahre 1817 die ganze Bai als portugiesischen Besitz anerkannt hatte. Dabei hatte es vorläufig sein Bewenden, bis im November 1861 der Gouverneur der Kapkolonie das Kriegsschiff „Narcissus" absandte, um auf der Insel Inyak zum zweiten Male die englische Flagge zu hissen. Die portugiesische Regierung erneuerte ihren Protest und nahm das Vorgehen eifriger englischer Pioniere und Missionare zur Veranlassung, nicht nur einige Küsteninseln seines Gebietes förmlich in Besitz zu nehmen, sondern auch Zumbo, einen ziemlich weit vorgeschobenen Posten am Sambesi, wieder zu besetzen. Kurz darauf meldete sich übrigens noch ein dritter Liebhaber für die Delagoa-Bai, Transvaal nämlich. Schon im Jahre 1835 hatten sich einige Buren am Südufer der Bai angesiedelt, das ungesunde Land aber bald wieder verlassen; nach Gründung von Lydenburg wurde 1844 ein erneuter Versuch seitens der Buren unternommen, durch Anlage einer Niederlassung an der Bai den Zugang

zum Meere zu sichern, aber die Tsetsefliege verursachte bei diesen Zügen so große Verheerungen, daß auch dieser zweite Anlauf resultatlos verlief. Trotzdem schloß der Transvaal-Präsident Pretorius in einer 1868 erlassenen Proklamation, welche die Grenzen der Republik festsetzte, auch das Uferland zu beiden Seiten des in die Delagoa-Bai mündenden Umsuti- oder Maputo-Flusses bis zur Bai und eine kleine Küstenstrecke an dieser in das Transvaal-Gebiet ein. Darauf protestierten sofort England sowohl wie Portugal, letzteres kam aber schon 1869 zu einer Verständigung mit Transvaal, wonach dieses seine Ansprüche an die Bai zurückzog, Portugal dagegen versprach, eine Fahrstraße nach der Transvaalgrenze zu bauen und die Produkte der Republik zollfrei in seiner Kolonie Mosambik zuzulassen. Der am 7. Juli 1870 abgeschlossene Grenzvertrag zwischen Portugal und Transvaal war letzterem übrigens immerhin günstig, indem er ihm früher portugiesisches Gebiet einräumte.

Weniger glatt verlief demnächst die Auseinandersetzung mit England. Der Generalgouverneur von Mosambik hatte 1870 die Insel Inyak militärisch besetzen lassen, mußte aber in Folge englischen Protestes seine Truppen zurückziehen und man einigte sich schließlich 1872 dahin, die Frage dem Schiedsgericht des Präsidenten von Frankreich zu unterbreiten. Mac Mahons Spruch erfolgte am 24. Juli 1875 und erklärte die ganze Bai, einschließlich der Inseln Inyak und Elephanta, als portugiesisches Gebiet.

Was Großbritannien durch den Schiedsspruch verloren, suchte es aber bald auf eine andere Weise zu erlangen, indem es durch einen Vertrag mit der portugiesischen Regierung erwirkte, daß diese ihm in Portugiesisch-Ostafrika völlige Handels- und Schiffahrtsfreiheit und freien Transit — selbst von Waffen, Munition und Mannschaften — durch portugiesisches Gebiet ins Hinterland zugestand und ferner die Erlaubnis gab, eine Bahn von Lourenzo Marques nach Pretoria, das damals in britischem Besitz war, bauen zu dürfen. Dieser Vertrag, der seitens Englands keine oder doch nur sehr geringe Gegenleistungen bot, kam einer Auslieferung der Kolonie gleich und fand bei dem portugiesischen Volke einen so heftigen Widerspruch, daß er 1880 zurückgezogen wurde.

Diese Vorgänge hatten aber doch endlich den Portugiesen die Erkenntnis gebracht, daß der Besitz einer Kolonie auch zu deren Entwicklung verpflichtet und so machte denn in letzter Stunde Serpa Pinto noch einen vergeblichen Versuch, die alten längst vergessenen Rechte der Epigonen Vasco da Gamas auf Innerafrika den Engländern gegenüber durch Forschungsreisen sowohl, als mit dem Degen in der Hand geltend zu machen. Nachdem er schon 1877/79 auf Betreiben der kurz zuvor gegründeten Geographischen Gesellschaft zu Lissabon Südafrika — teilweise mit Capello und Ivens zusammen — von Angola bis zum Sambesi durchquert hatte, ging er 1884 auf Forschungsreisen nach der Kolonie Mosambik, überall das Banner Portugals aufpflanzend

und den Engländern Widerstand gegen deren Vordringen am Sambesi leistend. Zwar hatte sich Portugal noch 1886 in Grenzverträgen mit Deutschland und Frankreich den Besitz von Nyassa-, Maschona- und Matabele-Land ausdrücklich anerkennen lassen, aber die Engländer stellten sich auf den Standpunkt der Berliner Akte von 1885, welche als Vorbedingung für die Anerkennung des Besitzstandes effektive Okkupation verlangt, d. h. eine genügende Machtentfaltung der betr. europäischen Nation, um die Ordnung in dem beanspruchten Gebiet aufrecht zu erhalten, die Fremden zu beschützen und die Eingeborenen unter Kontrolle zu haben. Nach dem Wortlaut des betr. Abkommens war dasselbe allerdings nur für die afrikanischen Küstenländer bestimmt, aber die Regierung Lord Salisburys nahm diese Bestimmungen Portugal gegenüber schon im August 1887 auch betr. des „Hinterlandes", in diesem Falle Nyassaland, in Anspruch. Mit den 4000 Mann, die Major Serpa Pinto am Schire stehen hatte, besetzte er daraufhin im Herbst 1889 das vor Kurzem unter englischen Schutz gestellte Makololo-Land südlich vom Nyassa-Land und forderte die dortigen britischen Ansiedler auf, die portugiesische Hoheit anzuerkennen. Bei der Gelegenheit wurden von den Portugiesen auch zwei britische Flaggen eingezogen und im Triumph nach der Küste gebracht, aber der Triumph sollte nicht lange dauern. Die englische Regierung forderte schleunige Genugthuung, sandte, als Portugal zögerte, eine Flotte an die portugiesische Küste und erließ am 11. Januar 1890 ein Ultimatum, dem sich Portugal am 12. Januar unter Protest fügte. Dem Drucke des übermächtigen Gegners nachgebend, berief die portugiesische Regierung den kühnen Kolonialpolitiker Serpa Pinto von dem Schauplatz seiner Thätigkeit nach Portugal zurück, wo er, von seinen Landsleuten begeistert empfangen, im April 1890 eintraf. Er ist im Dezember 1900 inzwischen dort verstorben, ohne nochmals nach Ostafrika zurückgekehrt zu sein.

Ein Sturm der Entrüstung, der selbst den portugiesischen Thron gefährdete, ging wegen der Nachgiebigkeit England gegenüber durch das portugiesische Volk, König Don Carlos sah sich unter diesen Umständen veranlaßt, den ihm gerade damals verliehenen Hosenbandorden abzulehnen, der am 5. August 1890 abgeschlossene englisch-portugiesische Vertrag, der fast sämtliche schwebende Fragen zu Ungunsten Portugals regelte, wurde zurückgezogen und am 11. Mai 1891 kam es auch noch zu einem blutigen Treffen bei Massikessi im Manicaland, wobei die Portugiesen von den Engländern zurückgeworfen wurden. Aber nachdem der Enthusiasmus der Portugiesen kühlerem Erwägen Platz gemacht, billigte man schließlich den Vertrag vom 28. Mai 1891, worin das ohnmächtige kleine Portugal einen großen Teil seiner Ansprüche auf Manica-, Nyassa- und Matabele-Land dem mächtigen Gegner abtrat; Serpa Pintos Plan einer Zusammenschließung der portugiesischen Kolonien West- und Ost-Afrikas zu einem großen, von Ozean zu Ozean reichenden Gebiet war vereitelt, das Monomotapa-Reich, in dem so viel portugiesisches Blut geflossen,

für Portugal verloren. Gleichzeitig ließ sich England auch das Vorkaufsrecht auf die Länder südlich des Sambesi einschließlich der Delagoa-Bai für den Fall einräumen, daß Portugal diese einmal zu veräußern beabsichtigen sollte, und schließlich mußte Portugal auch Freiheit der Schifffahrt auf Sambesi und Schire zugestehen und sich mit einem Transitzoll von nur 3 % auf die sein Gebiet passierenden Güter begnügen.

Eine weitere Grenzregulierung mit England fand im November 1894 statt, und die streitige Grenzlinie in Manicaland wurde 1897 durch ein Schiedsgericht festgelegt.

Vom Jahre 1891 ab begann nun in der seit 30. September 1891 als Estato d'Africa Oriental oder als „Freistaat von Ostafrika" bezeichneten Kolonie Mosambik ein neues wirtschaftliches Leben, nominell seitens der Portugiesen, insofern die portugiesische Regierung ausgedehnte Länderstrecken, teilweise mit souveränen Rechten, zur wirtschaftlichen Entwicklung an „portugiesische" Gesellschaften überließ, in der That aber ist in der Mehrzahl dieser Gesellschaften englischer Einfluß und englisches Geld überwiegend, wie wir weiter unten noch des Näheren sehen werden.

Zunächst war allerdings erst noch ein ernstlicher Eingeborenen-Aufstand zu unterdrücken. Teils infolge des Matabele-Krieges, teils durch Agenten von Rhodes dazu angestiftet, erhoben sich im Oktober 1894 die Sulus des Gasalandes unter dem Häuptling Gungunhana, rückten vor Lourenzo Marques, das sie arg bedrängten, und drohten, alle Portugiesen zu vertreiben. Das immer hilfsbereite England sandte sofort 4 Kriegsschiffe „zum Schutze der Portugiesen" nach der Delagoa-Bai, aber Deutschland und Frankreich, das Spiel durchschauend, schickten auch ihrerseits Schiffe dahin, um englischen Eigenmächtigkeiten vorzubeugen. Nach langwierigen Kämpfen gelang es den Portugiesen schließlich, die Sulus zu unterwerfen, und die beiden Häuptlinge, welche Lourenzo Marques belagert hatten, wurden als Gefangene nach Mosambik geschickt; aber noch blieb im Innern der gefürchtete Hauptführer Gungunhana unbesiegt. Durch einen kühnen Handstreich bemächtigte sich schließlich Major Mousinho d'Albuquerque 1896 jedoch auch dieses Gegners, der gefangen nach Lissabon und von da nach den Azoren gebracht wurde. Nachdem Albuquerque noch einen im April 1897 ausgebrochenen Aufstand niedergeschlagen, verwaltete er die Kolonie als „Königlicher Kommissar" bis zum Juli 1898, zog sich aber zurück, als man das Gebiet nach dessen Beruhigung wieder der gewöhnlichen Verwaltungsform unterstellte. Im Jahre 1899 wurde von Regierungstruppen auch der aufständische Mataca im Nyassagebiet unterworfen, welcher diese Gegend jahrelang beunruhigt hatte.

Sehen wir uns nach dieser geschichtlichen Einleitung nunmehr Land und Leute dieser zweitgrößten unter den portugiesischen Kolonien etwas an.

Das Gebiet umfaßt 768740 qkm und weist folgende Grenzen auf. Im Norden trennt es der Rovuma-Fluß von Deutsch-Ostafrika und von da aus zieht die Grenzlinie derart zum Ostufer des Nyassa-Sees, daß Portugal die südliche Hälfte verbleibt; weiter südlich erleidet das portugiesische Gebiet einen zipfelartigen Ausschnitt zu beiden Seiten des Schire durch das 1891 gebildete „Britisch Centralafrica Protectorat", dann erstreckt sich portugiesisches Territorium auf beiden Ufern des Sambesi bis etwas oberhalb der alten Jesuitenstation Zumbo und stößt damit an Nord- und Süd-Rhodesia, weiterhin an Transvaal an und schließlich endet das Land im Süden in einem schmalen Landstreifen zwischen Delagoa- und Kosi-Bai, der an das heutigen Tages in Natal einverleibte Tongaland angrenzt.

Der flachen, sumpfigen und äußerst gleichförmig verlaufenden Küste sind einige kleine Inseln vorgelagert, dahinter steigt das Land nördlich von 20° rasch zu einem Plateau an, auf dem sich verschiedene, bis zu 2280 m hohe Gebirge erheben. Südlich vom Sambesi werden die Gebirge niedriger und treten immer weiter von der Küste zurück, und der ganze Teil südlich von Sofala, das Gasaland, gegen Transvaal hin von den nur 520 m hohen Lebombo-Bergen begrenzt, ist eine weite Steppe, fruchtbar in den Flußebenen, mit dornigem Gestrüpp bestanden in ihren sandigen, wasserlosen Strecken. Unter den Flüssen ist der bedeutendste der mächtige Sambesi mit seinem wichtigen Nebenarm, dem Schire, welcher den Nyassa-See entwässert; daneben sind im Norden der Grenzfluß Rovuma, südlich vom Sambesi der Pungue, der Sabi und der Limpopo zu nennen; darunter ist der Sabi ein echter Steppenfluß, in der trocknen Zeit fast versiegend, in der Regenzeit — von Mitte November bis Ende März — zu einem bis 3 km breiten reißenden Strome anschwellend. Sandbänke an den Flußmündungen, Stromschnellen und Wasserfälle beschränken die Flußschifffahrt meist auf nur kurze Strecken. Das Klima ist äußerst heiß bei großen Temperaturschwankungen und besonders die fast überall sumpfige Küste ist sehr ungesund; nur in den Berglandschaften herrscht ein zuträgliches Klima. Die Vegetation ist in den wohlbewässerten Teilen von tropischer Üppigkeit, und der Wildreichtum ist noch ein außerordentlich großer; Elefanten, Büffel, Flußpferde und Nashörner beleben die Dickichte, Antilopen, Zebras und Giraffen die Steppen. Unter den hier vorhandenen Mineralien sind auch Gold, Eisen und Kohle vertreten, doch werden diese Schätze bislang erst ganz ungenügend, bezw. nicht ausgebeutet. Die Eingeborenen waschen auf primitive Weise auch heute noch etwas Gold aus dem Sambesi und seinen Nebenflüssen und zwar erleichtern die Weiber das Tauchen dabei dadurch, daß sie sich einen Stein auf den Rücken binden und diesen dann loslassen, um wieder emporzusteigen.

Epochemachend scheint das Vorgehen von Dr. Karl Peters zu werden, welcher 1898 in London die mit einem Kapital von 150000 £ ausgerüstete Dr. Carl Peters Estates and Exploration Company gründete, um die Stätte

des alten Ophir aufzusuchen und moderner Bearbeitung zu erschließen. Von tüchtigen und erfahrenen Bergingenieuren begleitet, ging Peters 1899, und sodann nochmals 1900 nach Portugiesisch Ostafrika und Rhodesia, wo er sowohl im Gebiete der Zambesia Kompagnie (Tete) und der Mozambique Kompagnie (Sena), als auch in demjenigen der Chartered Company (Umtali) eine Reihe von Konzessionen für Goldbergwerke erwarb. Besonders die bei Tete unweit des Sambesi gelegene Fura-Bergkette soll mächtige goldführende Quarzgänge aufweisen, deren Bearbeitung erleichtert werden würde durch reichlich vorhandene und billige Arbeitskräfte, Überfluß an Grubenholz und die Nähe des schiffbaren Sambesi, an dessen Ufer man unter Umständen die Pochwerke anlegen könnte. Die Absicht der Peters-Gesellschaft geht dahin, ihre erworbenen Ländereien und Konzessionen an Tochtergesellschaften zu verteilen, bei denen sie interessiert bleibt, und zu diesem Zwecke sind bislang die „Fura Mining Co“ und die „North Fura Mining Co“ gegründet worden.

Auch Kupferlager hat Peters im Umtali- und im Massikessi-Distrikt gefunden.

Die Bevölkerung der Kolonie wird — recht unsicher — mit 3120000 Seelen angegeben und darunter sind nur etwa 5000 Weiße. Die Eingeborenen setzen sich aus einer großen Anzahl von Bantustämmen zusammen; Sulus haben sich bis an den äußersten Norden vorgeschoben, wo am Rovuma die Yao sitzen, während im Gasaland der Häuptling Umzila ein mächtiges Sulureich gründete. Die Sklaverei wurde 1878 zwar offiziell abgeschafft, besteht im Innern indeß ungestört fort und nur der Sklavenhandel über See ist so ziemlich unterdrückt. Ackerbau wird von den Eingeborenen nur in sehr lässiger Weise betrieben; sie bestellen ein kleines Stück Land mit Mais, Reis, Millet, Bohnen, Sesam und Erdnüssen, während die Einwanderer später auch die Kultur von Zuckerrohr, Kaffee, Kokospalmen, Vanille, Baumwolle und spanischem Pfeffer versuchten. Der Viehstand ist sehr gering und kaum für den eigenen Fleischbedarf ausreichend.

Eine große Zahl von Eingeborenen Portugiesisch-Ostafrikas geht jährlich in die Goldminen Transvaals und kommt nach ein bis zwei Jahren mit ihren Ersparnissen zurück.

Mit diesem Arbeitermaterial wird ein ganz schwunghafter, organisierter Handel getrieben, der allerdings vor einigen Jahren durch die portugiesische Regierung dadurch etwas erschwert wurde, daß sie von den betreffenden europäischen Vermittlern eine jährliche Patentsteuer von 250 £ und außerdem eine Kopfsteuer von 10 Schilling für jeden ausgeführten farbigen Arbeiter verlangt; die letztere Abgabe war sogar eine Zeit lang auf 25 Schillinge gestiegen, dann aber wieder auf 10 herabgesetzt worden, um dem Kaffernschmuggel vorzubeugen. Da der Kaffer außerordentlich bedürfnislos ist, so genügen 3 bis 5 Jahre strammer Arbeit, oder ein mäßiges Arbeiten vom 12. bis zum 25. Lebensjahre vollauf um so viel zu verdienen, daß er sich ein bis zwei Frauen

kaufen kann, die das Feld für ihn bestellen und das Vieh hüten, während er selbst nun für den Rest seines Lebens faulenzen kann. Der Kaufpreis einer Frau beträgt hier etwa 15 bis 30 £ und wird an den Vater derselben meist in Gestalt von 10 Stück Vieh bezahlt; dieses Einkommen dient seinerseits dazu, den Söhnen der Familie die Einrichtung eines eigenen Hausstandes zu erleichtern. Reiche Kaffern halten sich einen ihren Mitteln entsprechenden vielköpfigen Harem. In der allgemeinen Bedürfnislosigkeit der Kaffern aber liegt die große Schwierigkeit begründet, sie zu regelmäßiger, andauernder Arbeit heranzuziehen.

Seit dem Jahre 1881 hat die Jesuiten-Mission am unteren Sambesi wieder eingesetzt und unter ihren Sendlingen befinden sich auch eine Reihe Deutscher.

Unter den Weißen der Kolonie sind neben Portugiesen besonders Engländer, Deutsche, Franzosen, Holländer und Schweizer zu nennen; hochangesehene deutsche Firmen sind durch stattliche Faktoreien in allen Hauptplätzen vertreten und das deutsche Reich unterhält ein Berufskonsulat in Lourenzo Marques, kaufmännische Konsulate in Mosambik und Quelimane, ein Vizekonsulat in Beira und eine Konsular-Agentur in Inhambane.

Neben einer Anzahl Mischlinge sind unter den übrigen Bewohnern auch noch eine Reihe von Arabern und Indern zu nennen, welch letztere auch hier den Zwischenhandel beherrschen.

Was die Verwaltung anbelangt, so wurde die Kolonie 1891 in zwei durch den Sabifluß getrennte Provinzen, die nördliche „Mosambik" und die südliche „Lourenzo Marques" geteilt und sollte von einem abwechselnd in Mosambik und in Lourenzo Marques residierenden General-Gouverneur verwaltet werden; aber schon 1893 bildete man die drei Bezirke Mosambik, Sambesia und Lourenzo Marques und unterstellte den ersteren dem Generalgouverneur, die anderen beiden eigenen Gouverneuren. Laut Gesetz von 1895 bezieht der Generalgouverneur einen Jahresgehalt von 6600, der Gouverneur von Lourenzo Marques einen solchen von 4800 Milreis; man wählt zu diesen Posten aktive Offiziere, deren Dienstzeit in der Kolonie mit 5 Jahren bemessen wird. Dem Generalgouverneur stehen ein Gouvernementsrat, der die Spitzen der einzelnen Verwaltungszweige umfaßt und eine Junta geral beratend zur Seite.

Portugal unterhält in seiner ostafrikanischen Kolonie dauernd mehrere Kriegsschiffe, eine Anzahl von Fluß-Kanonenbooten und in einigen der Hauptplätze auch Garnisonen von wechselnder Stärke.

Das Budget der Kolonie ist ein sehr unsicheres und fast nie eingehaltenes, sodaß die zugänglichen Zahlen nur geringen Wert haben. Es wurden veranschlagt

1898/9	die Einnahmen mit 12931000 Mk.,		die Ausgaben mit 11581000 Mk.	
1899/1900	„	8511000 „	„	11835000 „
1900/1901	„	8511000 „	„	8976000 „

Die Einnahmen entstammen besonders den Zöllen, Gewerbesteuer-Patenten in der Höhe von 10 bis 50 £ pro Jahr und einer jährlichen Hüttensteuer von 800 Reis = 4 Mark. Das Zollsystem ist durch Dekret vom 29. Dezember 1892 auf Grund des Bestrebens reorganisiert worden, höhere Einnahmen als bislang zu erzielen, ohne doch den Handel nach den benachbarten deutschen und englischen Kolonien zu drängen; deshalb ist für den nördlichen und den südlichen Teil des Gebiets ein anderer Tarif als für den mittleren Teil eingeführt. Von der deutschen Grenze bis Ibo betragen die Importzölle meist 5%, im Lourenzo Marques Gebiet sind sie etwas höher als im Kap Delgado Bezirk, am höchsten im mittleren Teil, wo die Zölle auf einige Artikel bis auf 150% vom Werte steigen; aus Portugal und dessen Kolonien stammende Waren bezahlen nur 10% des kolonialen Tarifs. Die Ausfuhrzölle betragen 1 bis 6% vom Werte und auch hierbei genießt der direkte Handel mit Portugal Vorzugsbehandlung. Aus portugiesischen Kolonien stammende oder dort nationalisierte fremde Produkte zahlen in Portugal nur 50% des Tarifs des Mutterlandes. Durchgehende Güter bezahlen 3% Transitzoll auf den Fakturenwert plus 25%, die Erzeugnisse des Transvaal und Portugiesisch-Ostafrikas genießen gegenseitig Zollfreiheit. Das Gebiet der Companhia de Mozambique hat dieselben Zölle wie der mittlere Gebietsteil und wird als Ausland behandelt. Man kann nicht sagen, daß die künstliche Ausgestaltung dieses Zollwesens ihren Zweck erreicht habe, sie hat vielmehr den Schmuggel begünstigt, der noch überdies erleichtert wird durch die Möglichkeit, mit nur 3% „Transitzoll" belastete Waare über die weitausgedehnte, schlecht bewachte Land-Grenze bequem wieder einführen zu können.

Der fremde Handel ist von 11¼ Millionen Mark in 1887 auf 71 Millionen in 1899 gestiegen und verteilte sich im Jahre 1898 auf die 4 Plätze

		Einfuhr	Ausfuhr	Transit
Mosambik	Mark	3490000	1205000	—
Quelimane	„	1351000	1430000	—
Beira	„	18223000	622000	3552000
Lourenzo Marques	„	15038000	336000	35400000

Für das Jahr 1899 war der Fremdhandel mit 10480000 M. in der Einfuhr, 1580000 M. in der Ausfuhr, 28180000 M. Transit nach Transvaal und 29940000 Mark Transit aus dem Binnenlande angegeben. Im Jahre 1900 beliefen sich die deutsche Ausfuhr nach Portugisisch-Ostafrika auf 6069000, die deutsche Einfuhr aus Portugisisch-Ostafrika auf 9607000 Mark.

Die Einfuhr besteht besonders aus Baumwollwaren, Spirituosen und Perlen, die kleine eigene Ausfuhr umfaßt Goldstaub, Erdnüsse, Sesam,

Kautschuk, Ebenholz, Wachs, Elfenbein und Schildpatt; auch Mosambikzucker erscheint in zunehmenden Mengen auf dem Lissabon-Markt.

Trotz der bestehenden Differentialzölle, welche z. B. aus dem Mutterland importierten Baumwollwaaren nur 10% des Generaltarifs auferlegen und aus portugiesischen Kolonien stammendem Zucker, ebenso wie Baumwolle, eine Zollvergünstigung von 50% einräumen, ist der Handel mit Portugal doch sehr klein geblieben.

Die offizielle Münze ist zwar die portugiesische, doch koursieren daneben und stellenweise überwiegend englische Münzen und Rupien und auch nach Dollars wird hin und wieder noch gerechnet. Im Zollverkehr gilt 1 Pfund Sterling = 4½ Milreis in Gold, während Papier-Milreis großen Schwankungen unterliegen.

Den Bankverkehr besorgen die Filialen der 1864 in Lissabon gegründeten Banco Nacional Ultramarino, der Standard Bank of South Africa und der Bank of Africa.

Eine eigene portugiesische Dampferlinie nach Ostafrika hat sich nur wenige Jahre halten können, die portugiesische Regierung hat es dann vorgezogen, fremde Gesellschaften zu subventionieren, zunächst seit 1874 die British India Line, dann veranlaßte sie 1883 die Castle Line, ihre Fahrten bis Mosambik auszudehnen, erteilte 1893 der Union Company das Monopol für die auf Staatsrechnung zu befördernden Passagiere und übertrug dieses Privileg 1895 der Deutschen Ostafrika-Linie.

Die im Jahre 1899 innerhalb der Kolonie bestehenden Telegraphenlinien umfaßten 1530 km, Lourenzo Marques und Mosambik sind außerdem an das englische Kabelnetz angeschlossen, und von Mosambik führt nach Majunga auf Madagascar ein französisches Kabel.

Die bislang bestehenden Eisenbahnen sind die beiden Linien von Beira nach Salisbury in Maschonaland und von Lourenzo Marques nach Transvaal; über diese, wie über weiter projektierte Strecken, wird weiter unten zu berichten sein.

Zunächst sei das hier angewandte System der Land-Konzessionen besprochen. Seit langer Zeit schon besteht die Einrichtung, Kronland in Erbpacht als „Prazos da coroa“ abzugeben, und zwar waren diese Ländereien ursprünglich höchstens 3 bei 1 Legoa, wenn Mineralien aufweisend oder an schiffbarem Wasser liegend, nur eine halbe Quadrat-Legoa groß und wurden durch freie Schwarze bebaut, welche einen bestimmten Teil der Ernte an die Inhaber der „Prazos“ abzugeben hatten. Es hatten sich bei diesem System aber allerhand Mißbräuche eingeschlichen, und nachdem man schon seit 1838 keine neuen Prazos mehr erteilt hatte, wurde die Institution im Jahre 1854 überhaupt aufgehoben und den Farbigen dafür eine Hüttensteuer von 1600 Reis = 6⅔ Mark auferlegt. Da Landkonzessionen auf alter Basis aber

doch fortbestanden, so entschloß sich die Regierung zu deren Anerkennung laut Dekret vom November 1890 unter gleichzeitiger Anordnung von Maßregeln, welche die Besitzer zu besserer Bewirtschaftung ihrer Ländereien zwingen und die Ausbeutung der farbigen Pächter hemmen sollten. Je nach Art der Unternehmung werden diese, mit einer jährlichen Grundsteuer von 10 Reis pro Hektar belegten Ländereien auf eine Zeit von 3 bis 25 Jahren verpachtet und die Pächter ziehen die hier an Stelle der sonst üblichen Hüttensteuer bestehende Kopfsteuer von den Eingeborenen ein, welche jährlich 800 Reis beträgt und wovon die Hälfte in bar oder Produkten abzuführen ist, während die andere Hälfte von den Farbigen in Arbeitsleistung verlangt wird, wobei man den Wochenlohn für Erwachsene mit 400, für Kinder mit 200 Reis berechnet; außerdem sind sämtliche männliche Eingeborenen jedes Jahr zu sechswöchentlicher Frohnarbeit gegen mäßige Entschädigung verpflichtet. Die Pächter haben auf ihren Prazos das Vorrecht für Handels-, landwirtschaftliche und industrielle Konzessionen und dürfen Polizeitruppen halten, während die Gerichtsbarkeit in den Händen der Regierung bleibt. Inhaber neuer Prazos genießen für 5 Jahre Freiheit von direkten Steuern.

Die Gesamtzahl der Prazos betrug im Jahre 1896 25, von denen vier je 10—15000 farbige Pächter, sieben davon je 5—9000 zählten und auch ein Deutscher, Carl Wiese, hatte sich in einem solchen Unternehmen versucht.

Dem System der Prazos ist es zuzuschreiben, daß die Landwirtschaft am Sambesi am meisten entwickelt ist. Gebaut werden hier besonders Kokospalmen, Kaffee, Kautschuk, Reis und Zuckerrohr. Sollten nach Ablauf ihrer Pachtzeiten auch diese Prazos in das Gebiet der großen Landkonzessionen einbezogen werden, so fürchten die jetzigen Pächter eine große Schädigung ihrer Interessen. Denn wenn ihnen auch die von ihnen urbar gemachten Äcker, ihre Wohn- und Werkstätten verblieben, so würden sie doch sehr um Arbeiter verlegen sein, da die Farbigen nur für denjenigen arbeiten, dem sie die Kopfsteuer zu bezahlen haben und das würden später also eventuell nur die großen Gesellschaften sein. Wie billig der jetzt auf den Prazos angerechnete Wochenlohn von 400 Reis ist, lehrt ein Blick auf die Tagelöhne, die anderweitig in der Kolonie bezahlt werden und die z. B. in Mosambik 100—200, in Inhambane 200, in Lourenzo Marques 500—750 Reis betragen.

Um übrigens auch dem „kleinen Mann" die Ansiedelung in Portugiesisch-Ostafrika möglich zu machen, gewährt man seit 1897 unbemittelten portugiesischen Auswanderern freie Überfahrt von Lissabon aus, in der Kolonie 15 bis 25 ha freies Land, einschließlich von mindestens 5 ha, die zur bestrentierenden Lokalkultur geeignet sind, tritt ihnen ein Schutzhaus ab und liefert ihnen im ersten Jahre Nahrungsmittel, Saatgut und Pflanzmaterial.

Weitaus den wichtigsten Anstoß zur wirtschaftlichen Entwickelung ihres ostafrikanischen Besitzes hat jedoch die portugiesische Regierung seit 1891 dadurch gegeben, daß sie nach englischem Muster eine Reihe großer Kolonialgesellschaften

mit Freibriefen ausstattete und sich zu deren Gunsten eines Teiles ihrer Hoheitsrechte auf ausgedehnte Länderstrecken begeben hat. Diese Konzessionen wurden alle auf 25 Jahre verliehen und sicherten den Gesellschaften mit Ausnahme der Prazos den Besitz sämtlicher Kronländereien, Minen- und sonstigen Rechte innerhalb des betreffenden Gebiets zu, wogegen sich die Kompagnien zu deren wirtschaftlicher Entwickelung verpflichten und die portugiesische Regierung mit 7½ % am Reingewinn beteiligen mußten. Zentral-Verwaltungssitz sämtlicher Gesellschaften ist offiziell Lissabon.

Diese Gesellschaften nun sind, von Nord nach Süd zu aufgeführt, die folgenden:

1. Die „Companhia do Nyassa", im September 1891 gegründet mit einem Kapital von 1 Million Pfund Sterling = 4½ Millionen Milreis und mit Hoheitsrechten ausgerüstet über ein 201194 qkm großes Gebiet, welches sich vom Licungo bis zum Kap Delgado hinauf erstreckt. Diese Gesellschaft hatte die Verpflichtung übernommen, eine Bahn nach dem Nyassa zu bauen, Metangulla am Nyassa zu besetzen, die Kohlenminen des Nordens und die Goldminen des Medo abzubauen und das Gebiet zu kolonisieren und zu nationalisieren. Von diesen Verpflichtungen ist bislang keine erfüllt; die Thätigkeit der Kompagnie, welche ihren Verwaltungssitz in Ibo hat und viel innere Schwierigkeiten und Anschuldigungen zu überwinden hatte, beschränkte sich vielmehr auf die Erhebung der Zölle und erst im Herbst 1899 hat man die Studien für die geplante Bahn von der neu gegründeten Stadt Port Amelia an der vorzüglichen Pomba-Bucht aus begonnen, nachdem die bis 1898 bestandenen drei Finanzgruppen innerhalb der Gesellschaft durch Aufkauf der französischen Anteile seitens der englischen Teilhaber nunmehr in nur zwei, eine englische und eine unbedeutende portugiesische reduziert sind, von denen die erstere finanziell die Übermacht hat. Die Zolleinnahmen der Gesellschaft stiegen von 80000 Mark im Jahre 1897 auf 137000 Mark in 1900, die Licenzen und andere Steuern von 22000 auf 154000 Mark und die Gesamteinnahmen betrugen 1900 97¼ Contos, während sich die Gesamtausgaben auf 143½ Contos beliefen. Für Ausbeutung von Erzen und Kohlen ist die Tochtergesellschaft Société minière du Nyassa gegründet worden und die Aktien der Nyassa-Kompagnie im Nominalwert von je 4½ Milreis wurden Mitte 1901 mit 4 Milreis notiert.

2. Die „Companhia da Zambesia", im April 1892 gegründet, umfaßt ein 141946 qkm großes und besonders fruchtbares Gebiet zwischen dem Sambesi und dem Licungo-Fluß mit den beiden wichtigen Hafenplätzen Quelimane und Chinde, und zwar fällt die Grenzlinie vom Schirwa-See ab mit der Grenze gegen Britisch-Zentral-Afrika und Rhodesia zusammen; von Sungo bis Zumbo gehört auch das Land südlich vom Sambesi zum Gesellschaftsgebiet. Der wichtigste Handelsposten im Innern ist Chiromo oder Chilomo an der Mündung des Ruo in den Schire, die Grenzstation gegen Britisch-

Zentralafrika. Diese Kompagnie hat keine Hoheitsrechte, wie sie der Nyassa- und der Mozambique-Gesellschaft erteilt wurden, sollte kommerziell, industriell, landwirtschaftlich und bergbaulich thätig sein, hat bislang aber auch wenig genug für Portugal gethan. Das Aktienkapital beträgt z. B. 400 000 £, wovon mehr als ein Viertel im Besitz des portugiesischen Staates ist und dazu treten 60 000 £ 6 %iger Obligationen. Im Verwaltungsrate sitzen außer Portugiesen auch Franzosen und Belgier und angesichts der starken französischen Kapitalbeteiligung hat man ein besonderes Komitee in Paris gebildet. Wiederholt ist von der Mozambique-Gesellschaft auf die Zambesi-Co. ein starker Druck ausgeübt worden, um die Fusion der beiden Gesellschaften zu erzwingen. Die Einnahmen der Gesellschaft betrugen im Jahre 1899 41 500 £, die Ausgaben 27 000 £, sodaß man eine Dividende von 6 % — dieselbe wie 1898 — zahlen konnte. Während die auf je 4½ Milreis lautenden Aktien Mitte 1900 noch auf 11⅘ Milreis standen, waren sie Mitte 1901 nur noch mit 5⅙ notirt. An Subkonzessionen wurden 1899 die „Gold-Fields of Zambesia" und die „Companhia Hulheira da Zambesia" (Kohlen) abgegeben, außerdem ist die Gesellschaft in der Companhia do Luabo und der Companhia do Borôr interessiert. Zur weiteren Entwickelung des Gebietes plante man Mitte 1900, durch Eisenbahnbau und bessere Ausnutzung des Sambesi, für den die Gesellschaft zwei Schleppdampfer und 9 Stahlboote im Bau hatte, die Besitzungen im Innern enger an den Hafen Quelimane anzuschließen, um dadurch den Minen-Betrieb auf Gold und Kohlen zu erleichtern und die Salzgewinnung, die Kokos-, Reis- und Kaffeepflanzungen besser ausnutzen zu können; auch die Ausbeutung des meist von Landolphien gewonnenen Kautschuks ist noch großer Ausdehnung fähig. Die Zuckergesellschaft in Mopea produzierte 1899 1620 Tons Rohrzucker und die bei Tete gefundenen Kohlen werden bereits von den portugiesischen Flußdampfern benutzt. Von den zunächst in Aussicht genommenen Bahnen innerhalb des Gesellschaftsgebietes soll die eine von Quelimane über Mopea nach dem Schire kurz oberhalb von dessen Zusammenfluß mit dem Sambesi führen; die andere von Quelimane über Mesuva, Congone und Belua an den Ruo-Fluß, von wo aus sie durch britisches Gebiet nach Blantyre, dem Haupthandelsplatz des Nyassalandes und nach Matope am schiffbaren Oberlauf des Schire fortgesetzt werden soll.

3) Die vom Afrikaforscher Paiva d'Andrade begründete „Companhia de Mozambique", in ihrer jetzigen Gestalt auf Grundlage früherer Konzessionen im Juli 1891 ins Leben gerufen, arbeitet mit einem Kapital von 4500 Contos = 1 Million £ und ist die kapitalreichste unter den hier wirkenden Kolonialgesellschaften. Portugiesisches Geld wirkt dabei nur wenig mit, dagegen sind englisches Kapital — unter anderem auch durch die British South Afrika Co. — und französisches stark vertreten, seit 1899 auch belgische Interessen unter Oberst Thys. Neben der Direktion in Lissabon bestehen deshalb noch besondere Komitees in London und Paris. Das 160362 qkm

umfassende Gebiet dieser Gesellschaft liegt zwischen dem Süduser des Sambesi und dem Sabifluß und es sind ihr dafür sämtliche Hoheits- und Verwaltungsrechte eingeräumt worden, einschließlich der Handels-, Industrie-, Landbau-, Minen- und aller anderen Rechte zur Erschließung und Entwickelung des Landes. Andererseits mußte sich die Kompagnie zur Übernahme der von Portugal 1891 England gegenüber übernommenen Verpflichtung verstehen, die Telegraphenlinie und eine Bahn von der Mündung des Pungue über Massikessi nach Manicaland zu bauen. Rhodes brachte das dazu nötige Kapital in England zusammen und der Bahnbau konnte schon im Oktober 1892 beginnen; freilich hatte man durch die Ungunst des Geländes mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, massenhaft unterlagen die Arbeiter schweren Fiebern, die Zugtiere der Tsetsefliege und so konnte die 392 Meilen lange Bahn Beira-Salisbury erst im Mai 1899 eröffnet werden. Die Konzession für eine Bahn von Beira, bezw. Fontesvilla nach Sena am Sambesi hat die Gesellschaft einer belgischen Kompagnie übertragen, von deren Aktienkapital sie 25% empfängt. Auch das Projekt einer Bahn Beira—Bartholomeu Diaz mit Fortsetzung in der Richtung nach Lourenzo Marques ist im Prinzip genehmigt, z. Z. aber kein Geld dafür vorhanden; der Transvaalkrieg hat überhaupt sowohl auf die Entwickelung der Sambesi- wie der Mosambik-Kompagnie eine sehr ungünstige Rückwirkung ausgeübt.

Unter den Tochtergesellschaften der Mozambique Ko. ist zunächst die 1895 gegründete „Companhia do Luabo" zu nennen, welche im Mündungsgebiet des Sambesi arbeitet und im Jahre 1899 einen Teil ihres in Zuckerkultur angelegten Landes an die hauptsächlich mit französischem Kapital ausgerüstete „Ostafrikanische Zuckergesellschaft" abgetreten hat. Sodann hat die Mozambique-Gesellschaft verschiedenen Kompagnien, an deren Gewinn sie partizipiert, Konzessionen zur Goldausbeute im Manica-Land erteilt, so der Ophir Co., der Ozeana Co., der Compagnie Sud-Est Africain und 2 portugiesischen Kompagnien.

Die Mozambique Co. giebt Ländereien in Blocks von 2000 ha gegen eine jährliche Pacht von mindestens 1/4 Penny für je 100 qm ab, wobei sie die Holzrechte behält. Abseits von Flüssen oder Wegen gelegene Ländereien in Blocks von 2000 ha sind, wenn sie vom Kolonisten bewohnt werden, für zwei Jahre ganz frei und bezahlen erst dann eine kleine Pacht, die unter gewissen Bedingungen zu freiem Besitz führen kann.

Die Handelsbewegung der Mozambique-Gesellschaft ist von 221000 Milreis in 1892 auf 3 995 000 Milreis in 1898 und die vereinnahmten Zölle sind in gleicher Zeit von 21 000 auf 297 000 Milreis gestiegen; mit Ausschluß der Zölle betrugen die Einnahmen der Gesellschaft im Jahre 1898 612000 Milreis und es konnten 7 1/2 % Dividende verteilt werden. Trotzdem für das Jahr 1899 keine Dividende verteilt werden konnte, standen Mitte 1900 die Aktien der Gesellschaft auf 16 1/4, Mitte 1901 allerdings nur noch auf 10 3/4 Milreis für 4 1/2 Milreis Nominal.

4. Der „Companhia de Inhambane", im Juli 1891 gegründet, war das Gebiet zwischen Sabi und Limpopo gegen die Verpflichtung überwiesen, innerhalb 5 Jahren eine Bahn vom Limpopo zur Transvaalgrenze zu bauen; da es ihr aber nicht gelang, die dazu nötigen Gelder aufzutreiben, so wurde die Konzession Ende 1893 als erloschen erklärt.

Ganz neuerdings, Anfang 1901, hat sich nun eine Reihe von Oporto-Leuten wieder um eine Konzession beworben, um durch eine mit 1 200 000 £ ausgerüstete Kolonial-Gesellschaft das Gasa-Land zu erforschen, dort große Kulturen von Weizen und Baumwolle anzulegen, Viehzucht zu treiben und eine Dampferverbindung zwischen Portugal und seinen Kolonien in West- und Ostafrika einzurichten.

Die portugiesische Regierung hatte bei Erteilung ihrer ausgedehnten Konzessionen das englische Beispiel vor Augen gehabt, dabei aber den großen Unterschied übersehen, der zwischen englischen, in englischen Gebieten arbeitenden Gesellschaften und den portugiesisch-englisch-französischen Gesellschaften in portugiesischen Gebieten besteht, insofern letztere nur das Interesse ihres Kapitals, also in der Hauptsache englisches, im Auge haben, nicht aber die Konsolidierung der portugiesischen Herrschaft. Im Gegenteil, das Vorwalten fremden Einflusses in diesen Gesellschaften könnte der unter allen Umständen zum Schutze ihrer nationalen Kapitalien geneigten Diplomatie Portugal gegenüber leicht zu internationalen Verwicklungen Anlaß bieten. In der That hat sich bereits erwiesen, daß die portugiesische Regierung betr. verschiedener Kontraktpunkte, welche die Gesellschaften nicht erfüllten, diesen gegenüber machtlos dasteht, da sie Rücksichten auf Finanzgruppen und internationale Verhältnisse zu nehmen hatte, und allem Anschein nach ist Portugal nicht im Stande, die weitere Entnationalisierung der Kolonie Mosambik zu verhindern.

Anfang 1901 ist denn auch den Cortes seitens des Marineministers eine Vorlage zugegangen, welche die mit den großen Konzessionen gemachten Erfahrungen offen als unbefriedigend bezeichnet, wegen der Gefahren politischer Natur sowohl, wie wegen des Umstandes, daß sie vielfach mehr dem Börsenspiel, als der Entwicklung der Kolonie gedient hätten; dabei seien die Ausgaben des Staates für die Kolonie gestiegen, statt zurückgegangen. Man „will" deshalb in Zukunft den Ausländern größere Beschränkungen auferlegen und das portugiesische Nationalinteresse mehr sichern. Wie allen portugiesischen Programmen wird man auch diesem gegenüber betr. seiner Durchführung gerechte Zweifel hegen dürfen.

Wenn wir zum Schluß noch einen Blick auf die einzelnen Hauptorte werfen, so finden wir, daß alle Plätze an der ostafrikanischen Küste, in denen die Portugiesen ihre Macht aufrecht zu erhalten trachten, entweder auf Inseln liegen, wie z. B. Ibo, Mosambik, Chiloane und das liebliche Inhambane,

oder an der Mündung von Flüssen, welche aber wegen gefährlicher Barren meist nur zur Zeit der Flut und auch dann nur bei größter Vorsicht zu erreichen sind.

Vom Norden her kommend, erreichen wir zuerst

Ibo, die bedeutendste der aus 28 Inseln bestehenden Kerimba-Gruppe, einst der Hauptstapelplatz der aus der Umgebung des Nyassasees stammenden Sklaven und später Hauptstation des noch unter Napoleon III. von den Franzosen unter dem Namen „Französische freie Arbeiterauswanderung" nach Reunion betriebenen Sklavenhandels. Die von mehreren tausend Schwarzen, etwa 15 Europäern und einer Anzahl Araber und Banianen bewohnte Stadt liegt inmitten eines prächtigen Kokos- und Mangroven-Waldes und nur noch die von tropischem Gebüsch und von Schlingpflanzen überwucherten Trümmer stolzer Paläste beweisen, daß sie einst bessere Tage gesehen. Im Jahre 1899 betrug der Gesamthandel 2¼ Millionen Mark, die Zolleinnahme 130000 Mark und zwar beschränkt sich der Handel hier auf Sesamsaat, Kautschuk und Wachs.

Etwa 60 km südlich von Ibo öffnet sich die

Pomba-Bai, eine von Nord nach Süd 17 km lange, von Ost nach West 11 km breite und durchschnittlich 18 m tiefe Bucht, welche einen der besten und geräumigsten Ankerplätze an der ganzen ostafrikanischen Küste bietet; das Fahrwasser ist eine Meile breit und 55 m tief. Ein 100 km langer Fluß, der Moqueta, ergießt sich in den südlichen Teil der Bai, deren Uferlandschaften von großer Fruchtbarkeit sind, leider allerdings Mangel an gutem Trinkwasser aufweisen. Trotz seiner Vorzüge ließ Portugal diesen schönen Besitz bis zum Jahre 1857 ganz unbeachtet, und als man dann eine Anzahl von Kolonisten nach der Bai brachte und sie durch kostenlose Überlassung von Land, Vieh, Lebensmitteln, Ackergerät und Waffen unterstützte, scheiterte das Unternehmen durch lästige Bevormundung der Ansiedler seitens der portugiesischen Beamten; üppige Vegetation hat die Arbeit jener Tage längst überwuchert. Erst im Jahre 1882 machte der englische Konsul O'Neill, welcher eine Reihe von Jahren in Mosambik residierte und verschiedene Reisen von der Küste nach dem Nyassa- und dem Schirwa-See unternahm, die Portugiesen sowohl, wie auch seine eigenen Landsleute auf die vorzügliche Bai und ihr treffliches Hinterland wieder aufmerksam, allerdings ohne Erfolg, und auch die bereits 1891 gegründete Nyassa-Co. nahm ihre Arbeiten hier erst im Oktober 1899 auf, wobei sofort Uneinigkeit zwischen den englischen Beamten und den portugiesischen Offizieren ausbrach. Am Nordende der Bai unter 12° 54' südlicher Breite ist der Ort Port Amelia entstanden und von hier aus sollen Bahn und Telegraph nach Fort Johnston geführt werden, das am Schire kurz hinter dessen Austritt aus dem Südufer des Nyassa liegt. 80 km der projektierten Bahn, welche etwa 700 km lang sein und durch gesunde, mineralreiche Gegend mit teilweise vorzüglich fruchtbarem Boden führen wird, waren im Jahre 1900 bereits abgesteckt. Die Gesellschaft beabsichtigte, dieser Linie entlang zunächst

eine Reihe von Militärposten zu errichten. Auch die Deutsche Ostafrika-Linie hat die Pomba-Bai Ende 1899 zum ersten Male angelaufen.

Der wegen seiner starken Strömungen berüchtigte Kanal von Mosambik verengert sich, wenn wir uns dem alten Hauptort der Kolonie, der Insel

Mosambik nähern. Über einer der zahlreich vorgelagerten Sandbänke und Korallenriffe erhebt sich der plumpe Leuchtturm von S. Jorge, dann kommt die Nordspitze der Insel mit ihrem mächtigen Fort S. Sebastian in Sicht, welches um die Mitte des 16. Jahrhunderts begonnen wurde, und wir ankern dann in dem schmalen, seichten Meeresarm zwischen dem von Mangroveufern eingesäumten dichtbewaldeten Festland und der kaum 7 km langen, flachen Koralleninsel, welche auf ihrer Westseite die Hauptstadt Mosambik trägt, den Typus einer alten portugiesischen Kolonialstadt. Von dem imposanten Festungsbau aus, dessen Steine numeriert aus Portugal herauskamen, führt eine schöne Allee zunächst zu einer großen Zisternenanlage, dann folgen, dicht aneinander gedrängt, die rot, blau und gelb getünchten einfachen Häuser anspruchsloser Portugiesen oder Mischlinge, weiterhin der von Ficus, Tamarinden und Palmen beschattete große Hauptplatz und im Süden die von Flaggenmasten überragten, teilweise sehr stattlichen Faktoreien der Europäer; das unter magerem Baumwuchs, meist Kokospalmen liegende Eingeborenen-Dorf schließt sich wegen Platzmangels direkt an die Europäerstadt an. Am Hauptplatz finden wir die alte, niedrige Kathedrale und den — äußerlich wenigstens — imposanten Gouverneurspalast, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, 1640 an Stelle der ersten, im Jahre 1507 hier angelegten portugiesischen Verteidigungswerke errichtet. Der Gesundheitszustand der Insel ist von Natur kein guter und wird durch die Vernachlässigung sanitärer Einrichtungen noch verschlechtert; besonders Malaria und Schwarzwasserfieber treten ziemlich häufig auf.

Die Insel Mosambik zählt etwa 10000 Einwohner, überwiegend Bantu und Suaheli, daneben 200 Europäer mit 17 Nichtportugiesen und eine Anzahl Inder, welch' letztere den Zwischenhandel monopolisieren. Die Portugiesen sind Beamte und vermitteln den Kleinhandel in portugiesischen Produkten wie Wein, Kartoffeln und Oliven, während der Großhandel in den Händen der anderen Europäer liegt, welche durch eine deutsche, — Wm. Philippi & Co. — eine holländische und zwei französische Firmen vertreten sind. Der Außenhandel von Mosambik und dem nahen Festlands-Hafen Parapato betrug für 1897: 3040000 Mark in der Einfuhr und 3220000 Mark in der Ausfuhr — meist Erdnüsse und Sesam — und daran war der deutsche Handel mit 1160000 Mark beteiligt, d. h. er repräsentierte 75% der hier von den Europäern überhaupt vermittelten Geschäfte. Mosambik wird kaum jemals ein „großer“ Geschäftsplatz werden, aber nach längerem Verfall ist es heute wieder in einem gewissen Aufblühen begriffen.

Mosambik gegenüber auf dem Festlande liegt Mesaril und da der trennende Meeresarm nur seicht ist, hatte man den kühnen Plan gefaßt, die Meerenge zu

überbrücken. In der That hat man auch einen Anlauf dazu genommen und man kann hier zwei auf mächtigen Steinpfeilern ruhende Brückenstumpfe bewundern; dabei ist es aber dann geblieben und der Plan ist jetzt aufgegeben.

Bei der Weiterfahrt nach Süden folgt zunächst das schon 1514 von den Portugiesen besetzte

Angoscha, eine Inselgruppe vor der Mündung des gleichnamigen Flusses, an dem auch der bereits erwähnte Festlandshafen

Parapato liegt. Wir gelangen sodann an das niedrige, ausgedehnte Sambesi-Delta, dessen einzelne Wasserarme häufigen Veränderungen unterworfen sind und der Großschiffahrt überall den Zugang wehren. So liegt auch vor dem nördlichen Mündungsarm, dem Kwa-Kwa, eine Barre, welche von Ozeandampfern nicht zu passieren ist, sodaß für hier bestimmte Güter in Mosambik oder Beira auf kleine Dampfer umgeladen werden müssen, welche dann den Kwa-Kwa noch 14 Meilen flußaufwärts bis

Quelimane fahren, welches einen guten Ankerplatz bietet. Quelimane ist eine freundliche Stadt mit 6000 Einwohnern, aber gleichzeitig einer der ungesundesten Plätze der Welt, denn das ganze nicht bebaute Terrain besteht aus dichtbewachsenem Mangrove-Sumpf; auch viele der Wohnungen der ärmeren Portugiesen sind von Morast und stagnierendem Wasser umgeben, ebenso wie die niedrige langgedehnte Kaserne, die mitten in grünlichem Schlamm gelegen, ihre Bewohner einem langsamen Tode sicher entgegenführt. Die wohlhabenden Banianen, Großhändler und Geldleiher, leben in portugiesischen Steinhäusern, die übrigen Inder aber, welche meist als Kleinhändler mit Glasperlen, Schmucksachen und Messerwaren handeln, bewohnen niedrige Lehmhütten in einer dichtbewachsenen Straße. Die viereckigen, aus Rohr oder Palmblättern zusammengebundenen Hütten der Eingeborenen ziehen sich zu beiden Seiten breiter, vom Flußufer ins Innere führender Wege hin, die vor Jahren in den Urwald oder in das Dickicht von Kokospalmen, Bambus und Bananen gehauen wurden, aber längst wieder von üppigster Vegetation bedeckt sind. Quelimane ist der Hauptstapelplatz für den Sambesi-Verkehr. Neben einer großartigen französischen Faktorei, welche auch eine Seifenfabrik errichtet hat, besteht hier noch je eine deutsche, holländische und schweizerische, welche Handel in Erdnüssen, Elfenbein, Kopal, Sesam und Kautschuk betreiben; die Zahl der hiesigen Europäer beträgt 40. Quelimane hat sich durch den gesteigerten Verkehr auf dem Sambesi und Schire nach dem sich schnell entwickelnden Hinterland bedeutend gehoben, und wenn die längst geplanten Bahnen nach dem unteren Schire und nach dem Nyassaland zur Ausführung gelangen, dürfte es weiterer Entwicklung sicher sein. Die obere Partie des Kwa-Kwa ist allerdings für die Schiffahrt derartig ungünstig, daß sie zur Zeit als Verbindung mit dem Hauptstrom überhaupt nicht in Frage kommt, sondern von Mopea aus sind etwa 7 km über Land zurückzulegen, um den Sambesi bei Vicente zu erreichen; dafür ist seit einem Jahrzehnt das $^1/_2{}^\circ$ südlich von Quelimane befindliche

Chinde in Aufnahme gekommen; dieses ist verhältnismäßig gesund an der Mündung des gleichnamigen, sich durch Mangrovesumpf windenden Kanals gelegen, der von einem englischen Kanonenboot entdeckt wurde; in Anerkennung dafür ließen sich die Engländer hier 1891 eine Landkonzession von 5 Acres auf 99 Jahre abtreten. Auch die Chinde-Barre erlaubt nur kleinen Dampfern Zutritt, sodaß auch die hierher bestimmten Güter meist in Mosambik oder Beira umgeladen werden; bei günstigem Wetter schifft die Deutsche Ostafrika-Linie Passagiere und Post hier direkt vor der Barre aus und läßt sie durch ihren kleinen Dampfer „Adjutant" über die Barre bringen. Die Zahl der Europäer in Chinde betrug 1896 nur 19, daneben 31 Inder. 12 Meilen flußaufwärts liegt die kleine portugiesische Marinestation Sombo mit einem Slip für Kanonenboote.

Der durch zahlreiche Inseln und Sandbänke eingehemmte, streckenweise bis zu 3 km breite Sambesi durchströmt ein fruchtbares, aber sehr ungesundes Gebiet und ist für Dampfer mit 2 Fuß Tiefgang bis zur Mündung des Schire jederzeit, von da weiter flußaufwärts bis Tete nur während der Regenzeit, d. h. vom Dezember bis Februar, sonst nur durch Kanoes zu befahren; oberhalb Tete ist die Fahrt durch Stromschnellen und die Kebrabassa-Fälle überhaupt unterbrochen. Die 3 Hauptstationen am portugiesischen Sambesi: Sena, Tete und Zumbo, früher blühende Jesuitenstationen, sind heute verkommene Plätze, in denen ein paar verbannte portugiesische Offiziere zwischen Negern und Nachkommen weißer Sklavenhändler und schwarzer Sklavinnen ein trauriges Dasein führen; die Paläste der Sklavenbarone sind heute verfallen und ihre Nachkommen, verkommen und verarmt, vielfach auf die Stufe der Neger herabgesunken. Der Sambesi ist von den Perizengi-Stromschnellen unterhalb Zumbos an wieder auf einer längeren Strecke für flachgehende Boote schiffbar, doch erfolgen die Transporte von Tete nach Zumbo, dem portugiesischen Grenzort, durchgehend durch Träger; die Benutzung von Ochsen ist durch die Tsetse-Fliege ausgeschlossen.

Weit wichtiger als auf dem Sambesi selbst ist der Verkehr auf dem Schire, der das ganze Jahr hindurch mit Dampfern bis zu 2 Fuß Tiefgang bis zu dem portugiesischen Grenzort Chiromo, während der Regenzeit sogar bis Katunga unterhalb der Murchison-Fälle befahren werden kann; in der trocknen Zeit müssen die Güter in Chiromo umgeladen und auf flachen Böten nach Katunga befördert werden.

Auf dem unteren Sambesi und dem Schire existiert heutigen Tages bereits eine sehr ansehnliche, überwiegend unter englischer Flagge fahrende Flotille von etwa 30 Dampfern, darunter mehreren Heckraddampfern, 2 englischen und 5 portugiesischen Kanonenböten, und zahlreichen eisernen Leichter- und Frachtböten. Mitte 1901 hat eine Hamburger Firma auch den ersten deutschen Dampfer für den Sambesi nach Chinde geschickt, den Heckraddampfer „Hamburg".

Der nächstwichtige Ort weiter nach Süden zu ist das an der Mündung des Pungue- und des Busi-Flusses gelegene

Beira, vor einem Jahrzehnt eine fast unbekannte öde Sandinsel, heute ein wichtiger Hafenplatz, der bereits durch eine Bahn mit Rhodesia in Verbindung steht, während eine zweite Linie von hier bezw. von Fontesvilla am Pungue aus nach Sena am Sambesi geplant ist, um die Benutzung vou dessen schwieriger Mündung unnötig zu machen. Auch vor Beira liegt zwar eine Sandbank, doch ist die Wasserhöhe hier immer 11 bis 29 Fuß und nach Passierung der Barre trifft man unweit des Strandes auf guten Ankergrund. Ein flußartiger Meeresarm trennt die Sandinsel vom Festland, und da man fürchtete, daß das ganze niedrig gelegene Beira eines Tages von der See weggeschwemmt werden könnte, hat man vor einigen Jahren angefangen, das Ufer durch Quadermauern zu schützen. Die Mozambique-Kompagnie, welche hier ihren Sitz hat, plant überhaupt einen großartigen Ausbau des Hafens, dessen Kosten auf 1 Million £ veranschlagt sind und hat im Jahre 1900 zunächst 70 000 £ zur Ausdehnung der Quaianlagen und zur Errichtung eines Leuchtturms am Hafeneingang bestimmt. Sodann plant man die Anlage von Brücken, an denen die Dampfer direkt laden und löschen können, denn bislang machen hoher Seegang einerseits, starke Strömung im Flusse andrerseits den Verkehr zwischen Schiff und Land besonders bei stärkerem Winde beschwerlich. Hinter dem Strande dehnt sich das vom Jahre 1891 datierende Europäerviertel, dessen breite Straßen überall durch fußtiefen Sand führen, aber durch zementierte Fußsteige eingefaßt und von Schmalspurbahnen durchzogen sind, auf denen Kaffern kleine gedeckte Personenwagen und niedrige Plattform-Wagen für Waren schieben. Steinhäuser sind hier überaus selten, die Wohnungen bestehen meist aus mit bemaltem Wellblech überzogenen Holzgerüsten, doch hat man verstanden, diesen Bauten durch Veranden, Erker und Mansardendächer vielfach ein recht freundliches Ansehen zu verleihen. Betreffs des nötigen Wassers ist jeder Haushalt auf das Regenwasser angewiesen, welches von den Dächern nach riesigen, hinter oder neben den Häusern stehenden Wellblech-Tonnen geleitet wird. Die Vegetation auf der Sandinsel, selbst innerhalb der „Gärten", ist sehr dürftig, dafür sind die gesundheitlichen Verhältnisse nicht unbefriedigend, während die gegenüber liegende sumpfige Küste des dichtbewaldeten Festlandes umso ungesünder ist. Die Zahl der hiesigen Europäer beträgt etwa 1500 und darunter sind 800 Portugiesen und 40 Deutsche vertreten, welche sich ganz überwiegend dem Einfuhrgeschäft widmen; die Ausfuhr weist nur etwas Kautschuk und Wachs auf. Dem Charakter der Stadt entsprechend giebt es auffallend viele Hotels und Bars mit weiblicher Bedienung, ist Beira doch die Eingangspforte für eine recht bunte Schar von Einwanderern gewesen; der Bahnbau zog zahlreiche Arbeiter und Händler nach dem Hafen und den Stationen an der Baustrecke, Goldsucher strömten ins Innere und die Stadt Beira nahm einen schnellen Aufschwung. Inzwischen ist freilich be-

reits ein Rückschlag eingetreten, die erhofften goldenen Schätze in Manica- und Maschonaland sind bislang nicht gefunden worden, nachdem die Bahn beendet, fehlt auch das durch sie zeitweilig geschaffene Leben und dieser Rückschlag machte sich auch in Beira stark fühlbar. Seiner ganzen Lage nach kann Beira auch nichts anderes als ein Platz für den Durchgangsverkehr werden und seiner Entwicklung sind damit Schranken gesetzt.

Die Kopfstation der im Oktober 1892 begonnenen Maschonaland-Bahn befand sich anfangs 34 Meilen flußaufwärts in Fontesvilla, heute nimmt die Bahn ihren Anfang in Beira selbst, führt zunächst durch das sumpfige Küstengebiet, wo man die Schwellenlage durch Pfähle sichern mußte und steigt dann über Chimoio nach dem 2800 Fuß ü. M. liegenden Massikessi, dem Hauptort von Portugiesisch-Manicaland und portugiesischer Grenz- und Zollstation. Im April 1898 wurde die Bahn bis zu dem 3450 Fuß ü. M. gelegenen Zentrum von Britisch-Manicaland, Neu-Umtali, eröffnet, nachdem man die Trace ursprünglich nach dem 10 Meilen westlich von hier gelegenen, 1892 gegründeten Alt-Umtali gelegt; letzteres hatte eine Zeitlang einen fieberhaften Aufschwung genommen, Bauplätze, welche 1895 durchschnittlich 1500 Mark wert waren, stiegen 1897 auf 18000 Mark, nachdem der Ort aber von der Bahnverbindung ausgeschlossen wurde, trat ein vollständiger Zusammenbruch ein und die Kompagnie mußte den Einwohnern von Alt-Umtali wegen Abänderung ihrer Trace eine Entschädigung von 70000 £ zahlen. Bis Umtali war die Bahn als „Contraetor's Line“ nur mit 2 Fuß breiter Spur gebaut worden, von hier aus aber baute man mit der Kapspur von 3½ Fuß und erreichte über Marandula (5600′ ü. M.) im Mai 1899 das 4960′ hohe Salisbury in Maschonaland, die Hauptstadt Rhodesias. Inzwischen hat man im Jahre 1900 auch den Umbau des ersten Teils der Bahn auf die 3½′ Spur beendet, die Verbindungsstrecke Salisbury—Buluwayo ist im Bau und so wird man binnen kurzem direkt von Beira nach Kapstadt fahren können. Die Entfernung von Beira nach Buluwayo beträgt 660, von Kapstadt nach Buluwayo 1361 englische Meilen.

Etwas südlich von Beira folgt nun zunächst das altberühmte

Sofala, über welches einst die Goldschätze von Simbabye, Dhlodhlo und anderen auf dem Hochplateau des Innern verstreut liegenden Minenstädten auf den Markt kamen; aber diese Glanzzeit ist längst vorbei. Der Hafen ist nur kleinen Schiffen zugänglich und seit dem Entstehen von Beira hat der nur noch 1200 Bewohner zählende Ort ziemlich jede Bedeutung verloren. Am Strande wird noch etwas Waschgold gewonnen.

50 Meilen südlich von Beira treffen wir sodann auf den modernen Ort

Chingune, der auf der Insel Chiloane angelegt wurde, um dem geringen Handel mit dem Sabi-Thal zu dienen; weiterhin auf den gut geschützten Hafen von

Bartholomeo Diaz, dessen Zufahrtskanal selbst bei niedrigem Wasser

25 Fuß Tiefe aufweist und der eine Zukunft haben dürfte. Es folgt das liebliche

Inhambane, eine Stadt mit 2000 Einwohnern und einem Hafen, der bei günstigem Wetter guten Ankergrund bietet, aber auch nicht von Bedeutung ist; der Wasserstand auf der Barre beträgt bei Hochwasser 23 Fuß.

Den südlichsten Hafen endlich bildet die vielgenannte

Delagoa-Bai. Dieses 78 × 20 Meilen große, von zahlreichen Sandbänken durchsetzte Becken wird im Osten durch die lang vorspringende Inyak-Halbinsel, die bergige, von einem Leuchtthurm überragte Insel Inyak und die kleinere Elefanten-Insel begrenzt und erlaubt bei günstigem Wasserstand selbst den größten Schiffen die Einfahrt. Eine Bank von etwa einer halben Meile Breite und einem niedrigsten Wasserstand von 13½ Fuß scheidet den äußeren von dem inneren Hafen, welch' letzterer 7 Meilen lang und 1 Meile breit ist, 3 bis 13 Faden Wassertiefe und guten Ankergrund für hunderte von Schiffen bietet, sodaß die Delagoa-Bai weitaus den besten natürlichen Hafen von ganz Südafrika bildet. Die in die Bucht mündenden und teilweise eine Strecke schiffbaren Flüsse sind der Komati-Fluß und der Malolla vom Norden, der Umbelosi vom Westen und der Tembe und der Maputo vom Süden her. Während die Küste im Süden sumpfig und flach ist, weist der Norden eine kleine Erhebung auf und hier liegt, am Nordufer des Binnenhafens, die Stadt Lourenzo Marques.

Die Delagoa-Bai, schon im 8. Jahrhundert den Arabern bekannt und von ihnen Dugutha genannt, wurde 1498 von Vasco da Gama angelaufen und von ihm, wegen der guten Aufnahme die er hier fand, Bahia de Boa Paz oder Bahia da Boa Gente genannt. Der bald angenommene Name „Delagoa" rührt davon her, daß die portugiesischen Schiffer auf ihrem Rückweg von Goa in Indien hier zu rasten pflegten, während sie auf der Ausreise die „Algoa"-Bai anliefen, an deren Ufern sich heute die Stadt Port Elizabeth erhebt. Lourenzo Marques legte 1544 eine nach ihm benannte Faktorei an und zwar zum Schutze gegen Kaffern-Angriffe absichtlich zwischen Sümpfen; Verteidigungswerke wurden außerdem geschaffen. Es scheint aber nicht, daß man es für der Mühe wert fand, den Platz zu halten und die Portugiesen zogen sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts aus der Bucht zurück. Von 1721 bis 1730 besaßen dann die Holländer hier eine Faktorei, und 1776 gründete der frühere Oberstleutnant Bolts eine österreichische Station in der Delagoa-Bai, welche eine Zeit lang von 2 kaiserlichen Schiffen beschützt wurde; als diese sich aber infolge Protestes der portugiesischen Regierung zurückzogen, gaben die Österreicher schon 1781 auch ihre Handelsstation auf und die Portugiesen erschienen wieder, etablierten hier 1817 eine Gesellschaft für Walfischfang und 1824 eine solche für Handel und Kolonisation. Die sich seit 1823 geltend machenden Ansprüche der Engländer, diejenigen der Burenregierung, 1868 proklamiert, und der Schiedsspruch Mac Mahons vom 24. Juli 1875, welcher die ganze

Bai den Portugiesen zusprach, sind bereits im ersten Teile dieses Kapitels erwähnt worden.

Bald sollte es zu neuen Verwickelungen kommen wegen der Delagoa-Bahn. Die Anlage einer Bahn zwischen Lourenzo Marques und Pretoria wurde bereits durch den am 11. Dezember 1875 geschlossenen Freundschaftsvertrag zwischen Transvaal und Portugal vorgesehen, doch gelang es trotz verschiedener Anläufe nicht, das nötige Kapital zu beschaffen, auch die zeitweilige Einverleibung Transvaals in die englischen Besitzungen verzögerte die Ausführung des Vertrages und die portugiesische Regierung erteilte erst am 14. Dezember 1883 dem abenteuerlichen amerikanischen „Obersten" Edward Mac Murdo eine Konzession auf 99 Jahre für Bau und Betrieb der ihr Territorium durschneidenden Teilstrecke von Lourenzo Marques bis zur Transvaal-Grenze, welch' letztere damals nicht genau bezeichnet wurde. Auf Grund dieser Konzession bildete Mac Murdo im Mai 1894 die portugiesische Aktiengesellschaft der „Lourenzo Marques und Transvaal Railway Co", welche die auf 91 km veranschlagte Bahn kontraktmäßig bis zum 26. Mai 1887 fertigzustellen hatte.

Die Gesellschaft war mit einem Kapital von ½ Million £ gegründet, das aber nicht unterzubringen war und Mac Murdo bildete nun im März 1887 die englische „Delagoa Bai und East African Railway Co." mit einem Kapital von 500 000 £ und 400 000 £ 7 %iger Obligationen. Aber auch jetzt ging der Bau nur sehr langsam voran, Mac Murdo fand immer neue Ausflüchte und drohte mit einem unerschwinglichen Gütertarif, um die 1887 von Transvaal konzessionierte Niederländische Südafrikanische Eisenbahngesellschaft in Amsterdam zu chikanieren. Das Verhalten Portugals sowohl wie Transvaals in der ganzen Eisenbahnfrage ist allerdings auch nicht einwandfrei gewesen. Die portugiesische Regierung, Mac Murdos Manöver allmählich müde, zog am 24. Juni 1889 die Konzession vollständig ein und übernahm die Fertigstellung des Baus und den Betrieb der Bahn. Mac Murdo starb bald darauf eines plötzlichen Todes. Die Bahn wurde nun seitens der portugiesischen Regierung bald bis zu dem portugiesischen Grenzort Ressano Garcia beendet und von dem jenseits des Komati-Flusses liegenden Transvaal-Grenzort Komati Poort aus durch die Niederländische Südafrikanische Eisenbahngesellschaft binnen einiger Jahre nach Pretoria fortgesetzt, sodaß die ganze, zwischen Lourenzo Marques und Pretoria 648 km lange Strecke Ende 1894 beendet war. Die englischen Aktionäre protestierten natürlich gegen das Vorgehen Portugals und da sowohl die englische, wie im Interesse von Mac Murdos Erben auch die amerikanische Regierung sich der Angelegenheit annahmen, so wurde die Erledigung des Streitfalls im Juni 1891 einem Schiedsgericht übertragen, nachdem Portugal auf Drängen Englands und Nordamerikas hin inzwischen im Prinzip eine Entschädigungspflicht anerkannt hatte und nur deren Höhe fraglich blieb. Die Aktionäre verlangten damals

$1^3/_4$ Millionen £. Das Schiedsgericht sollte aus drei vom Schweizer Bundesrat berufenen Richtern bestehen und die von ihm bestimmte Entschädigungssumme innerhalb 6 Monate nach der Verkündung des Spruches zahlbar sein. Das Schiedsgericht wurde den Schweizer Bundesrichtern Bläsi und Soldan und dem Professor A. Heusler in Basel übertragen und scheint sehr gründlich gearbeitet zu haben, wenn die lange Zeit, die es gebrauchte, dafür ein Beweis ist. Sein Entscheid, der erst am 29. März 1900 erfolgte, billigte den Aktionären nur eine Entschädigung von $15^1/_2$ Millionen Francs zu plus 5% einfacher Zinsen vom 25. Juni 1889 an, d. h. im Ganzen rund 992 000 £ gegen die 9 Jahre früher beanspruchten $1^3/_4$ Million £. England hatte gehofft, daß die Portugal durch den Ausgang des Schiedsgerichts auferlegte finanzielle Bürde so schwer sein würde, daß die Gelegenheit zu einem Erwerb der Delagoa-Bai sich diesmal ganz von selbst bieten müßte, aber die unerwartet niedrige Entschädigungssumme war nicht dazu angethan, Portugal schon jetzt in eine Zwangslage zu versetzen. Freilich wird das in ewigen Finanznöten schwebende Land früher oder später doch gezwungen werden, Englands Erwartungen zu erfüllen, wenn nicht Deutschland, Frankreich und Nordamerika, welche ein lebhaftes Interesse an der Erhaltung des status quo haben, dagegen Einspruch erheben. Ob und wie weit sich Deutschland durch den Deutsch-Englischen Geheimvertrag von 1898 auch bereits betr. der Delagoa-Bai gebunden hat, ist noch nicht zuverlässig bekannt geworden.

Lourenzo Marques, noch 1880 ein kleines, im Sumpfe gelegenes, umwalltes Dorf, hat sich heute zu einem ansehnlichen, ganz modernen Platz entwickelt, der einschließlich 800 Mann Besatzung 2000 Portugiesen, 700 andere Europäer, meist Briten, und 900 Asiaten zählt, während in seiner nächsten Nachbarschaft etwa 6000 Kaffern wohnen. Die Unterstadt auf dem schmalen, sumpfigen Küstenstreifen weist das kleine, aber freundliche und massiv gebaute Geschäftsviertel und das Portugiesen-Quartier auf, der dahinter etwa 100 m hoch aufsteigende, östlich in der Punta Vermelha endende Hügelzug der Berea trägt die von Mauern umschlossenen, umfangreichen Kasernenanlagen, ein großes und gut ausgestattetes Municipalhospital und ein gefälliges und verhältnismäßig gesundes Villen-Viertel, in dem auch das einzige gute Hotel, das Hotel Cardozo, liegt. Im allgemeinen ist das Klima des von großen, fieberschwangeren Sümpfen umgebenen Lourenzo Marques sehr ungesund, nur wenige, welche sich hier ein Jahr aufhalten, bleiben von der Malaria befreit und wenn das hier seit 1837 aufgetretene Delagoa-Fieber auch nicht direkt gefährlich ist, so ist es doch sehr langwierig, und die hier wohnenden Europäer schicken wenigstens ihre Frauen und Kinder während der Monate Mai bis Oktober gern zur Erfrischung nach Durban.

Der Handel befindet sich auch hier größtenteils in nicht portugiesischen und zwar in englischen und deutschen, holländischen und schweizer Händen. Die Zahl der reindeutschen hiesigen Firmen betrug 1899 allerdings nur 4

die Gesamtzahl der Deutschen, welche auch ihren eigenen bescheidenen, aber freundlichen Klub gegründet haben, etwa 50. Eleganter freilich ist der neue internationale „Lourenzo Marques-Klub“, der gegen die Verpflichtung, ein Waisenhaus zu bauen, die offizielle Erlaubnis zum Hazardspiel erwirkt hat.

Die Hafenanlagen und Einrichtungen sind bislang noch sehr primitive; Anlegebrücken, obgleich seit Jahren geplant, fehlen noch immer und so muß die Ladung in Booten gelöscht werden und der Verkehr zwischen dem Lande und den etwa eine halbe Meile vom Strande entfernt ankernden Schiffen ist zuweilen recht unangenehm und zeitraubend; denn selbst das „innere“ Hafenbecken ist so ungenügend geschützt, daß die nachmittags vom Meere her wehenden Winde nicht selten auch hier einen recht hohen Seegang verursachen. Ist doch der Eingang zur „inneren“ Bai zwischen Reuben und Mawnome Point noch immer 3 Meilen breit.

Lourenzo Marques gegenüber am Südufer der Bai hat im Jahre 1895 unser Landsmann F. F. Eiffe in Hamburg die ca. 900 ha große Katembe-Landkonzession erworben, welche sich östlich vom Tembe-Fluß mit etwa 9 km Meeresfront und 1 bis 2 km Tiefe hinzieht und ein unter Umständen recht wertvolles Objekt bilden kann. Inzwischen hat diese Konzession energische Proteste der Engländer veranlaßt, welche ihr „Vorkaufsrecht“ an die Delagoa-Bai derart zu interpretieren suchen, daß sie auch privaten Landverkauf, der nichts mit Aufgabe von Hoheitsrechten zu thun hat, anfechten.

Am Tembe-Fluß, unweit Lourenzo Marques, sind Kohlen gefunden worden, auch Gold und Diamanten (?) „sollen“ in der Nachbarschaft existieren, doch ist das gesamte portugiesische Hinterland noch vollständig unentwickelt.

Einen verhältnismäßig recht nennenswerten Aufschwung in kurzer Zeit hat unter englischer Verwaltung dagegen das Nyassaland genommen.

Das Britische Zentralafrika-Protektorat oder Nyassaland.

Dieses hoffnungsvolle Gebiet, die nordöstliche Ecke der britischen Interessensphäre in Zentralafrika, umfaßt dem ganzen Westufer des Nyassa-Sees entlang einen verhältnismäßig schmalen Landstreifen, der sich nach Süden zu in einen zipfelförmigen Ausschnitt aus dem portugiesischen Besitz zu beiden Seiten des oberen Schireflußes bis nach Port Herald an dessen rechtem, und bis nach Chiromo an dessen linkem Ufer fortsetzt, während die Grenze von letztgenanntem Orte aus dem Ruo-Fluß entlang zum Schirwa-See läuft und von da in gerader Linie zur Südostecke des Nyassa zieht, sodaß also auch das ganze Südufer des Sees britisch ist, während die südliche Hälfte des Ostufers in portugiesischem, die nördliche Hälfte desselben und das Nordufer in deutschem Besitz sind. Das Schutzgebiet umfaßt 109 338 qkm und besteht in einem 1000 bis 1800 m über dem Meere liegenden, sehr fruchtbaren Hochland, überragt von Bergen, die im Mlanje-Plateau eine Höhe bis zu 3000 m erreichen. Bis zur Höhe von ungefähr 1000 m findet man fast überall die Tsetse-Fliege, und für Europäer sind Höhen unter 1500 m nicht heilsam; auch dann ist noch große Vorsicht nötig und die Sterblichkeitsziffer unter den Weißen, welche besonders unter Schwarzwasserfieber und Malaria leiden, ist eine sehr hohe. Die hiesigen Beamten werden dem Risiko entsprechend gut bezahlt und genießen schon alle 18 Monate 6 Monate Urlaub mit vollem Gehalt und freier Reise, gehe dieselbe nach Europa oder sonstwohin. Der ungesundeste Monat ist der Januar mit dem meisten Regen, der übrigens das ganze Jahr hindurch fällt.

Die Bevölkerung weist etwas über 700 000 Eingeborene auf und dazu treten gegen 450 Europäer, von denen ungefähr 100 Beamte, der Rest Missionare, Pflanzer — auch deutsche — und Kaufleute sind; den Zwischenhandel mit den Eingeborenen vermitteln 270 Inder. Die aus 3 oder 4 Bantustämmen bestehenden Landeskinder fangen an, mehr oder weniger zivilisiert zu werden; die Rondone-Handwerkerschule hat eine große Zahl von ihnen als

Zimmerleute, Maurer, Grobschmiede u. s. w. ausgebildet, und aus den Yao und Alouga hat man bereits zwei Bataillone ausgezeichneter Soldaten für das Zentral-Afrika-Regiment gebildet, das neben 1000 Eingeborenen 200 indische Sikhs zählt. Die Arbeitslöhne sind bislang noch sehr billig und tragen dadurch dazu bei, die hiesigen Pflanzungen lohnend zu machen; bezahlt man doch als Monatslohn nur 3 Schillinge und dazu 1½ Yard Baumwollstoff, für dessen Wert sich der Arbeiter die ihm nötigen Lebensmittel eintauschen kann. Zuweilen bezahlt man auch den ganzen Monatslohn von 4 Schillingen in Calico, wobei der Yard mit 3 Pence angerechnet wird.

Auf den höheren Lagen gedeihen Rinder, Pferde und Schafe und der Preis für eine Kuh ist hier von 7 £ auf 1 £ gefallen, seitdem die Tsetse-Fliege in gewissen Teilen des Landes verschwunden ist.

Dem unsinnigen Abschießen von wertvollem Wild seitens der Eingeborenen ist erfolgreich dadurch vorgebeugt worden, daß letztere seit einigen Jahren eine besondere Erlaubnis zum Tragen von Feuerwaffen bedürfen und daß diese sowohl, wie auch Munition außerdem noch mit einer, wenn auch geringen, Steuer belegt sind. Seitdem sind Elephanten — welche aus ihren sumpfigen früheren Lieblingsaufenthaltsorten allerdings vielfach auch durch den Dampferverkehr auf dem Schire verscheucht wurden — in Distrikte zurückgekehrt, in denen sie jahrelang nicht mehr gesehen worden waren; noch stärker hat sich der Bestand an Büffeln und Zebras wieder gehoben, damit gleichzeitig freilich auch die Zahl der Löwen.

Den wertvollsten Baum des Gebietes bildet die Mlanje-Ceder, (widdringtonia whytei), eine der wenigen einheimischen Koniferen Afrikas, deren Stamm eine Höhe von 150 und einen Durchmesser von 6 Fuß erreicht. Auch Raphia- und Hyphaena-Palmen sind vertreten.

Das Land wurde europäischer Kenntnis erst durch Livingstone erschlossen, welcher, nachdem er 1853—56 den Süden des Kontinents von Loanda bis Quelimane durchquert, 1859 den Schirwa- und den Nyassa-See entdeckte. Am Südufer des letzteren suchte sich zwar frühzeitig die im Jahre 1856 auf Livingstones Veranlassung gegründete Universities Mission to Central-africa festzusetzen, aber ihre ersten Sendboten sahen sich in Folge des schlechten Klimas gezwungen, das Schire-Thal zu verlassen und gingen nach Sansibar zurück. Erst im Jahre 1870 gelang es der Free Church of Scotland, 1875 auch den Sendlingen der Established Church of Scotland sich im Westen, später auch im Süden des Sees festzusetzen, 1876 entstand die schottische Missionsstation Blantyre der Established Church, und die Universities Mission wirkt auf der in der Mitte des Sees gelegenen Insel Likoma und am Ostufer des Nyassa. Im engsten Anschluß an die Blantyre-Mission wirkte die Livingstone Central Africa Company, aus der 1878 die African Lakes Company hervorging. Diese Gesellschaft war ursprünglich als eine Laien-

Mission gegründet worden, deren Mitglieder die Transporte für die Missionsgesellschaft besorgen, in ihren Mußestunden sich aber auch dem Missionswerk widmen sollten. Der Hauptsitz der Seengesellschaft befindet sich in dem, nur eine halbe Stunde von Blantyre entfernten Mandala und ihr Programm umfaßt heute Handel und Schiffahrt auf Sambesi, Schire und Nyassa und Anlage und Betrieb von Handelsstationen und Pflanzungen. Der anfangs auch der Blantyre-Mission attachierte Schotte John Buchanan machte bald Kulturversuche, die besonders mit Kaffee vorzüglich günstige Resultate ergaben und im Jahre 1880 begann einer der Direktoren der Gesellschaft, James Stevenson, mit dem Bau der nach ihm benannten Stevensonstraße zwischen dem Nyassa und dem Tanganyika, welche wegen der großen Kosten damals aber nur teilweise gebaut und dann dem Verfall überlassen, erst später vollendet und 1899 auf 200 km Länge wesentlich verbessert wurde.

Auch die englische Regierung hatte ihr Interesse an dem Seengebiet dadurch dokumentiert, daß sie in den 80er Jahren für den Nyassa-Distrikt einen besonderen Konsul bestellte, dessen Thätigkeit sich besonders auf Einschränkung des Sklavenhandels erstrecken sollte. Anfangs der 80er Jahre hatten sich nämlich arabische Sklavenhändler am Nordufer des Nyassa niedergelassen, begannen unter ihrem Führer Mlozi bald einen Vernichtungskrieg gegen die Wakonde und verlangten schließlich 1887 selbst Tribut von den seit 1882 in der Station Karonga ansässigen wenigen Engländern, die hier belagert wurden und sich schließlich nach dem Nordende des Sees zurückziehen mußten. Vergeblich waren die Bemühungen des 1888—89 im Dienste der Seengesellschaft thätigen Kapitäns Frederick Lugard, diese Araber zu bekämpfen. Lugard ging 1889 nach England, um dort die öffentliche Meinung zur Unterdrückung der arabischen Sklavenhändler anzurufen und dadurch zu diesem Zwecke Geldmittel flüssig zu machen, welche der Seen-Gesellschaft nicht zu Gebote standen. Denn die letztere hatte bislang keine finanziellen Erfolge aufzuweisen gehabt, und die portugiesische Regierung, welche die Einnistung der Engländer in dem von ihr beanspruchten Gebiet unangenehm empfand, erschwerte überdies die Waffeneinfuhr und erhöhte die Zölle auf dem Sambesi. Cecil Rhodes versuchte damals in Europa die Seen-Gesellschaft mit seiner Chartered Company zu verschmelzen und stellte Lugard sofort 20000 £ zur Bekämpfung der Sklavenhändler und einen jährlichen Zuschuß von 9000 £ zur Verwaltung des Nyassa-Landes in Aussicht; dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung.

Inzwischen ging der bekannte Forschungsreisende Harry H. Johnston, welcher damals englischer Konsul in Mosambik war, den Schire hinauf, schloß unterwegs mit den dort ansässigen Makololo-Häuptlingen eine Reihe von Verträgen, hißte die englische Flagge im Schire-Hochlande und erreichte im Oktober 1889 Karonga, wo er einen ziemlich schwächlichen Frieden mit den Sklavenhändlern und eine Reihe weiterer Verträge mit den dortigen Häuptlingen abschloß, bevor er sich nach Europa begab.

Wir haben bereits gesehen, daß die Portugiesen unter Serpa Pinto mit den Waffen gegen Johnstons Vorgehen protestierten, aber Portugals Ansprüche auf das Nyassa-Land wurden durch Drohungen zum Verstummen gebracht, und nachdem England schon im Februar 1891 die Verwaltung seiner Interessensphäre nördlich vom Sambesi der Chartered Company übertragen hatte, erklärte es am 14. Mai 1891 in aller Form sein Protektorat über das Nyassaland und ernannte als ersten Residenten daselbst Harry Johnston, welcher während der nächsten Jahre in der eigenartigen Stellung als „Imperial Commissioner, administring for the South African Company“ funktionierte.

Johnston, der im Juli 1891 wieder im Nyassaland eintraf, ließ durch Kapitän Maguire den Kampf gegen die Sklavenhändler im Süden aufnehmen; anfangs glücklich, erlitten die Engländer und ihre Sikhs und Sansibar-Truppen 1892 schwere Verluste und der gefallene Maguire wurde durch Kapitän Johnson ersetzt. Der Kommissar Johnston selbst, am Südende des Sees von den Yaos belagert, wurde aus seiner gefährlichen Situation durch die sehr gelegen eintreffende Deutsche Antisklaverei-Expedition befreit, und mit Hilfe der nunmehr auf den See gebrachten englischen Kanonenboote konnte allmählich Ruhe und Ordnung geschaffen werden.

Seit dem 22. Februar 1893 wurde das Gebiet anstatt „Nyassaland“ offiziell „British Central Africa Protectorate“ genannt und zwar verstand man unter diesem Namen bis 1895 die ganze britische Interessensphäre nördlich des Sambesi, also auch das heute Nord-Rhodesia genannte Land mit einbegriffen. Seit 1897 steht Alfred Sharpe als Kommissar an der Spitze des Protektorats.

Da in dem Abkommen mit Portugal vom Jahre 1891 auch die Zollfrage auf dem Sambesi geregelt worden war, Rhodes' Chartered Company einen Teil der Aktien der Seengesellschaft übernommen hatte und gegen Abtretung gewisser Minenrechte bis Ende 1895 einen jährlichen Zuschuß von 10 000 £ gewährte, so hat sich seitdem ein nennenswerter Aufschwung in der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes vollzogen und die African Lakes Company konnte 1897 eine Dividende von 7½% verteilen.

Die Hauptbedeutung des Schutzgebietes liegt darin, daß es eine verhältnismäßig bequeme Verbindung und den Handel von der afrikanischen Ostküste nach den Inlandgebieten Deutsch-Ostafrikas und des Kongostaates, sowie nach Nord-Rhodesia vermittelt. Flußdampfer, welche allerdings nur 2 Fuß Tiefgang haben dürfen, gehen von dem Seehafen Chinde den Sambesi hinauf und biegen dann in den Schire ein, passieren Vicente, den südlichsten englischen Ort Port Herald (175 Seemeilen von Chinde), den letzten portugiesischen Ort Chiromo (200 M.) und erreichen nach etwa achttägiger Fahrt Katunga oder Chicuaua (275 M.). Weiter flußaufwärts, zwischen Katunga und Matope, welche beiden Orte einen Höhenunterschied von etwa 1000 Fuß aufweisen, ist

der Wasserweg allerdings auf eine Entfernung von zwei Tagemärschen durch eine Reihe von Stromfällen, die Murchinson-Stromschnellen unterbrochen, doch sind gute und fahrbare Straßen und Transportmittel aller Art vorhanden, um Kolli jeder Größe und jeden Gewichts auf dieser Strecke über Land befördern zu können. Reisende werden im Nyassaland meist in dem „Machilla" genannten Tragnetz transportiert, doch sind auf der 44 km langen Strecke Katunga—Blantyre auch Wagen zu haben, welche die Fahrt in fünf Stunden zurücklegen. Der Höhenunterschied zwischen Katunga (200 Fuß ü. M.) und Blantyre (3600′) ist ein ziemlich beträchtlicher und die Straße ist nicht selten Überschwemmungen ausgesetzt.

Blantyre, nach Livingstones Geburtsort benannt, ist Hauptsitz der hiesigen schottischen Mission, zählt heute etwa 5000 Einwohner und besitzt eine stattliche Kirche, hübsche und solide Verwaltungsgebäude für Gericht, Post und Zoll, rühmt sich seiner Klubs und zweier Zeitungen und weist, eben sowie das benachbarte Mandala, die Hauptstation der Seengesellschaft, einen für zentralafrikanische Verhältnisse geradezu überraschenden europäischen Komfort auf. In der Nachbarschaft finden sich zahlreiche Plantagen schottischer Ansiedler, welche Kaffee, Ölfrüchte und Chinchona bauen. Der Sitz der Centralverwaltung ist übrigens nicht Blantyre, sondern das 64 km nordöstlich davon und durch eine 7½ Stunden brauchende Nachtschnellpost mit ihm verbundene Zomba, welches allerdings auch nur gegen 1000 m über dem Meere, aber am Fuße des 1650 m hohen Zombaberges liegt, auf dessen Plateau man ein Sanatorium errichtet hat. Die Zahl der in Zomba lebenden Weißen beträgt etwa 40. Eine 53 km lange Straße führt von Blantyre nach Matope, dem ersten Platz am wieder schiffbaren oberen Schire und von hier aus fahren etwa zweimal wöchentlich Dampfer, welche gleichfalls 2 Fuß Tiefgang nicht überschreiten dürfen, über Mpimbi und Fort Liwonde nach dem 60 Meilen von Matope entfernten und 2 Meilen südlich vom Nyassasee am Schire liegenden Fort Johnston.

Am Ufer des Nyassasees liegen nicht weniger als 10 englische Handels- und Regierungsstationen, und zwar sind die Haupthäfen am Westufer das 20 000 Einwohner zählende Kota Kota und das in der Nordwestecke liegende Karonga. Auf dem See selbst, der 480 m ü. M liegt, bis 900 m tief ist und häufig durch starke Winde aufgewühlt wird, herrscht bereits ein auffallend reger Verkehr; neben dem größten hier fahrenden Dampfer, dem „Hermann von Wißmann", zählte man im Jahre 1900 7 englische Dampfer und 2 Kanonenboote und zwar ist der erste englische Dampfer schon im Jahre 1868 durch die Youngsche Expedition auf den Nyassa gebracht worden, dem 1875 ein kleiner Missionsdampfer folgte. Die 360 Meilen Entfernung zwischen dem Süd- und Norduser, zwischen Fort Johnston und Karonga, werden von den Dampfern in drei Tagen zurückgelegt.

Von Karonga bis Kituta am Südende des Tanganyika führt über

ein 5000 Fuß hohes Plateau mit den Stationen Fife und Abercorn die 220 Meilen lange Stevenson Road und hier vermitteln eine wöchentliche Post, Ochsenwagen und eingeborene Träger den Verkehr. Die Länder zwischen dem Nyassa und dem Tanganyika, welche die Wasserscheide zwischen dem Indischen und dem Atlantischen Ozean bilden, gehören zu den schönsten im ganzen tropischen Afrika überhaupt.

Den Tanganyika-See kreuzt der Dampfer von Süd nach Nord in 4 Tagen und von seinem Westufer aus wird sich gelegentlich wohl auch eine Eisenbahnverbindung nach dem Luapula anschließen, dem den Bangweolo- und den Meru-See durchfließenden östlichen Quellfluß des Kongo. Hatten die Belgier Anfang 1901 ihre Vorstudien für eine Bahn zwischen dem Tanganyika und dem Kongo doch bereits auf einer Strecke von 600 km beendet.

Man ersieht schon aus diesen kurzen Angaben, wie wichtig diese Verbindungslinie von Chinde nach dem Seeengebiet ist.

Der untere Schire wird heute von 11 Dampfschiffen und 5 Kanonenbooten, der obere Schire von 4 Dampfern und 1 Kanonenboot befahren; davon gehören der African Lakes Corporation 7 Flußdampfer auf dem unteren und 2 auf dem oberen Schire, 2 Dampfer auf dem Nyassa und je einer auf dem Tanganyika- und dem Meru-See. Diese Gesellschaft, welche ein Gebiet von 9650 qkm beansprucht, unterhält heute zwischen der Sambesi-Mündung und dem Kongostaat eine Kette von 17 Stationen. Neben ihr kommen für Transportzwecke besonders noch die African International Flotilla und Transport Co. in Betracht, welche 4 Dampfer auf dem unteren und einen auf dem oberen Schire laufen hat, und sodann auch die Sharrer Co., während das von Ludwig Deuß geplante deutsche Nyassa-Unternehmen bislang noch nicht zu Stande gekommen ist.

Transport-Zeit und Kosten für die Tonne auf den verschiedenen Strecken sind ungefähr folgende:

Strecke	Tage	Mark
Chinde — Chiromo	4 Tage	80 Mark
Chiromo — Mpimbi	10 „	120 „
Mpimbi — Südende Nyassa	2 „	40 „
Südende Nyassa — Nordende	4 „	50 „
Nordende Nyassa — Südende Tanganyika	20 „	160 „
	40 Tage	450 Mark

Die Hauptstraße des Gebietes führt von Chiromo dem Nordufer des Ruo-Flusses entlang einerseits über die Forts Andersen und Lister zum Mlanje-Plateau, andrerseits zweigt sich am Tuchila-Fluß ein Weg nach Blantyre und Zomba ab, doch zieht man überwiegend vor, die beiden letzten Plätze über Katunga zu erreichen.

Eine Lebensfrage für die weitere Entwicklung des Protektorats ist der Bau einer Eisenbahn von Chiromo, dem portugiesischen Grenzort am Schire, nach Blantyre (130 km) und von da weiter nach Matope (53 km) am wieder

schiffbaren oberen Schire oder auch gleich bis zum Nyassa selbst, da andernfalls die Grenze der Produktion und Ausfuhrfähigkeit des Landes bereits erreicht sein dürfte, und zwar spielt auch hier die Arbeiterfrage die ausschlaggebende Rolle. Gegenwärtig wird nämlich fast die ganze verfügbare Arbeitskraft, welche in Plantagen Verwendung finden könnte, zum Lastentragen vom schiffbaren Schire nach Blantyre, den Schire-Hochländern und dem oberen Schire gebraucht und die Eingeborenen ziehen Lastentragen auch allen anderen Arbeiten vor, da sie hierbei verhältnismäßig leicht und ruhig Geld verdienen können. Diese Transportarbeiten haben aber bereits so stark zugenommen, daß die gesamten vorhandenen Kräfte kaum mehr dazu genügen. Wenn man vorläufig auch nur die Bahn Chiromo — Blantyre bekäme, glaubt man, dadurch 40000 Menschen, welche jetzt mit Trägerdiensten beschäftigt sind, für die Plantagen frei zu bekommen. Das britische Kolonialamt ist Anfang 1901 um eine Zinsgarantie von 2½% auf 300000 £ angegangen worden, mit welchen man hofft, die Strecke Chiromo—Blantyre bauen zu können.

Auch das Projekt einer direkten Verbindung mit der Küste durch eine Bahn von der Pomba-Bai nach Fort Johnston existiert schon seit 1891 und zwar hat im Jahre 1899 die „Companhia do Nyassa" mit der Absteckung dieser Linie begonnen.

Der **Außenhandel** des Protektorats hat sich in kurzer Zeit sehr erfreulich entwickelt, wie aus folgenden Zahlen hervorgeht für

	Einfuhr	Ausfuhr
1891/2	33000	6900 £
1893/4	49000	23600 „
1895/6	71000	19600 „
1897/8	97000	27400 „
1898/9	108000	37000 „

Im Finanzjahr 1899/1900 betrug der fremde Handel 255000 £ und damit hatte sich im Vergleich zum Vorjahr die Einfuhr um 50% gehoben, die Ausfuhr mehr als verdoppelt und die Kaffeeproduktion war dreimal so groß geworden. Von den 158000 £ der **Einfuhr**, welche in der Hauptsache aus Baumwoll-, Eß- und Eisenwaren bestand, kamen 154000 über Chiromo, der Rest über Port Herald; außerdem geht ein Transitverkehr zunehmenden Wertes nach Deutsch-Ostafrika, Nord-Rhodesia und dem Kongostaat. In der **Ausfuhr** steht obenan arabischer Kaffee (1899/1900 1100 Tons), dessen Anpflanzungen hier seit dem Jahre 1887 datieren und dessen Kultur sich als besonders lohnend erwiesen hat; diejenigen Distrikte, in denen der Kaffeestrauch am besten gedeiht, sind der Cholo-, Namasi- und Mlanje-Bezirk. Kautschuk, Elfenbein, Ölfrüchte, Tabak und Chillies (Cayenne-Pfeffer) lieferten weitere Ausfuhrmengen. Auch die Kultur des Cayenne-Pfeffers, die Tabakindustrie und die Kautschukausfuhr haben in den letzten zwei Jahren sehr zugenommen, ebenso hat die Reiskultur an den Ufern des Nyassa derartige Fortschritte ge-

macht, daß im Jahre 1899 davon 800 Tons guter Qualität auf den inländischen Markt gebracht werden konnten, während der Export dieses Produkts durch zu hohe Frachtspesen ausgeschlossen ist. Letzthin hat man auch Versuche mit Coca gemacht, und das gesamte Plantagen-Areal gegen Ende des Jahrhunderts umfaßte etwa 8000 Acres. Die Sansevieraä-Agave wächst auf weiten Strecken wild und ist später vielleicht ebenfalls auszunützen.

Goldhaltiges Gestein ist zwar innerhalb des Gebietes nachgewiesen, doch hat man sich bislang noch nicht eingehend mit dessen Ausbeutung befaßt.

Die Einnahmen des Protektorats betrugen im Finanzjahr 1897/8 24500 £, darunter rund 9000 £ aus Zöllen; die Ausgaben in der gleichen Periode 65000 £. Seitdem haben sich die Einkünfte aber günstiger gestaltet und waren in 1899/1900 auf 40000 £ gestiegen. Die Einfuhrzölle betragen im Allgemeinen 5% vom Werte, Maschinen, Ackerbau- und Minengeräte, Eisenbahnmaterial und lebendes Vieh sind frei. Eine gute Einnahmequelle bildet die jährliche Hüttensteuer von 3 Schilling, die auch durch einen Monat Arbeitsleistung ersetzt werden kann und unnachsichtlich eingetrieben wird, um dadurch eine Zwangserziehung zur Arbeit auszuüben; Hütten von Steuerrückständigen werden rücksichtslos niedergebrannt.

Der Gesamteindruck des Protektorates ist der eines aufblühenden Landes, in dem neue Straßen angelegt, Post und Telegraphen eingerichtet, die Dampfer vermehrt und die Plantagen ausgedehnt werden, doch warnt die Verwaltung ausdrücklich vor Einwanderung Mittelloser.

Ehe wir uns nun nach Südafrika wenden, sei noch ein Ausflug nach den Ostafrikanischen Inseln angetreten und zwar zunächst nach den, der Mosambik-Küste nahen Komoren.

Die Komoren.

Die am nördlichen Eingang des Kanals von Mosambik und in dessen Mitte gelegene, isolierte Inselgruppe der Komoren oder Feuerinseln ist, wie schon ihr Name andeutet, vulkanischen Ursprungs und ohne Verbindung mit dem afrikanischen Festland oder mit Madagascar.

Sie setzt sich aus folgenden vier, von Nordwest nach Südost aufgeführten Hauptinseln zusammen, von denen die drei ersten unter französischer Schutzherrschaft stehen, während Mayotte eine französische Kolonie bildet:

Die Große Komore	1102	qkm und	20000	Einwohner,	einschließlich	Dependenzen
Moheli	231	"	8000	"		"
Anjuan	378	"	15000	"		"
Mayotte	370	"	18000	"		"
	2081	qkm und	61000	Einwohner.		

Jede Inselgruppe besteht aus einer basaltischen oder trachytischen Hauptkette, die mit Lava, Tuffen und Bimsstein bedeckt ist, deutliche Krater findet man aber nur noch auf dem kleinen Pamanzi der Mayotte-Gruppe und besonders auf der Großen Komore, wo im 19. Jahrhundert auch noch drei Ausbrüche erfolgten, nämlich 1808, der stärkste 1860 und ein leichterer 1879/80. Alle vier Gruppen sind von gefährlichen Korallenriffen umgeben, die sich nur bei Mayotte in nennenswerter Entfernung vom Ufer hinziehen. Während die Große Komore gar keinen Wasserlauf aufweist, sind die drei anderen von klaren Flüssen durchzogen, Anjuan besitzt auch Mineralquellen. Die angenehmere „trockene" Zeit, kühl und ohne starke Regen, dauert vom Mai bis Oktober, während die Monate Oktober bis April große Hitze, heftige Gewitter, Sturzregen und Flutwellen bringen; die Wirbelwinde — letzter großer 1898 — sind seltener und im allgemeinen weniger heftig, als auf Ost-Madagascar und den Mascarenen. Der Boden ist, seiner vulkanischen Natur entsprechend, außerordentlich fruchtbar, besonders in den Thalsohlen und an den Flußmündungen, und fast überall mit reicher Vegetation bedeckt. Ueppige Wälder mit schönen Baumfarren zieren die Höhen, die Abhänge weisen Gehölz und Weiden auf, und weiter nach unten

zu folgen Zuckerrohr-, Kokos- und andere Pflanzungen. An einheimischen Säugetieren existieren nur Zibetkatzen, Ratten und Fledermäuse, aber die eingeführten Rinder, Schafe und Ziegen sind gut gediehen.

Nach einheimischer Tradition sind die Komoren kurz nach der Regierungszeit König Salomons von Arabern besiedelt worden, die sich auf der Großen Komore festsetzten und denen später Afrikaner von der Sansibar-Küste folgten. Zwischen den Jahren 1500 bis 1505 erschienen dann auch die Portugiesen auf der Großen Komore, deren Einwohner vor ihnen meist nach den drei anderen Inseln der Gruppe flohen; doch setzten sich die Portugiesen hier nicht dauernd fest und nachdem sie das Land verlassen, wanderten 1506 eine Anzahl Schiras-Perser ein, welche sich auf der Großen Komore, auf Anjuan und Moheli niederließen und heute noch die herrschende Rasse bilden. Um dieselbe Zeit begann auch die Einwanderung von Sakalaven, welche durch die unaufhörlichen Kriege aus Madagascar vertrieben wurden, und daneben führte man frühzeitig Sklaven aus Madagascar und Ostafrika ein. Von dem ersten englischen Schiff, welches 1591 direkt nach Indien geschickt wurde und die Komoren anlief, wurden hier 30 Mann durch die Komorenser niedergemetzelt. Araber aus Sansibar, Maskat und Yemen folgten später und der Handel zog auch gegen 200 Banianen aus Bombay an, wozu heute noch 5—600 Europäer, meist Kreolen von den Mascarenen treten. Im allgemeinen ist die Bevölkerung durch die zahlreichen inneren Kriege sehr zurückgegangen; zählte allein die Große Komore zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch über 100000 Einwohner, so beträgt jetzt die Gesamtbevölkerung der vier Inselgruppen wenig über 60000.

Unter den Bewohnern kann man vier Haupttypen unterscheiden. Die eigentliche einheimische Rasse bilden die Antaloten, eine Kreuzung der erst gekommenen Semiten und Afrikaner, von gelblicher Hautfarbe, hohem Wuchse und gelocktem Haare; dieselben haben fast sämtlich Religion und Sitten der Araber angenommen und ihre Sprache, die eigentliche Komorensprache, ist ein Gemisch von Suaheli und Malgasch. Daneben finden wir die Kaffern, von Afrika und Madagascar eingeführte Negersklaven, welche allmählich auch Religion und Sitten der Antaloten angenommen haben, ferner Malagassen und Araber in den verschiedensten Abstufungen der Blutmischung; sehr wenige letzterer können noch arabisch sprechen und schreiben, meist bedienen sie sich der Suaheli-Sprache. Außerhalb der Städte, wo man Stein- und Lehmhäuser findet, bestehen die Wohnungen meist aus einem Gestell von Kokosstämmen, das mit Geflechten aus Raphiablättern überzogen und mit geflochtenen Kokoswedeln gedeckt ist; alle diese Hütten haben vorn eine Art Veranda und hinten einen von Kokospalmen und anderen Fruchtbäumen beschatteten Hof, der mit einer Hecke aus Matten abgeschlossen ist. Für den eigenen Bedarf werden besonders Reis, Manioc und Bataten gebaut.

Die kurante Münze ist die Rupie, daneben zirkulieren französische 5 Franksstücke und Hacksilber, auf Anjuan verkehrt auch Salz als Scheidemünze.

Eine Linie der Messageries Maritimes verbindet die Gruppe vierwöchentlich einerseits mit Sansibar und Europa, andrerseits mit Madagascar und den Mascarenen. Eine Kabellinie führt von den Komoren über Dschibuti nach Europa.

Gehen wir nun etwas näher die einzelnen Gruppen durch, deren Geschichte Stoff für eine Reihe der abenteuerlichsten Romane bieten würde.

Beginnen wir mit

Mayotte,

das zwar entsprechend seiner östlichen Lage von den Arabern am spätesten, nämlich erst im 12. Jahrhundert besiedelt, aber in neuerer Zeit zuerst von den Franzosen besetzt wurde. Die Gruppe wurde bald vereint mit Anjuan, bald von diesem getrennt verwaltet, 1606 auch von den Holländern besucht, und war dann zwischen den Jahren 1680 und 1840 der Spielball zwischen 5 verschiedenen arabischen Herrscherlinien, deren Erbfolgestreitigkeiten zahlreiche und blutige innere Kämpfe veranlaßten. Auch an äußeren Verwicklungen fehlte es nicht, und nachdem die Sakalaven 1790 die Küste geplündert und verwüstet hatten, verlegte man die Hauptstadt von Shingoni an der Westküste nach der kleinen Felsinsel Dzaudzi, einer natürlichen Festung an der Ostküste. Im Jahre 1840 wurde Mayotte von der französischen Fregatte „Prévoyante“ besucht, deren Kommandant die Lage der Insel für maritime Zwecke so günstig fand, daß er nach einem Übereinkommen mit dem Gouverneur von Réunion, Kontreadmiral de Hell, 1841 nach hier zurückkam und am 25. April einen Vertrag mit dem Sultan schloß, in welchem dieser gegen eine Jahresrente von 5000 Franks die Insel an Frankreich abtrat. Dieser Vertrag wurde im Februar 1843 von Louis Philippe ratifiziert und die Insel am 13. Juni 1843 offiziell von Frankreich in Besitz genommen; der Herr Sultan aber starb schon 3 Jahre später an übermäßigem Genuß von Absinth und anderen Kulturgetränken.

Die ersten Franzosen, welche Landkonzessionen auf der fruchtbaren Hauptinsel erbaten und bekamen, waren die mit einem Kapital von 400000 Franks ausgerüstete Compagnie des Comores und zwei Schiffskapitäne; Kreolen von Réunion und einige Europäer folgten alsdann und man wandte sich von Anfang an der bequemsten, lohnendsten und am schnellsten rentierenden Kultur, der Anpflanzung des Zuckerrohres zu. Schwierigkeit machte dabei allerdings schon frühzeitig die Arbeiterfrage. Als die Franzosen die Inselgruppe in Besitz nahmen, war sie durch die ewigen Unruhen fast gänzlich entvölkert und man

zählte nicht mehr als 1800 Freie und 1500 Sklaven, welch' letztere 1847 durch ein königliches Dekret gegen Leistung von 5 Jahren Arbeit an den Staat plötzlich befreit wurden, ein Vorgehen, das allgemeine Unzufriedenheit zeitigte: Die Sklavenbesitzer sahen sich dadurch entrechtet, die Sklaven selbst fanden in dem Wechsel des Herrn keinen Vorteil und so erfolgte zunächst eine Massenauswanderung beider, ehe man sich allmählich an die neuen Verhältnisse gewöhnte. Aber noch heute sind die Eingeborenen schwer an dauernde und regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, und da der Europäer im hiesigen Klima die Landbestellung nicht selbst übernehmen, sondern nur überwachen kann, so ist die Einführung fremder Arbeiter eine Lebensfrage für die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie.

Von 1846—1858 wurden 9 Zuckerfabriken errichtet, zwischen 1858 und 1875 erstanden noch weitere 5, aber durch die niedrigen Zuckerpreise im Weltmarkt, durch Arbeitermangel und gesteigerte Produktionskosten trat für die Zuckerfabrikation seit 1885 auch hier eine große Krisis ein und heute bestehen auf Mayotte nur noch 8 Fabriken, 6 etwas größere und 2 sehr unbedeutende, mit einer jährlichen Gesamtproduktion von 3500—4000 Tons; 4 Destillerien stellen daneben 180000—200000 Liter Rum im Jahre fertig, die überwiegend nach Madagascar gehen.

Die meisten Zuckerpflanzungen finden sich in der Küstenebene der Hauptinsel, welche allerdings nicht mehr ganz so ungesund wie früher, aber noch immer reich an Sumpffiebern ist. Das Zuckerrohr in dem überaus fruchtbaren Boden ergiebt hier nicht, wie auf Réunion, nur 2—3, sondern 8—10 Schnitte, von denen die letzten an Rohrgewicht allerdings stark abnehmen; schon der 6. ergiebt nur die Hälfte vom 1. Schnitt, nämlich nur 25 statt 50 Tons Rohr auf den Hektar. 100 kg Rohr liefern 8—9½ kg Zucker. Das Rohr wurde von Mauritus und besonders auch von Réunion eingeführt, nachdem man nunmehr aber denselben Boden 50 Jahre lang ohne Fruchtwechsel für die Zuckerkultur benutzt hat, fängt das Rohr zu entarten an und man sucht es jetzt durch neu eingeführte Sorten zu ersetzen.

Neben dieser Hauptkultur, welche etwa 1700 ha umfaßt, sind die anderen sämtlich unbedeutend.

Seitdem der arabische Kaffeestrauch hier 1884 von der Hemileia verwüstet wurde, ist der Ertrag sehr zurückgegangen und erst seit Mitte der 90er Jahre hat man angefangen, etwas Liberia-Kaffee zu pflanzen. Die Kokospalmen wurden 1886/87 zum größten Teil durch ein schildlausähnliches Insekt zerstört; die Kultur von Baumwolle, die hier fast überall wild wächst, von Agaven und von eingeführten Gewürznelken, Zimt, Kakao und Tabak hat man als unlohnend vernachlässigt, dagegen seit etwa 12 Jahren mit Erfolg Vanille gezogen.

Etwa 17000 ha Land sind hier noch zu vergeben, doch hat die Zahl der Europäer letzthin ständig abgenommen.

Die Verwaltung Mayottes untersteht einem Gouverneur zweiter Klasse, dem ein Generalsekretär, ein Richter und ein Verwaltungsrat zur Seite stehen, letzterer aus 2 Beamten und 2 vom Kolonialminister aus den Kolonisten ernannten Notablen zusammengesetzt. Seit 1892 sind auch die beiden kleinen Gloriosen-Inseln, welche seit 1898 etwas Guano nach Mauritius liefern, von Frankreich annektiert und als Dependancen von Mayotte erklärt worden. Die drei unter französischem Schutze stehenden Sultanate der anderen Komoren, welche im übrigen ihre getrennten Budgets — und auch ein jedes seinen eigenen schönen Ordensstern — behalten, sind seit 1899 ebenfalls dem Gouverneur von Mayotte unterstellt, nachdem die drei französischen „résidents“ auf den verschiedenen Gruppen bis dahin direkt unter dem Kolonialamt standen. Damit ist ein Zusammenschluß der einzelnen Teile des Archipels angebahnt, der sich auch auf Justiz- und Finanzwesen ausdehnen soll. Ist eine einheitliche Verwaltungsform für die Komoren doch nur eine Frage der Zeit.

Der im Jahre 1897 erforderliche Verwaltungszuschuß für Mayotte betrug 13000 Franks.

Die Handelsbewegung im Jahre 1893 belief sich auf 603000 Franks in Einfuhr und 972000 Franks in der Ausfuhr, ist aber letzthin zurückgegangen und betrug 1898 in der Einfuhr 392000 Franks, darunter 267000 Franks von Frankreich; und 885000 Franks in der Ausfuhr, nämlich 4000 Tons Zucker, 200000 Liter Rum und 3500 kg Vanille und davon gingen etwa 3/5 nach Frankreich, der Rest nach Sansibar und Madagascar. Das Jahr 1899 weist eine Einfuhr von 561000 und eine Ausfuhr von 1309000 Franks auf. Früher betrug der allgemeine Einfuhrzoll 10% vom Werte, seit 1896 hat man aber den französischen Generaltarif eingeführt und seitdem ist die Einfuhr aus Frankreich wesentlich gestiegen; bis dahin hatten Bombay und Sansibar die Überhand, welch' letzteres auch die amerikanischen, englischen und deutschen Waren liefert.

Die bis zu 600 m hohe Hauptinsel ist ringsum von einem Barrierriff umgeben, und der 9—11 km breite, ruhige Wasserarm zwischen diesem und der Küste ist voller Inselchen und Untiefen. Sitz der Verwaltung ist die nur 7 ha große niedrige Felsinsel Dzaudzi, auf deren Plateau um einen verwahrlosten öffentlichen Garten herum in Kirchhofsruhe etwa ein Dutzend einfacher europäischer Häuser steht, darunter der von einer Veranda umzogene Holzbau der Residentur, das Administrationsgebäude mit Polizei und Post und die Missionsstation. Von Dzaudzis gutgeschützter Rhede aus führt ein Damm zu der Insel Pamanzi, deren regelmäßiger Vulkankegel heute von einem Kratersee ausgefüllt ist, und Dzaudzi gegenüber auf der Hauptinsel liegt inmitten ausgedehnter Zuckerfelder Mamutzu und etwas südlich davon M'Sapere, der Handelsplatz der Kolonie.



Malagassen-Hütte.

Westlich von Mayotte folgt zunächst

Anjouan,

früher auch Johanna genannt, eine bis 1570 m hohe, reich bewässerte und überaus fruchtbare Insel, welche während der letzten 3 Jahrhunderte vielfach von Europäern besucht worden war, teils als erwünschte Station auf der Indienfahrt durch den Kanal von Mosambik, teils deshalb, weil es frühzeitig ein Centrum des Sklavenhandels geworden war. Im Gegensatz zu den anderen Komoren fanden die Europäer hier jederzeit gastfreundliche Aufnahme. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden wir aber auch dieses kleine Sultanat durch zahlreiche innere Kämpfe beunruhigt. Die Niederlassung von Weißen begann 1848 damit, daß der Engländer Sunley hier eine große Zuckerpflanzung anlegte und diesem folgte mit gleich gutem Erfolg ein amerikanischer Doktor Wilson. Das reizte denn auch den Sultan Abdallah, sein Glück in industriellen Unternehmungen zu versuchen, aber inzwischen waren die Zeiten für die Zuckerindustrie schon ungünstiger geworden und anstatt seine Einnahme verbessert zu sehen, schuldete der Sultan an die Oriental-Bank in Mauritius bald 266000 Rupien. Bislang hatten die Engländer das Übergewicht auf der Insel und mit diesen hatte der Sultan auch schon 1882 einen Vertrag abgeschlossen, welcher die Abschaffung der Sklaverei begünstigte. Die ungemütliche Situation, in der sich der verschuldete Sultan befand, benutzten aber 1886 geschickt die Franzosen, indem sie ihr Protektorat anboten, und der Sultan ging auch darauf ein, nachdem man seinem Sohne Salim, der nach muhamedanischem Rechte nicht dazu berechtigt war, die Nachfolge sicherte. Es dauerte zwar nur sehr kurze Zeit, bis sich Abdallah gegen diesen Schutzvertrag auflehnte, aber 4 französische Kriegsschiffe und 4 Kompagnien Infanterie brachten den Herrn Sultan bald dazu, im März 1887 einen neuen Vertrag zu schließen, der ihn noch schärfer unter französische Kontrolle nahm. Im November 1887 traf der Sultan dann auch ein Abkommen mit seinen Gläubigern, denen er die Nutznießung seiner Domänen überließ und 1889 wurde ein Gesetz zur Einschränkung der Sklaverei erlassen. Als Abdallah 1891 starb, brachen jedoch Kämpfe zwischen seinem Bruder Said Othman und seinem Sohne Salim aus, die den französischen Residenten zwangen, sich zeitweilig nach Mayotte zurückzuziehen, aber von dort aus wurde bald wieder Ruhe hergestellt; die Franzosen setzten beide Prätendenten ab und verbannten sie nach Mayotte, dafür wurde Frankreichs Schützling, Said Omar, der Vater des Sultans Said Ali von der Großen Komore, als Sultan von Anjouan anerkannt. Die französischen Truppen konnten im Januar 1892 zurückgezogen werden. Sultan Oman, welcher im Mai 1891 die Sklaverei gänzlich abgeschafft hatte, starb allerdings schon im Monat April des nächsten Jahres und ihm folgte sein ältester Sohn Said Mohamed, der sich mit den Freuden des Harems begnügt und die Verwaltung dem französischen Residenten überläßt.

Die Steuern werden in der Form von 5 Rupien Kopfsteuer und 1/2 Rupie Hüttensteuer jährlich und 3 Tagen Frohndienst für jeden Monat erhoben. Französische Waren sind zollfrei, andere Einfuhrgüter bezahlten früher 12% vom Werte, seit 1896 die Sätze des französischen Generaltarifs von 1892. Die jährlichen Zolleinnahmen von Anjouan und Moheli belaufen sich nur auf 5000 Rupien, die Gesamteinnahmen auf rund 100000 Franks. Die Hauptausgaben bilden die Beamtengehalte, nämlich 15000 Franks an den résident-chancelier und je 10000 Franks für Arzt, Zoll- und Polizei-Vorstand. Der Sultan selbst bezieht nur einen Jahresgehalt von 6000 Franks.

Die Insel besitzt 3 Städte und etwa 30 Dörfer und die an der Nordwestküste an einer ungeschützten Rhede gelegene Hauptstadt Mutsumatu zählt etwa 1500 Einwohner, 400 Männer und 1100 Frauen, ein Übergewicht der letzteren, das sich ähnlich stark auf der ganzen Insel findet. Ist der Bewohner von Anjuan doch sehr wanderlustig und siedelt gern nach Nossi Bé oder nach Sansibar über. Die Hauptstadt bildet ein regelmäßiges Viereck von etwa 500 m Durchmesser und ist von einer verfallenden Mauer und 20 Verteidigungstürmen umgeben. Die kompakte massive Häusermasse ist überragt von der gezinnten Sultanszitadelle und der einfachen französischen Residentur, sowie einem runden, leuchtturmartigen Minaret inmitten der Stadt, während die anderen 6 Moscheen keine Minarets besitzen. Die Häuser in den schmalen, winkeligen Straßen sind meist nur Erdgeschosse und bilden teilweise selbst die Stadtmauer. Hinter dem schmalen, von Kokospalmen eingefaßtem Strande steigt eine breit ausgefurchte, charakteristische Kraterform auf, deren Höhen mit üppigem Walde bedeckt sind.

Die Insel besitzt heute 3 französische und 1 amerikanische Zuckerfabrik, seit 1900 auch eine Rum-Destillerie und produziert im Jahre etwa 1200 Tons Zucker und 9000 kg Vanille, daneben hat man letzthin auch Ceará-Caoutchouc, Liberia-Kaffee, Gewürz-Nelken und Kakao mehr Beachtung gewidmet.

Seitdem die Sklaverei auch auf den drei Sultans-Komoren abgeschafft ist, benutzt man „Kontraktarbeiter", die sich für mindestens ein Jahr verpflichten, während die befreiten Sklaven einen Kontrakt für 10 Jahre zeichnen müssen. Die Bedingungen dabei sind folgende: Täglich 10 Stunden Arbeit, wöchentlich einen Ruhetag, jährlich drei Feiertage und ein Monatslohn von
4 Rupien für den Mann und 2 Rupien für die Frau bei freien Kontraktarbeitern
1 „ „ „ „ „ 1/2 „ „ „ „ „ befreiten Sklaven,
dazu freie Rationen.

Weiter nach Westen zu folgt nun

Moheli oder Mohilla,
die kleinste der Komoren, bis 650 m hoch, sehr fruchtbar, aber auch sehr ungesund und aus diesem Grunde von den Europäern meist gemieden. Die beiden umwallten Städte und auch die Mehrzahl der 40 Dörfer der Insel liegen dicht an dem ungesunden, vielfach sumpfigen Strande und die Bewohner Mohelis sind wegen ihres wilden Charakters gefürchtet.

Die Insel war seit langer Zeit von einer alten arabischen Familie beherrscht, die jedoch von dem 1829 aus Madagaskar nach hier entflohenen Hova-Prinzen Ramanateka im Jahre 1830 entthront wurde, und als dieser 1841 starb, überließ er die Herrschaft seiner jungen Tochter Dschumbe Fatuma, welche ganz unter dem Einfluß ihrer französischen Gouvernante, Mme. Drouet, stand und sich 1848 von dem Kommandanten des Französisch-Indischen Geschwaders krönen ließ. Nachdem Madame Drouet aber 1852 durch eine Empörung vertrieben war und sich Fatuma mit Seid Hammadi, einem Neffen des Imam von Maskat verheiratet hatte, schlugen ihre „französischen Gesinnungen" bald in Gleichgiltigkeit, ja Feindschaft um. Besonders wegen Mr. Lambert, dem berühmten Duc d'Emyrne, der 1865 eine Zucker-Plantage auf Moheli angelegt hatte und anfangs gut behandelt worden war, kam es bald zu Interessengegensätzen mit der Moheli-Regierung, die erst durch eine Demonstration der französischen Flotte beigelegt werden konnten; der Königspalast und die Hauptstadt Fomboni wurden dabei in Trümmer geschossen. Nach dem 1878 erfolgten Tode der Königin traten Uneinigkeiten und heftige Kämpfe zwischen der Hova- und der alten Araber-Dynastie aus, 1885 griffen französische und englische Kriegsschiffe ein, um gegen ungerechte Behandlung ihrer Landsleute zu protestieren und schließlich intervenierte 1886 der Gouverneur von Mayotte, indem er die Insel am 26. April unter französische Schutzherrschaft stellte, den Prinzen Marschani von der alten Araber-Dynastie als Sultan einsetzte und 9 Chefs der Hova-Partei, die sich widersetzten, nach Diego Suarez deportierte. Sultan Marschani freilich war bei seinen Unterthanen so unbeliebt, daß ihm die Franzosen schon 1888 die Macht wieder entziehen mußten; nach einer Reise nach Paris, wo er seinen Thron reklamierte, wurde er 1890 in Obok interniert und an seiner Stelle kam Salima Maschamba, eine Tochter Fatmas zur Herrschaft; dieselbe wurde in einem Kloster Réunions erzogen und bevor sie 1895 in ihr „Königreich" zurückkehrte, führte während der Erziehungszeit ihr Bruder, Prinz Mahmud, die Regentschaft.

Seit 1895 ist hier dieselbe fiskalische Verwaltung wie in Anjouan eingeführt. Die Hauptstadt Fomboni im Nordosten der Insel zählt 2000 Einwohner und auf ganz Moheli finden sich nur 2 fremde Plantagen und eine ansehnliche Zuckerfabrik, welche jährlich etwa 600 Tons Zucker und 2000 kg Vanille liefern.

Am weitesten nach Westen vorgeschoben endlich ist die

Große Komore.

Diese größte und gesundeste Insel der ganzen Gruppe setzt sich aus drei verschiedenen Teilen zusammen: Die Nordseite wird von einer Reihe regelmäßiger, längst erloschener Vulkankegel bedeckt; in der Mitte erhebt sich der mächtige, 2650 m hohe und regelmäßig wie ein Napfkuchen gefurchte Karthala, d. h. „Feuertopf", dessen 150 m tiefer und 2 km im Umfang messender Krater gleichfalls erloschen ist, während 5 km südwestlich von hier noch eine Stelle heute aktiver vulkanischer Thätigkeit existiert, welche sich zeitweilig durch Dampf und Rauch, durch einen großen Ausbruch zuletzt 1860 bemerkbar machte; im Süden der Insel folgt ein kleineres Bergmassiv. Verhältnismäßig junge Lava bedeckt mindestens ein Drittel der Insel. Ebenen finden sich nur am Strande, Flüsse und Thäler fehlen, auf der ganzen Insel giebt es nur 3—4 schwache Quellen und daneben sorgen natürliche Cisternen für das Trinkwasser. Die Westseite ist die feuchtere und fruchtbarere. Prächtige Wälder enthalten wertvolle Luxushölzer, ausgezeichnete Weiden begünstigen Rinder- und Ziegenzucht, und da das Terrain für Zuckerkultur hier zu steinig ist, so liefern die Kokospalmen und Vanillezucht die Haupthandelswerte.

Was die Geschichte der Insel anbetrifft, so finden wir auch hier im 19. Jahrhundert fortwährende Kämpfe rivalisierender „Sultane" um die Obermacht. Um einer befürchteten Besetzung der Insel seitens Deutschlands vorzubeugen — hatte doch Dr. Karl Peters unter den Ländern, mit denen er Schutzverträge abzuschließen gedachte, auch die Komoren in Aussicht genommen — schloß der französische Naturforscher Humblot 1885 zunächst einen Vertrag mit dem, nicht allgemein anerkannten Sultan Said Ali, worin sich dieser verpflichtete, die Insel ohne Genehmigung von Frankreich an keine fremde Macht abzutreten. Unruhen auf der Insel boten dann schon Anfang 1886 dem Gouverneur von Mayotte erwünschte Veranlassung, an Bord eines Kriegsschiffes zu erscheinen und die französische Schutzherrschaft über die Insel zu erklären. Damit waren die Unruhen selbst aber nicht beendet, Humblot, der 1887 die „Société de la grande Comore" zur Explorierung der Insel gegründet hatte und der von Paris gesandte französische Resident standen sich wie Hund und Katze und der Hauptgegner Sultan Alis hißte die deutsche Flagge, bis Humblot, 1889 selbst zum Residenten ernannt, mit militärischer Hilfe allmählich Ordnung schuf, die 5 „Untersultane" absetzte und die Dorfhäupter und die 12 Kadis der 12 Provinzen dem Sultan direkt unterstellte. Aber auch mit Said Ali verstand man sich auf die Dauer nicht, und so lud man ihn denn zum „Besuch" eines französischen Kanonenboots ein und brachte ihn nach Réunion, wo man ihn mit einer Jahrespension von 4000 Frcs. kalt stellte. Das Leben daselbst scheint dem Ex-Sultan auch soweit zu behagen, nur fand er den Ruhegehalt von 4000 Frcs. für sich und sein Gefolge nicht im Einklang mit den 24000 Frcs., welche die um dieselbe Zeit auf Réunion internierte Ex-Königin von

Madagaskar bezog, „denn diese sei doch nur eine „Wilde“ und sehe wie ein häßliches Dienstmädchen im Sonntagsstaat aus.“

Die Hauptstadt Moroni liegt an der Westküste und ihre Rhede hat für große Schiffe nur einen sehr beschränkten Ankergrund. Die mit Korallenstein-Mauern umwallte Stadt, die alte Residenz des Hauptsultans, zählt etwa 2000 Einwohner und weist in ihren engen, winkligen Straßen 5 Moscheen, ein europäisches Haus für den Residenten und eine Reihe besserer Araberhäuser aus Lavablöcken und Mörtel mit plattem Dache, neben einfachen, mit Kokosblättern gedeckten Hütten auf.

Die Insel zählt etwa 290 Dörfer und wird wirtschaftlich von der schon genannten „Société de la grande Comore“ ausgebeutet, welche fast den ganzen Zentralteil der Insel besitzt und hier neben nur 8 Europäern etwa 1200 farbige Arbeiter beschäftigt. Der Jahresertrag von Vanille beläuft sich auf 3—4000 kg, daneben sind besonders die Kakao- und Gewürznelken-Pflanzungen aussichtsvoll, eine Sägemühle richtet das nach den umliegenden Inseln versandte Holz zu und Sansibar und Mayotte beziehen schon verhältnismäßig nennenswerte Mengen Schlachtvieh, Rinder und Ziegen von der Großen Komore.

Eine 190 Seemeilen lange Fahrt bringt uns von Mayotte nach Majunga auf Madagascar.

Madagascar.

Das durch eine 3000 m tiefe Rinne vom afrikanischen Festland getrennte Madagascar wird von seinen Bewohnern Hiera Bé, d. h. das „Große Land", von den Arabern Komr oder Mondinsel, von den Eingeborenen Ostafrikas Bukin genannt, und in der That ist es mit seinen 591563 qkm die drittgrößte Insel der Erde überhaupt und übertrifft beispielsweise die Ausdehnung des Deutschen Reiches um 10 %. Betreffs seiner Bodenverhältnisse, seiner Flora und Fauna nimmt Madagascar eine so verschiedene Stellung von dem nahen Afrika ein, daß man es für den letzten Rest eines alten Kontinents von ehemals bedeutender Ausdehnung hält, wofür hauptsächlich auch die paläontologischen Funde sprechen. Die Länge der Insel beträgt 1580 km, ihre durchschnittliche Breite 430 km und der Umfang der nur wenig gegliederten Küste 5000 km. Mächtige Korallenriffe umsäumen fast die ganze Westküste, an deren nördlichem Teile eine Reihe tief eingeschnittener Fjords liegen. Im allgemeinen ist die Küste im Norden sehr felsig, im Süden flach und sandig.

Das Innere besteht aus mehreren hohen Gneismassiven mit aufgesetzten Bergketten, die sich im Osten in steilen Abfällen, nach Westen zu in sanften Gehängen und weiten Ebenen zum Meere senken. Die Ostküste ist von einer Reihe tief getrennter Gebirgsketten eingefaßt, welche den Aufstieg zum Hochland des Innern sehr erschweren. Dort finden wir zwei Hauptplateaus: Im Zentrum der Insel das von Imerina oder Emyrne mit der Hauptstadt Tananarivo und von Betsileo mit dem Hauptort Fianarantsoa, am Westrand 1200, am Ostrand 1600 m hoch, und der am dichtesten bevölkerte Teil des Landes; daran schließt sich nach Norden zu, durch einen nur 600 m ü. M. hohen Einschnitt getrennt, welcher das Sakalavenland im Westen mit demjenigen der Betsimisaraka im Osten verbindet, ein zweites Plateau. „Plateau" ist der hier gewöhnlich, aber unrichtig gebrauchte Ausdruck, denn es handelt sich um von Gebirgsketten durchzogene Hochländer. Über die Insel verbreitet finden sich vulkanische Erhebungen, deren höchste der Tsiafadschavona (2622 m) im Zentrum der Insel, das Ambre-Gebirge im äußersten Norden und das hufeisenförmige Ivohitsombi im Süden sind; die vulkanische Thätigkeit macht

sich aber heute nur noch durch zahlreiche heiße Quellen und jährlich vorkommende leichte Erdstöße bemerkbar. Im Westen finden wir Sedimentärgesteine, im Osten metamorphische.

Die Flüsse sind zahlreich, aber namentlich im Osten durch Fälle und Stromschnellen meist ohne Bedeutung für den Verkehr; nur der an der Westküste mündende Betsiboka kommt für die Flußschifffahrt auf eine größere Strecke, etwa 200 km weit, in Betracht. Süßwasserseen sind weder zahlreich noch groß, charakteristisch dagegen ist eine an der Südostküste etwa 600 km lang hinziehende, durch schmale Nehrungen vor der ziemlich heftigen Meeresströmung geschützte Lagunen-Reihe. Die beiden einzigen guten Häfen sind die von Nossi Bé und von Diego Suarez, alles andere sind nur mehr oder weniger gut geschützte Rheden.

Das Klima ist an der sumpfigen Küste heiß und ungesund, im Innern aber, dessen höchste Punkte im Winter zuweilen selbst Schnee aufweisen, auch Europäern zuträglich. Vom April bis Oktober weht der Südostpassat und dies ist die trockne Zeit, während vom Oktober bis März der Südwestmonsun herrscht, der Gewitter und heftige Regengüsse bringt; im Osten regnet es übrigens auch während der „trockenen" Zeit. Die Temperaturextreme weisen in Tananarivo einen Unterschied von 23°, in Tamatave einen solchen von 17° auf, die jährliche Regenmenge an letzterem Ort 350 cm.

Betreffs der Vegetationsformen lassen sich drei Regionen unterscheiden: Die tropische Niederungs- und Bergwald-Formation; die Savannen auf dem Hochland des vielfach öden und kahlen Innern, und die trockene Dornbuschregion der sandigen unfruchtbaren Südspitze mit einer eigenartigen Vegetation von Euphorbien, Kakteen und Kautschukpflanzen; die Bedeutung des an der Südspitze der Insel liegenden Fort Dauphin liegt überwiegend in seiner Kautschukausfuhr. Etwa 20% der Insel sind mit Wald bedeckt, der im Osten tropisch üppig und reich an wertvollen Hölzern ist, im dürren Westen aus Gebüsch besteht, das in der trockenen Zeit vielfach seine Blätter verliert, ebenso wie der hier in teilweise überaus mächtigen Exemplaren auftretende Baobab. Zu den charakteristischen Waldpflanzen gehören die Fächerbanane Ravenala madagascarensis, der „Baum des Wanderers" genannt, weil er in seinen Blattscheiden stets Wasser hält; die Raphia ruffia Palme und zahlreiche Kautschukpflanzen, nämlich etwa 90 verschiedene Stämme und Lianen, worunter die Liane Vahy (Vahea gummifera u. a.) die bekannteste ist. Der riesige Pandanus obeliscus ist für Madagascar besonders charakteristisch und in den Sümpfen findet sich vielfach die höchst eigenartige Ouvirandra fenestralis mit gitterförmig durchbrochenen, fußgroßen Blättern.

Die Tierwelt ist außerordentlich scharf charakterisiert zunächst dadurch, daß die großen Säugetiere Afrikas hier sämtlich fehlen, dagegen ist Madagascar die Heimat der Halbaffen, deren Mehrzahl auf diese Insel beschränkt ist. Charaktertiere sind ferner die Frettkatze, die Zibetkatze Fossa, eigentümliche

Nagetiere und Insektenfresser und zahllose Fledermäuse und fliegende Hunde. Vögel und Reptilien zeigen die gleiche Eigenart: das Fehlen afrikanischer und das Vorhandensein eigener Familien. Krokodile, Chamäleons und giftfreie Schlangen sind zahlreich, Bienen im Innern massenhaft vertreten, doch wird das von ihnen gewonnene Wachs für den Handel meist sehr mangelhaft zubereitet. Der früher hier einheimische straußartige Riesen-Laufvogel Äpyornis ist seit Jahrhunderten ausgestorben.

Als Haustiere sind eingeführt und werden allgemein gehalten das aus Ostafrika stammende Sanga-, ein Buckel-Rind, minderwertige Fettschwanzschafe, gute Schweine, wenige Ziegen und zahmes Geflügel.

Die Bevölkerung der Insel wurde bislang ziemlich unsicher auf 3½ Millionen geschätzt, die Ende des Jahres 1900 vorgenommene Volkszählung ergab aber nur 2243000 Eingeborene oder „Malagassen“, dazu 1941 Europäer, 400 Asiaten (Araber, Inder und Chinesen) und 84 Afrikaner. Von den Weißen waren der Nationalität nach 1190 Franzosen — darunter 435 Kreolen von Réunion — 370 Engländer — darunter 260 Kreolen von Mauritius — 150 Griechen, 33 Deutsche, ferner Amerikaner, Norweger etc.; dem Berufe nach zählte man unter ihnen 1558 Kaufleute und Industrielle und 383 Landwirte, und dazu treten an offiziellen französischen Persönlichkeiten 760 Beamte, 600 Offiziere und 4000 Soldaten. Die „Malagassen,“ wie sie sich selbst nennen, repräsentieren aber keineswegs einen einheitlichen Volksstamm, sondern ein recht buntes Völkergemisch aus afrikanischen und asiatischen Elementen mit großen Verschiedenheiten. Die beiden Hauptgruppen bilden die im Centrum wohnenden malayischen Hovas und die das Küstengebiet bevölkernden, aus Ostafrika eingewanderten negroiden Elemente, während von der angeblichen Urbevölkerung, den zwerghaften Wasimbas, wenig bekannt ist. Das herrschende und geistig bedeutendste Volk ist das der Hovas, d. h. „Freien,“ eines heute etwa 1 Million Köpfe zählenden Malayenstamms, dessen Sprache im engsten Zusammenhang mit derjenigen der Battas auf Sumatra steht und die ihrer Tradition nach vor etwa 800 Jahren eingewandert sein mögen. In der That bestätigt ein arabisches Schifferbuch, daß im Jahre 945 gegen 300 Malayen-Boote nach Madagascar zogen; in der Geschichte treten die Hovas aber erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf, nachdem sie sich von den Sakalaven befreit. Sie sind mittelgroßer Statur, hell-olivenfarbig und haben glattes Haar. Südlich von ihnen auf dem gleichen Plateau wohnen die dunkelbraunen, fügsamen Betsileos, etwa 300000 an Zahl, während an der Ostküste von Norden nach Süden zu das Fischervolk der Antankaren, die früher urkräftigen, jetzt aber bereits stark degenerierten Betsimisaraka, die fleißigen Antaimoro und die unbotmäßigen Antanossi, zwischen dieser Küste und dem Hochland in den Waldbergen die trägen Sihanaka, die Bezanozano, Tanala und Bara leben. Den Westen nehmen die Sakalaven ein, welche von dem schlimmen Einfluß der europäischen und Kreolen-Elemente ziemlich verschont geblieben

sind, etwa 1 Million Seelen zählen und den Negertypus am reinsten bewahrt haben; auf ihre Selbständigkeit sehr eifersüchtig, haben diese räuberischen Nomaden, welche auch verwegene Seeleute sind, den Franzosen viele Schwierigkeiten verursacht. Zu dieser eingeborenen Bevölkerung treten noch Neger, Suahelis und Komorenleute. Nur ein Teil dieser Völkerschaften gehorchte den Hovas, andere hatten sich unabhängig erhalten und mußten nach und nach von den Franzosen unterworfen werden. In der Sprache unterscheidet man verschiedene Dialekte, am meisten aber ist die vokalreiche, klangvolle Sprache der Hovas im Gebrauch, und daneben ist das Sakalaven-Idiom das wichtigste.

Mit Ausnahme von Imerina, wo es Ziegel- und Lehmbauten giebt, sind fast alle Eingeborenen-Häuser nur fensterlose Hütten, Pfahlbauten mit erhöhtem Holzboden und nur einem Gemach; die Wände bestehen aus einem Gitterwerk von Ravenala-Stämmen, welches mit Palmblättern oder den gespaltenen Blattrippen der Raphia überzogen ist und das Dach bilden Ravenala-Blätter, Binsen oder Gräser; eine hohe Schilfhürde umschließt den anstoßenden kleinen Hof. Die Hovahäuser haben hohe steile Satteldächer mit gekreuzten Firstbalken. Nur die Suaheli und Komorenser wohnen durchgängig in Lehmhäusern. Eine höchst primitive Bettstelle bildet meist das einzige Möbel, dagegen hört man in vielen Hütten europäische Ziehharmonikas spielen, welche den einheimischen Musikinstrumenten starke Konkurrenz machen; letztere bestehen in der Valiha, einem etwa 2 Meter langen Bambusrohr, von dessen Mittelteil die Oberschicht ringsum zu etwa 15 bis 20 „Saiten" zurechtgeschnitzt ist, welche durch untergesteckte Holzklötzchen gespannt werden, und neben dieser Bambusguitarre findet man die in Ostafrika heimische Lukanga, eine Art Fiedelbogen mit nur einer Drahtseite und einem als Resonnanzboden daran befestigten Flaschenkürbiß. Die Kleidung besteht im allgemeinen aus der Schadika, dem Lendentuch, einer Jacke aus Raphiafasern und einem togaähnlichen Überwurf, der Lamba, vielfach auch nur aus einem langen Hemd, dessen grober Stoff aus Raphiafasern gewebt ist. Die Frauen tragen den Schimbu, einen Rock, und über Brust und Arme geschlungen den Akansu, dazu besonders bei den schwarzen Stämmen reichen Schmuck, mit Vorliebe aus Silber. Heutigen Tages kleiden sich die bemittelteren Hovas beiderlei Geschlechts meist europäisch und zwar gewöhnlich in ausgesuchter Geschmacklosigkeit und tragen dazu den Strohhut. Waffentragen ist in Madagascar jetzt ganz verboten und die früher üblichen Bogen und Pfeile werden deshalb bald verschwinden.

Von Charakter sind die Hovas leidenschaftlich, empfindlich, rachsüchtig und falsch, äußerlich aber höflich. Das Gerichtsverfahren in früheren Zeiten beruhte auf Gottesurteilen, namentlich in dem Trinken des Tangena, eine Giftprobe, die durch Bestechung des Magistrats vielfach erleichtert wurde. Auch die Blutsverbrüderung oder Falotra wurde hier, wie sonst in Afrika, häufig geübt, und die Vielweiberei ist jetzt noch vielfach üblich.

Hauptbeschäftigungszweige bilden Landbau und Viehzucht. Die Hauptnahrung der Eingeborenen bildet der Reis, der überall kultiviert wird, wo genügend Feuchtigkeit vorhanden und zwar finden sich die schönsten Reisfelder in der Nähe der Hauptstadt und in der großen, sumpfigen Betsimisaraka-Ebene. Man baut die besseren weißen und geringere rote und zwar im ganzen etwa 22 verschiedene Sorten. Daneben wird der sehr beliebte Manioc gleichfalls überall kultiviert. Bataten, Hirse, Mais, Bohnen und Kartoffeln gedeihen gut, dagegen scheinen europäische Getreide sich hier nicht zu bewähren. Im Jahre 1900 wiesen die 3 Hauptprodukte folgende Zahlen auf:

Reis angepflanzt	907000 ha	Ertrag	328000 Tons
Manioc „	57000 „	„	303000 „
Bataten „	24000 „	„	88000 „

Zuckerrohr liefert aus seinem Safte den Eingeborenen gegohren die sehr beliebte Betsabetsa, gebrannt die Toaka. Auch Hanf wird besonders wegen des aus ihm bereiteten berauschenden Getränks kultiviert. Der Kaffeestrauch findet sich wild an verschiedenen Orten, besonders im Ambre-Gebirge und in der Provinz Andovoranto, daneben hat man auch arabischen, Bourbon- und Liberia-Kaffee angepflanzt, deckt aber bislang fast nur den Lokalkonsum. An weiteren Kulturen sind besonders Indigo, Tabak und Erdnüsse zu nennen und dazu treten zahlreiche Fruchtbäume. Was die Faserpflanzen anbetrifft, so wächst Baumwolle wild an der ganzen Küste, besonders im Norden und bildete früher eine nennenswerte Volkskultur, die aber seit Einführung der billigen europäischen Baumwollstoffe aufgegeben ist. Dagegen fabrizieren die Eingeborenen noch heute aus den Fasern der 3 bis 4 m langen Raphia-Wedel teilweise recht feine Gewebe, die „Rabanes.“ Auch für Ramie ist Madagascar ein geeignetes Feld. Seidenzucht wird mit einheimischen sowohl als auch mit eingeführten Seidenwürmern betrieben und man sucht dieselbe jetzt durch zwangsweise Anpflanzung von Maulbeersträuchern zu heben. Im Imerina-Distrikt ist laut Verordnung der französischen Kolonialverwaltung von 1898 jeder Malagasse zwischen 16 und 60 Jahren bei Strafe gezwungen, jährlich einen Kaffee- und einen Maulbeerstrauch zu pflanzen, wozu die Versuchsgärten — es giebt deren 8 auf verschiedenen Teilen der Insel — Ableger à 5 Centimes liefern.

Für Viehzucht bieten besonders der Westen und der Norden gute Weiden, doch ist der Rinderbestand, den man früher auf 2 Millionen Köpfe schätzte, durch den letzten Krieg und die Aufstände auf etwa die Hälfte zurückgegangen und der Preis hat sich seitdem verfünffacht; man bezahlt jetzt für Ochsen in Diego Suarez 50—60, in Tananarivo 100—125 Francs. Auch die Ausfuhr, welche besonders nach Mosambik, den Komoren und den Mascarenen geht und früher über 80000 Stück im Jahre betrug, ist jetzt zurückgegangen und wurde überdies noch durch Erhöhung der Ausfuhrzölle absichtlich eingeschränkt, weil man zunächst den eigenen Bestand wieder heben und die Zucht

verbessern will. Die Zählung Ende 1900 ergab einen Bestand von 975000 Ochsen, 172000 Kühen, 230000 Schweinen, 94000 Schafen, 440 Pferden, 52 Mauleseln und 148000 (?) Hühnern, Enten und anderem zahmen Geflügel.

Was die Gewerbethätigkeit anbetrifft, so verfertigen die Eingeborenen außer baumwollenen, Raphia- und seidenen Geweben Matten aus Pandanusblättern, Binsen, Gras und Stroh, irdenes Geschirr, Hacken, Messer, Beile, Horngeräte und sehr geschickte Filigranarbeiten aus Silber und Gold.

Betrachten wir nun die Geschichte Madagascars.

Ob und in wie weit schon das Altertum und das Mittelalter von der Existenz der großen Insel Kenntnis hatten, geht aus den Angaben der Griechen und Araber nicht mit Sicherheit hervor. Der erste Reiseschriftsteller, welcher den Namen Madagascar anwendet, der berühmte Venetianer Marco Polo, stützt sich nur auf teilweise sehr phantastische Berichte arabischer Seeleute, hat selbst die Insel aber nicht besucht. Er erzählt auch von dem fabelhaften Vogel „Greif" oder „Rukh," sodaß man annehmen kann, daß die inzwischen ausgestorbenen, unlängst in ihren Skeletten wieder entdeckten Riesenstrauße (Aepyornis maximus) ungefähr um diese Zeit noch auf Madagascar lebten. Marco Polo, dessen Berichte, soweit sie aus Ormuz stammen, stellenweise sichtlich Madagascar und Mogdischu verwechseln, erwähnt übrigens auch, daß die Chinesen, welche damals ja Ostafrika erreichten, auch eine Entdeckungsfahrt nach Madagascar unternommen haben. Der deutsche Ritter Arnold von Harff, welcher 1496—99 eine Orientreise unternahm, giebt an, auch Madagascar besucht zu haben, eine nachweisbare Entdeckung der Insel durch die Europäer aber erfolgte erst durch die Portugiesen, und zwar fand Fernando Soares am 1. Februar 1506 auf der Rückreise von Indien die Ostküste von Madagascar und am 10. August des gleichen Jahres entdeckte Joaõ Gomez de Abreu auch die Westküste, und da dies am Tage des heiligen Laurentius geschah, so benannte man die Insel darnach S. Lourenzo, ein Name, der auf den Karten vom Anfang des 16. Jahrhunderts gewöhnlich erscheint. Auch der Seefahrer Tristan da Cunha besuchte um diese Zeit mehrere Punkte der Westküste bis zur Nordspitze hinauf, andere Portugiesen umschifften das Kap Amber, besuchten die Ostküste, wo sie auch einige ihrer Landsleute zurückließen, und im Jahre 1517 erschien in Sevilla die erste brauchbare Karte, welche die Gesamtgestalt der großen Insel einigermaßen richtig wiedergiebt. Eine dauernde Besitzergreifung seitens der ja anderweit so vielfach engagierten Portugiesen erfolgte aber nicht, ebensowenig wie seitens der 1595—98 hier erschienenen Holländer, die wohl durch starke Verluste abgeschreckt wurden, welche ihre Mannschaften hier erlitten. In den Jahren 1614—1617 machte eine Jesuitenmission den Versuch, auf Madagascar festen Fuß zu fassen, scheiterte aber an dem schlechten Klima und der Feindseligkeit der Eingeborenen; letztere

erscheint begreiflich, denn die Jesuiten entführten Verwandte der Häuptlinge gewaltsam nach Goa, tauften und erzogen sie dort und brachten sie erst nach Jahren in ihre Heimat zurück. Auch Spanier und Engländer hatten einzelne Küstenpunkte nur gelegentlich berührt, und die ersten, welche sich ernstlich um die von ihnen „Isle Dauphiné" genannten Insel kümmerten, waren schließlich die Franzosen.

Cardinal Richelieu, Ludwigs XIII. allmächtiger Minister, erklärte am 24. Juni 1642 die Insel für ein französisches Besitztum, nachdem er eine im gleichen Jahre durch den Diepper Kaufmann Rigault gegründete Handelsgesellschaft anerkannt und ihr das Recht erteilt hatte, auf Madagascar und den umliegenden Inseln im Namen des Königs Kolonien zu gründen und daselbst Handel zu treiben.

Die ersten von dieser Kompagnie entsandten französischen Kolonisten landeten schon im September 1642 an der Südspitze Madagascars und siedelten von der Ste. Lucie-Bai bald nach Fort Dauphin über; aber durch die Brutalität der leitenden Agenten, zunächst Pronis', dann Flacourts, kam man bald in offenen Kriegszustand mit den gutmütigen, aber an Freiheit gewöhnten Malagassen. Die zunächst nur auf 10 Jahre erteilte und Ende 1652 abgelaufene Konzession der Kompagnie Rigault wurde zwar nach gründlicher Umgestaltung derselben auf weitere 15 Jahre verlängert, aber durch allerlei Taktlosigkeiten und Übergriffe seitens der Franzosen kam es zu immer neuen Zusammenstößen mit den Eingeborenen; das fanatische Vorgehen des Lazaristen-Paters Etienne wurde von den Malagassen mit dessen Ermordung beantwortet und die Franzosen, welche dafür Rache nehmen wollten, mußten sich unverrichteter Dinge zurückziehen.

Inzwischen wehte in Frankreich unter Colbert ein frischer Wind und da der große Minister wohl einsah, daß auch diese „reorganisierte" Gesellschaft Fiasco machen werde, so löste er 1664 die Rechte derselben ab und übertrug sie der „Compagnie des Indes Orientales," an deren Kapital von 15 Mill. auch der Königliche Hof mit 5 Millionen Francs beteiligt war und welcher das Handelsmonopol für Madagascar und die Mascarenen „auf ewige Zeiten" überlassen wurde. Am 5. März 1665 gingen die ersten Schiffe dieser neuen Gesellschaft nach Fort Dauphin, dem Verwaltungssitz in Madagascar, ab und es gelang der Gewandtheit der Leiter dieser Expedition, wieder friedliche Beziehungen zu den Eingeborenen anzuknüpfen und Stationen und ausgedehnte Pflanzungen anzulegen. Mit Admiral La Haye, der 1670 die Leitung der Geschäfte übernahm, welche von dieser Zeit ab für Rechnung des Königs von Frankreich geführt wurden, begann aber wieder ein Schreckensregiment, und die abermals getäuschten Eingeborenen, friedlichen Versicherungen nicht mehr trauend, setzten eine allgemeine Erhebung ins Werk, erstürmten 1672 das Fort Dauphin und machten die Franzosen bis auf den letzten Mann nieder; La Haye war vorher glücklich aus Madagascar entkommen.

Die Franzosen, durch kontinentale Wirren in Anspruch genommen, bekümmerten sich vorläufig nun nicht weiter um Madagascar, als daß sie es 1686 als Krongut erklärten und diese Erklärung in den Jahren 1720 und 1725 erneuerten.

Die französischen Kolonisten, die sich 1750 auf der Insel St. Marie festsetzten, welche der Ostküste von Madagascar vorgelagert ist, wurden schon 1754 von den Malagassen niedergemetzelt, und eine Zeitlang bildeten Flibustier fast sämtlicher seefahrenden Nationen Europas, später Sklavenhändler das einzige europäische Element an der Küste Madagascars.

Erst 100 Jahre nach dem Verlust von Fort Dauphin setzte eine zweite Epoche ernstlicher französischer Kolonisationsversuche ein, und zwar war es zunächst dem abenteuerlichen, aber fraglos begabten und energischen polnischen Grafen Benjowsky beschieden, hier eine Rolle zu spielen. Dieser Herr war in St. Petersburg in eine Verschwörung verwickelt und nach Kamtschatka verbannt worden, entkam aber von dort mit der ihm angetrauten Tochter des Gouverneurs, unterhandelte dann mit den Eingeborenen Formozas über ein Protektorat und gelangte schließlich auf einem französischen Schiff über Mauritius nach Frankreich, wo er Ludwig XVI. zunächst, freilich vergeblich, zu einer Expedition nach Formoza zu bewegen suchte. Dann nahm er aber ein Kommando zur Kolonisierung von Madagascar an, verließ im Mai 1773 Frankreich, um von Isle de France (Mauritius) aus seine Vorbereitungen zu treffen — wo er seitens der Verwaltung allerdings von Anfang an wenig oder kein Entgegenkommen fand — und gründete 1774 an der Nordostküste Madagascars in der Antongil-Bai die Niederlassung Louisbourg, die bald geradezu auffallend gedieh; seine Beziehungen zu den Eingeborenen, mit denen er in Blutbrüderschaft trat, waren so gute, daß diese ihn zu ihrem Oberkönig erwählten. Voller Hoffnungen und großer Pläne segelte Benjowsky im Dezember 1776 nach Frankreich, fand bei der Regierung dort aus nicht aufgeklärten Gründen aber keine Unterstützung mehr, auch Österreich und England liehen dem Malagassenkönig kein Gehör und von einem amerikanischen Handelsschiff nach Madagascar zurückgebracht, starb er daselbst am 23. Mai 1786 im Kampfe gegen französische Soldaten von der Isle de France. Nur ein Abenteurer, mag sein, der aber bei richtiger Behandlung Großes hätte leisten können.

Auch so war Benjowskys Vorgehen und Beispiel nicht ohne Nachahmung geblieben, denn in der Folge kamen zahlreiche französische Händler von Bourbon und Isle de France nach Madagascar und machten daselbst gute Geschäfte; auch die französische Regierung sandte 1791 und 1801 wieder Spezialkommissare nach der Insel und etablierte 1804 auch einen „Unter-Gouverneur" in Tamatave, der aber 1811 den Engländern weichen mußte, nachdem diese die französischen Besitzungen in diesen Gewässern genommen. England erhielt im Pariser Frieden von 1815 die „Isle de France und ihre Dependenzen" definitiv zugesprochen und mit bemerkenswerter Unverfrorenheit verstand der

englische Gouverneur von Mauritius, Sir Robert Farquhar, unter „Dependenzen" nicht nur die ausdrücklich im Vertrag als solche benannten Inseln Rodriguez und die Seychellen, sondern auch die große Insel Madagascar, auf der er 1816 englische Garnisonen in Tamatave und Foule Pointe errichtete. Diese ungerechtfertigten Ansprüche wurden nach Frankreichs Protest Ende 1816 zwar ausdrücklich von England zurückgezogen, aber seit dieser Zeit beginnt nun der bald verschleierte, bald offene Wettbewerb der Briten und der Franzosen um den maßgebenden Einfluß auf Madagascar.

Den ersten Zug hatten die Engländer und zwar benutzte Farquhar, der Madagascar als Absatzgebiet von Mauritius sichern wollte, geschickt die Gelegenheit, welche ihm die seit Anfang des 19. Jahrhunderts aufstrebenden Hova-Stämme boten, trat durch Gesandtschaften und Geschenke mit deren König Radama I (1810—1828) in Verbindung und schloß mit diesem einen Freundschaftsvertrag ab, in welchem Radama als König von ganz Madagascar anerkannt und England das Recht eingeräumt wurde, einen diplomatischen Vertreter im Hova-Reiche halten zu dürfen. Die Engländer begannen denn auch bald eine rege Thätigkeit auf Madagascar zu entwickeln, die Schaffung einer Hova-Armee nach europäischem Muster zu veranlassen und die Bande zwischen Madagascar und Mauritius immer fester zu knüpfen. Als seit 1821 nun auch die Franzosen wieder erschienen und sich auf St. Marie, im Fort Dauphin und einigen anderen Punkten festsetzten, wurde ihnen von Mauritius aus angedeutet, daß Madagascar inzwischen ein „unabhängiges Reich" geworden sei, welches keine Rechte europäischer Mächte auf seine Gebiete anerkenne, und in der That griffen die Hovas mit der moralischen Unterstützung der Engländer die französischen Niederlassungen an und eroberten Fort Dauphin, während an England durch ein Königliches Dekret vom Jahre 1825 freie Zulassung seiner Handelsschiffe und freie Niederlassung seiner Kaufleute auf Madagascar gewährt wurde. Die Insel St. Marie wurde allerdings schon 1827 wieder und dauernd von den Franzosen besetzt und 1876 der Verwaltung von Réunion unterstellt.

Immerhin hatte Farquhars Politik glänzend gesiegt und auch die schon seit dem Jahre 1818 erschienenen protestantischen Missionare der Londoner Missionsgesellschaft gewannen bald großen Einfluß, zählten 1828 bereits 4000 Gläubige auf Madagascar und wirkten mit Erfolg gegen den einheimischen Wasserfetischdienst.

Das alles änderte sich aber, als der tüchtige, nur dem Trunke stark ergebene Radama, von seiner Gemahlin vergiftet, starb und die durch den kraftvollen König niedergehaltenen, konservativen Adelsfamilien nunmehr wieder zu Einfluß und Macht gelangten, dadurch daß sie die Witwe, welche als Königin Ranavalona I (1828—61) den Thron bestieg, zwangen, einen der ihrigen zu heiraten. Diese neue Herrscherin, eine mißtrauische, grausame und habgierige Frau, machte aus ihrer Abneigung gegen die Europäer bald keinen Hehl. Sie



Hovas.

brach den mit den Engländern angeknüpften Handelsverkehr wieder ab. Ein französischer Landungsversuch in Foule Pointe wurde 1829 abgeschlagen und nachdem in einer großen Volksversammlung 1835 auf Veranlassung der Königin die christlichen Offiziere des Hova-Heeres ihres Grades verlustig erklärt wurden, verließen auch die bislang noch geduldeten englischen Missionare die Hauptstadt, wo ihre Anwesenheit zwecklos geworden war. Nach einer im Jahre 1845 von den Engländern und Franzosen gemeinsam, aber vergeblich versuchten Erstürmung Tamataves wurden den Europäern durch ein Gesetz vom gleichen Jahre auch alle exterritorialen Rechte entzogen, man stellte sie z. B. betreffs der Frohndienste und anderer nationaler Einrichtungen vollständig den Eingeborenen gleich und schloß sie damit de facto von der Insel aus.

Nur zwei Franzosen, Lastelle und Jean Laborde hatten verstanden, bei der Königin einen ungewöhnlichen Einfluß zu gewinnen und zwar dadurch, daß sie die Habsucht der Herrscherin durch die Anlage lohnender Unternehmungen befriedigten. Der erste machte sich nützlich durch Gründung großer landwirtschaftlicher Betriebe und durch Einführung europäischer Feuerwaffen; der andere, Jean Laborde, schon seit 1831 auf der Insel, lehrte die Hovas viele westliche Industrien, wie Eisengießerei, Kohlenbrennen, Gerberei, Zucker-, Rum- und Indigo-Fabrikation. Allmählich, besonders seit 1853, erlangten auch englische Missionare wieder Eingang auf Madagascar und erwirkten als praktische Pioniere ihres Vaterlandes auch die Freigebung des Handels. Zu den beiden einflußreichen Franzosen gesellte sich im Jahre 1855 ein dritter, der französische Zuckerpflanzer Lambert aus Mauritius und diese drei kombinierten nun hinter dem Rücken der alternden und kränklichen Königin mit deren Sohn und Thronerben Rakoto, der erst 2 Jahre nach dem Tode seines „Vaters" zur Welt gekommen war und auf welchen die Franzosen einen großen Einfluß gewonnen hatten, der auch schon 1846 nebst anderen Prinzen offen zum Christentum übergetreten war, daß dieser der französischen Regierung das Protektorat über Madagascar anbieten möge. Lambert reiste mit diesem Vorschlag nach Paris, Napoleon III. wollte sich aber vor Eingehen auf diesen ihm an und für sich sympathischen Plan zunächst der Zustimmung Englands vergewissern; der davon benachrichtigte Lord Clarendon hatte nun allerdings nichts Eiligeres zu thun, als den Reverend William Ellis, der früher schon einmal nach Madagascar gesandt worden war, um Verbindungen mit den Hovas anzuknüpfen, erneut nach dort zu schicken, um einige einflußreiche Hovas von der „Verschwörung" zu unterrichten, die hinter dem Rücken der Königin geschmiedet werde. Die Folge davon war, daß man die Franzosen und auch die Weltreisende Frau Ida Pfeiffer, die 1856 mit Lambert nach Madagascar herausgekommen war und welche den Hova-Hof durch ihr Klavierspiel entzückt hatte, bei Todesstrafe sofort aus dem Hova-Reiche auswies und daß dessen Herrscherin systematische und blutige Christenverfolgungen anordnete.

Ranavalona I. starb am 14. August 1861 und ihr Sohn Rakoto, der

ihr als König Radama II. (1861—63) auf dem Throne folgte, berief sofort seine alten Freunde Laborde und Lambert nach der Hauptstadt zurück und sandte letzteren, den er zum „Herzog von Emyrne" ernannte, als seinen Vertreter nach Europa mit der „Charte Lambert", welche die Bildung einer großen Gesellschaft zur Nutzbarmachung der madagassischen Hülfsquellen autorisierte; die Form des französischen Protektorats war damit zwar umgangen, das Wesen aber erreicht. Der ideal veranlagte, aber unpraktische junge König, von seinen fremden Freunden schlecht beraten, erschien den zurückgesetzten Edelleuten bald sehr unbequem und es war wohl nicht ganz zufällig, daß auch William Ellis wieder auf der Bildfläche erschien, bevor es in Tananarivo zu einer förmlichen Revolution kam. Die Empörer verlangten, daß der König mit den Franzosen breche und als er dieses Ansinnen ablehnte, wurde er am 12. Mai 1863 in seinem Palast erwürgt.

Seine Witwe, welche ihm als Königin Rasoherina (1863—68) auf dem Throne folgte, wurde veranlaßt, einen Sprößling der Hovafamilie Rainiharo als Premierminister zu wählen und unmittelbar nach dessen Ernennung zu heiraten. Bis zum Sturze der Hova-Dynastie ist das Amt des Premierministers seitdem immer in der Familie Rainiharo geblieben und der Premierminister war gleichzeitig immer Prinz-Gemahl, da von nun an nur noch Frauen zur Königswürde gelangten.

Die Landschenkungen an Lambert und Genossen wurden nach Radamas Tod für ungültig erklärt.

Unter der schwachen Königin Rasoherina kam es 1865 zu einem förmlichen Aufstand gegen die Franzosen, und wenn auch um diese Zeit, 1865—70, der französische Geograph Alfred Grandidier die Insel nach allen Seiten erforschen und dadurch den Grund zu unserm modernen Wissen über Madagascar legen konnte, so war Frankreichs Stern hier doch ganz verblaßt und England seinem Nebenbuhler wieder einmal weit voraus. Schon am 25. Juni 1865 war es den Engländern gelungen, mit den Hovas einen äußerst günstigen Freundschafts- und Handelsvertrag abzuschließen, wodurch die Einführung englischer Waren wesentlich begünstigt wurde. Große englische Kaufmannshäuser begannen, sich an der Küste sowohl, wie in der Hauptstadt niederzulassen und englische Missionare entfalteten eine so großartige Thätigkeit, daß das Hova-Reich thatsächlich eine Kolonie der Londoner Missionsgesellschaft wurde, welche die Politik des Landes leitete.

Das trat besonders hervor, nachdem die Königin Ranavalona Majonka II. (1868—83) sich 1869 mit einem großen Teile ihres Adels taufen ließ, und das straflose Gelingen der von ihr angeordneten Zerstörung der Götzenbilder machte auf das Volk einen so tiefen Eindruck, daß es in großer Zahl zum Christentum übertrat. Mehr und mehr wurden nun auch europäische Muster in Regierungsform und Verwaltung kopiert. Die Königin hatte zwar durch den zum Generalkonsul avancierten Jean Laborde 1868 auch mit Frankreich einen

Handelsvertrag geschlossen, aber der Ausgang des deutsch-französischen Krieges brachte die Franzosen um den Rest ihres Ansehens bei der Hova-Regierung und letztere suchte nunmehr auch die an der Westküste und Nordspitze wohnenden Sakalaven und Antakaren unter ihre Hoheit zu bringen, obgleich diese 1840 unter französisches Protektorat gestellt worden waren und Franzosen sich auf verschiedenen Küsteninseln niedergelassen hatten; englische Methodisten waren auch hier der Hova-Regierung behülflich. Frankreich erhob natürlich Beschwerde über die Belästigung seiner Landsleute und die Verletzung der Vertragsrechte von 1868, aber die Königin erklärte, daß ihr Reich bis zum Meere reiche und der französische Konsul in der Hauptstadt mußte schließlich seine Flagge einziehen und reiste ab. Inzwischen hatte 1882 die Hova-Regierung eine Gesandtschaft nach Europa geschickt, welche verschiedene Handelsverträge, u. a. auch mit Deutschland abschloß, aber zu keiner Vereinbarung mit Frankreich kam, da dieses nicht nur die Schutzherrschaft über die Sakalaven und die Antakaren, sondern auch über die Ostküste beanspruchte. Im Mai 1883 erschienen darauf französische Kriegsschiffe in den madagassischen Gewässern, Admiral Pierre bombardierte Majunga und Tamatave, besetzte letzteres am 13. Juni 1883 und suchte die Hovas durch Blockierung der Küste zum Nachgeben zu zwingen.

Aber auch die nach dem Tode Ravanalonas II. am 13. Juli 1883 auf den Thron gekommene letzte Königin Ranavalo Manjaka III. (1883—96) weigerte sich zunächst, die französischen Forderungen zu erfüllen, bis dann endlich am 17. Dezember 1885 nach verschiedenen resultatlos gebliebenen Anläufen ein Vertrag zustande kam, welcher Frankreich neben Rechten allgemeiner Natur den Besitz der Bai von Diego Suarez zugestand, bestimmte, daß die auswärtigen Angelegenheiten in Zukunft durch einen französischen Generalresidenten am Hova-Hofe zu leiten seien und für Jean Labordes Erben und andere Civilansprüche eine Entschädigung von 10 Millionen Francs gewährte. Frankreich verpflichtete sich dagegen, das Land gegen äußere Angriffe zu schützen und ihm Militärinstrukteure, Ingenieure und Lehrer zu schicken. Dieser Vertrag wurde 1890 auch von England und Deutschland anerkannt.

Als erster Generalresident kam im Frühjahr 1886 mit einer kleinen militärischen Eskorte Le Myre de Vilers nach Tananarivo, er und seine Nachfolger fanden aber bald heraus, daß die Hova-Regierung weit davon entfernt war, die eingegangenen Verpflichtungen getreulich erfüllen zu wollen, und als Le Myre de Vilers im Oktober 1894 schließlich ein Ultimatum stellte, verlangten die Hovas einfach die Annullierung des Vertrags von 1885. Die Franzosen zogen sich daraufhin von der Hauptstadt zurück, die französischen Kammern bewilligten noch im gleichen Jahre die verlangten 65 Millionen Francs für einen Feldzug gegen Madagaskar — der Frankreich schließlich 95 Millionen und 6000 Menschenleben kostete — und die Feindseligkeiten begannen am 12. Dezember 1894 mit der Besetzung Tanataves durch französische Marine-

truppen des indischen Geschwaders. Die Avantgarde des französischen Expeditionskorps landete unter General Metzinger am 1. März 1895 in Majunga, am 6. Mai traf daselbst auch der Oberbefehlshaber General Duchesne ein und die Expedition setzte sich zusammen aus 658 Offizieren, 14773 Soldaten, 6000 Hülfs-Wagenführern, 46 Geschützen, 5040 der berühmten Lefebvre-Wagen, 6630 Maultieren und 641 Reitpferden. Obgleich die Vorbereitungen zu diesem Feldzug seitens des Kriegsministers Mercier vielfach ungenügend und ungeschickt getroffen waren, erreichten die Franzosen nach großen Beschwerden und Verlusten durch Krankheiten, von den Hovas auffallend wenig belästigt, programmgemäß, d. h. vor Eintritt der Regenzeit, am 30. September 1895 die Hauptstadt.

Die Königin fügte sich sofort in das Unvermeidliche und zeichnete schon am 1. Oktober den Friedensvertrag, welcher ganz Madagaskar unter französische Schutzherrschaft stellte und Frankreich das Recht zur militärischen Besetzung des Landes gab. Das Abkommen ließ im übrigen die alten Institutionen des Landes weiterbestehen, der Königin wurde zunächst ihre Würde belassen und nur ihr Gemahl, der gefährlichere Premierminister, nach Algier verbannt, wo er kurz darauf starb. Hatte die Hova-Regierung somit klein beigegeben, so fügte sich doch die Bevölkerung nicht so schnell und die Franzosen hatten noch jahrelang einen Kleinkrieg zu führen.

Angesichts der gebrachten Opfer fand die französische Regierung ein einfaches Protektorat aber bald nicht mehr für ausreichend, und besonders aus dem Grunde, um die wirtschaftlichen Beziehungen der Insel zu den übrigen Vertragsmächten auf eine andere, letzteren ungünstigere Basis stellen zu können, wurde am 18. Januar 1896 ein neuer Vertrag mit der Königin abgeschlossen, und das französische Parlament votierte am 6. August 1896 die Annektierung der Insel, welche damit französische Kolonie wurde. Um weiteren Intriguen der Hovas oder Palastrevolutionen vorzubeugen, wurde die Königin Ende Februar 1897 einfach abgesetzt und als Staatspensionärin zunächst nach der Insel Réunion, 1899 nach dem entlegeneren Algier verbannt, von wo aus sie im Mai 1901, wenig geehrt und beachtet, Paris besuchen durfte.

Der jahrhundertalte Streit um Madagaskar zwischen Engländern und Franzosen war zu Gunsten der letzteren entschieden.

Der im Januar 1896 zunächst an die Spitze des Protektorats gestellte Generalresident Laroche hatte sich den Schwierigkeiten der Situation, die auf militärischem wie sozialem Gebiet lagen, nicht gewachsen gezeigt. Zwar hatte man nominell die uralte Sklaverei auf Madagaskar schon im Jahre 1877 aufgehoben, aber es wurde damit doch erst Ernst gemacht, nachdem das Land französischer Besitz geworden war. Dadurch erlitten natürlich gerade die einflußreichsten Klassen große Verluste, sahen sich teilweise in die Unmöglichkeit versetzt, ihre Felder bestellen lassen zu können, und die so verursachte Unzufriedenheit war unter den bestehenden Verhältnissen doppelt kritisch. Es be-

durfte einer kräftigen und dabei doch geschickten Hand, und Frankreich hatte das Glück, eine solche in General Gallieni zu finden, welcher am 28. September 1896 als erster Generalgouverneur die Kolonie übernahm und alle Militär- und Civilrechte in seiner Person vereinte. Dieser 1849 geborene, fleißige und begabte Mann, der sich dem Politisieren immer ferngehalten, dafür aber bereits vielseitige praktische Erfahrungen in anderen französischen Kolonien gesammelt hatte, bewies auch hier großes Organisationstalent. Nachdem er zunächst die zeitweilig unterbrochene Verbindung zwischen der Ostküste und der Hauptstadt gesichert hatte, unterstellte er die bald pazifizierte Ostküste einer Civilverwaltung, während die noch in voller Unruhe begriffenen Centralprovinzen in Militär-Territorien und Kreise eingeteilt und daselbst, wie in Tongking, zahlreiche kleine, feste Blockhäuser angelegt wurden. Als ein sehr glücklicher Griff erwies sich sodann — trotz der dadurch unter den Hovas hervorgerufenen Erbitterung — die Absetzung der meist sehr unehrlichen Hova-Oberbeamten, an deren Stelle Gallieni in jeder Provinz der betreffenden Nationalität entnommene, dem französischen Residenten unterstellte, einheimische Statthalter, Offiziere und Ortsvorsteher wählen ließ, um lokale Selbstverwaltung einzurichten. Diese Eingeborenen, welche bislang durch die Hovas immer von der Teilnahme an der Verwaltung ausgeschlossen worden waren, hatten allerdings keinerlei Erfahrungen, richteten sich aber doch bald so weit ein, daß eine verhältnismäßig kleine Anzahl weißer Beamten für die Oberaufsicht genügt.

Die **Verwaltung** ist heutigen Tages nun folgendermaßen geordnet:

Die Kolonie untersteht einem in Tananarivo residierenden Generalgouverneur, welcher vorläufig noch Civil- und Militärgewalt in seiner Hand vereint; denn wenn sich die Verhältnisse auf der Insel auch sehr gebessert haben, so gestatten sie doch noch keine Verringerung des Militärs, dessen durchschnittlicher Effektivbestand sich 1899 auf 3855 weiße und 6900 eingeborene Soldaten belief. Im Süden giebt es noch immer einige nicht unterworfene Stämme, welche auch Mitte 1901 wieder ernste Unruhen verursachten. Der Generalgouverneur steht einem Verwaltungsrat vor, der sich aus den höchsten Beamten zusammensetzt, und an der Spitze einer jeden Provinz steht ein dem Generalgouverneur unterstellter „Resident“. Neben 13 Zivilbezirken oder Provinzen bestanden im Jahre 1900 noch 20 Militärbezirke oder „Cercles“.

Die **Rechtsprechung** für Eingeborene erfolgt nach dem guten Hova-Gesetz von 1881, welches auch schon den Unterricht für Kinder über 8 Jahre obligatorisch machte.

Als die Franzosen das Land übernahmen, unterrichteten die englischen **Missionare** in der Hauptstadt sowohl, wie in über dem Lande verstreuten anderen Punkten gegen 60000 Kinder und unterhielten in Tananarivo auch eine Medizinschule zur Ausbildung von einheimischen Ärzten. Sowohl in diesen

protestantischen Schulen, wie auch in denen der seit 1830 erschienenen Jesuiten lehren heutigen Tages überwiegend eingeborene Lehrer, ehemalige Schüler der Missionare. Die früher so zahlreichen Sendlinge der Londoner Missionsgesellschaft fanden das Leben und Wirken unter französischer Herrschaft allerdings bald so unerquicklich, daß sie sich zu Gunsten der Pariser „Société des Missions Evangéliques“ gänzlich von Madagaskar zurückzogen und den französischen Protestanten neben den französischen Jesuiten das Feld überließen.

Das protestantische Bekenntnis ist unter den Eingeborenen vorherrschend und zählt eine weit größere Zahl von Anhängern als das katholische. Im übrigen ist das Christentum bei den meisten Malagassen ein sehr oberflächliches, innerlich sind sie doch meist Fetischisten geblieben, und die französische Verwaltung verhält sich der Religion gegenüber nicht nur gänzlich neutral, sondern läßt die Eingeborenen auch wissen, daß es ihr gleichgültig ist, ob sie Protestanten, Katholiken oder Fetischisten sein wollen.

Dieser Auffassung entsprechend, werden neben den Missionsschulen heute von der Kolonialverwaltung zahlreiche konfessionslose Regierungsschulen unterhalten, darunter in Tananarivo auch eine sehr empfehlenswerte Medizinschule, ein Seminar und eine Gewerbeschule für Eingeborene.

In sämtlichen Schulen ist das Französische als Lehrgegenstand heutigen Tages obligatorisch.

Die Besteuerung unter französischer Herrschaft ist vielfachem Wechsel unterworfen gewesen, außerdem in den verschiedenen Provinzen verschieden und erstreckt sich — nicht immer mit Glück und Geschick — auf die verschiedensten Gebiete.

Die jährliche Kopfsteuer für Eingeborene beträgt in Majunga 25, in Imerina und Tamatave 15, in Fort Dauphin 5 Francs. Dazu kommt eine Hüttensteuer, eine Abgabe auf Rinderherden und eine sehr unpraktische Besteuerung der Reisfelder, welche noch dadurch verschärft wird, daß die Regierung die Höhe des Reis-Verkaufspreises limitiert und dadurch den Nutzen derart beschneidet, daß man die Reiskultur im Lande eingeschränkt hat, während die Reiseinfuhr aus Bombay und Saigon zunimmt. Daneben sind Gewerbesteuern (Patente) von teilweise ganz lächerlicher Höhe eingeführt worden; so bezahlt z. B. ein einfacher Fischer in Majunga dafür jährlich 250 Francs. Geradezu grotesk und wohl einzig in ihrer Art ist die 1899 in Kraft getretene Verordnung, wonach jeder Malagasse mit 25 Jahren verpflichtet ist, Vater von mindesten einem Kinde zu sein, sonst muß er eine jährliche Straffsteuer von 15 Francs entrichten, während kinderlose Frauen von über 25 Jahren mit einer jährlichen Sühne von 7½ Francs wegkommen. Um die verhaßten asiatischen Kaufleute fernzuhalten, hat man diesen außer dem Aufenthaltsschein von 25 Francs eine jährliche Patentsteuer auferlegt, welche zwischen 100 und 1000 Francs schwankt, die Asiaten außerdem gezwungen, sich innerhalb der einzelnen Provinzen zu Vereinigungen zusammenzuschließen, welche verantwortlich

dafür sind, daß ihre Mitglieder die ihnen auferlegten Steuern pünktlich an die Ortskassen abliefern, wodurch man einer Überflutung mit Indern und Chinesen vorzubeugen sucht. In der That hat deren Einwanderung seit Einführung dieser Abgabe abgenommen. Wenn man nun auch aus Furcht vor ihrer Konkurrenz asiatische Kaufleute fernzuhalten sucht, so ist General Gallieni, besonders im Interesse des Eisenbahnbaus, im Jahre 1901 doch der Heranziehung chinesischer und indischer Kulis nähergetreten.

Eine sehr nützliche Verordnung zwingt alle Eingeborenen zur Einhaltung ihres Arbeitsvertrags. Wer ohne Erlaubnis und länger als 5 Tage seinen Dienst verläßt, wird mit Gehaltsabzug für die doppelte Anzahl der versäumten Tage, eventuell mit Gefängnis bestraft.

Dieses Gesetz wird umso wichtiger werden, nachdem Gallieni Anfang 1901 die bisher übliche Frohnarbeit, die alte Fanampoana der Hovas, zur großen Freude der Malagassen abgeschafft hat. Bislang war jeder Mann zwischen 16 und 60 Jahren dem Staate jährlich 50 Arbeitstage schuldig und erhielt während dieser Zeit ein Verpflegungsgeld von 20 Centimes für den Tag; nur Staatsangestellte und Lehrer waren von dieser Leistung befreit und Leute über 50 Jahre und solche, welche französisch schreiben und lesen konnten, durften sich mit ½ Franc für den Tag loskaufen. Fraglos hat die Benutzung dieser Frohnarbeit auch unter der französischen Herrschaft noch zu mancherlei Mißbräuchen geführt, ist vielfach nicht für öffentliche, sondern für sehr private Arbeiten in Anspruch genommen und weit über den gesetzlichen Termin hinaus verlängert worden. Wenn übrigens nunmehr der „Frohndienst" aufhören soll, so wird doch auch fernerhin ein sanfter Arbeitszwang dadurch stattfinden, daß man bei Aufhebung der Sklaverei eine allgemeine Arbeitsverpflichtung einführte, die in den verschiedenen Provinzen allerdings auch wieder sehr verschieden gehandhabt wird. Am strengsten scheint man damit in Majunga vorzugehen. Diejenigen Eingeborenen, welche dort kein festes Engagement nachweisen können, wandern ins Gefängnis und müssen Zwangsarbeit verrichten, was allerdings viele der nomadisch veranlagten Sakalaven veranlaßt hat, die „milderen Lüfte" außerhalb des französischen Kulturbereichs weiter im Innern aufzusuchen. Gallieni hat gelegentlich der Aufhebung der Frohndienste ein Rundschreiben an die Verwaltung erlassen, worin er die Mittel und Wege angiebt, wie dem Mangel an Arbeitskräften abgeholfen werden könnte. Die Kopfsteuer der Malagassen soll erhöht, diesen aber das Recht eingeräumt werden, die Taxe ratenweise oder durch Arbeitstage zu bezahlen, welche mit je einem Franken angerechnet werden. In Tananarivo ist zur Vermittlung von Kolonisten und Eingeborenen ein Arbeitsamt errichtet worden und öffentliche Anschläge in französischer und madagassischer Sprache sollen in allen Gemeinden der Insel Nachfrage und Angebote auf dem Arbeitsmarkt zur allgemeinen Kenntnis bringen.

Jeder Eingeborene, soweit er nicht eine gewisse Bildung nachweisen kann,

ist zwischen dem 18. und 32. Jahre auch zum Militärdienst verpflichtet, kann sich davon aber gegen Zahlung von 150 Francs loskaufen.

Das Budget der Kolonie hat sich bereits wesentlich gebessert und erforderte laut Voranschlag für das Jahr 1900 außer 23½ Millionen Francs für militärische Ausgaben nur noch einen Zuschuß von 1¾ Millionen für die Zivilverwaltung; das vorhergehende Finanzjahr schloß sogar mit einem Überschuß von 900000 Francs ab und diese wurden einer Reservekasse zugeführt, welche bereits 4 Millionen aufweist. Allerdings treten zu diesen „ordentlichen" Ausgaben, die für das Militär ja noch immer recht beträchtliche Opfer bedingen, „außerordentliche" Ausgaben von großer Höhe. So hat man z. B. im Jahre 1900 zur Verteidigung der Kolonie 67 Millionen bewilligt, welche größtenteils zur Befestigung und zum Ausbau des Hafens von Diego Suarez verwandt werden sollen; nachträglich wurden auch noch 10 Millionen Francs für ein Trockendock daselbst bewilligt.

Einen sehr wichtigen Teil von Gallienis Programm hat die Begünstigung des französischen Handels gebildet und besonders auf diesem Gebiet hat er die, den Engländern so empfindlich gewordene „Politik der Nadelstiche" befolgt.

Zunächst machte der Generalgouverneur direkte Reklame für die französische Industrie durch die einheimische Presse, befreite auf den Märkten diejenigen Händler, welche französische Waren führten, vom Standgeld, und empfahl den Eingeborenen, mit Vorliebe französische Waren zu kaufen, um dadurch ihre „Anhänglichkeit an das Mutterland" zu dokumentieren, wenngleich sie — wie er vorsichtshalber hinzufügte, um innerhalb des Buchstabens der Verträge zu bleiben — das Recht hätten, auch fremde Waren zu kaufen. Da dieser einfache Lockruf nicht half, so ergriff man bald energischere Maßregeln. Waren bislang die Güter aller Herkunft einem gleichmäßigen Wertzoll von 10% unterworfen gewesen, so führte man im April 1897 auf nichtfranzösische Waren den französischen Generaltarif von 1892 ein, während aus Frankreich stammende Waren im allgemeinen frei eingehen und nur vereinzelte Artikel eine Konsumabgabe entrichten, welchen Finanzzoll die fremden Waren neben dem Einfuhrzoll außerdem noch tragen. Und als auch das noch nicht genügend half, wurde der Generaltarif, besonders auf Baumwollwaren, den wichtigsten Einfuhrartikel, kurz darauf noch zweimal erhöht, im Juli 1897 und im Mai 1898 und damit endlich das erstrebte Resultat erzielt, die französische Industrie „konkurrenzfähig" zu machen, welche, so stark geschützt, nunmehr einen großen Teil der fremden Einfuhr, besonders der englischen und amerikanischen, verdrängte.

Betrug Frankreichs Anteil an der Gesamteinfuhr 1896 nur 25%, so war derselbe 1899 auf 87% gestiegen. Damit trat nun freilich gleichzeitig

auch ein Resultat ein, an welches man wohl nicht genügend gedacht hatte. In demselben Maße nämlich, wie die zollfreie französische Einfuhr zu- und die zollpflichtige, nichtfranzösische Einfuhr abnahm, sanken natürlich auch die Zollerträge, eine der Hauptquellen der Kolonialeinnahmen. Waren doch die gesamten Zollerträge für 1899 nur auf 850000 Francs veranschlagt, womit eben knapp die Spesen der Zollverwaltung gedeckt werden. Um diesen Ausfall zu ersetzen, hat der Generalgouverneur die Erlaubnis erbeten und 1900 erhalten, eine Taxe von 5 Francs auf jede 100 kg Salz legen und die Alkohol-Konsumsteuer von 120 auf 200 Francs für 100 Liter erhöhen zu dürfen. Die bislang erhobenen Konsumsteuern betragen 5 % auf Gewebe, 10 Francs für 100 kg Petroleum, $1^{1}/_{2}$ bis $7^{1}/_{2}$ Francs für das Kilo Tabak und Cigarren, 3 Francs für das Kilo Streichhölzer, 5 Francs für das Hektoliter gewöhnlicher Weine und Biere.

Exportzölle bestanden unter den Hovas überhaupt nicht, seit 1897 sind aber alle Hauptartikel damit belegt, z. B. Kautschuk und Vanille mit 25 Francs, Kopal mit 12, Kaffee mit 8 Francs, Raphia mit $2^{1}/_{2}$ Francs für 100 kg, Gold mit 11 % vom Werte und Ochsen mit 15 Francs für den Kopf, während Kühe und Färsen überhaupt nicht ausgeführt werden dürfen.

Auch die europäischen und einheimischen Kaufleute bezahlen jährliche, nach der Größe der Ortschaft und des Geschäfts wechselnde Patente in der Höhe von 5 bis 1000 Francs, während Händler mit Gold und edlen Steinen eine jährliche Extrasteuer von 1800 Francs zu entrichten haben. Daneben existieren Schanklizenzen, welche in kleineren Städten 300, in den größeren 600 Francs im Jahre kosten, und der Gesamtertrag dieser Patente und Lizenzen ist von 211000 Francs 1897 auf 539000 Francs 1899 gestiegen.

Der Handel ist seit einer Reihe von Jahren durch französische, englische deutsche und amerikanische Häuser in Angriff genommen worden und zwar unterhalten dieselben Faktoreien in verschiedenen Küstenplätzen und haben teilweise auch Agenten in der Hauptstadt. Die Handelswerte haben sich folgendermaßen entwickelt:

	1890	1896	1897	1898	1899	1900 I. Semester.
Einfuhr	5,6	14	18,4	21,6	28	18,6
Ausfuhr	3,7	3,6	4,3	5	8	4,6
Fremdhandel	9,3	17,6	22,7	26,6	36	23,2

Von dem Gesamthandel Madagascars entfielen 1899 auf Frankreich und seine Kolonien in der Einfuhr $24^{1}/_{2}$ Millionen = 87 % und in der Ausfuhr 5,4 Millionen = 68 %, und was die Haupthäfen anbelangt, so waren beteiligt:

	Einfuhr	Ausfuhr	
Tamatave	10 593 000	2 387 000	Frcs.
Majunga	6 386 000	1 239 000	„
Nossi Bé	2 486 000	875 000	„
Diego Suarez	2 794 000	440 000	„

Von dem Export gingen 4838000 Frcs. nach Frankreich, 1430000 nach Deutschland, 517000 nach Reunion und 424000 nach England und englischen Kolonien.

In der Einfuhr stehen obenan: Baumwollgewebe — 1899 für 9,6 Millionen, davon 8,6 Millionen aus Frankreich — Alkoholika, Weizenmehl, Petroleum, Salz, eiserne Töpfe und andere Eisenwaren und ordinäres Steingut.

Die Ausfuhr wies 1899 folgende Posten auf: Kautschuk 2213000, Raphia 1522000, Gold 1070000, Rindvieh 842000, Häute 786000, Wachs 525000, Getreide 214000, Fleischkonserven 159000, Vanille 140000 Francs, daneben Luxushölzer, Kopal, Orseille und Schildpatt. Außer Europa und den Mascarenen sind die natürlichsten Absatzgebiete für die zukünftige wirtschaftliche Bethätigung Madagascars die Häfen Ostafrikas, besonders Beira und Lourenzo Marques, denen die große Insel Schlachtvieh, Reis und Hölzer im Austausch gegen die Kohlen liefern kann, die sie für ihre Bahnen und Industrien gebrauchen wird.

Unter den Händlern im Jahre 1899 waren 625 Franzosen, 486 andere Europäer, 644 Inder und Chinesen, 207 Komorenser und 5400 Eingeborene, unter denen die Hovas, welche äußerst verschlagen, aber wenig zuverlässig sind, die besten Kaufleute stellen. Seit dem Jahre 1900 sind durch Gouvernementsverordnung periodisch abzuhaltende Großmärkte eingeführt worden, deren erster im gleichen Jahre zu Tamatave stattfand und einen erfreulichen Erfolg hatte; erschienen dabei doch über 100 000 Eingeborene mit Vieh, Getreide, malagassischer Seide, Hausindustrie-Erzeugnissen u. s. w.

Die Regierung hat auch die Bildung eines Handelsmuseums in Tamatave veranlaßt, welches französische und malagassische Erzeugnisse vorführt.

Einen verhältnismäßig sehr hohen Stand nehmen die deutschen Kaufleute auf Madagascar ein, allerdings nicht durch ihre Zahl, wohl aber durch ihre Bedeutung. Die Hamburger Firma O'swald & Co. und die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft besitzen ihre Faktoreien hier bereits seit 1871 bezw. 1890, haben durch die Tüchtigkeit und den Fleiß ihrer Vertreter klingende Erfolge erzielt und dabei taktvoll verstanden, immer gute Beziehungen zu den französischen Autoritäten aufrecht zu erhalten, so unwillkommen diesen auch der deutsche Wettbewerb hier ist. Der deutsche Handel in Madagascar folgt, allerdings in großem Abstand, heute direkt nach dem französischen und weist in der Einfuhr besonders Steingut auf. Die Reichsstatistik giebt für das Jahr 1900 eine Ausfuhr nach Madagascar von 303000 Mark und eine Einfuhr von

dort von 2021000 Mark an. Deutsche kaufmännische Konsulatsvertreter finden sich in Tamatave und Fort Dauphin.

Die Geschäftssprache in Majunga und Nossi Bé ist Suaheli, in Tamatave wegen der vielen Inder von den Mascarenen meist Kreolen-Französisch, daneben natürlich überall auch das Malagassische.

Als Landesmünze dient die „Faransa", d. h. das französische Fünffrancsstück, welches früher in kleine Stücke gehackt und ausgewogen auch als Scheidemünze diente. Im Jahre 1898 verweigerten aber Regierung wie Großkaufleute weitere Annahme dieses Hacksilbers, und da dadurch etwa 5 Millionen Francs immobilisiert wurden, trat eine allgemeine Geldklemme ein. Inzwischen hat die französische Regierung dieses Hacksilber bis zum 1. Januar 1900 gegen Bezahlung von 5 Francs für 30 Gramm eingezogen.

Den Bankverkehr vermitteln in Tamatave, Tananarivo und Majunga Filialen des Pariser Comptoir National d'Escompte.

Sehr schlimm war es bis vor kurzem mit Wegen und Transporten auf Madagascar bestellt. Hatten die Hovas doch grundsätzlich die Anlage fahrbarer Straßen unterlassen, um den Europäern das Eindringen in das Innere zu erschweren; Wagen und Reittiere konnten so überhaupt nicht in Betracht kommen, sondern man reiste bislang ausschließlich in der Filansana oder Fitacon, einem auf den Schultern von 4 Männern an 2 Stangen getragenen Segeltuch-Sitz mit herabhängendem Fußbrett und bediente sich für den Warentransport der Träger (bourjanes), meist Hovasklaven und Betsimisarakas. In den Filansanas legt man bis 60 km am Tage zurück und braucht für die 349 km lange Strecke Tamatave—Tananarivo 6—7 Tage für den Aufstieg und 5½ Tage bergab. Des Wechsels wegen sind dafür 8 Träger nötig und ein jeder derselben bekommt für die Strecke bergauf 35—40 Francs, bergab 12½ Francs. Die Kosten bei dem langsameren Warentransport, der zwischen Tamatave und Tananarivo 15—30 Tage in Anspruch nimmt, kommen je nach Trägerangebot auf ¾—1 Franc für das Kilogramm zu stehen, dadurch, daß auf den Mann und Tag durchschnittlich etwa 1 Franc Lohn zu rechnen ist und jeder Träger 25—30 kg befördert. Ein 400 Pfund schwerer Ballen ordinärer Manchester-Baumwollstoffe, in Tamatave 125 Francs wert, kostet also 150 Francs Fracht von der Küste bis zur Hauptstadt, und dabei sind in den letzten Jahren, wie alle Löhne, so auch die Trägerlöhne bedeutend gestiegen, sodaß man z. B. für Filansana-Träger zwischen Tamatave und Tananarivo 50 Francs zahlen mußte.

In diesen Verhältnissen haben nun die Franzosen in anerkennenswert schneller und energischer Weise Wandel geschaffen.

Zuerst handelte es sich darum, die auf dem zentralen Hochland liegende Hauptstadt Tananarivo durch Fahrstraßen in bequeme Verbindung mit den beiden Hauptháfen der Ost- und Westküste, mit Tamatave und Majunga zu

bringen; man begann mit diesem Werke 1897 und hatte die streckenweise sehr schwierige Arbeit Ende 1900 bereits beendet. Praktischerweise benutzte man dabei auf beiden Seiten auch den Wasserweg teilweise mit. An der Ostküste eignet sich dafür vorzüglich der 600 km lange Lagunenstreifen, der sich zwischen Tamatave und Farafangana hinzieht, und dessen durch Querdünen, die „Pangalanes" getrennte, sturmgedeckte Wässer schon frühzeitig von den Eingeborenen zu Schiffahrtszwecken benutzt wurden. Diese einzelnen, dicht aneinander gelegenen Lagunen, in welche eine Reihe 15—30 km hinauf schiffbarer Flüsse aus dem fruchtbaren Hinterland münden, sind auf der 100 km langen Strecke zwischen Tamatave und Mahatsara durch drei Kanäle von 17 m Breite und 2 m Tiefe verbunden worden, deren Ausführung der Compagnie des Messageries Françaises de Madagascar übertragen und von dieser bereits Anfang Mai 1901 beendet wurde. Die ersten 12 km zwischen Tamatave und Ivondro werden bislang auf einer Eisenbahn mit 1 m Spurbreite zurückgelegt; die Dampferfahrt nach Mahatsara nimmt 6 Stunden in Anspruch und hier beginnt nun die 240 km lange Fahrstraße nach Tananarivo, welche durch ein schwieriges, aber fruchtbares und überwiegend dicht bevölkertes Gelände zu der 1400 m ü. M. liegenden Hauptstadt hinaufführt. Die Straße ist 5 Meter breit und auf 2 Meter Breite makadamisiert, um Abschwemmungen durch die auf der Ostseite so häufigen Regengüsse möglichst vorzubeugen. Die schwierigste Strecke war durch die 60 km breite Zone dichten Waldes; man zog nicht weniger als 25000 Arbeiter zum Bau dieses Teiles heran, und Ende des Jahres 1900 verkehrten Ochsenkarren und Automobils zwischen der Hauptstadt und der Meeresküste. Bei der Vorliebe, die man gerade in Frankreich von Anfang an für Automobile hatte, ist es nicht zu verwundern, daß man dieselben auch bereits auf den Straßen von Madagascar einführte. In jedem größeren Dorf an der Straße findet man eine Unterkunftsstelle für Reisende.

Als Kosten dieser Ost-Route werden offiziell 9 Millionen Francs angegeben, doch soll die Straße thatsächlich 22 Millionen gekostet haben.

Die andere Hauptstraße, welche von der Westküste aus nach oben führt, ist zwar länger — die Gesamtentfernung zur Hauptstadt beträgt hier 550 gegen die 340 km der Ostroute — aber dafür liegt sie in günstigerem Gelände, war leichter auszuführen und wurde, wenigstens vorläufig, auch nicht makadamisiert, da auf der Westküste der Regenfall wesentlich geringer ist; so kostete jeder Kilometer Straße hier denn auch nur 3/4 der Spesen der Ostküsten-Straße. Von Majunga aus werden zunächst 225 km auf dem Betsiboka-Flusse bis nach Mevatanana zurückgelegt und von hier aus führt sodann die 325 km lange Straße nach Tananarivo durch dünn bevölkertes und steriles, aber Goldspuren aufweisendes Land.

Diese beiden Fahrstraßen bezeichnen gegen früher zwar bereits einen ungeheuren Fortschritt, doch waren sie von Anfang an nur als Vorläufer von Eisenbahnen betrachtet worden, und zwar wurden Bahnlinien von vier ver-

schiedenen Punkten der Küste aus nach der Hauptstadt projektiert, nämlich von Tamatave, Diego Suarez, Majunga und Mananjary. Man entschied sich bald dahin, als erste diejenige von Tamatave aus zu bauen, weil diese die kürzeste ist und dem bedeutendsten Handelsplatz zu Gute kommt. Die Pläne für diese 400 km lange, eingleisig und mit einem Meter Spurbreite gedachte Bahn wurden, von Genie-Offizieren ausgearbeitet, Ende 1897 dem Generalgouverneur überreicht, und es bewarben sich auch drei französische Gesellschaften um die Konzession für diese Bahn, forderten freilich dabei so hohe Subventionen, daß die Kolonialregierung beschloß, den Bau selbst zu übernehmen. Die französischen Kammern gaben denn auch im März 1900 ihre Zustimmung zu einer Madagascar-Anleihe von 60 Millionen Francs, welche dem Budget der Kolonie auferlegt wird und in 60 Jahren getilgt werden soll; von diesen 60 Millionen sind 47½ Millionen für die Bahn, der Rest für Straßen, Sanierung Tamataves, Hafenverbesserung von Majunga und für Telegraphen bestimmt. Sollten die eigenen Einnahmen Madagascars nicht genügen, um die Amortisationsquoten pünktlich aufzubringen, so wird der Fehlbetrag zinsfrei vom Mutterlande vorgeschossen. Das Eisenbahnmaterial soll „soweit es irgend angänglich" französisch sein, und die Bauzeit der Bahnlinie ist auf 6 Jahre veranschlagt. Ende 1900 war bereits die ganze Strecke abgesteckt und die Bauarbeit rüstig im Gange.

So geht also auch in dieser wichtigen Verkehrsfrage die französische Regierung energisch und ohne mit den Mitteln zu geizen vor.

Regelmäßige Dampferverbindungen zwischen Madagascar, Ostafrika und Europa vermitteln die Messageries Maritimes, die Compagnie Havraise Peninsulaire, die Compagnie des Chargeurs Réunis, sowie die Deutsche Ostafrika-Linie, welche jeden zweiten Dampfer der Westroute Majunga und Nossi Bé anlaufen läßt. Die Bordeaux-Dampfer gehen durch den Suez-Kanal, die beiden Havre-Linien um das Kap der guten Hoffnung herum. Auch die englische Union-Castle Linie unterhält über Kapstadt und Mauritius einen Verkehr mit Tamatave. Die 14tägigen Postdampfer der Messageries Maritimes laufen auf Madagaskar regelmäßig Diego Suarez und Tamatave, vierwöchentlich außerdem auch noch Majunga, Nossi Bé und Sainte Marie an und gehen dann sämtlich nach Réunion und Mauritius weiter, von letzterer Insel aus mit denselben Etappen die Heimreise antretend. Eine Zweiglinie der Messageries Maritimes verkehrt vierwöchentlich zwischen Diego Suarez, Nossi-Bé, Ananalave, Majunga, Maintirano, Morundava, Ambohibe und Tulear, der Westküste entlang, während die Chargeurs Reunis einmal im Monat die Häfen der Ostküste zwischen Diego Suarez und Fort Dauphin anlaufen.

Der Telegraph verbindet die Hauptstadt mit Tamatave, Majunga und Fianarantsoa, außerdem Tamatave mit Mananjary, und von Majunga aus verbindet seit 1895 ein Kabel die Kolonie über Mosambik mit Europa. Man plant ferner die Legung eines ganz französischen Kabels von Fort Dauphin nach Lourenzo-Marques und über Mossamedes und Französisch Westafrika nach

Rochefort. Post- und Telegraphendienst war übrigens auch schon von der Hova-Regierung eingeführt, welche die Telegraphenlinie zwischen der Hauptstadt und Tamatave bereits 1887 vollendete.

Was Europäer auf Madagascar bislang an Kolonisation in des Wortes engerer Bedeutung geleistet haben, ist meist an der fruchtbareren Ostküste, speziell im Hinterland von Tamatave versucht worden und hat bislang keine großen Früchte gezeitigt. Französische Kolonisten, welche ein Minimalkapital von 5000 Francs nachweisen können, bekommen Staats-Ländereien bis zu 100 ha gratis, Familien 100 ha für jeden Kopf, doch wird zunächst nur ein provisorischer Besitztitel ausgestellt, welcher verfällt, wenn das betr. Land binnen drei Jahren nicht unter Kultur genommen ist. Andernfalls wird nach Ablauf dieser Zeit der definitive Besitztitel mit vollem Wiederverkaufsrecht ausgestellt. Von letzterem zu profitieren, ist für Nichtfranzosen das bequemste Mittel, Land in Madagascar überhaupt zu erwerben, da die Kolonialverwaltung Fremden gegenüber die größten Weitläufigkeiten macht und die Ausstellung von Landtiteln ihnen gegenüber, selbst gegen volle Barzahlung, am liebsten ganz vermeidet, trotzdem auf dem Papiere die Bestimmung steht, daß größere Ländereien ohne Beschränkung des Umfangs zu 2 Francs der Hektar im Westen, zu 5 Francs der Hektar im Osten und im „Oberland", d. h 500 m ü. M., verkauft werden können. Außerdem ist auch Pacht der Ländereien auf 15 Jahre vorgesehen, wobei mindestens 25 Centimes für den Hektar und das Jahr im Voraus zu zahlen sind und dem Pächter für die Dauer der Pachtzeit das Vorkaufsrecht zu oben genannten Preisen, 2 bezw. 5 Francs für den Hektar, zusteht. Geeignet erscheinenden und mit dem vorgeschriebenen Minimalkapital ausgerüsteten französischen Kolonisten kann die Kolonialverwaltung ermäßigte oder freie Ausreise gewähren.

Man hat bislang meist Zuckerrohr, Kaffee und Kakao, seit kurzem auch Vanille angepflanzt, besondere Resultate bislang aber im allgemeinen nicht damit erzielt. Von zwei größeren, mäßig verwalteten englisch-französischen Zuckerfabriken nahe Tamatave mit je 1½ Millionen Francs Kapital ist die eine längst bankerott und die andere beschränkt sich auf Herstellung von etwas geringem Rum. Der Hektar ergiebt hier angeblich 59 Tons Rohr = 5½ Tons Zucker. Die wenigen französischen Kolonisten, die bislang herausgekommen sind, haben Madagascar meist sehr bald enttäuscht verlassen, und selbst die Kreolen von Réunion, welche den stärksten Zuzug stellten, haben ihre Hoffnung, hier ein ergiebiges Arbeitsfeld anzutreffen, getäuscht gefunden. Die zu Plantagen in Betracht kommenden Flußebenen sind hier nämlich meist zu schmal, dazu tritt die große Schwierigkeit, daß der Pflanzer nie mit Sicherheit auf seine Arbeiter zählen kann. Die gelehrigsten und geschicktesten Arbeiter sind die Hovas und Betsileos, welche ohne Lieferung von Nahrung 10—30 Francs Monatslohn beziehen, während die in vieler Beziehung minderwertige Küsten-

bevölkerung 10—25 Francs und dazu Reisrationen im Werte von etwa 6 Francs für den Monat bekommt. Die nördlichen Sakalaven, nicht ihre unbotmäßigeren südlichen Brüder, haben sich, richtig behandelt, übrigens auch als anstellige, brauchbare und ehrliche Arbeiter erwiesen; aber das kritische ist, daß man zu all diesen Löhnen eben **nicht** fest auf ausdauernde Arbeiter überhaupt rechnen kann.

So hat sich denn auch das „Comité de Madagascar", welches sich in Paris aus Reisenden und Gelehrten gebildet hat, die genauer mit madagassischen Verhältnissen vertraut sind und eine solide und baldige Kolonisierung des neuerworbenen Gebietes zu fördern suchen, zum Ziele gesetzt, ein **planloses** Zuströmen von Einwanderern nach Madagaskar fernzuhalten, um die Insel nicht in Mißkredit zu bringen. Die gesamte französische Auswanderung nach Madagascar im Jahre 1899 betrug nur 142 Köpfe.

Glücklich erscheint der Gedanke, ausgedienten französischen Soldaten, welche Madagascar und seine Verhältnisse kennen gelernt haben, die Ansiedelung auf der Insel nahezulegen und zu erleichtern und diese Kolonisierung ist durch General Gallieni 1900 dahin geregelt worden, daß jeder solche Kolonist während der beiden ersten Jahre einen Zuschuß bis zum Gesamtbetrage von 4500 Francs erhält, wofür er sich verpflichtet, das ihm zugewiesene Land mindestens für 3 Jahre zu bewohnen und nutzbar zu machen, die Verwendung der bezogenen Zuschüsse nachzuweisen und sich auf Verlangen der Behörden zur Landesverteidigung zu stellen. Bis Ende des Jahres 1900 waren auf dieser Basis 36 Soldaten angesiedelt worden, welche sich dem Reisbau und anderen Kulturen, sowie der Viehzucht widmen.

Außer lebendem Vieh exportiert man von Madagascar auch bereits Büchsenfleisch und zwar liefern die schon 1889 angelegten Usines de la Société Coloniale, welche in Antangombato 24 km landeinwärts von Diego Suarez liegen und mit diesem Hafen durch eine Décauville-Bahn verbunden sind, der französischen Militärverwaltung monatlich etwa 24000 Kisten à 72 kg.

Was die Ausnutzung der **Waldungen** anbetrifft, so kommen, nach dem wichtigsten Produkt Kautschuk, auch Edel- und Nutzhölzer und Raphiafaser in Betracht. Unter den Luxushölzern stehen obenan Ebenholz, Rosenholz und Jacaranda, während das rötliche, harte und termitensichere Holz der Intsia africana für alle besseren Bauten im Lande gebraucht wird. Man gewinnt den Kautschuk aus den sehr langen, daumen- bis armstarken Lianen derart, daß man dieselben mit dem Waldhauer zunächst in zwei Fuß lange Stücke schneidet, dieselben aufhängt und ihren milchigen Saft ablaufen läßt, was ziemlich schnell geschieht; man halbiert diese Stücke dann noch einmal, um auch den innersten Saft zu gewinnen und bringt diesen schließlich durch Zusatz von Orangensaft oder Schwefelsäure zum schnellen Gerinnen; die so gewonnene rötliche Masse wird zu Kugeln geballt und kommt in dieser Form, durch Aufbewahrung in rauchigen Hütten meist nachgedunkelt, in den Handel. Durch

vielfache Fälschungen ist der Madagascar-Kautschuk in Europa übrigens stark in Mißkredit gekommen. Gegen die Abholzung und das sinnlose Abbrennen von Wäldern hat Gallieni 1897 strenge Forstgesetze erlassen, welche besonders auch den Schutz der Kautschukpflanzen und Edelhölzer bezwecken. Dagegen hat die Kolonialverwaltung weite Waldstrecken an Gesellschaften mit genügendem Kapitalnachweis zur Ausnutzung gegen die Verpflichtung überlassen, für rationelle Aufforstung der Gebiete zu sorgen. Auch Kopalharz, der meist nahe dem Strand gefunden wird, gelangt zur Ausfuhr.

Bergbau war den Eingeborenen bis zum Jahre 1886 bei schweren Strafen ganz untersagt; erst dann wurde von dem geldbedürftigen Premierminister der Hova-Regierung gegen Beteiligung von 10% an der Brutto-Ausbeute dem französischen Industrieritter Léon Suberbie eine Konzession für Goldminen an der Westküste verliehen. Das Unternehmen der daraufhin gegründeten und überaus schlecht geleiteten Gesellschaft, welche 2 Tagereisen flußaufwärts von Majunga in Suberbieville Gold sowohl im Schwemmland, als auf drei Quarzadern bearbeitet, ist ein großartiges Fiasco gewesen, und obgleich man dieser „Compagnie Coloniale et de Mines d'Or" vor einigen Jahren durch eine Land-Konzession von einer Million Hektaren aufzuhelfen suchte und dieselbe neben dem Goldbergbau nunmehr auch noch Eisenbahnbau, Transportbetrieb, Großhandel, Plantagen- und Forstkultur in ihr Programm aufgenommen hat, so erwies es sich Anfang 1901 nach stürmischen Verhandlungen und Verweigerung der Decharge an Herrn Suberbie doch nötig, das Stammkapital von 15 Millionen Francs auf 6 Millionen zusammenzulegen. Die gesamte Goldausbeute der Gesellschaft in den Jahren 1888—99 betrug 1578 kg im Werte von 5¼ Millionen Francs, im Jahre 1899: 135½ kg im Werte von 452000 Francs.

Nach 1895 haben viele Prospektors — darunter auch bewährte Fachleute aus Transvaal — die Insel durchzogen und in der That Gold sowohl im Schwemmland, wie in Quarzadern an vielen Stellen, aber überall nur so kleine Mengen davon gefunden, daß sich deren Abbau, der überdies durch Mangel an Arbeitern und Kohlen erschwert wird, bislang nicht lohnt. Für die Gewinnung wird noch fast ausschließlich das primitive Verfahren der Waschung auf einer Holztafel angewandt.

Am 1. Januar 1901 waren im ganzen 5676 ha Land zum Zwecke der Goldgewinnung an einzelne Unternehmer und an Gesellschaften verpachtet, und die Goldausfuhr, welche nahezu die Gesamtheit der Produktion umfaßt, betrug im Jahre 1900 1114½ kg im offiziellen Werte von 3009000 Francs, gegen 1071000 Francs in 1899 und 346000 Francs in 1898.

Auch das Vorkommen verschiedener anderer Mineralien und meist geringwertiger Edelsteine ist erwiesen, so findet man z. B. Eisen an verschiedenen Punkten, aber der Mangel an Kohlen im Lande selbst und die ungenügenden Arbeitskräfte erschweren die Verwertung. Dagegen gewinnt die Compagnie

française des salines de Diego Suarez jährlich etwa 20000 Tons Salz, hat dabei finanziell freilich nicht prosperiert.

Was die Beteiligung des französischen Privatkapitals anbetrifft, so ist dieses zwar für russische Anleihen und exotische Goldminen in Menge zu haben, aber für Kolonisationsgesellschaften im allgemeinen nur schwer aufzutreiben. Die zahlreichen „französischen" Gesellschaften, welche solche Geschäfte betreiben, arbeiten thatsächlich überwiegend durch ihre belgischen Filialen und mit belgischem Gelde. So ist die kürzlich gegründete Compagnie franco-malgache, welche im Jahre 1900 eine Landkonzession von 200000 ha auf der Halbinsel bei Nossi Bé erhielt und darauf nicht weniger als 50 Handelsniederlassungen errichten will, um Tauschhandel mit den Eingeborenen zu treiben, de facto eine belgische Kompagnie.

Einen französischen Großkaufmann giebt es auf ganz Madagascar nicht, bislang waren nur Deutsche, Engländer und Amerikaner als solche hier thätig.

Sehen wir uns nun einige der Hauptplätze etwas näher an, so treffen wir, von Westen her kommend, zunächst auf Majunga, eine Stadt an der Nordostecke der Bombetoke-Bai, welche 33 km lang und 6—12 km breit in das Land einschneidet und das Mündungsgebiet des größten Stromes von Madagascar, des Betsiboka bildet, dessen von der Strömung mitgeführte Erdmassen das Meer weit hinaus rot färben. Schon zu Marco Polos Zeiten ließen sich hier die Araber nieder und die Ruinen ihrer 1824 von den Hovas zerstörten Festung Mondzangai sind heute noch am Fuße des Majunga-Hügels zu sehen. Von portugiesischen Schiffern und Seeräubern wiederholt gebrandschatzt, blühte diese alte Hauptstadt der Sakalaven aber immer wieder auf. Die Hafenverhältnisse hier sind allerdings keine sonderlich günstigen, denn Majunga besitzt nur eine leicht zugängliche Rhede, welche guten Ankergrund, aber eine gefährlich starke Strömung aufweist; die niedrige Sandzunge, welche die Stadt schützt, ist deshalb auch fortwährenden Veränderungen unterworfen. Die Zufahrt ist seit 1899 durch Leuchtfeuer gesichert. Der Strand ist bedeckt mit verrostenden Trümmern des letzten Feldzuges; da liegen auf dem Sande Lokomobilen, zwölf Heckraddampfer verunglückter Konstruktion und Reste der berühmten zweirädrigen Lefebvre-Wagen, die sich zwar sehr schön auf den guten Straßen Frankreichs bewährt hatten, aber in der bergigen Wildnis Madagascars zu Hunderten zusammenbrachen. Auch moderne Minen-Maschinen im Werte von etwa 3 Millionen Francs, für Suberbieville bestimmt, rosten hier am Strande, nachdem man — etwas zu spät — feststellte, daß sie sich für ihre Bestimmung nicht eignen würden.

Dem flachen Ufer entlang zieht sich eine Straße mit einstöckigen, massiven Inderhäusern und dahinter befindet sich das „europäische Viertel", welches

den Eindruck eines kürzlich entstandenen Goldgräber-Kamps macht. Man geht hier knöcheltief durch den Sand der breiten, geradlinigen Straßen, deren überaus primitiv aus Wellblech und Brettern zusammengesetzte Häuser auffallend viele Cafés und Restaurants mit stolzen Namen aufweisen. Die Residentur war bis vor kurzem in einem einfachen Inderhaus untergebracht, die einer elenden Scheune gleichende „Kirche" bestand auch nur aus Brettern und Wellblech, ebenso wie der freundlich am Strande gelegene und mit einem guten Restaurant verbundene „Cercle". Seit 1898 ist nun manches besser geworden, so hat man z. B. eine elegante Residentur aufgeführt und die Faktoreien von O'swald & Co. und von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche zusammen etwa $^3/_4$ des gesamten hiesigen Fremdhandels beherrschen, haben seitdem eigene stolze Bauten errichtet, während sie früher gegen teure Miete in überaus anspruchslosen Inderhäusern untergebracht waren. Auf dem Hügelzug hinter der Stadt tritt aus dichten Laubmassen das auffallendste Gebäude Majungas hervor, das turmartige, mit einem Aufwand von 45000 Francs massiv erbaute Brieftaubenhaus, heute als solches unbenutzt. An der Ostseite der Stadt schließt eine ausgedehnte und ungesunde, von Mangroven eingefaßte Lagune an und hinter dieser finden wir unter Kokospalmen, Pandanus, Baobabs, Mango- und Caju-Bäumen das neue, sehr freundliche Eingeborenen-Viertel Mahabibu, welches 1898 durch einen Machtspruch des französischen Residenten erstand, der den Eingeborenen befahl, ihre Hütten innerhalb der Stadt binnen 24 Stunden abzubrechen und einige Kilometer östlich von Majunga wieder aufzubauen.

Die Stadt zählt etwa 7000 Einwohner, meist Sakalaven, dazu Hovas, Araber, einige reiche Hindus, welche den Zwischenhandel, sowohl in Landesprodukten, wie in Einfuhrgütern vermitteln und gegen 200 Europäer. Majunga hat durch den Betsibokafluß leichte Verbindung mit dem Hinterland, außerdem gegen die Ostküste die natürlichen Vorteile, näher an Afrika und Europa zu liegen, bessere Gesundheitsverhältnisse und eine weit breitere, entwicklungsfähige Küstenebene zu besitzen und man darf deshalb dem Platze eine günstige Entwicklung voraussagen.

Eine Fahrt von 190 Meilen nach Nordosten bringt uns von Majunga aus zu der 293 qkm großen Insel.

N o s s i B é, vorbei an den Fjords der von schön geschnittenen Bergketten überragten Nordwestküste, welcher eine Reihe von dicht bewaldeten niedrigen Inseln und nackter Felskuppen vorgelagert ist. N o s s i B é, d. h. die „Große Insel" selbst ist durch einen 12 km breiten Meeresarm von der Hauptinsel getrennt und bildet mit deren Vorsprüngen und mehreren anderen, kleineren Inseln zusammen eine Art Binnensee von zauberhafter Schönheit; die duftig blauen Gebirge Madagascars mit den charakteristischen Vulkankegeln der „Zwei Schwestern", die malerisch ausgebuchteten Ufer, die üppige Tropenvegetation und das tiefblaue klare Wasser vereinigen sich zu einem überaus

prächtigen Gesamtbild. Die heute 8000 Einwohner zählende Insel Nossi Bé wurde von den Franzosen 1839 auf Veranlassung des Gouverneurs von Réunion, de Hell besetzt und ihre Einwohner, von den Hovas hartbedrängte Sakalaven, begrüßten die Franzosen als ihre Erlöser. Die 1849 hier erfolgte Aufhebung der Sklaverei verursachte freilich starke Unordnungen, bis die französische Verwaltung den geschädigten Sklavenbesitzern eine Entschädigung von etwas über 100000 Francs gewährte. Ein direkt dem Marineministerium unterstellter Resident hatte hier seinen Sitz, bis er denselben 1886 nach Erwerb von Diego Suarez dahin verlegte. Nach dem Contre-Admiral de Hell ist der an der Südseite der Insel liegende Hauptort Hellville benannt, ein freundliches, aber sehr stilles Städtchen mit nur 30 Europäern, neben etwa 300, meist von Réunion stammenden Kreolen. Die beiden einzigen Faktoreien am Platze sind deutsche — beide sehr stattliche und gefällige Anlagen in idyllischer Lage am Strande einer lieblichen Bucht, etwas östlich von Hellville und am Fuße des üppig bewaldeten, 600 m hohen erloschenen Vulkans Lucubé. Die Spezialität der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bildet hier die mit recht gutem Erfolge von ihr eingeführte Vanillenzucht, während O'swalds sich besonders der Präparierung und Ausfuhr der Raphiafaser widmen. Letztere entstammt dem Baste der bis zu 8 m langen Fiederblätter der hier zahlreich vertretenen Raphia-Palmen, und zwar gewinnt man die beste, weißeste Sorte aus den Herzblättern, deren Ausbrechen allerdings die Pflanze bald tötet. Der Bast wird von den Eingeborenen in langen Zöpfen geflochten geliefert, welche in der Faktorei aufgebunden, geprüft, sortiert, wieder geflochten und dann mit Hülfe einer Handpresse in Ballen gepackt werden.

Die von Hellville verschifften Produkte stammen aber keineswegs alle von Nossi Bé selbst, sondern — wie z. B. Kopal großenteils — von dem nahen Festlande. Bevor Madagascar französische Kolonie wurde, war Nossi Bé Freihafen und zog dadurch den Fremdhandel begreiflicherweise an. Das neue Regime hat diese Vorzugsstellung beseitigt, der Waldschutz hat die Zufuhr von Kautschuk und Edelhölzern beeinträchtigt und so ist die Insel heute nicht mehr ganz von der früheren Handelsbedeutung.

So schön die Insel ist, so ist doch auch das hiesige Klima nicht gesund, sodaß die Angestellten der Faktoreien, meist jüngere Leute, wie in ganz Ostafrika so auch hier häufig wechseln und nach Ablauf ihres dreijährigen Kontrakts gewöhnlich heimkehren.

Eine weitere Seefahrt von 157 Meilen führt uns um Madagascars nördlichsten Punkt, das gebirgige Kap Amber herum, nach der sich gleich südlich davon öffnenden großen und wohlgeschützten Antonboka- oder

Diego Suarez-Bai. Nachdem man die schmale aber tiefe, durch die vorliegende Mondinsel gegen das Meer hin abgeschlossene und leicht zu befestigende Einfahrt passiert hat, öffnet sich der Blick auf ein vielfach ausgebuchtetes Becken, das 7 bei 10 km groß ist, 25—50 m Wassertiefe aufweist

und die größte Flotte der Welt aufnehmen könnte. Hinter 20—60 m hohen Steilufern und einem mit dürftiger Baumvegetation besetzten Vorland erhebt sich das dicht bewaldete, 1360 m hohe Ambergebirge; das Ganze bildet einen vorzüglichen Hafen in malerischer Umgebung.

Die Bai wurde zwar schon 1833 von den Franzosen exploriert, in der Absicht, sie den Eingeborenen abzukaufen und als Marinestation einzurichten, kam aber erst durch den Vertrag vom 17. Dezember 1885 in französischen Besitz und diente nun als Militärstation. Der Platz hat reichliches und gutes Quellwasser und gilt als einer der gesündesten von ganz Madagascar. Der eigentliche Hafenort Antsirana liegt auf einem vorspringenden, etwa 20 m hohen Plateau ziemlich am Ende der Bucht und machte mit seinen verwaisten Militärbaracken und seinen fast gänzlich verlassenen, unter Melien, Tamarinden, Lebbach- und anderen Akazien liegenden „Kolonistenviertel" kurz nach dem letzten Feldzug, als ich ihn besuchte, einen sehr öden Eindruck; man brauchte eben die Truppen anderweit im Lande und konnte sie nicht im Lager belassen. Seit 1899 hat man aber angefangen, den wichtigen Stützpunkt nicht nur zu befestigen, sondern auch Dock- und andere Anlagen zu schaffen, um unabhängig von dem englischen Mauritius zu werden, und seit der Zeit ist neues Leben in den zeitweilig verödeten Platz eingekehrt, dessen Hafen dazu bestimmt ist, der französischen Flotte als Operationsbasis für Ostafrika und den Indischen Ozean zu dienen. Antsirana gegenüber liegt auf der Halbinsel des Kap Diego ein Militärhospital, während man vier Stunden landein, auf fahrbarem Wege zu erreichen und 1000 m hoch im Amber-Gebirge gelegen, im Jahre 1898 ein Sanatorium errichtet hat. Die in der Nähe von Diego Suarez betriebene Fleischkonserven-Fabrik und die Salinen haben bereits Erwähnung gefunden.

Die Weiterfahrt nach Tamatave erfolgt nahe der dichtbewaldeten, schmalen Küstenebene, welche ziemlich spärliche kleine Ansiedlungen aufweist, dahinter erheben sich malerisch geschnittene, von Basalt-Kuppen überragte Bergreihen, und nach etwa 24 Stunden Fahrt erreicht man die Insel

Sainte Marie, ein 48 km langes, schmales Eiland, sehr feucht und ungesund, unter dessen 8000 Bewohnern nur wenige Europäer leben, trotzdem die Insel zeitweilig schon seit 1750, ständig seit 1827 im Besitz der Franzosen gewesen ist. Ungefähr in der Mitte von ihrer Westküste liegt die Bucht von Port Louis und innerhalb derselben befinden sich auf der kleinen befestigten Insel Madame Militärbauten und Schiffswerften mit Quais, an denen die größten Schiffe direkt anlegen können.

Um so mittelmäßiger ist die nunmehr folgende Rhede von

Tamatave, des Haupthafens von Madagascar, welche durch zwei Korallenriffe und eine niedrige Insel nur ungenügend geschützt ist, selbst bei ruhigem Wetter den Wellengang des Indischen Ozeans recht bemerkbar fühlen läßt, bei Ostwind aber sehr unbehaglich ist; ein Ausbau des Hafens ist auch hier geplant. Die Stadt, seit alter Zeit der Haupthandelsplatz der Insel, zählt heute etwa 8000

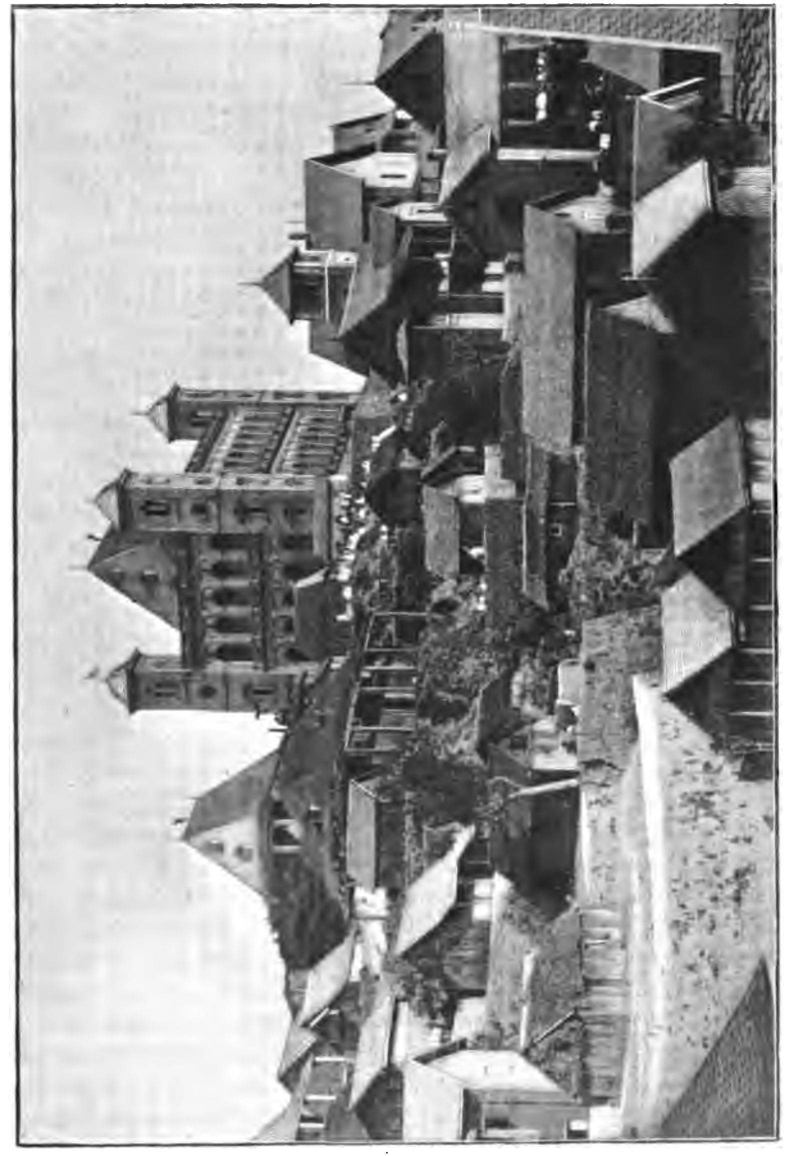
Einwohner, darunter 600 Weiße und liegt auf einer niedrigen sandigen Halbinsel, die mit dürftigem Gestrüpp, Pandanus, Yuccas und Aloës bestanden ist, zwischen denen sich einige Cocospalmen, Casuarinen und Mangobäume erheben; zwischen Tamatave und den Bergen dehnt sich eine 20 km breite Sumpflandschaft aus. Neben der einfachen hölzernen Landungsbrücke beim Zollhaus liegt ein kleiner Bootshafen, der Löschen der Leichter bei jedem Wetter erlaubt; eine 400 m lange eiserne Landungsbrücke, an der auch Dampfer anlegen sollen, war im Jahre 1900 im Bau und dem Strande entlang zieht sich nun die Hauptstraße, die Rue de Commerce hin, hinter welcher das kleine, aber lebhafte Kreolenviertel liegt; der Verkehr zwischen Reunion und Mauritius einerseits und der Ostküste von Madagascar andrerseits ist von jeher ein reger gewesen. Für diesen alten Stadtteil ist seit der Pest von 1899 ein neuer Bauplan festgesetzt, die Hauptstraße, in deren Sand man früher knöcheltief versank, ist verbreitert, macadamisiert und mit Cementplatten belegt worden und daneben hat man den Bau einer ganz neuen Stadt geplant, welche sich im Norden der bisherigen ausdehnen soll und der zu Liebe man 1898 das einzige Stück hiesiger alter Hova-Architektur, den kreisrunden Bau der Hova-Festung geopfert hat, um mit deren Trümmern das benachbarte Dünenterrain, welches die neue Europäerstadt tragen soll, aufzuschütten und zu planieren. Die Eingeborenen hat man auch hier schon 1897 nach einem besonderen Viertel, Tanambo, außerhalb der Stadt, verbannt und dieses liegt in so morastiger, ungesunder Umgebung, daß man sich über den schlimmen Verlauf der Pest hier nicht wundern kann. Ein weitläufiges Hospital, schöne Kasernenbauten und eine neue großartige Markthalle sind bereits fertig, dagegen sind die, meist schon 20 Jahre alten Geschäfts- und Wohnhäuser in der Hauptstraße, aus Holz und Wellblech hergestellt, überwiegend recht einfach. Wir finden hier auch 5 Hotels, deren Pensionspreis 8—10 Francs pro Tag beträgt, zahlreiche Cafés, zwei „Salon de Coiffure", eine Filiale der Pariser Magasins du Louvre und eine Reihe indischer und chinesischer Kramläden. Unter den Großkaufleuten steht auch hier wieder ein deutsches Haus an der Spitze, 3 englische, eine amerikanische und eine Parsi-Firma folgen.

Die Reise von Tamatave zur Hauptstadt

Antananarivo oder kürzer auch nur mit Tananarivo bezeichnet, was „1000 Dörfer" bedeutet, ist bereits beschrieben worden. Die Stadt ist auf einer isolierten Felskuppe erbaut, welche sich über baumlose, 1400 m ü. M. hohe Ebene erhebt und bestand bis zum Jahre 1863 nur aus Bambushütten. Heute weist die 60000 Einwohner — darunter ausschließlich der Garnison etwa 700 Europäer — zählende Stadt ein recht verschiedenes Bild auf. Die Häuser der Eingeborenen bestehen jetzt meist aus Lehm oder Ziegeln und haben zuweilen ein Ziegel-, meist allerdings noch Grasdach. Das auffallendste Gebäude ist der Königliche Palast, ursprünglich nur ein zweistöckiger Holzbau, der später aber auf allen vier Seiten mit steinernen Façaden, offenen Galerien

und an den 4 Ecken mit Türmen versehen wurde; in diesem Palast ist heute die Regierungsschule „Le Myre de Vilers" untergebracht, welche einheimische Verwaltungsbeamte heranbilden soll. Das kokette massive Palais des Premierministers und das in Holz konstruierte „Silber-Palais" — nach den vom Dache herabhängenden silbernen Dreiecken benannt — mit den anstoßenden Königsgräbern bilden die weiteren hervorragenden Bauten aus der letzten Hova-Zeit, während ein musterhaftes Militärhospital, eine Reihe von Verwaltungsbauten und der geschmackvolle Square Jean Laborde freundliche und nützliche Schöpfungen der neuen Herrscher sind.

Französische Berichte über Madagascar schildern dessen jüngste Entwicklung gern etwas zu optimistisch und sind deshalb mit Vorsicht zu genießen, aber unzweifelhaft haben die Franzosen hier in verhältnismäßig kurzer Zeit Anerkennenswertes geleistet und dies Verdienst gebührt in erster Linie dem General Gallieni.



Königlicher Palast in Tananarivo.

Die Mascarenen.

Unsere Fahrt geht nun weiter nach den im Jahre 1505 von dem portugiesischen Vizekönig Indiens, Pedro de Mascarenhas, entdeckten und nach ihm benannten Mascarenen, welche das französische Réunion und die englischen Besitzungen Mauritius und Rodriguez umfassen, eine Gruppe von Inseln vulkanischen Ursprungs, welche durch ihre Fruchtbarkeit und landschaftliche Schönheit zu den herrlichsten Perlen des ganzen Indischen Ozeans überhaupt zählen. Die Portugiesen freilich, welche die Inseln gänzlich unbewohnt vorfanden, ließen dieselben, wohl aus diesem Grunde, völlig unbeachtet und es verging auch eine geraume Zeit, ehe ihre Nachfolger in der Indienfahrt hier Niederlassungen gründeten.

Sehen wir uns nun die Inseln einzeln an, so treffen wir, vom Westen kommend, zunächst auf

La Réunion.

Es sei hier vorab erwähnt, daß der Name der Insel recht häufig gewechselt hat. Die Portugiesen hatten das Eiland ursprünglich Santa Apollonia getauft, änderten den Namen 1545 aber in Mascarenhas um, eine Bezeichnung, die erst später auf alle drei Inseln der Gruppe ausgedehnt wurde. Als die Franzosen hier im Jahre 1649 offiziell ihre Herrschaft proklamierten, wurde der Name Bourbon eingeführt, der von den Republikanern 1794 jedoch in Ile de la Réunion umgewandelt wurde, zur Erinnerung an die Vereinigung des Bataillons von Marseille mit der Pariser Nationalgarde im August 1792. Als dann der Stern Napoleons aufgegangen, nannte man die Insel 1806 Ile Bonaparte, allerdings nur für kurze Zeit, denn die Engländer führten 1810 den alten Namen „Bourbon" wieder ein, den sie natürlich auch behielt, nachdem sie 1815 an die Bourbonen selbst zurückgegeben worden war, und erst das Revolutionsjahr 1848 stellte den republikanischen Namen Réunion wieder her, der bis heute in Geltung geblieben ist.

Schon im Jahre 1638 hatte Salomon Goubert, der Schiffsführer einer Dieppper Gesellschaft, nominell von der Insel Besitz ergriffen, dasselbe geschah 1642 durch Pronis, einen Angestellten der Société de l'Orient, die ihre Thätigkeit in Madagascar begann, und deren Agent Flacourt kam im Jahre 1649 selbst von der großen Nachbarinsel herüber, um in der darnach La Possession genannten Bucht zum dritten Male die französischen Hoheitszeichen auf der nunmehr Ile Bourbon genannten Insel zu errichten und diese im Namen Ludwig XIV. in Besitz zu nehmen. Die ersten Ansiedler, 12 Franzosen, welche wegen Meuterei aus Fort Dauphin am Südende Madagascars verbannt werden mußten, waren schon im Jahre 1646 auf der Insel angekommen, 1654 wurde in La Possession auch ein Hospital errichtet, und nachdem der König die junge Kolonie 1664 der damals gegründeten Französisch-Ostindischen Handelsgesellschaft überlassen hatte, kamen nun allmählich auch französische Kolonisten. Auf Bitte dieser Pionier-Ansiedler an die Regierung, Töchter des Mutterlandes herauszuschicken, wanderten eine Anzahl Pariser Waisenmädchen dahin aus, welche von Anfang an einen heilsamen Einfluß dahin ausübten, Mischehen mit Farbigen möglichst auszuschließen, dadurch, daß solche Verbindungen gesellschaftlich in die Acht erklärt wurden. Am Ende des 17. Jahrhunderts bestand das junge Gemeinwesen, dessen erste Ansiedlungen in S. Paul, Ste. Suzanne und St. Dénis erfolgten, nur aus 500 Seelen, und um ihm aufzuhelfen, suchte die Verwaltung gewinnbringende Kulturen einzuführen. Sie verordnete zu diesem Zwecke 1717, daß alle Einwohner zwischen 15 und 60 Jahren je 100 Kaffeesträucher auf den Kopf zu pflanzen und zu pflegen hatten, und da man eine vorzügliche Sorte von Arabien einführte, die auf der Insel gut gedieh, so begann die Kaffeeausfuhr rasch zu steigen; betrug dieselbe 1734 erst 9000 kg, so hatte sie sich 1801 auf 3½ Millionen kg gehoben. Trat so unter Mahé de Labourdonnais, welcher von 1734 bis 1746 Gouverneur der Mascarenen war, eine erste Blütezeit für die Ile Bourbon ein, so begann eine zweite Entwicklungsepoche, als der Intendant Poivre 1770 Gewürze von den Molukken, besonders Gewürznelken und den Muskatbaum nach hier einführte, und zur Bestellung der Pflanzungen begann man bald, Sklaven von Madagascar und vom afrikanischen Festland herüberzubringen. Nachdem die Insel, welche 1774 von der französischen Regierung in eigene Verwaltung übernommen worden war, am 8. Juli 1810 in die Hände der Engländer gefallen, kam sie im Pariser Frieden an Frankreich zurück und erlebte nun einen neuen Aufschwung durch die Zunahme der Kultur von Zuckerrohr und Vanille. Zwar wurden durch königliche Ordonnanz vom 21. Juli 1846 die den Staatsdomänen gehörigen, 1848 auch sämtliche anderen Sklaven freigegeben — im ganzen etwa 60000 — aber es traten dadurch keine der befürchteten Störungen im Betrieb der Pflanzungen ein. Als man am 20. Dezember offiziell die Emanzipation der Schwarzen verkündigte, dankten diese, belustigten sich dann mit Tanz und kehrten bei Sonnenuntergang in ihre bisherigen Wohnungen

zurück, um am folgenden Tage in gewohnter Weise auf den Pflanzungen zu arbeiten. Réunion versuchte von jetzt ab, wie andere Zuckerkolonien, Kontraktarbeiter von auswärts heranzuziehen, und nicht ohne Erfolg, denn die Zahl der Inder, Malagassen und Kaffern hob sich zwischen 1849 und 1854 stark.

Eine ernste Revolte entstand im Jahre 1868 mit dem Ziele, die mißliebig gewordenen Jesuiten auszuweisen; die Aufregung währte mehrere Monate und führte zu blutigen Händeln, bis man schließlich der Menge in einzelnen ihrer Forderungen nachgab. Seitdem ist die Entwicklung der Kolonie äußerlich zwar friedlich verlaufen, aber der enorme Zurückgang der Zuckerpreise auf dem Weltmarkt hat den Ertrag des Hauptprodukts der Insel derartig ungünstig beeinflußt, daß sie wirtschaftlich schwer gelitten hat.

Sehen wir uns nun die 1980 qkm große Insel etwas näher an, so finden wir zunächst, daß die 207 km lange, an der Südwestseite von Korallenriffen umsäumte Küste von Réunion äußerst gleichmäßig verläuft, es sind weder stark vorspringende Kaps, noch tiefere Buchten vorhanden, und vor Anlage der künstlich geschaffenen Häfen von St. Pierre an der Südküste und von Pointe des Galets an der Nordwestküste gab es neben den 21 offenen Rheden auf Réunion überhaupt keine Häfen. Die eiförmig gestaltete Insel wird von einer vulkanischen Gebirgskette in zwei Hälften geteilt, deren westliche, die „Partie sous le vent“, trocken, während die östliche, die „Partie du vent“, durch die meist nur wehenden Südost- und Nordostwinde feuchter und fruchtbarer ist.

Das Gebirge selbst besteht aus zwei, durch das 1600 m hohe Plateau des Cafres verbundenen Hauptgruppen, von denen die nordwestliche in dem von erloschenen Kratern umgebenen Piton des Neiges eine Höhe von 3069 m erreicht, während der südöstliche in dem 2625 m hohen Piton de la Fournaise gipfelt; dieser letztere Vulkan ist noch thätig und hat im 19. Jahrhundert etwa ein Dutzend größerer Ausbrüche aufzuweisen — zuletzt in 1891 — deren Lavaströme sämtlich das Meer erreichten und die zwischenliegende Gegend, „Le Grand Bûlé“, in eine Einöde verwandelt haben. Gelegentliche leichte Erdstöße und eine Anzahl heißer Quellen sind weitere Äußerungen vulkanischer Thätigkeit. Von dem zentralen, durch Kämme und Abfälle unterbrochenen Plateau des Cafres fällt das Land allmählich oder in Terrassen, stellenweise jäh zu den Küstenebenen ab, und die zahlreichen Flüsse, welche von beiden Hängen zum Meere eilen, bahnen sich ihren Weg durch tiefe Schluchten, tragen in ihrem ungestümen Laufe ungeheure Massen von Erde und Kies in die Küstenebenen und haben daselbst große Strandlagunen gebildet.

Die Monate November bis April bringen Hitze, starke Regen und zuweilen Cyclone, während die Zeit vom Mai bis Oktober trockner, kühler und gesünder ist; am trockensten sind die Monate September und Oktober. Wirbelstürme traten früher fast alljährlich auf und richteten öfters große Verwüstungen an, doch ist seit 1882 kein ernstlicher Cyclon mehr hier vorgekommen bis zum

Jahre 1898. Die mittlere Temperatur der Hauptstadt St. Dénis ist 25°. Das Klima ist im allgemeinen recht gesund und war früher auch malariafrei; erst gegen das Jahr 1860 ist die Malaria durch indische Kulis zunächst nach Mauritius und dann auch auf Réunion eingeschleppt worden, und dazu hat sich 1899 auch noch die Pest eingestellt. Bislang betrug die Sterblichkeit 32‰ und die Hauptkrankheit bildet das Sumpffieber.

Herrliche Tropenwaldung mit großem Reichtum an Farren, darunter auch Cyathea und anderen Baumfarren — allerdings vielfach durch Anbau und Raubwirtschaft gelichtet und teilweise auch durch Lavafelder eingeschränkt —, steigt bis zu einer Höhe von 1300 m empor und wird hier von einem zusammenhängenden Gürtel hoher Bambusse abgeschlossen; dann folgen mannshoch den Boden bedeckende Gesträuche mit Krummholztypus, meist Acacia heterophylla.

Mit Ausnahme einiger Dörfer und Badeorte wohnt die ganze Bevölkerung an dem schmalen Küstenstreifen und zwar zählte man 1897 außer der Garnison 130 000 Franzosen und französische Kreolen, 25 000 indische Kulis, 6000 Malagassen, 10 000 Afrikaner und 400 Chinesen, in Summa 173 000 Köpfe. „Kreolen" nennt man die im Lande geborenen Kinder eingewanderter, weißer wie farbiger Eltern. Eigentliche „Eingeborene" giebt es nicht, da die Mascarenen bei Eintreffen der Europäer, wie schon erwähnt, menschenleer waren. Die Zahl der Nichtfranzosen unter den Weißen der Insel ist verschwindend klein, von Deutschen lernte ich nur einen Herrn in St. Dénis kennen, der Kaufmann und Vanillenpflanzer ist, und es existiert hier auch kein deutsches Konsulat. Was nun die hier geborenen Franzosen anbelangt, so haben sich zwar viele französische Familien auf Reunion und Mauritius seit 200 Jahren ganz rein erhalten und nur diese werden gesellschaftlich anerkannt, das Gros der Gesellschaft aber ist heutigen Tages mit farbigem Blute gemischt. Diese Vererbung von schwarzer Seite, welche der Mehrzahl der Kreolenbevölkerung eigen ist, hat nun freilich auch einen guten Posten Indolenz und Gleichgültigkeit gezeitigt, und so ist es begreiflich, daß die Insel wirtschaftlich, nachdem die bequeme Zuckerkultur weniger lohnend wurde, im Laufe der Zeit zurückgehen mußte; von dem früheren Reichtum ist in der That auch nicht viel übrig geblieben. Die Zeit, wo die kleinen „sucrières" von Réunion sehr gesuchte Partien in Paris waren, ist vorüber und es soll heute nur noch 3 große Vermögen auf der ganzen Insel geben. Zwischen den in Frankreich Geborenen und den Kreolen besteht ein gewisser Gegensatz; da letztere die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, so sind natürlich fast alle wählbaren Ämter mit ihnen besetzt und auch alle Richterstellen sind im Besitz von Kreolen.

Allen Farbigen, mit Ausnahme der in einem festen Vertragsverhältnis stehenden eingeführten Arbeiter, ist 1848 das französische Bürgerrecht eingeräumt worden, und dazu hat man 1892 auch noch die allgemeine Wehrpflicht zugefügt. Der Deputierte Réunions, welcher diese Neuerung in der Pariser

Kammer vorschlug, glaubte damit den Farbigen Réunions zu schmeicheln, in der Annahme, es würde ihnen zur Genugthuung gereichen, als Caporal oder Sergeant später Weiße kommandieren zu können, die bislang ausschließlich ihnen zu befehlen hatten. In der That ist diese Wirkung aber ausgeblieben, denn die Réunion-Leute sollten nicht etwa in Paris, sondern als Kolonialtruppe auf Madagascar dienen, und das empfand niemand als Ehre oder Begünstigung.

Die allgemeine Verkehrssprache auf den Mascarenen ist das Kreolen-Französisch, ein mit Fremdwörtern gemischtes Patois.

Die Religion ist überwiegend katholisch und der gut organisierte Unterricht wird meist von geistlichen Orden erteilt; die wenigen Protestanten haben nicht einmal eine Kapelle, die Hindus aber mehrere Tempel.

Verwaltung und Oberkommando der Insel unterstehen gemäß dem Gesetz von 1854 einem Gouverneur mit Sitz in St. Dénis, dem ein Conseil privé von 4 Beamten und ein aus allgemeinen Wahlen hervorgegangener Conseil général von 36 Mitgliedern für Verwaltung der Lokalfinanzen zur Seite stehen. Die Kolonie entsendet auch einen Senator und zwei Deputierte in das Pariser Parlament. An Gehalten beziehen: Der Gouverneur 28000 Francs, der Ober-Richter, welcher gleichzeitig Vize-Gouverneur ist und der Generalsekretär oder Verwaltungschef je 18000 Francs, die Vorstände der einzelnen Verwaltungszweige und die Hauptleute je 7000 Francs usw. Die Zahl der Beamten ist eine auffallend große und das Leben hier nicht billig.

Außer Réunion besitzt Frankreich im Süden des indischen Ozeans noch die nach Australien vorgeschobene, 1892 in Besitz genommenen Eilande Neu-Amsterdam und St. Paul und die 1893 annektierte Kerguelen-Gruppe, sämtlich unbewohnt.

Das Budget für 1900 balanziert in Einnahmen und Ausgaben mit 5,4 Millionen Francs, doch sind in dieser Summe, wie bei allen französischen Kolonien, die Ausgaben für Militär, Gendarmerie und Marine, welche vom Mutterland bezahlt werden, nicht einbegriffen. Eine eigene Kolonialschuld hat man der kleinen Kolonie nicht aufgebürdet, sondern hat die großen Ausgaben für Hafen- und Eisenbahnanlagen auch auf den Etat des Mutterlandes übernommen. Die hier erhobenen Steuern sind trotzdem überaus vielseitig und hoch. Französische Waren bezahlen bei der Einfuhr auch hier nur Konsumabgaben, fremde Waren außerdem den französischen Generaltarif.

Der fremde Handel betrug im Jahre

	1897	1898	1899	
in Einfuhr	18,5	19,7	21	Millionen Francs,
in Ausfuhr	21,7	19	15,3	" "

und zwar war der Anteil Frankreichs im Jahre 1898: 9,1 Millionen Francs vom Import und 18 Millionen oder mehr als $^9/_{10}$ vom Export. Der Export wies als Hauptposten 31418 Tons Zucker im Werte von 9 Millionen Francs,

111000 kg Vanille im Wert von 3,8 Millionen und 2 Millionen Liter Rum im Werte von 1 Million Francs auf und daß dieselben so ganz überwiegend nach Frankreich gingen, erklärt sich einfach aus dem Umstand, daß Frankreich seinen Kolonien gegenüber Vorzugszölle eingeführt hat. Unter den Einfuhrartikeln der Inseln steht obenan Reis.

Die hiesige Münze ist die französische. Da aber seit einigen Jahren das Silbergeld stetig von der Insel abfließt, so hat man sich genötigt gesehen, neben Noten der Banque de la Réunion im Betrage von 5 bis 1000 Francs, anderwärts unverwendbare, eigene Nickelmünzen im Nennwerte von ½ und 1 Franc auszugeben, deren Gegenwert im trésor colonial deponiert ist. Das Agio auf Silber schwankte in den letzten Jahren zwischen 4 und 18 %.

Die regelmäßige Schiffsverbindung mit Ostafrika und Europa vermitteln 2mal im Monat die Dampfer der Messageries Maritimes, einmal im Monat diejenigen der Compagnie Havraise Peninsulaire; eine Kabelverbindung über See aber besitzt die Insel noch nicht, sondern die Depeschen müssen zunächst zu Schiff nach Mauritius, Madagascar oder Sansibar gesandt werden. Der Land-Telegraph wird von einer Privatgesellschaft betrieben und umfaßt ein Netz von 214 km Länge.

Was sonst den Verkehr anbelangt, so läuft eine 232 km lange, schon Mitte des 18. Jahrhunderts fertiggestellte Fahrstraße rings um die Insel, und seit 1879 ist man hier auch mit dem Bau von Bahnen vorgegangen. Zunächst baute man die Linie zwischen dem Hafen Pointe des Galets bis zur Hauptstadt St. Dénis, die allerdings nur 20 km lang ist, trotzdem aber eine Bauzeit von drei Jahren, 1879—82, beanspruchte, da über 10 km Tunnel durch die steil zum Meere abfallende Basaltwand des Kap Bernard zwischen La Possession und St. Dénis zu bohren waren; die Linie wurde dann schnell der Küste entlang über die Nordspitze hinaus bis nach St. Benoit, im Süden bis nach St. Pierre fortgesetzt, sodaß jetzt 126 km im Betrieb sind, deren Anlagekosten 20 Millionen Francs betrugen.

Was nun die Bewirtschaftung der Insel anbelangt, so befinden sich etwa 60000 ha unter Kultur und davon sind über die Hälfte, etwa 35000 ha, dem Zuckerrohr gewidmet, während Vanille, Mais, Manioc, Bohnen, Kaffee, meist in Kleinkulturen folgen. Reis wird gar nicht mehr gebaut, sondern in großen Mengen von Saigon eingeführt. Nur die Küstenzone ist durchweg kultiviert.

Weitaus die Hauptkultur des Landes bildet diejenige des Zuckerrohres, welches sowohl auf ebenem Gelände, wie auch an Berghängen bis zu 300 m, ja stellenweise selbst bis zu 600 m ü. M. hinauf angepflanzt wird. Der mit vielen Steinen durchsetzte fruchtbare Boden kann nur mit der Hacke bearbeitet werden und nach vorheriger guter Düngung pflanzt man im Westen von Ende Oktober bis Ende Dezember, im feuchten Osten schon vom Juli an. Die im Jahre 1765 von Poivre eingeführten Philippinenstaare haben sich als aus-

gezeichnete Insektenvertilger bewährt; zunächst wegen der von Madagascar eingeschleppten Heuschrecken importiert, haben sie sich nach deren Ausrottung mit solchem Erfolg gegen alle anderen Insekten gewandt, daß diese heute auf der ganzen Insel selten geworden sind. Das Rohr reift nach 14 bis 18 Monaten und man schneidet dasselbe Feld gewöhnlich 4 Jahre hinter einander, pflanzt dann neu und läßt erst nach 15 Jahren Brache eintreten. Von Ochsen oder Maultieren gezogene Karren bringen das Rohr zur Fabrik, wo es ausgepreßt und zu Rohzucker, Syrup und Rum verarbeitet wird, während die Raffinerie erst in Europa erfolgt. Das Diffusions-System ist nicht vertreten, sämtliche Maschinen auf der Insel Réunion stammen aus dem Etablissement Cail in Paris. Der Ertrag des Rohres an Zucker ist etwa 6 % und der hier erzeugte Rum, besonders der von St. Pierre, ist ganz vorzüglich, wird in der Kolonie selbst aber nur wenig getrunken, da man Absinth und zahlreiche andere von Frankreich importierte Spirituosen vorzieht.

Nachdem die Kultur des Zuckerrohres seit 1815 immer mehr an Ausdehnung gewonnen hatte und 1828 bereits eine Ausfuhr von 11000 Tons Zucker aufweisen konnte, erreichte sie im Jahre 1860 mit 116 Zuckerfabriken und einem Export von 68000 Tons ihren Höhepunkt. Die nächsten Jahrzehnte aber brachten die Krisis in den Zuckerpreisen, 1880 finden wir hier nur noch einen Export von 20000 Tons und seitdem hat die Ausfuhr zwischen 30000 und 46000 Tons im Jahre geschwankt. Leicht gegebene und genommene Kredite zu dem hohen Zinssatz von 10—15 % p. a. konnten nunmehr, nachdem die Kultur um soviel unlohnender geworden, vielfach nur dadurch liquidiert werden, daß besonders die Kleinbesitzer ihr Land an die Gläubiger abtraten. Die Zahl der in Thätigkeit befindlichen Zuckerfabriken ist auf 44 zurückgegangen und zwar gehören die größten Zucker- und Rumfabriken, ebenso wie die größten Zucker- und Vanille-Pflanzungen, heutigen Tages dem Credit foncier colonial, der sie vom zahlungsunfähigen Schuldner übernahm. Dank dem französischen Zollschutz auf Kolonialprodukte lohnt die Kultur bei einem Preise von 20 Francs für 100 kg Rohzucker noch immer.

Schwierigkeit bietet die Beschaffung einer genügenden Anzahl von Arbeitern in den Zuckerpflanzungen, weil England heutigen Tages, um den Indern die Auswanderung nach Réunion zu erlauben, derartige Garantien betreffs deren Behandlung fordert, daß der englische Konsul quasi als Oberaufseher über die Plantagenbesitzer fungiert, und die nicht immer berechtigten Klagen der Kulis haben zu unerquicklichen Differenzen geführt. Die auf Réunion geborenen Inder gelten natürlich als Franzosen, daneben leben aber z. Z. 4000 Inder als eingewanderte Kontraktarbeiter hier, welche auf den Plantagen neben freier Wohnung, Kost, Kleidung und ärztlicher Behandlung einen Monatslohn von 12½ bis 17½ Francs beziehen, sodaß sich die Gesamtspesen für den Kopf auf etwa 40 bis 45 Francs stellen. Die Kontrakte werden auf 3—5 Jahre abgeschlossen und viele der Arbeiter bleiben auch nach Ablauf

dieser Zeit im Lande und verdingen sich auf den Pflanzungen gegen einen Tagelohn von 1½ Franc. Im Jahre 1899 zählte man auf der Insel 37000 Kontraktarbeiter, meist Inder von Madras und Calcutta, daneben bilden Neger von Mosambik und Malagaschen den Hauptstamm der ländlichen Bevölkerung. Über der Kreolen-Inder Faulheit und Trunkenheit wird auf Réunion viel geklagt und bei ihrer Bedürfnislosigkeit sind diese Leute so unabhängig, daß sie sich von ihren Arbeitgebern nur sehr wenig sagen lassen und von diesen zart wie rohe Eier behandelt werden müssen. Ein Teil der kleinen Pflanzer ist gegen weitere Einwanderung von Indern überhaupt und behauptet, daß die bereits vorhandene Bevölkerung genüge; in der That aber müssen jetzt mangels ausreichender Arbeitskräfte viele gute Ländereien brach liegen, bei deren Bearbeitung die Zuckerausfuhr leicht auf 75000 Tons gebracht werden könnte.

Die zweitwichtige Kultur der Insel ist diejenige der Vanille, ist Réunion heutigen Tages doch das größte Exportland dieser duftenden Schote überhaupt. Die Pflanze wurde zwar schon 1819 aus Mexiko eingeführt, gelangte hier aber nicht zur Reife, bis im Jahre 1840 ein ungebildeter Schwarzer die künstliche Befruchtung der Blume entdeckte. Im Jahre 1848 finden wir erst eine Ausfuhr von 50 kg, 1872 eine solche von 12000 kg, während das Jahr 1898 die ganz ausnahmsweise große Ernte von 200000 kg im Werte von 6⅔ Millionen Francs ergab. Die Vanillenliane wird in circa einen Meter hohen Stecklingen unter lichten Schattenbäumen gepflanzt, welche gleichzeitig als Stützen dienen, und zwar benutzt man dazu die Filao (Casuarina esquisetifolia), zuweilen auch den Jack-Baum (Artocarpus integrifolia), zumeist aber die ziemlich laublosen, stangenartigen Stämme der Euphorbie Jatropha Curcas (Pignon des Indes); auf Nossi Bé sah ich auch Crotons dazu benutzt. Bei weniger sorgsamer Anlage pflanzt man die Vanille einfach in den gelichteten Wald. Auf den Hektar rechnet man etwa 5000 Pflanzen und zwar verlangen dieselben zu ihrem Gedeihen viel Humus und eine leichte, aber nicht stagnierende Bodenfeuchtigkeit; sie sind sehr empfindlich gegen Wind und erfordern ständige Pflege. Die Liane trägt zuerst im 3. oder 4. Jahre und zwar erscheint die lilienartige, weiße geruchlose Blume, welche nur einen Tag steht, vom Juli an, wird künstlich befruchtet und reift in 7 Monaten; minderwertige Schoten werden entfernt und jeder Pflanze nur 20 bis 30 Schoten belassen, die traubenweise zusammenstehen. Die Schoten müssen voll ausgereift sein, aber vor Überreife abgenommen und dann sorgsam und gleichmäßig getrocknet werden, um die Ware weder zu sehr austrocknen, noch schimmlig werden zu lassen. Bei der Zubereitung herrschen mancherlei Abweichungen in den Einzelheiten und viel Geheimniskrämerei, meist ist das Verfahren das folgende. Zunächst erfolgt die Abtötung der Vegetation durch Hitze, gewöhnlich in der Form, daß man die in frischem Zustand noch ganz aromalosen Schoten 4 bis 5 Minuten lang in 55—65° warmes Wasser legt und sie sodann

in einer gut mit Wolldecken ausgelegten Holzkiste „schwitzen", d. h. sich langsam abkühlen läßt, wobei die grünen Schoten eine gleichmäßig braune Farbe annehmen und sich an der Oberfläche zu runzeln beginnen. Auf Bretter zwischen Wolldecken gelegt, wird die Vanille nun 3 bis 6 Tage der Sonne ausgesetzt, um zu trocknen, und zu demselben Zwecke werden die Schoten dann noch 2 Monate lang in gut durchlüfteten Schuppen auf weitmaschigen Rahmen ausgebreitet. Die vollkommen ausgetrockneten Schoten werden fortlaufend sorgfältig ausgelesen und in große Blechkoffer gelegt, um hier eine gleichmäßige Feuchtigkeit und Geschmeidigkeit anzunehmen. Nach etwa einem Monat untersucht man jede Schote genau auf Schimmel und sortiert sie dann nach Länge und Farbe, wobei man die am schönsten aussehenden noch breit und glatt drückt und in aus je 50 bis 100 Schoten gebildeten Bündeln außenhin packt. Die fertigen Bündel werden noch einmal einen Monat lang in Blechkoffern aufbewahrt, und zeigt sich auch dann kein Schimmel, so ist die Ware nunmehr versandbereit, wozu man mit feinstem Pergamentpapier ausgelegte Blechkisten benutzt, die mit einem übergreifenden, nicht verlöteten Blechdeckel geschlossen werden. Die ganze Kultur und Zubereitung ist so recht eine Liebhaber-Kultur und für das Naturell französischer Kolonisten besonders gut geeignet.

Man rechnet, daß 3½ kg grüner Schoten im Durchschnitt 1 kg fertiger Vanille ergeben und jede einzelne Pflanze liefert 5 Ernten. Wie verschieden dieselben ausfallen geht daraus hervor, daß man 1898 200000 kg, im nächsten Jahre in Folge eines Cyclons nur 78000 kg und 1900: 104000 kg erzielte, während man die Ernte 1901 wegen abnormer Trockenheit der vorhergehenden Jahre nur auf 50000 kg schätzt. Die Preise haben entsprechende Schwankungen erlitten.

Die weiteren Kulturen von Reunion sind mangels genügender Kapitalien und geübter und ausreichender Arbeitskräfte meist unbedeutend.

Kaffee in der einheimischen, einen sehr starken Trank liefernden Coffea mauritiana wurde wild hier angetroffen, daneben frühzeitig mit großem Erfolg arabischer Kaffee angepflanzt; Rostpilz und Cyclone haben aber so große Verheerungen angerichtet, daß die Pflanzer entmutigt wurden. Neuerdings hat man nun auch Liberia-Kaffee versucht, und der 1896 auf 43 Tons gesunkene Export ist 1898 auf 103 Tons gestiegen.

Von den Gewürzen wird die Gewürznelke am meisten angebaut und ergab 1898 für die Ausfuhr 13000 kg. Weitere Ausfuhrmengen lieferten: Kakao mit 1865 kg, Muskatnuß mit 387 kg, Tabak mit 45000 kg, Tapioca aus Manioc 604000 kg und Kartoffeln, die meist nach Mauritius gingen, 739000 kg. Kleinere Ausfuhrmengen liefern auch noch: Geraniumöl und der glänzende starke Bast aus den Stengeln der überall wuchernden Chou-Chou Kürbispflanze Sechium edule, der in Frankreich zu allerlei feinen Flecht-Arbeiten benutzt wird.

Thee wächst wild auf den Bergen, wird aber bislang noch nicht rationell kultiviert, ebensowenig wie Ramie, die hier vortreffliche Resultate erzielen könnte; die letztere wächst in allen Höhenlagen und ergiebt auf Boden, der bewässert werden kann, jährlich 4 bis 5 Schnitte vorzüglicher Qualität. 100 kg Stengel ergeben 2½ kg Faser und die Blätter bilden nebenbei ein ausgezeichnetes Viehfutter.

Die ersten Kolonisten fanden von Früchten angeblich nur die Vangueria edulis vor, inzwischen aber sind hier die Fruchtbäume Asiens, Europas und Amerikas eingeführt worden und gedeihen in großartiger Mannigfaltigkeit vorzüglich.

Ursprünglich war die ganze Insel dicht bewaldet und wies zahlreiche wertvolle Holzarten auf, die heute überwiegend vernichtet sind, und da man betreffs der Feuerung mangels Kohlen ganz auf Holz angewiesen ist, so hat die Entwaldung auch aus diesem Grunde große Fortschritte gemacht. Neuerdings hat man nun mit Aufforstung begonnen. An dem minderwertigen Küstenland, besonders auf Geröll- und Flugsandstrecken, haben Regierung wie Private allmählich überall die hier „Filao" genannte Casuarina esquisetifolia angepflanzt, die man schon seit 1768 von Madagascar einführte, und auf den höheren Lagen bevorzugt man die Casuarina tenacissima und quadrivalvis. Wir haben bereits gesehen, daß die Filaos auch als Schatten- und Stützbäume für die Vanille gebraucht werden, meist aber dienen sie als Brennholz, als Material für Holzkohle und wenn die Stämme 6 bis 8 Monate in fließendem Wasser gelegen haben, geben sie auch ein gutes Bauholz. Viel angepflanzt findet man auch das „Bois noir" (Albizzia Lebbek), dessen Hauptnutzen in den als Viehfutter dienenden Blättern liegt, und sodann die „Vacoa" (Pandanus utilis), aus deren Blättern man die Zuckersäcke fertigt.

Viehzucht auf Réunion ist schon deshalb in größerem Maßstabe nötig, weil man auf den Zuckerplantagen den Dünger und die Zugkraft der Tiere braucht. Die letzte Zählung führte 7000 Rinder, 2500 Pferde, 8500 Esel und Maultiere, 15000 Schafe, 12000 Ziegen und 73000 Schweine auf. Die Rinder sind meist von Madagascar eingeführt, daneben findet man aber auch schönes europäisches Vieh. Die Maultiere stammen aus Frankreich und Argentinien, die Pferde meist aus Australien, und die zahlreichen Schweine und das seltene und teuere Geflügel sind sehr minderwertig. Einheimische Säugetiere bis auf Fledermäuse fehlten den Mascarenen vor dem Erscheinen der Europäer gänzlich.

Fassen wir kurz den jetzigen Stand der wirtschaftlichen Verhältnisse auf Réunion zusammen, so kommen wir zu dem Resultat, daß er kein befriedigender ist, und zwar tragen daran folgende Ursachen die Schuld: Die Krisis in der Zuckerindustrie; Mangel an Arbeitern; schlechte Credit-Organisation, und endlich die nachteilig wirkende Verwaltungseinrichtung, daß die Insel nur teilweise administrative Autonomie besitzt, bis zu einem gewissen Grade aber direkt von Paris aus verwaltet wird.

Für weitere europäische Kolonisten ist hier im allgemeinen denn auch kein Platz mehr, denn der hier im Höchstfall bezahlte Tagelohn von 3 bis 5 Franks ist zwar genügend für Farbige, nicht aber für europäische Arbeiter.

Sehen wir uns nun einige Hauptpunkte der Kolonie etwas näher an. Schon stundenlang vor der Ankunft hebt sich der Piton des Neiges über dem Horizont ab und immer deutlicher tritt allmählich die Insel in Erscheinung, wenn wir uns der an ihrer Nordwestecke gelegenen Pointe des Galets und ihrem künstlichen Hafenbecken, dem einzigen in dem ganzen großen indischen Ozean, nähern. Da das steilabfallende Ufer hier nicht erlaubte, einen Hafen ins Meer hinein zu bauen, so grub man ihn aus dem Geröll und dem schwarzen, eisenhaltigen Sande des schmalen Küstenstreifens heraus. Nachdem der Dampfer auf der offenen Rhede einen Lootsen an Bord genommen, fährt man zwischen zwei mächtigen, aus Konkretblöcken aufgeführten Wellenbrechern hindurch, welche sich bogenförmig bis auf eine 100 m breite Öffnung nähern und die Brandung zurückhalten, direkt in den 250 m im Quadrat messenden Vorhafen und dann mit einer scharfen Wendung nach links in das eigentliche, 230 × 130 m große Dock, von welchem zwei ausgemauerte Bassins von je 200 × 72 m abzweigen. Bei wachsendem Bedarf kann das Dock mit Hülfe der vorhandenen drei Dampfbagger leicht vergrößert werden. Die Wassertiefe beträgt 8 bis 9 m und erlaubt den Schiffen, direkt an den Quais anzulegen, die zur Erleichterung des Frachtverkehrs und des Kohleneinnehmens mit Eisenbahngeleisen ausgerüstet sind, welche Anschluß an die um das Dock herum befindlichen Anlagen haben, nämlich die Magazine, Reparaturwerkstätten, Verwaltungsgebäude, Kohlenschuppen und Bahnhofsgebäude. Militärische Befestigungen habe ich 1898 nicht gesehen.

Die Konstruktion des Hafens wurde 1874 einer zur bildenden Gesellschaft mit einer Konzession auf 99 Jahre übertragen und demselben Konsortium im nächsten Jahre auch ein Eisenbahnprivileg erteilt und eine jährliche Subvention von 160000 Francs auf 30 Jahre von der Kolonie zugesichert. Im Jahre 1877 verpflichtete sich die inzwischen mit einem Stammkapital von 5 Millionen und Obligationen in Höhe von 31 Millionen Franken errichtete Gesellschaft, den Hafen gegen gewisse Zusicherungen seitens des Staates innerhalb 6 Jahre für die Pauschalsumme von 31 Millionen herzustellen. Die dafür notwendigen Ausgrabungen umfaßten 2300000 cm und als besonders schwierig erwies sich angesichts des steil abfallenden Ufers die Fundierung der Wellenbrecher. Als Ende 1883 die Arbeiten beendet sein sollten, hatte die Kompagnie statt der angenommenen 31 zwar bereits 48 Millionen ausgegeben, aber um den Hafen zu vollenden, wurden weitere 12 Millionen als nötig erachtet und die französische Regierung schoß diese Summe vor. In der That konnte im Jahre 1886 der erste Dampfer ins innere Becken einfahren, aber die Mittel der Gesellschaft waren inzwischen derart erschöpft, daß sie ihre Konzession Ende

1887 aufgeben mußte und Hafen und Eisenbahn in den Besitz der Regierung übergingen.

Der kleine Ort Le Port an der Pointe des Galets liegt überaus malerisch am Ausgang einer steilen Schlucht, ist aber herzlich unbedeutend und still. Die 20 km lange Bahn nach der Hauptstadt führt zunächst durch eine schmale, sterile Küstenebene schwarzen Sandes, auf dem außer Kasuarinen und verkrüppelten Lebbach-Bäumen nur Agaven, Yuccas, Milchbusch-Euphorbien und Feigenkaktus gedeihen. Nach der ersten Station La Possession treten die steilen Berge direkt ans Meer heran und hier beginnt nun der 10 km lange Tunnel, unterbrochen durch eine Reihe grottenartiger Durchschläge der Felswand, durch welche beim Tunnelbau die abgesprengten Steine ins Meer geschüttet wurden und die entzückende Durchblicke auf das blaue Meer bieten, sowie durch zwei Wildbachschluchten, die auf den Geröllstrand münden; in einer dieser Schluchten liegt die Quarantänestation La Chaloupe. Beim Austritt aus dem Tunnel öffnet sich sofort der Blick auf die freundliche Ebene von St. Dénis und die dahinter ziemlich steil aufsteigenden grünen Berge. Man passiert eine große, massiv und schön gebaute Kaserne und verläßt den Zug in der Personenhaltestelle nahe der Place du Gouvernement, in deren Mitte sich ein schönes Bronce-Standbild von Mahé de Labourdonnais erhebt. Rechts von diesem Platze liegt inmitten eines freundlichen Gartens und mit prächtiger Aussicht auf das Meer das stattliche, von einer Kuppel gekrönte Gouverneur-Palais. Folgt man dem Strande weiter nach Norden zu, so trifft man zunächst auf vier einfache Holzbrücken, an denen die Schiffsgüter der wenigen Segelschiffe aus- und eingeladen werden, weiterhin folgt die Promenade du Parachois, ein 80 m langer und 8 m breiter, auf eisernen Pfeilern ruhender und auf beiden Seiten mit Ruhebänken eingefaßter, eiserner Promenaden-Pier, der ins Meer hinaus führt und besonders abends stark besucht ist. Wir gelangen dann zu dem ummauerten Bootshafen mit hohem Parapet aus Lava-Quadern, zu einer Reihe alter Rasenschanzen, hinter denen die Artilleriekaserne liegt und endlich, an einem unscheinbaren Stadtviertel vorbei, zu dem ganz im Norden der Stadt liegenden Bahnhof und dem nahen großen Friedhof mit zahlreichen hochgemauerten Gräben und Gruftkapellen.

Vom Strande aus steigt die Stadt leicht an und zwar sind die Straßen sämtlich gut angelegt und gehalten, von Schattenbäumen eingefaßt und weisen nicht nur fast überall fließendes Wasser neben den Bordsteinen, sondern auch eine Reihe schöner öffentlicher Brunnen auf. In üppigster Tropenvegetation prangende Vorgärten tragen dazu bei, das freundliche Straßenbild zu verschönen. Die Hauptstraße Rue de Paris steigt von der Place du Gouvernement auf und hier befinden sich die Verwaltungsgebäude, die Kathedrale, das große Marine-Kommissariat, ein stattliches Hotel de Ville, das alte schon seit 1819 bestehende Lyceum und das imposante Militärhospital, welches nicht weniger als 1500 Betten zählt und auch Zivilisten zugänglich ist. Nachdem Madagascar

erworben wurde, hat Réunion im Vergleich zu früher eine bedeutend geringere Besatzung. Die beiden Hotels, das Hotel d'Orient und das Hotel de l'Europe berechnen 10 Francs Pension für den Tag einschließlich des Weines und sind verhältnismäßig gut und behäbig. Die Gebäude der Stadt sind teils massiv und mit rotem Ziegeldach gedeckt, vielfach aber auch nur gefälliger Imitatbau aus hellgestrichenen Brettern, meist mit Veranden und Erkern verziert und gewöhnlich mit Holzschindel-, seltener mit Wellblechdach. Und da fast jedes Haus inmitten eines gut gehaltenen Gartens liegt, so macht die überaus freundliche Villenstadt etwa den Eindruck eines deutschen Badeortes, eine Ähnlichkeit, die noch dadurch erhöht wird, daß man überhaupt nirgends auf der ganzen Insel nervöses Hasten und Treiben bemerkt, sondern überall gemächliches, ruhiges Arbeiten und zufriedenes Genießen eines nicht reichen, aber auskömmlichen Daseins inmitten einer paradisisch schönen Umgebung.

In den Gärten finden wir ein reizvolles Gemisch tropischer Pflanzen und solcher des gemäßigten Klimas, so von Palmen: Kokos, Cycas, Arenga, Oreodoxa, Latanien und die Kohlpalme, unter den Fruchtbäumen: Orangen, Granaten, Mangos, die Brotfrucht, Anona, Jack, Papaya, Tamarinden, chinesische Litschi und japanische Mispeln, dazwischen zahlreiche Bananenstauden; unter den Schattenbäumen mit teilweise prächtigem Blütenschmuck treten besonders hervor Ficus indica und elastica, Spathodeas, Jonesias, Teak, Terminalia catappa, zahlreiche Flamboyants, Eukalyptus, Grevilleas, Lebbach und Araucarien; dazwischen duften Oleander, Rosen, Veilchen, Magnolien und Daturas; Hibiscus, Poincettia pulcherrima, Akalyphen, Crotons und Dracaenen, Coleus, Geranien und Begonien in reicher Variation heben sich in feurigen Farben von dem grünen Hintergrund ab, und Bougainvilleas, Philodendron und andere Kletterpflanzen umschlingen Stamm und Mauer.

Die lange Hauptstraße von St. Dénis endet an dem vor 100 Jahren begründeten Jardin colonial, einem prächtig angelegten und gehaltenen botanischen Garten, der sich durch Einführung überaus zahlreicher Nutz- und Zierpflanzen sehr verdient gemacht hat. Hier befindet sich auch ein 1854 erbautes naturhistorisches Museum, dessen Hauptschatz wohl ein gut erhaltenes Ei des ausgestorbenen Riesenvogels Aepyornis maximus ist; dasselbe ist reichlich einen Fuß lang und seine Größe entspricht derjenigen von 7 Straußen- oder 150 Hühner-Eiern.

Das im Jahre 1669 gegründete St. Dénis zählt heute etwa 36 000 Bewohner, meist französische Kreolen, daneben im Ladengeschäft auch zahlreiche Inder und Chinesen. Die übrigen 12 kleineren Küstenstädte, welche — abgesehen von La Possession — ausnahmslos die Namen von Heiligen tragen, weisen mehr oder weniger denselben Charakter auf; eine besondere Erwähnung verdienen aber noch die Sanatorien der Insel, welche wegen ihres gesunden Höhenklimas nicht nur von den Bewohnern Réunions, sondern in zunehmendem

Maße auch von erholungsbedürftigen Europäern benutzt werden, die zeitweilig die ungesunden Küsten von Madagascar oder Ostafrika zu verlassen wünschen.

Die Perle dieser Höhenpunkte ist Salazie.

Mit Bahn oder Wagen fährt man von St. Dénis aus zunächst nach dem 26 km entfernten St. André immer nahe dem blauen Meere entlang und hat auf dieser schönen Fahrt Gelegenheit, auch allerlei Kulturen sehen zu können; man trifft hier sowohl Pflanzungen von Zuckerrohr, Vanille und Gewürznelken, wie die Volkskulturen Manioc und Mais. Von St. André aus verläßt die vorzüglich angelegte und makadamisierte Fahrstraße bald die fruchtbare Küstenebene und biegt in die malerische Schlucht der Rivière du mât ein, welche immer enger und steiler wird. Üppige Vegetation mit prächtigen Baumfarren und Orchideen bedeckt die scharf abfallenden Basalt-Wände und von allen Seiten stürzen Wasserfälle zu Thal, teils senkrecht in dünnen, 100 bis 300 m hohen Fäden, teils in breiten, sich allmählich senkenden Kaskaden. Nach einer Fahrt von 2 Stunden von St. André ab erreicht man das 500 m ü. M. liegende Dorf Salazie, und von hier ab öffnet sich nun der Blick mehr und mehr auf eine großartige Alpenlandschaft. Zunächst geht es einer wilden, tiefeingeschnittenen schmalen Schlucht entgegen, die von einem schäumenden Gebirgsfluß durchrauscht wird und rechts eigenartige Erosionsformen düsterer Lavafelder zeigt, während über die steilen, grünüberwucherten Basaltwände links eine Reihe hoher, schmaler Wasserfälle abstürzt. In zahlreichen Schleifen und Zickzacks steigend, führt der Weg an einem grünen Kratersee vorbei in einer weiteren Stunde zu dem 919 m ü. M. gelegenen Hellbourg — nach dem Gouverneur de Hell genannt, der sich vom Jahre 1838 ab um Réunion verdient machte —, einem freundlichen kleinen Villenort am Fuße der fast senkrecht bis zu 2000 m aufsteigenden, zackigen Kraterwand der Salazes. Das „Hotel des Salazes", ein gefälliger Chalet-Bau mit vorliegender Gartenterasse, freundlichen Zimmern, vorzüglichen Betten und guter Verpflegung — Pensionspreis 8 Francs — und einige andere Logierhäuser bieten komfortable Unterkunft. Das Klima hier ist gesund und erfrischend, sinkt die Temperatur im Winter doch auf 4°, und eine 33° warme, eisenhaltige Mineralquelle unterhalb eines auch hier befindlichen Militärhospitals wird zum Trinken und Baden benutzt. Die Quelle wurde erst 1831 von einem Jäger entdeckt. Das Ganze ist für Ostafrika geradezu als idyllisch zu bezeichnen.

Der Piton des Neiges ist von Hellbourg aus nicht sichtbar, doch kann der Gipfel von hier aus in einer Tagestour besucht werden. Ein beschwerlicher und stellenweise halsbrecherischer Fußweg führt von Hellbourg in 12 Stunden nach einem zweiten, sehr beliebten, am Südabhang des Piton und 1114 m ü. M. gelegenen Badeort Cilaos mit ähnlichen, 1828 entdeckten heißen Quellen wie Hellbourg; aber die Szenerie hier ist eine wesentlich verschiedene, wildromantisch und charakterisiert durch steile, fast kahle Abstürze, Lavafelder und große Trockenheit. Der gewöhnliche Zugang zu Cilaos ist der,

daß man von der an der Südwestküste gelegenen Eisenbahnstation St. Louis aus Tragstühle benutzt und so die 36 km bis Cilaos durch eine Szenerie von großartiger Romantik und eigenartiger wilder Schönheit bequem zurücklegt.

Eine Fahrt von nur 130 Seemeilen nach Osten bringt uns von der Pointe des Galets nach Port Louis, der Hauptstadt von Mauritius.

Mauritius.

Die Portugiesen hatten die von ihnen entdeckte Insel Ilha do Cirne genannt, vermutlich nach den schwanengroßen, plumpen Erdtauben oder Dodos, welche damals hier noch zahlreich heimisch waren und erst vor einem Jahrhundert ausgerottet wurden. Da die Entdecker aber keine Besitzansprüche erhoben, so nahm im Jahre 1598 der Viceadmiral von Warwick für die Holländer Besitz von der Insel, die er zu Ehren des Statthalters Moritz von Nassau Mauritius taufte. Eine wirkliche Besiedelung jedoch erfolgte erst 1642 dadurch, daß sich mehrere holländische Familien, ein Militärposten und einige Sklaven an der Ostseite der Insel, da wo heute Mahébourg liegt, niederließen, mit der Abholzung des Waldes begannen, der damals die ganze Insel dicht bedeckte, und aus Batavia eingeführtes Zuckerrohr pflanzten. Die Leute glaubten aber, bessere Lebensbedingungen am Kap zu finden, und wanderten deshalb 1712 dahin aus. Bald darauf kamen einige französische Kreolen von Bourbon herüber, und im Jahre 1715 wurde die Insel durch Kapitän Guilleame Dufresne offiziell für Frankreich in Besitz genommen und „Isle de France" getauft. Das Aufblühen der neuen Besitzung begann auch hier, seitdem im Jahre 1734 der weitblickende Mahé de Labourdonnais Gouverneur der Mascarenen geworden war. Dieser erkannte bald, daß der geräumige Hafen Port Louis auf der Westseite von Isle de France einen bedeutend günstigeren Stützpunkt biete, als die offenen Rheden von Isle de Bourbon oder als die ursprüngliche Ansiedelung bei Mahébourg. Er veranlaßte die Übersiedlung von 2000 Kreolen und Negern von Bourbon nach Isle de France und verlegte den Schwerpunkt der Verwaltung, nicht ohne deswegen bittere Angriffe von Seiten der Bourbon-Ansiedler zu erfahren, bald ganz nach der jüngeren Besitzung, deren für Kulturen günstigeres Gelände die Bevorzugung begreiflich macht. Die wirtschaftliche Entwicklung der Insel vollzog sich ganz ähnlich, wie diejenige der bereits geschilderten Nachbarinsel und am 3. Dezember 1810 teilte sie auch deren Schicksal, nach tapferer Verteidigung seitens der Franzosen, von den Engländern genommen zu werden, die sie auch 1814 im Pariser Frieden nicht wieder herausgaben, sondern seitdem als willkommenen Stützpunkt unter dem alten Namen Mauritius behalten und verwaltet haben. Der erste englische Gouverneur war der energische und gewandte Sir Robert Farquhar, dessen Bekanntschaft wir schon in Madagascar machten.

Die strategische Wichtigkeit, welche Mauritius als Station auf dem Wege nach Indien besaß, ist seit Eröffnung des Suezkanals allerdings sehr vermindert.

Die Insel, mit 1942 qkm fast ebenso groß wie Réunion, ist mit Ausnahme von zwei bis drei Stellen mit steilem Küstenabfall ringsum von einem Korallenriff umgeben, das sich jeder Flußmündung gegenüber ziemlich weit öffnet; diese Riffe und zahlreiche Inselchen machen die Annäherung an die Küste sehr gefährlich und die errichteten Verteidigungswerke bilden einen ergänzenden Schutz. Die stark zerschnittene Küste bildet nur einen für größere Schiffe gut geeigneten Hafen, den schon erwähnten Port Louis an der Westküste, während an der Ostküste allenfalls noch Mahébourg in Frage kommt. Unfern der Küste steigen die Berge schroff empor zu einem das ganze Innere bedeckenden Plateau von etwa 500 m Höhe, über welches sich eine Reihe wild zerrissener und bis zu 826 m hoher Berge erheben. Thätige Vulkane sind auf der Insel nicht mehr vorhanden, die Hauptgesteinsformen Basalte, Tuffe und Aschen zeigen den vulkanischen Ursprung aber deutlich an. Mineralschätze besitzt Mauritius ebensowenig wie Réunion. Ursprünglich war die gesamte Insel von einem tropischen Hochwald bedeckt, der heute aber fast überall verschwunden und selbst auf den Bergen meist nur durch Buschwald ersetzt ist. Große Flächen Waldes hat man speziell für das die Hauptkultur bildende Zuckerrohr niedergeschlagen, und die an der Küste gelegenen, heutigen Tages bereits vielfach ausgesaugten Ländereien sind auf weite Strecken von der anspruchslosen Agave in Besitz genommen. Seit kurzem hat man aber mit rationeller Wiederaufforstung der Insel begonnen, auch um dadurch den stark zurückgegangenen Regenfall wieder zu heben. Das früher sehr gute Klima von Mauritius hat sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich verschlechtert; die Hochebene ist zwar noch leidlich gesund, aber in den niedriger gelegenen Teilen, und besonders an der Küste, sind Wechselfieber häufig. Pflanzen- und Tierwelt sind im allgemeinen dieselben wie auf Réunion, bemerkenswert hier sind nur die aus den Philippinen eingeführten „Mauritiushirsche", die sich vollkommen eingebürgert haben.

Die Bevölkerung ist eine überaus dichte und betrug laut letztem Census von 1898 ausschließlich der 2750 Mann starken Garnison 378000 Seelen, worunter 156000 in Mauritius geborene und 100000 als Kontraktarbeiter eingeführte Inder, 3400 Chinesen, 2500 Franzosen, 560 Briten und außerdem Neger, Malagaschen, Singhalesen, Malayen und zahlreiche Mischlinge vertreten waren. Deutsche Landsleute giebt es auch hier nur sehr wenige und die wenigen prosperieren nicht; der deutsche Konsul in Port Louis ist ein Engländer, der kein Wort deutsch spricht. Die offizielle Sprache ist natürlich die englische, doch wird dieselbe nur in den Regierungsbekanntmachungen, vor Gericht, bei den Truppen und in den englischen Familien gebraucht, die eigentliche Landessprache aber, auch bei den Farbigen, ist das Kreolenfranzösisch, und das Hauptfest des Jahres ist das mit Enthusiasmus gefeierte französische Nationalfest

des 14. Juli. Überhaupt hängen die alten Familien noch treu an Frankreich und schließen sich im allgemeinen stark gegen das englische Beamtentum ab; das geistige Leben hat seinen französischen Anstrich behalten. Die hiesigen französischen Kreolen sind eine auffallend schöne Rasse, leider besitzen sie aber auch einen Dünkel, der sie schwer verdaulich macht. Die Hauptzeitung „The Planters and Commercial Gazette", erscheint halb in englischer, halb in französischer Sprache und bringt in ihrem zweiten Teile stark antienglische Artikel; daneben erscheint noch etwa ein halbes Dutzend französischer Winkelblättchen, die sämtlich in englischfeindlichem Sinne redigiert werden.

Was die Inder anbetrifft, so findet, trotz der Zuckerkrisis, noch immer ein ununterbrochener Zuzug neuer Arbeiter aus Indien statt, und zwar gehören dieselben meist den niedrigen Kasten an und sind vielfach unehrliches Volk, das sich aber bei seiner Genügsamkeit rasch emporarbeitet. Haben diese Leute erst einmal einen kleinen Fonds erspart, so kaufen sie einige Acker Land, auf dem die Frau Gemüse baut, während der Mann in der Zuckerplantage weiterarbeitet und daneben ein kleines Zuckerfeld für sich selbst bestellt; kann er allmählich so viel verdienen, um sich zum Händler emporzuschwingen, so ist das Ziel seiner Wünsche erreicht. Die Auswanderung indischer Kulis nach Mauritius belief sich 1896/7 auf 800, im Jahre 1898 auf nur 420 Köpfe. Daß es den Indern hier sehr viel besser als daheim ergeht, zeigt schon ihre durchschnittlich weit bessere Kleidung an, und ihre in rote und gelbe Tücher gehüllten Frauen tragen verhältnismäßig reichen Schmuck. Wenn auch die Missionare — selbst die katholischen — auf Mauritius nicht sonderlich erfolgreich unter den Indern gewesen sind, so haben letztere doch viele französische Sitten angenommen, ihre Frauen begrüßen sich à la française durch Küssen auf beide Wangen, die Kulis reden sich untereinander mit „monsieur" und „madame" an und kauderwelschen ein drolliges pidgin-französisch.

Die Chinesen haben besonders seit einigen Jahren sehr zugenommen und besitzen fast sämtliche Kramläden in Port Louis und Curepipe.

Der Religion nach zählte man 1891: 115000 Römisch-Katholische, 7500 Protestanten, 209000 Hindus brahmanischer Religion und 35000 Moslims. Die Regierung unterstützt den christlichen Kultus jährlich mit 125000 Rupien, die Schulen mit 450 000 Rupien.

An der Spitze der Kolonie steht ein von der Krone ernannter Gouverneur und ihm zur Seite stehen ein Verwaltungsrat von 7 Mitgliedern — bestehend aus 5 hohen Beamten und 2 vom gesetzgebenden Rat gewählten Mitgliedern — und ein gesetzgebender Rat, dessen 27 Mitglieder sich nach dem Gesetz von 1885 zusammensetzen aus: 8 Regierungsbeamten, 9 von der Regierung ernannten und 10 von der Bevölkerung gewählten Mitgliedern. Der Einfluß der letzteren ist also recht gering. Die Gesetzgebung ist ein Gemisch von französischem und englischem Rechtswesen und hat dadurch zu vielen Verwicklungen Anlaß gegeben. Über die Beamtenschaft im allgemeinen und deren Rechtlichkeit im

besonderen wird viel geklagt. Nach dem Budget von 1898 für Mauritius und seine Dependenzen betrugen die Kolonialeinnahmen 7950000 Rupien, die Ausgaben 8430000 Rupien und die mit 4 und 5 % verzinsliche öffentliche Schuld 1196000 £. Die Haupteinnahmen liefern die hohen Fracht- und Passagiertarife der 169 km Staatsbahnen, Zölle werden nur auf Tabak und Spirituosen erhoben, ebenso wie in England.

Was den fremden Handel anbetrifft, so betrugen

		1894	1898
die Einfuhr	Rupien	32 852 000	28 326 000
„ Ausfuhr	„	33 390 000	31 866 000

Ganz besonders rege ist der Verkehr mit Indien, welches im Jahre 1898 Güter im Werte von 10185000 Rupien von Mauritius bezog und für 11879000 dahin lieferte. Englands Anteil im gleichen Jahre betrug 5443000 Rupien in der Einfuhr, 1097000 in der Ausfuhr, die Vereinigten Staaten von Nordamerika lieferten für 896000 und kauften für 3574000 Rupien, Frankreich folgte mit 1962000 Rupien in der Einfuhr und 6[illegible]7000 Rupien in der Ausfuhr von Mauritius. Die Ausfuhr besteht ganz überwiegend in Zucker; Mauritiushanf, Rum, Vanille und Kokosöl liefern kleinere Ausfuhrmengen. In der Einfuhr stehen Reis, Weizenmehl, Baumwollwaren, Kohlen und Wein obenan.

Als Landesmünze kursiert seit 1878 ausschließlich die indische Rupie, welche hier aber nicht in 16 Annas, sondern in 100 Cents eingeteilt ist; Maß und Gewichte sind seit gleichem Jahre metrisch. Die beiden einheimischen Banken sind die „Banque commerciale de Maurice" und die „Bank of Mauritius, Limd", beide nur mit einem Kapital von je 200000 £ ausgerüstet und diese Mittel meist nur ihren Günstlingen zur Verfügung stellend. Die Regierungs-Sparkassen, welche $3\frac{1}{2}$ % p. a. vergüten, wiesen 1898 Einlagen im Gesamtwerte von 2700000 Rupien auf.

Regelmäßige Dampferverbindungen vermitteln: mit Europa die Messageries Maritimes zweimal im Monat über Madagascar und Ostafrika, die Union-Castle-Linie und die Compagnie Havraise Peninsulaire je einmal per Monat über Kapstadt, und die British India-Linie gleichfalls 4 wöchentlich nach Colombo. Die Kolonialregierung gewährt den Dampfern eine jährliche Postsubvention von 100000 Rupien. Eine Kabellinie verbindet Mauritius seit 1894 mit Rodriguez, den Seychellen und via Sansibar mit Europa, und im Mai 1901 ist auch das Kabel zwischen Durban und Mauritius fertiggestellt worden als erstes Glied einer Linie der Eastern-Telegraph-Company, welche Südafrika mit Westaustralien verbinden wird. Post und Telegraphenämter finden sich in jeder Eisenbahnstation, und neben den 169 km Eisenbahn durchziehen 600 km vorzüglicher Fahrstraßen die Insel.

Was die Erwerbszweige betrifft, so steht auch hier die Zuckerkultur obenan, welche etwa 100000 Acres umfaßt und gegen 60000 Arbeiter

beschäftigt. Die Kultur ist auch hier ausschließlich Hackkultur, der Pflug unbekannt, Düngung durchweg erforderlich und zwar derart, daß man vor Neupflanzung des Rohres zunächst die auf den Feldern gebliebenen Blätter und Rohrabfälle verbrennt, dies besonders auch zu dem Zweck, um dadurch die Insekten zu töten; dann düngt man das Rohr, wenn es etwa einen Fuß hoch steht, und zum zweiten Male 6 Monate vor dem Schnitt. Als Dungmittel dienen Knochenmehl, in Schiffsladungen direkt bezogener Chili-Salpeter, Peru-Guano und Kalisalze, sowie der von Rodriguez und einigen Inseln nahe den Seychellen stammende Vogelguano. Die Reifezeit des Rohres schwankt, je nachdem die Pflanzung an der Küste oder höher liegt, zwischen 12 und 18 Monaten und die Ernte erfolgt von Ende Juli bis Dezember. Auf größeren Plantagen richtet man sich so ein, daß gleichzeitig je ein Drittel der Ländereien unter Neu-Pflanzung, anstehender Reife und unter Schnitt ist. Der auf Zuckerplantagen an die indischen Kulis bezahlte Lohn beträgt für den Monat 8 Rupien in bar und etwa 7 Rupien in Lebensmitteln: Reis, Salz, Oel u. s. w., wozu noch freie Wohnung, d. h. eine einfache, wenige Rupien kostende Hütte tritt. Die Arbeitsleistung der Inder ist sehr gering und entspricht nur etwa einem Viertel derjenigen eines Europäers.

Die Beförderung des Rohres zur Mühle geschieht teilweise in kleinen, zweirädrigen Ochsenkarren, teilweise an über die Felder gespannten Drahtseilbahnen, selten auf Décauville-Feldbahnen oder durch Anschlüsse an die Eisenbahn. Zur Zeit sind auf Mauritius 95 Zuckerfabriken thätig, deren Jahresproduktion, mit der Regenmenge schwankend, 130—180000 Tons Zucker — 1898/99: 186000 Tons, 1899/1900: 158000 Tons — neben etwa 6 Millionen kg Syrup und 3½ Millionen Liter Rum beträgt; letzterer wird hier nicht aus dem reinen Safte des Zuckerrohres, sondern nur aus den Rückständen der Zuckersiederei hergestellt und ist deshalb längst nicht so gut, wie der von Réunion. Der Ertrag des Rohres schwankt zwischen 6 und 8½%, und zwar hat man hier in zwei Fabriken, bei einer mit Sangershausen-Maschinen auch das Diffusionsverfahren versucht; dasselbe hat sich aber, besonders wegen der teuren Feuerung, nicht bewährt. Die größte Zuckerfabrik mit einer Jahresproduktion von 6500 Tons gehört einer englischen Gesellschaft, die meisten anderen sind im Besitz von Franzosen, und zwar produzieren davon einige 3000—3500 Tons, die meisten aber nur zwischen 600—1000 Tons im Jahre. Nachts und Sonntags wird in den Fabriken nicht gearbeitet. Als ich Mauritius 1898 besuchte, wurden für 1000 Pfund Rohr 8 Rupien bezahlt, und der höchste Verkaufspreis für Primazucker betrug gleichzeitig 9.20 Rupien für 100 Pfund.

Der Zuckerexport von hier richtet sich besonders nach Südafrika und Indien, und die Ende 1898 erfolgte Einführung von Differentialzöllen auf Prämien- und Rübenzucker in Britisch-Indien bezweckte speziell, die Zuckerindustrie von Mauritius und die darin so zahlreich beschäftigten Inder zu schützen.

Im Vergleich zum Zuckerrohr nehmen alle übrigen Kulturen von Mauritius nur einen sehr geringen Platz ein. Dem Werte nach obenan folgt Vanille, deren Pflanzungen durch Cyclone und Krankheiten der Liane aber derartig zurückgegangen sind, daß der jährliche Export von 20000 auf 2000 kg sank.

Mauritiushanf wird von zwei verschiedenen Agavenarten, der Sanseviera und besonders der Fourcroya foetida gewonnen, die beide mit geringem Boden zufrieden sind und mitten im Gebüsch ohne Pflege gedeihen. Zu ihrer Verarbeitung sind ungefähr 30 kleine Anstalten vorhanden, deren einfache Entfaserungsmaschinen bei einmaligem Durchziehen der Blätter die Holzteile von dem Baste trennen. Die Gewinnung dieser Faser, welche zur Herstellung von Tauwerk und Säcken nach London verschifft wird, kostet hier angeblich 18 bis 20 £ für die Tonne und die Kultur sollte dabei lohnen; Mangel an Kapital und Organisation haben ihre Ausdehnung aber bislang verhindert und die jährliche Ausfuhr beträgt nur etwa 2000 Tons.

Die Blätter von drei Sorten Pandanus, „Vacoas", liefern auch hier das Material für Säcke und Taschen.

Auch mit der Pflanzung von Thee angestellte Versuche sind nicht ungünstig verlaufen, und zwar wurde seitens der Regierung die erste kleine Plantage Anfang der 80er Jahre in der Nähe von Curepipe angelegt, und diese ging vor einigen Jahren für 6000 Rupien — 15000 hatte sie gekostet — in die Hände einer Ceylon-Gesellschaft über. Letztere erzielt jetzt jährlich 10—12000 Pfund frischer Blätter, die zunächst 24 Stunden lang in gewöhnlicher Zimmertemperatur auf mit Jutestoff überzogenen Rahmen leicht welken, dann eine Stunde lang unter einer mit der Hand betriebenen Maschine gerollt, hierauf in Körben einer vierstündigen Gährung unterworfen werden, die man im richtigen Moment durch ein 15 bis 20 Minuten dauerndes Dörren in Hitzkammern unterbricht; zum Schluß wird dieser so gewonnene schwarze Thee, dessen beste Qualität im Detail hier mit einer Rupie für das Pfund verkauft wird, gesiebt und sortiert. Außer der Pionierpflanzung existieren heute noch verschiedene gleich große mit eigenen Präparieranlagen und einige kleinere, welche das gepflückte frische Blatt zur weiteren Bearbeitung nach Nr. 1 schicken. Es findet auch bereits eine kleine Ausfuhr von Thee nach Madagaskar statt.

Die Kaffee-Kultur ist auf Mauritius früher zwar nennenswert gewesen, heute aber fast ganz vernachlässigt.

Der durchschnittliche jährliche Pachtpreis pro Arpent Kronland betrug in den letzten Jahren 7½ Rupien, der Kaufpreis 148 Rupien und zwar hat man in den letzten Jahren die Aufteilung großer Pflanzungen in kleine Landbesitze für Inder begünstigt.

Zur Viehzucht ist die Insel nicht geeignet.

Für Transportzwecke sind auf der Insel eingeführt worden: Pferde aus

Australien, allerliebste, flinke und lebhafte Ponies aus Sumbawa (kleine Sundainsel), Maultiere aus Argentinien und Buckelochsen aus Madagascar. Die Ponies werden speziell für die zahlreichen, von Indern gefahrenen, zweirädrigen Karriols (Gharies) zur Personenbeförderung verwandt, und da die Straßen überall auf der Insel vorzüglich angelegt und gehalten sind, so fährt man meist ausgezeichnet. Für die Einfuhr lebenden Schlachtviehs — Rinder — ist Mauritius wie Réunion fast ausschließlich auf Madagascar angewiesen, und seitdem dort das Angebot so nachgelassen hat, ist das Rindfleisch in Mauritius ein seltener, teurer und dabei in Qualität meist minderwertiger Artikel geworden. Die Einfuhr von Madagascar — 1898 481 000 Rupien — besteht zum großen Teil in Schlachtvieh.

Sehen wir uns nun auch hier die Hauptpunkte etwas näher an.

Der Anblick, den die Insel mit ihren grotesken, wild zerrissenen Bergketten vom Wasser aus bietet, wenn man sich Port Louis nähert, ist überaus imponierend. Von Norden nach Süden zu folgen sich als auffallendste Formen der spitze Kegel des Pieter Both (813 m), der daumenförmige Piton du Pouce (808 m) und nach einem zahnlückenartigen Bergausschnitt, „La Fenêtre" genannt, der runde Signalberg und weiter im Süden die wild gezackten Montagnes de la Rivière Noire (826 m) und die spitzen Trois Mamelles. Der Hafen selbst wird links und rechts von veralteten Bastionen beschützt, und hinter der Stadt erhebt sich auf einem Hügel die Citadelle mit dem Seapoy-Lager. Eine lange Reihe stattlicher Warenschuppen zieht sich rechts dem Strande entlang, während sich links ein kleiner Binnenhafen und drei Trockendocks öffnen, von denen das mittlere jüngst soweit vergrößert wurde, daß es im Notfall auch die Dampfer der Messageries Maritimes aufnehmen kann, wofür diese Gesellschaft auf 5 Jahre einen jährlichen Beitrag von 400 000 Francs bewilligt hat.

Das im Jahre 1735 angelegte Port Louis, die Hauptstadt sowohl, als auch der Haupthandelsplatz der Insel, zählt 62 000 Einwohner, die meist engen Straßen sind regelmäßig angelegt und gut gehalten, da aber Vorgärten an den Häusern meist fehlen, so macht es bei weitem nicht den freundlichen Eindruck wie St. Dénis. Die Häuser, früher meist ganz aus Holz, sind seit zahlreichen Branderfahrungen heute wenigstens im Unterstock meist aus Stein gebaut, aber selbst manche ganz massiv aufgeführte Gebäude sind von dem furchtbaren Cyclon vom 29. April des Jahres 1892, welcher Tausende von Menschenleben vernichtete, umgeworfen worden. Diese Wirbelstürme sind während der Monate Dezember bis April nicht seltene Gäste auf Mauritius und ihr Kommen wird, durch eine vorzüglich geleitete meteorologische Beobachtungsstation signalisiert, in Port Louis durch zwei Kanonenschüsse angezeigt, um die etwa am Land befindliche Mannschaft zu warnen und zu veranlassen, sich schleunigst an Bord ihrer Schiffe zu begeben, während ein Ausklingeln in den

Straßen von Port Louis die in Curepipe Wohnenden darauf aufmerksam macht, daß ein letzter Zug dahin ohne Verzug abgelassen wird, denn die Wucht des Cyclons pflegt derartig stark zu sein, daß ein Bahnverkehr während seiner Dauer vollständig ausgeschlossen ist.

Den Hafenplatz schmückt auch hier eine Bronzestatue von Labourdonnais, dem Gründer der Stadt, und dahinter erhebt sich inmitten von Gartenanlagen das stattliche Regierungsgebäude, vom Gouverneur, der gewöhnlich in Réduit bei Rosehill auf der Hochebene wohnt, selten als Residenz benutzt. Dicht dabei, auch von freundlichen Gartenanlagen umgeben, liegt das Museum, dessen Hauptschätze ein Aepyornis-Ei, das vollständige Skelett einer Dronte und eine ziemlich schlecht erhaltene, ausgestopfte sogenannte „Holländische Taube“ (Alectoroenas nitidissima) bilden; der Kustos schätzt den Wert der letzteren auf 2000 £, da im ganzen nur 3 Exemplare dieser im 19. Jahrhundert ausgestorbenen Gattung existieren sollen. An und nahe Governementsstreet, der Hauptstraße, liegen ein großes Theater, die Munizipalität, deren Geschäftssprache das Französische ist, der Gerichtshof, die Polizei, das Gefängnis, eine ziemlich große Moschee für die indischen Moslims und eine Reihe von Stadthäusern reicher Pflanzer, von letzteren selbst nur während der Wintermonate bewohnt, für den Rest des Jahres meist vermietet. St. Dénis sowohl, wie Port Louis werden jährlich von wandernden französischen Theatertruppen besucht, die sich sogar bis zur Vorführung der „Großen Oper“ versteigen, wobei man den guten Willen allerdings vielfach für die That nehmen muß. Nach Schluß der Vorstellungen verkehren besondere Theaterzüge nach dem Hochland hinauf, welche morgens gegen 2 Uhr in Curepipe eintreffen. Je weiter man sich in Port Louis vom Strande entfernt und nach dem Champ de Mars und dem Rennplatz zu geht, um so öder wird die Stadt, die übrigens selbst im Geschäftsviertel nur wenig Leben zeigt; die latente Pleite, die in Folge der Zuckerkrisis seit Jahr und Tag und besonders seit 1892 ihren Schatten über die Insel wirft, macht sich in allen Geschäftsverhältnissen bemerkbar. Die kaufmännischen Büreaus sind meist im Oberstock und machen vielfach einen ganz trübseligen Eindruck. An Stelle des früheren Reichtums ist jetzt vielfach Not getreten.

Das Hotel Oriental am Hafen bietet leidliche Unterkunft, Cafés fehlen gänzlich und das einzige Café-Restaurant „Flore“ macht einen der Stadt entsprechenden langweiligen Eindruck. Wohnt doch ein jeder, der es nur einigermaßen ermöglichen kann, vielleicht mit Ausnahme der Monate August bis Oktober, in einer der schönen Villenorte auf dem Hochlande, von denen die größten Rosehill und Curepipe sind, und geht in dem ungesunden Port Louis nur den Geschäften nach. Tagsüber herrscht zwar auch auf dem Hochplateau dieselbe Hitze, wie in Port Louis, aber die Nächte sind dort wesentlich kühler und man ist frei von den Miasmen des Tieflands. Daß die Europäer in Port Louis trotz der Wärme fast ausnahmlos in wollenen und noch dazu



Mauritius: La Fenêtre.

meist dunklen Anzügen und statt des Tropenhelms gern mit dem Cylinderhut und in Lackschuhen ihren Tagesgeschäften nachgehen, fällt dem von Ostafrika Ankommenden auf, ist aber für den Kreolen-Dünkel charakteristisch.

Eine gut angelegte und verwaltete Regierungseisenbahn sorgt für bequeme und häufige Verbindung zwischen Port Louis und dem Oberland; die Linie ist eingleisig, aber normalspurig und der ganze Betrieb anglo-indisch eingerichtet. Die Wagen erster Klasse haben Leder-, diejenigen zweiter Holzsitze, die nur von Indern benutzten 3. Klasse Wagen sind meist zweistöckig und nicht in Einzelcoupés abgeteilt. Für alle Klassen giebt es Nichtraucherwagen und Damen-Coupés, die selbst in der, wie gesagt nur von Farbigen benutzten, dritten Klasse höflich mit „Ladies only“ und „Femmes seules“ und nicht, wie in Indien, mit dem brutalen „females“ bezeichnet sind. Zwischen ½8 Uhr morgens und ½6 Uhr abends verkehren in jeder Richtung 12 Züge, von denen die direkten die 16 Meilen lange Strecke zwischen Port Louis und Curepipe in einer Stunde zurücklegen. Nachtzüge, mit Ausnahme der Theaterzüge, verkehren nicht. Die Zugbeamten sind Mestizen. Der aus Stein und Eisen erbaute Bahnhof in Port Louis, vor dem sich eine Jubiläumsstatue der Königin Victoria erhebt, ist ganz englisch eingerichtet, mit Wartezimmern 1. bis 3. Klasse, Refreshement- und Parcel Room und Zeitungsverkaufsstand. Post und Telegraph finden sich selbst in der kleinsten Eisenbahnstation der Kolonie, ebenso auf jedem Bahnsteig ein Barometer und die letzten meteorologischen Beobachtungen.

Die Bahnlinie steigt, prächtige Rückblicke auf das Meer bietend, langsam durch die rote Erde des Küstenlandes empor, aus dessen Gestrüpp von üppig wuchernder „Vieille fille“ (Lantana Camara) gelbblühende Buschakazien, Korallenbäume (Erythrina) mit ihren feurig roten Blütenquirlen und Agaven mit mächtig hohen Blütenschäften besonders auffallend hervortreten. An zahlreichen Zuckerpflanzungen und einer Reihe freundlicher Gartenstädtchen vorbei steigen wir bis zu Curepipe und erreichen hier bei 550 m ü. M. den höchsten und beliebtesten Villenort der Insel, der mit seiner nächsten Umgebung 11000 Einwohner zählt. Mit Ausnahme einer Lädenstraße, die fast ausschließlich von indischen und chinesischen Händlern bewohnt ist, liegen sämtliche Häuser innerhalb geschmackvoll angelegter und tadellos gehaltener, teilweise recht großer Gärten, die von regelrecht geschnittenen Hecken von Bambus, Akalyphen, Cannas, Azaleen oder Zwerg-Casuarinen eingefaßt sind. Die Häuser selbst sind selten massiv, meist nur aus Holz, aber sehr kokett gebaut, mit Säulenvorhallen, Erkern und Türmchen verziert, mit Schindeldach gedeckt und gewöhnlich in einem freundlichen Grau gestrichen. Die Gunst des Klimas, Verständnis und Geschmack und die früher vorhandenen reichen Mittel haben zusammengewirkt, um ein Ensemble zu schaffen, welches man in dieser Form kaum zum zweiten Male auf Erden trifft, etwa das herrliche Petropolis bei Rio de Janeiro ausgenommen.

Unter den beiden hiesigen Hotels ist das bessere das von einer etwas romanhaften Australierin gehaltene Hotel Wilkinson, wenigstens sind hier die elektrisch beleuchteten und mit Kaminen ausgestatteten Zimmer und die Betten gut, die Verpflegung aber ist herzlich schlecht; Pensionspreis 7 Rupien für den Tag einschließlich sauren sogenannten „Bordeaux" mit feiner Etiquette und gratis Pommery an Sonntagen.

Der Spaziergang de rigueur von Curepipe führt in einer halben Stunde nach dem sogenannten botanischen Garten, der allerdings bislang noch nicht viel für die Wissenschaft gethan hat, aber prächtig angelegte Gartenpartien mit Teichen, Spielplätzen, gut gehaltenen Fahrwegen und einem Musikpavillon bietet, um den sich an Sonnabend Nachmittagen das fashionable Curepipe bei den Klängen einer Militärkapelle zu einem Wagen-Korso Rendezvous giebt. Dieser und der sonntägliche Kirchgang bringen etwas Abwechslung in das sonst überaus monotone Leben. Hinter dem botanischen Garten erhebt sich ein erloschener Krater, einer der größten unserer Erde, dessen sehr regelmäßiger stumpfer Trichter, „trou aux cerfs", ganz mit dichtem Wald bestanden ist. In der Nähe befinden sich auch ein gut angelegtes Militär-Sanatorium und Kasernen für europäische Truppen.

Ein weiterer, mit Recht beliebter Ausflug führt zu den Tamarind-Cascaden, welche nahe den Zacken der wilden Rivière Noire-Berge in sieben Absätzen von dem Hochplateau hinabstürzen; die üppig bewaldete Schlucht erlaubt einen malerischen Durchblick bis hinab zu der Ebene, zu der von weißer Brandung umsäumten Küste und dem ihr vorliegenden Korallenriff.

Eine Eisenbahnfahrt nach dem kleinen Hafenort Souillac an der Südküste zeigt einen Teil des hiesigen, von ziemlich zahlreichen Mauritiushirschen belebten Baum- und Strauchwaldes mit herrlichen Farren und Farrenbäumen und zahlreichen Ravenalas an den Bergwänden. Ein Spaziergang dem malerischen Strande entlang führt zu der schönen „Gris-Gris-Bai" und dem „Souffleur", einem durchlochten Felsen, durch welchen die Brandung donnernd und schäumend in einer bis zu 70 Fuß hohen Wasser-Säule emporgetrieben wird.

Der eigentliche botanische Garten von Mauritius, 1768 von Poivre angelegt, liegt unten an der Westküste in Pamplemousses, wo sich z. Z. der französischen Herrschaft auch der Sitz des Gouverneurs befand und wo vor der Verschlechterung der gesundheitlichen Verhältnisse auch viele der privilegierten Europäer wohnten, die seitdem nach Rosehill und Curepipe hinauf gezogen sind. Man fährt von Port Louis aus mit der Küstenbahn in einer Stunde nach dem nördlich davon gelegenen Pamplemousses, und jeder Pflanzenfreund wird von der Reichhaltigkeit dieses Gartens und der Schönheit seiner malerischen Anlagen und Wasserpartien entzückt sein. Die große Allee von Königspalmen, früher der berühmten im botanischen Garten von Rio de Janeiro verglichen, ist durch den Cyclon von 1892 allerdings zerstört worden und die Neuanlage macht bislang noch einen dürftigen Eindruck, dagegen sind die Alleen von

Taliput- und Livingstonia-Palmen verschont geblieben und man kann hier auch ein Exemplar der berühmten Cocos de mer (Lodoicea sechellarum) bewundern, welche im botanischen Garten zu St. Dénis nicht gedeihen wollten. Diese großblätterigste aller Fächerpalmen mit ganz eigenartigen, fußgroßen Doppelnüssen, die 10 Jahre zu ihrer Reife bedürfen, kommt bekanntlich nur auf den Seychellen vor und zwar fand man die Heimat der Pflanze erst 1789 auf, nachdem die vom Meere an fremden Gestaden angetriebenen Früchte bis dahin Anlaß zu abenteuerlichen Vermutungen gegeben hatten. Das hier 1866 gepflanzte Exemplar zeigte nach 32 Jahren erst 3 Blätter, deren Länge ohne Blattstengel 3 m betrug. In dem früheren, ziemlich verfallenen Gouverneurs-Palast ist jetzt das botanische Museum untergebracht, neben welchem man auch noch zwei lebende, drei Fuß lange Mauritius-Schildkröten sehen kann, die sonst von der Insel ganz verschwunden sind. Ein einfacher, inschriftsloser Gips-Obelisk, von 8 alten, hochstämmigen Cycas-Palmen umgeben und von liebenden Seelen viel besucht, bildet das sogenannte „Grab" von Paul und Virginie und ist zu Ehren der Helden von Bernardin de St. Pierre's lieblichem Idyll errichtet, das auf Mauritius spielt.

Die übrigen Orte der Insel sind ohne besondere Bedeutung, ebenso wie die zu Mauritius gehörigen Dependancen: Die Inseln Rodriguez, Cargados Carajos, die Seychellen, Amiranten, Aldabra- und Chagos-Inseln, welche zusammen 896 qkm umfassen und 23000 Einwohner zählen.

Kehren wir nun zum afrikanischen Festland zurück und werfen zunächst einen Blick auf die Geschichte des Kaplandes.

Geschichte des Kaplandes.

Die ersten europäischen Besucher des Kaplandes waren, wie wir bereits gesehen haben, die Portugiesen während ihrer unermüdlichen Versuche, den Seeweg nach Indien zu finden. Nachdem schon 1484 Diego Cão mit dem Nürnberger Ritter Martin Behaim an Bord bis zur Walfischbai vorgedrungen war, fuhr im Jahre 1486 Bartholomeu Diaz zu einer Entdeckungsfahrt aus, umschiffte, südlich der Orange-Mündung von einem Sturm überrascht, das Kap, ohne es zu sehen, lief Flesh-Bai und die Algoa-Bai an, kam dann aber nicht weiter als bis zur Mündung des großen Fischflusses, da seine geängstigte Mannschaft ihn zur Umkehr zwang und sichtete auf seiner Rückfahrt auch die afrikanische Südspitze, welche er das „Kap der Stürme“ benannte, eine Bezeichnung, die sein König Johann II. in hoffnungsvoller Voraussicht in „Kap der guten Hoffnung“ umwandelte. Sonderbarerweise aber ließ man 10 Jahre vergehen, ehe man diesen neu aufgefundenen Weg weiter verfolgte durch die Expedition Vasco da Gamas, welche aus 4 Schiffen bestand, deren größtes nur ungefähr 200 Tons maß. Diese Flotte segelte nach S. Helena, lief am 25. November 1497 die Mossel-Bai an und passierte während der Weihnachtstage die Küste des danach „Natal“ genannten Landes auf ihrer Weiterfahrt, die sie glücklich nach Indien bringen sollte. 6 Jahre später landete Antonio Saldanha in der nach ihm benannten Saldanha-Bai und in Tafel-Bai und war der erste Europäer, welcher den Tafelberg erstieg; doch war es den Portugiesen nur um den Weg nach Indien zu thun, und seitdem 1510 der in Ungnade von Indien heimkehrende erste portugiesische Vizekönig, der verdienstvolle Francisco d'Almeida, mit 65 seiner Genossen am Fuße des Tafelberges von den Hottentotten erschlagen worden war, fuhr man meist direkt von S. Helena nach Sofala, ohne in dem ungastlichen Kapland anzulaufen.

Nachdem Francis Drake 1580 das Kap nur gesichtet hatte, ankerte das erste englische Schiff 1591 in der Tafel-Bai und das erste holländische Schiff erschien 1595 an der Küste des Kaplandes. Die erste praktische Be-

nutzung der Tafel-Bai seitens der Europäer aber fand dadurch statt, daß man sich ihrer als „Poststation", allerdings ohne Posthaus und ohne Posthalter, in der Form bediente, daß die Schiffsführer für ihre Nachfolger bestimmte Briefe hier unter große, mit gewissen Zeichen versehene Steine legten, von denen einige noch heute im Museum von Kapstadt zu sehen sind.

Nachdem 1600 die Britisch-Ostindische Kompagnie gegründet worden war und damit eine Belebung der Fahrt nach dem Osten eintrat, hielten es zwei Kapitäne dieser Gesellschaft für angezeigt, die Tafelbai als englischen Besitz zu proklamieren, doch blieb von seiten ihrer Vorgesetzten, wie ihrer Regierung die Billigung dieses Unternehmens aus und im Jahre 1650 traten die Engländer eventuelle Ansprüche an das Kapland offiziell den Holländern ab, wogegen diese der Englisch-Ostindischen Kompagnie St. Helena überließen.

Auch die Aufmerksamkeit der Holländer, bezw. der im Jahre 1602 mit Sitz in Amsterdam und einem Kapital von 6 600 000 Gulden gegründeten Holländisch-Ostindischen Kompagnie war erst auf das Land gelenkt worden, nachdem 1648 das holländische Schiff „Haarlem" in der Tafelbai gestrandet war und die Schiffbrüchigen das Land in glühenden Farben geschildert hatten. Die Gesellschaft, welche für Holland das Monopol für den Verkauf ostasiatischer Waren besaß und das Recht, ein eigenes Heer zu unterhalten, hatte ihren Freibrief 1647 gegen Zahlung von 3 Millionen Gulden erneuert bekommen, beschloß im Jahre 1651, auch eine Station am Kap zu gründen und betraute damit den energischen und vielbewanderten Marinearzt Jan van Riebeek, der früher schon um das Kap nach Indien gefahren war und dem man als „Kommandanten" der neuen Ansiedlung einen Jahresgehalt von 1000 Gulden aussetzte. Am 24. Dezember 1651 verließ die aus etwa 100 Mann bestehende Expedition auf 3 Schiffen Texel und erreichte nach der überraschend schnellen Reise von nur 104 Tagen am 6. April 1652 die Tafelbai, wo man zunächst an die Errichtung eines kleinen Forts ging, das man aus Furcht vor einem englischen Ueberfall 20 Jahre später mächtig ausbaute.

Seevögel und deren Eier, junge Robben und Fische lieferten den Neuankömmlingen die Haupt-Fleischnahrung, bevor man in freundlichen Tauschverkehr mit den Hottentoten treten und von diesen gegen Messingdraht und Tabak Rinder und Fettschwanzschafe einhandeln konnte; auch Elefanten- und Flußpferd-Zähne, Straußen-Eier und Federn wurden von den Eingeborenen bald geliefert. Da der Hauptzweck der Station der war, die holländische Flotte zu verproviantieren, so begann man frühzeitig mit den ersten Versuchen von Acker- und Gemüsebau, führte schon 1653 Reben vom Rheine ein und wandte der Viehzucht sein Interesse zu; daneben lieferten der Robben- und Walfischfang, der Holzschlag und die oben genannten, von den Eingeborenen gelieferten Produkte erwünschte Handelsartikel. Auch machte man schon damals einige schwache Versuche, in das Innere des Landes, zu dem goldreichen

Lande Monomotapa vorzudringen, um lohnende Beziehungen mit diesem anzuknüpfen und dessen Verkehr von den portugiesischen Küstenplätzen Ostafrikas nach dem Kap abzulenken, aber es gelang den Holländern nicht, das alte Ophir zu erreichen.

Ein erfolgloser Versuch der Engländer und Schotten im Jahre 1659, sich eines Schiffes in der Tafelbai zu bemächtigen, führte zu deren prompter Verbannung.

Nach elfjähriger angestrengter und erfolgreicher Thätigkeit verließ Riebeek 1662 das Kap, um nach Batavia überzusiedeln.

Da die Bemühungen, Ansiedler aus Holland heranzuziehen, resultatlos verlaufen waren, so hatte man alle bisherigen Kulturversuche durch die Soldaten und Matrosen der Gesellschaft unternehmen müssen, und aus diesen Leuten, unter denen sich neben Holländern Vlamländer, Deutsche, Dänen und Portugiesen befanden, wurden von 1657 an eine Anzahl als Landbebauer bei Rondebosch angesiedelt, wo man im Jahre 1670 etwa 90 Kolonisten zählte; anderen Angestellten der Kompagnie wieder wurde erlaubt, sich um das Fort herum als Handwerker zu etablieren und so entstand frühzeitig die Teilung in „Boers“ und „Burghers“.

Als nun freilich die Hottentoten, mit denen man anfangs in freundlichen Beziehungen gelebt hatte, aus der Landbestellung ersahen, daß die Weißen sich zu dauerndem Aufenthalt einrichteten, traten sie 1659 in organisierten Widerstand; dieser wurde zwar nach einigen Monaten überwältigt und man legte den Streit durch Festsetzung einer Grenzlinie bei, aber um ferneren Unannehmlichkeiten vorzubeugen, schloß Kommandant van Overbeek im Jahre 1672 einen Kaufvertrag mit zwei Hottentoten-Häuptlingen ab und erhielt gegen Zahlung von nominell 20000 Gulden, in Wahrheit gegen Lieferung von Branntwein, Tabak, Perlen und anderen Waren im Gesamtwert von 100 Gulden, das Land zwischen der Kap-Halbinsel und der Saldanha-Bai. Der erste Europäer, welcher die schwierige Hottentotensprache erlernte und später auch in einem Werke beschrieb, war übrigens ein Deutscher, Georg Friedrich Wreede, der 165[illegible] als Soldat nach Kapstadt verschlagen wurde und hier später der Verwaltung als Dolmetscher diente. Weitere nennenswerte Zusammenstöße der Holländer mit den Hottentoten — welch' letztere unter sich und mit den Buschmännern in häufiger Fehde lagen — erfolgten nunmehr nicht, die Hottentoten wichen vielmehr vor den allmählig weiter vordringenden Weißen ins Innere zurück, aber noch zu Ende des 17. Jahrhunderts gab es keinen weißen Ansiedler in einer größeren Entfernung als 70 km vom Fort und den es umgebenden 80 Häusern am Fuße des Tafelbergs.

Die Zahl sämtlicher Weißen des Kaplandes, einschließlich der Beamten und Soldaten der Kompagnie, betrug um 1672 nur 600, aber daß man die Entwicklungsfähigkeit der jungen Niederlassung in Holland nicht ungünstig beurteilte geht daraus hervor, daß, als den Generalstaaten von seiten

Ludwigs XIV ernste Gefahren drohten, die reichsten Holländer nach dem Kap und nach Batavia überzusiedeln gedachten.

Als 7. Befehlshaber der Kapstation, dem man 1672—78 den Titel „Gouverneur" beigelegt und seitdem mit einem Jahresgehalt von 3000 Gulden ausgerüstet hatte, wirkte von 1679—99 Simon van der Stell, zunächst als „Kommandant", seit 1690 in Anerkennung seiner Verdienste als „Gouverneur", nach Riebeek weitaus der bedeutendste Leiter und Förderer der Ansiedlung. Bald nach seinem Amtsantritt wurden neue Versuche gemacht, holländische Kolonisten heranzuziehen und es gelang diesmal, dem Kaplande im Jahre 1684 50 Ackerbauer und Handwerker und eine Anzahl Mädchen aus den Waisenhäusern von Amsterdam und Rotterdam zuzuführen. Weiße Einwanderer anderer Nationalität sollten bald folgen. Schon im Jahre 1660 war französisches Blut dadurch eingeführt worden, daß von der Besatzung eines in der Tafelbai gestrandeten französischen Schiffes 35 Huguenotten in den Dienst der Kompagnie traten; die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 hatte einen größeren Zuzug von seiten solcher Huguenotten zur Folge, die nach dem reformierten Holland geflohen waren und denen man, gegen Leistung des Treueides an die Holländisch-Ostindische Kompagnie, freies Land in der Kapkolonie und dazu, soweit nötig, Saat, Vieh und Ackergeräte vorschußweise zusagte. So wanderten in den Jahren 1688/9 gegen 300 Huguenotten, Männer, Frauen und Kinder zusammengerechnet, in Südafrika ein, wo sie prosperierten und bald sämtlich zu der holländisch-reformierten Kirche übertraten. Schon im Jahre 1709 wurde der Gebrauch des Französischen im Verkehr mit den Behörden verboten, 1724 hörte das Französische auch im Kirchendienst auf und 50 Jahre nach Einwanderung der Franzosen waren diese, die Holländer und die Deutschen in einander aufgegangen und Holländisch war die allgemeine Landessprache. Nur die Familiennamen erinnern heute noch an die verschiedene Abstammung.

Sehr frühzeitig hatte man auch angefangen, sich der Dienste von Sklaven zu bedienen, deren erste 1658 von einem portugiesischen Schiffe erbeutet wurden; sodann erbat Riebeek chinesische Sträflinge aus Java, doch da solche in den Gefängnissen Batavia's gerade nicht zu haben waren, blieb das Kap durch diesen glücklichen Zufall chinesenfrei. Dafür wurden später Neger von der Guineaküste und Malayen von Java und den Molukken eingeführt und neben letzteren waren gelegentlich auch vornehme Verbannte aus Inselindien vertreten, welche den Grundstock zu der kleinen, noch heute bestehenden mohamedanischen Kolonie am Kap bildeten. Auch Hottentoten wurden in Sklaverei gebracht, und die Ansiedler überließen bald fast alle Arbeit den Sklaven, die nicht selten grausam genug behandelt wurden.

Unter Simon van der Stell wurde 1680 Stellenbosch gegründet, 1684 die Weinfarm Constantia angelegt und das fruchtbare Paarl- und Drachensteinthal besiedelt, sodaß der Ernteertrag im Jahre 1684 zum ersten Male

den eigenen Bedarf überstieg. Die Eichen, Kiefern und Pappeln, welche heute unser Auge im Kaplande erfreuen, wurden unter Simon van der Stell aus Europa eingeführt und unter seiner eigenen Führung auch eine Expedition nach dem Nama-Land unternommen, wo man die gesuchten Kupferlager zwar auffand, wegen Transportschwierigkeiten aber nicht ausnutzen konnte. Auch durch Anlage eines großen Marinehospitals für 750 Kranke machte sich der Gouverneur verdient, da das erste, 1656 angelegte, nicht mehr genügte; wütete doch damals der Skorbut so entsetzlich unter den Schiffsmannschaften, daß zuweilen 50—80% derselben daran zu Grunde gingen.

Unter Simon's Sohn und Nachfolger Andrian van der Stell (1699 bis 1707) kam es zu ernstlichen Differenzen zwischen der Kompagnie und den Ansiedlern, deren gegenseitige Beziehungen schon längst gespannte waren.

Hatten die Kolonisten einerseits alles der Kompagnie zu danken, welche ihnen Saat, Vieh und Ackergeräte auf Credit lieferte, so hatten sie andererseits nicht wenig unter deren geschäftlicher Monopolstellung, dem selbstsüchtigen und rücksichtslosen Regiment der Gesellschaft und unter der Gewinnsucht und dem Mißbrauch der Machtbefugnisse seitens deren Beamten zu leiden. Sämtliche Produkte waren ausschließlich an die Kompagnie zu liefern, welche die Preise dafür willkürlich bestimmte; ein freier Markt existierte nicht. Aller Handel innerhalb der Kolonie, Einkauf wie Verkauf, lag ausschließlich in den Händen der Kompagnie; Küstenschifffahrt, fremder Handel und Handel mit den Eingeborenen waren den Burghers verboten und diese Beschränkungen lähmten natürlich den Unternehmungsgeist und damit die Entwicklung der Kolonie. Die Versuchung, mehr verdienen zu können, ließ die Ansiedler allerdings bald nach Wegen suchen, um das Gebot, ihre Geschäfte ausschließlich mit der Kompagnie zu machen, zu umgehen; man trieb heimlichen Handel mit Schiffskapitänen, suchte die Gesellschaft auch sonst zu hintergehen, wo man nur konnte — ist doch die Vorliebe der heutigen Kapholländer zu Lug und Trug auf diese Antecedentien zurückgeführt worden —, aber wer dabei ertappt wurde, oder sich den Anordnungen der Kompagnie nicht fügte, war strenger Bestrafung sicher oder wurde nach Java verbannt. Unter diesen Umständen war denn auch kein freiwilliges Zuwandern europäischer Ansiedler zu erwarten, und in der That bestand der Zuwachs seit der Huguenotten-Einwanderung fast nur aus früheren Angestellten der Kompagnie, denen man unter der Bedingung jederzeitigen Widerrufes Bürgerprivilegien verlieh. Im Jahre 1714 betrug die gesamte weiße Bevölkerung des Kaplandes denn auch nur 1739 Seelen und Kapstadt zählte außer dem Fort, den Gesellschaftsgebäuden und einer Kirche nur 300 Häuser.

Es kam dahin, daß die gedrückten Siedler lieber in die Wildnis, einem entbehrungsreichen Leben entgegen zogen, als sich länger der Tyrannei der Gouverneure und ihrer selbstsüchtigen, ungerechten Beamten zu fügen. So begannen die Buren frühzeitig zu „trekken", überstiegen die „Schwarzen Berge"

und gelangten auf die Karroo, Weidewirtschaft und Jagd betreibend und einen blutigen Raub- und Vernichtungskrieg gegen die Hottentoten und die Buschmänner, die „Vettern des Pavians", führend, während die gefangenen Hottentoten-Kinder zu Sklaven gemacht wurden. Da die Buschmänner wilde Tiere und die Herden der Buren gleichmäßig verfolgten, so war Veranlassung zu Zusammenstößen leicht gegeben, und im übrigen fanden es die Holländer jetzt bequemer und eines weißen Stammes würdiger, das Land den Eingeborenen nicht mehr abzukaufen, sondern das Geld lieber für Entwicklung des Besitzes anzulegen und es nicht an Farbige zu verschenken für Gebiete, welche diese nicht erfolgreich zu verteidigen wußten. Schon im Jahre 1702 machten die Boeren auch ihren ersten Vorstoß ins Kaffernland und 1705 drangen sie ins Namaland ein. So wurden die Grenzen europäischer Civilisation allmählich landeinwärts vorgeschoben und das feste Halten am alten Glauben und ihr Familiensinn bewahrte die Boeren davor, auf den Standpunkt der Wilden zu sinken, deren Jäger- und Hirtenleben sie kopierten.

Die Kompagnie sah die Wanderungen der Kolonisten anfangs nur mit Mißbehagen an, da sie andrerseits aber wohl erkannte, daß durch die Erweiterung der Interessensphäre auch Macht und Mittel der Gesellschaft wachsen würden, so verlieh sie ab 1705, nachdem schon vorher der Handel nach dem Binnenlande freigegeben worden war, jederzeit widerrufbare Erlaubnisscheine zu zeitweiliger Niederlassung im Innern, und da man jedem das Land zusprach, welches er von einem Punkte der Ebene aus übersehen konnte, so stellten sich die einzelnen Farmen auf etwa 5000 Morgen.

Der Wohlstand der Kolonie nahm langsam zu, zahlreiche Schiffe, allen seefahrenden Nationen angehörend, verproviantierten sich in der Tafelbai, und im Jahre 1714 ging auch das erste englische, speziell für Südafrika bestimmte Kauffahrteischiff von London ab. Eine Reihe von Krankheiten richtete allerdings um diese Zeit große Verheerungen am Kap an: Die 1713 ausgebrochenen Pocken töteten 25% der Weißen und fast sämtliche nahe diesen wohnende Hottentoten; 1714 brachte starke Rinderpest und 1719 das erste Auftreten der eigentümlichen südafrikanischen „Pferdesterbe".

Aus der Nächstzeit ist bemerkenswert, daß im Jahre 1737 der Sendling Georg Schmidt den Versuch machte, in Gnadenthal bei Kapstadt eine Herrenhuter Mission zu gründen, doch wurde ihm von den missionsfeindlichen Holländern die Vornahme von Taufen der Eingeborenen verboten, er ging 1744 nach Europa zurück und das Werk konnte erst ein halbes Jahrhundert später, 1792, mit Erfolg wieder aufgenommen werden. 1756 war die Bevölkerung auf 5100 Weiße und 5785 Sklaven gestiegen, und um die ins Innere gezogenen weißen Ansiedler wenigstens unter einiger Kontrolle zu behalten und ihrer Verwilderung vorzubeugen, errichtete die Kompagnie im Jahre 1745 Magistratur und Kirche in Swellendam, 1786 solche auch in Graaff Reinet, und gleichzeitig waren als äußerste Grenzen der Ansiedlung

1745 der Gamtoos-Fluß, 1786 der Große Fischfluß festgesetzt worden, Grenzen, die von den ausschwärmenden Buren allerdings nicht beachtet wurden. So kam es denn 1779 zu den ersten Zusammenstößen mit dem streitbaren Kaffernstamm der Amakosa, welche von den Buren eine fürchterliche Niederlage erlitten. Die Hottentoten hatten den Buren dabei helfend zur Seite gestanden, wie denn auch später, ähnlich wie in Indien, die Uneinigkeit der Eingeborenen untereinander den Weißen oft zum Siege verholfen hat.

Inzwischen hatten die Wichtigkeit der Lage auf dem halben Wege nach Indien und der Niedergang der Holländisch-Ostindischen Kompagnie Englands Appetit auf das Kapland gereizt, und nachdem die Engländer 1780 Frankreich und dem diesen verbündeten Holland den Krieg erkärt hatten, suchten sie 1781 durch einen Handstreich ihrer Flotte Kapstadt zu nehmen; aber der französische Admiral Suffren kam ihnen zuvor, brachte dem britischen Geschwader bei den Kap Verde Inseln eine Niederlage bei und landete dann 3000 Mann französischer Schutztruppen in Kapstadt. Die Engländer verzichteten unter diesen Umständen darauf, diesen Platz anzugreifen und begnügten sich mit der Zerstörung eines guten Teils der holländischen Handelsflotte. Ein zweiter Versuch der Briten, sich 1785 an der Algoa-Bai festzusetzen, wurde von den Hottentoten zurückgeschlagen.

Freilich hatte während des Krieges jede Verbindung zwischen dem Kap und Holland aufgehört und der Gouverneur van Plettenberg hatte sich zur Ausgabe von Papiergeld genötigt gesehen, das auch nach dem Kriege nur teilweise eingelöst wurde, denn die Holländisch-Ostindische Kompagnie war inzwischen in immer tiefere Finanznot geraten; vergebens versuchten während der Jahre 1781—90 die Generalstaaten ihr mit rund 100 Millionen Mark zu Hülfe zu kommen, die Gesellschaft stand vor dem Bankrott. Dazu war ihre Unbeliebtheit bei den Ansiedlern soweit gestiegen, daß diese sich 1795 an der Grenze erhoben, die Beamten der Kompagnie im Februar aus Graaff Reinet, im Juni aus Swellendam vertrieben, sich unabhängig erklärten, eine National-Versammlung einsetzten und Hermanus Steyn zum Präsidenten wählten. Um dieselbe Zeit war aber Holland dem Ansturm der französischen Revolutionsheere erlegen, der Statthalter Prinz von Oranien floh nach England und so wurde dem kurzen Freiheitstraume der Kapholländer bald dadurch ein Ende gesetzt, daß die Engländer unter Admiral Elphinstone und General Craig am 16. September 1795 vom Kapland Besitz nahmen.

Obgleich diese englische Besitzergreifung von den Holländern nicht ohne Kampf und Protest hingenommen worden war, so konnte man andrerseits doch auch die Vorteile der neuen Herrschaft nicht verkennen, denn dieselbe brach mit dem bisherigen autokratischen System, schaffte Tortur und Rad ab und gestattete Handelsfreiheit, welche einen lebhaften Verkehr mit Großbritannien und Ostindien entwickelte und bald zu einem nennenswerten Aufschwung des

Landes führte. Der Friede von Amiens gab 1802 das Kapland allerdings an Holland zurück, die Engländer zogen daselbst 1803 ab und es trat nun für kurze Zeit noch einmal eine holländische, diesmal vernünftige und gerechte Verwaltung der Kolonie namens der Batavischen Republik durch General Janßen ein, aber schon 1806 erschienen die Engländer unter General Baird aufs Neue als Eroberer vor Kapstadt und nach kurzem Widerstand wurde im dortigen Kastell am 19. Januar 1806 die Kapitulation gezeichnet. Im Frieden von Paris von 1815 erkannte der König von Holland gegen eine Entschädigung von 6 Millionen £ auch das englische Besitzrecht des Kaplandes an.

Die Bevölkerung dieser neu erworbenen englischen Kolonie belief sich 1806 auf 26700 Weiße, 29300 Sklaven und 17650 freie Hottentoten, und der jährliche Fremd-Handel betrug 100000 £ in der Einfuhr und 60000 £ in der Ausfuhr; die jährlichen Einkünfte des Landes hatten in den letzten Jahren durchschnittlich nur 22000 £ erreicht, während sich die Ausgaben auf 120000 £ beliefen.

Nach 1806 kamen zwar englische Soldaten, Konstabler, Beamte und Krämer in die Kapkolonie, aber nur wenig englische Landwirte und diese wenigen blieben in der Nähe der Städte; die kompakte Masse der Landbevölkerung aber war und blieb durch Sitte und Sprache von den Engländern getrennt. Die katholisierende englische Hochkirche fand keinerlei Anhänger unter den Buren und auch gegen die Missionare verhielten sie sich ablehnend und abweisend mit der Begründung, daß diese die Hottentoten und Kaffern gegen die Weißen aufreizten und den Eingeborenen beibrächten, daß alle Menschen „gleich" seien, was doch den Thatsachen nicht entspreche.

Um die Jahrhundertwende war eine Zunahme der Kolonisten durch Zuzug von französischen Familien erfolgt, die vor den Stürmen der Revolution nach Südafrika flüchteten, es kamen dann Skandinavier und besonders nach dem großen Hungerjahr 1817 eine Reihe deutscher Handwerker und Bauern. Auch diese neuen Elemente gingen vollständig in der Art der alten Siedler auf. Englische Missionare waren schon 1799 ins Land gekommen, hatten bald eine ausgedehnte Thätigkeit entwickelt und kurz nach 1820 auch schon Betschuanaland erreicht, wo sie in Kuruman eine Station gründeten; dadurch, daß sie sich von Anfang an in politische Angelegenheiten einmischten, stifteten sie auch freilich viel Verwirrung an.

Zu den wichtigsten Amtshandlungen der ersten englischen Gouverneure gehörte das 1807 von Earl Caledon (1807—11) erlassene Verbot weiterer Sklaveneinfuhr nach Südafrika, die von demselben veranlaßte Errichtung eines höheren Wandergerichts, das periodisch im Lande herumzog, um größere Sachen abzuurteilen, und die von Sir John Cradock 1812 verfügte Umwandelung der Erlaubnisscheine für Landbesiedelung in feste Besitztitel.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie gestalteten sich während der ersten Zeit unter der englischen Verwaltung recht günstig. Der starke Bedarf der indischen Flotten an Lebensmitteln aller Art und die vom Kap aus erfolgende Verproviantierung der großen Garnison auf St. Helena, solange dort der verbannte Franzosenkaiser lebte, gaben den Kolonisten guten Verdienst, der allerdings sehr zusammenschrumpfte, als nach Napoleons Tod 1821 die Besatzung von St. Helena abberufen und die Garnison am Kap vermindert wurde. Von 1812—21 hatte man das Kapland handelspolitisch dem Monopolgebiet der East India Company zugeteilt und nichtenglischen Schiffen allen Handel mit der Kolonie verboten, 1821 ließ man aber auch Waren auf nichtenglischen Schiffen wieder zu, belegte diese allerdings mit 10% Zoll, während englische Waren nur 3¼% zahlten.

Den bisherigen Ansiedlern war zwar von England Achtung aller ihrer Rechte zugesagt worden, aber es kam bald zu Reibungen zwischen den alten Kolonisten und den neuen Herren. Der Gründe dazu gab es allerlei. Es berührte unangenehm, daß der 1814—1826 amtierende Gouverneur Lord Charles Somerset, dessen Gehalt 10000 £ betrug, mit seinen Beamten ein Viertel des Gesamteinkommens der Kolonie aufzehrte, daß dabei der Umlauf des Papiergelds zunahm und dieses außerdem noch so vorzüglich gefälscht wurde, daß den Kolonisten daraus nennenswerte Verluste entstanden. Auch die Verordnung von 1827, daß in Urkunden und öffentlichen Verhandlungen nur noch die englische Sprache angewandt werden solle, machte böses Blut. Weitgehende und anhaltende Verstimmung unter den Holländern erregte aber besonders die von der ihrigen grundverschiedene Art und Weise, wie die Engländer die Eingeborenen behandelten, bezw. verzogen. Schon im Jahre 1815 war es deswegen zu einem offnen Kolonistenaufstand gekommen, der militärisch unterdrückt wurde und damit endete, daß man die 5 Hauptanführer in Slaagters Neek hängte, ein Ereignis, welches den Kapholländern in bitterer Erinnerung geblieben ist. Dem Verbot der Einfuhr weiterer Sklaven vom Jahre 1807 folgte 1823 eine Regelung der Arbeitszeit der Sklaven und eine Einschränkung der Strafgewalt ihrer Besitzer; die jetzt zugelassenen zahlreichen Missionare hetzten die Hottentoten gegen ihre Herren auf, 1829 wurden allen freien Farbigen innerhalb der Kolonie die vollen Rechte britischer Bürger eingeräumt und als schließlich 1834 sämtliche damals im Kapland existierenden 37500 Sklaven übereilt befreit wurden, waren die zugestandenen Entschädigungen gänzlich ungenügend und verschwanden überdies noch teilweise in den Taschen unehrlicher englischer Beamten.

Auch die Behandlung der Kaffernstämme an der Ostgrenze war seitens der Engländer vielfach schwächlich und die Interessen der weißen Grenzbewohner schädigend. Schon in den Jahren 1789 und 1799 war es zu weiteren Zusammenstößen zwischen den ersteren und den jetzt mit den Hottentoten befreundeten Amakosa gekommen und der letzte Kriegszug hatte, gegen den Wunsch der

Ansiedler, mit einem für die Weißen schimpflichen Frieden abgeschlossen. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß die Amakosa, nachdem ihnen der Handelsgeist der Briten bald die nötigen Feuerwaffen geliefert, neue Vorstöße machten, in deren Folge sie 1811 im „Ersten Kaffernkrieg" nach blutigen Kämpfen über den Fischfluß zurückgeworfen wurden; die im Grenzdienst nötigen Truppen behielten ihr Hauptquartier in dem heutigen Grahamstown. Im Jahre 1817 inaugurierte man nun eine neue Politik, indem die englische Verwaltung bestimmte Häuptlinge anerkannte und diese für Ordnung und Frieden unter ihren Stämmen verantwortlich machte; dadurch schuf man aber eifersüchtige Rivalen unter den nicht ausgezeichneten Häuptlingen und so brach schon 1819 der „Zweite Kaffernkrieg" aus, viele Tausende von Schwarzen griffen Grahamstown an. Dieser letzte Angriff Farbiger auf eine Stadt in der Kapkolonie wurde aber zurückgewiesen, und nachdem der Krieg für die Briten glücklich beendet war, schob man die Grenze bis zum Keiskama vor.

Um die Sicherung dieser Nordostgrenze durchzuführen, erachtete man die Ansiedelung Weißer in dieser Gegend als das geeignetste Mittel und das britische Parlament bewilligte für diesen Zweck 50000 £. In sehr kurzer Zeit bewarben sich auch nicht weniger als 90000 Personen um Freipassagen nach Südafrika, aber nur 5—6000 konnten mit den zur Verfügung stehenden Mitteln befördert werden. Die ersten drei Schiffe kamen im April 1820 an und in den nächsten Monaten landeten weitere 23 Schiffe ihre Insassen an den sandigen Ufern der Algoa-Bai, wo damals an Stelle der Stadt Port Elizabeth nur ein Militärposten, das vom ersten englischen Gouverneur General Craig (1795—7) errichtete Fort Frederick stand. Einige dieser neuen Kolonisten wurden nach den westlichen Bezirken überführt, die Schotten teils im Somerset-Distrikt am Baviaans-River, die Mehrzahl aber, etwa 3800 dieser Einwanderer, zwischen dem Fish- und dem Bushman-River im Albany-Distrikt mit dem Hauptort Grahamstown angesiedelt. Die Regierung gab jedem Ansiedler 100 Acres Land und überließ die Einwanderer dann ihrem Schicksal, das anfangs nichts weniger als freundlich war; aus eigener Kraft heraus besserte sich aber allmählich auch das Los dieser Kolonisten.

Ein „Dritter Kaffernkrieg" brach 1835 aus, als 12000 Wilde den Fischfluß überschritten und plündernd und mordend Schrecken unter den Kolonisten verbreiteten; aber durch Oberst Harry Smith wurden die Horden nach einigen Monaten zurückgeworfen, der Kolonie Grenzen bis zum Key-River vorgerückt und man besiedelte einen Teil des neu erworbenen Landes mit 16000 freundlich gesinnten Fingos, Überbleibseln von flüchtigen Sulustämmen, die bislang zu Diensten bei den Kaffern gezwungen gewesen waren und nun von den Engländern befreit wurden. Nachdem sich aber der stark agitierende Dr. Philip, der Vertreter der Londoner Missionsgesellschaft, im scharfen Gegensatz zu den Ansichten der Kapregierung und der Farmer erfolgreich in London zu Gunsten der Kaffern verwandt hatte, wurde die Grenze auf Be-

stimmung des Kolonialministers zum Fischfluß zurückverlegt, „weil der Besitz des eroberten Landes einem Kriege zu verdanken sei, bei dem das Recht ursprünglich auf Seiten der Besiegten gelegen habe.“ Die weißen Ansiedler, welche sich im Vertrauen auf britischen Schutz in den nunmehr zurückgegebenen Ländereien angesiedelt hatten, sahen sich durch dies eigentümliche Schwanken, welches die Politik Englands in Südafrika von Anfang an vielfach charakterisiert hat, enttäuscht und verlassen, und überdies mußte man weitere Grenzstreitigkeiten befürchten, da die Amakosa, im Glauben, die britische Maßregel sei durch Furcht diktiert, in ihrem Übermut bestärkt wurden. Inzwischen hatten die Kapholländer durch die Einfälle der Kaffern bereits große Verluste erlitten, die englische Regierung hatte dafür zunächst Entschädigung zugesagt, verweigerte dieselbe aber später und mit dem begreiflichen Gefühle, ungerecht behandelt worden zu sein, beschloß nunmehr die Mehrzahl der Unzufriedenen, sich außerhalb der englischen Grenzen anzusiedeln, wo keine „Rotröcke“ ihnen folgen würden, und ihre bisherigen Farmen, oft zu Spottpreisen, zu verkaufen.

Schon um 1820 waren einzelne Buren über den Oranjefluß gezogen, zunächst unstät mit ihren Herden umherschweifend, da verweilend, wo sich ihnen gerade gute Weide und reichliche Jagd boten, allmählich aber auch sich in dieser Wildnis niederlassend. Im Jahre 1831 waren unter van Rensburg und Trichard 27 Familien auch bereits über den Vaal vorgedrungen und gelangten dann, vom Fieber dezimiert, nach der Delagoa-Bai. Aber erst in den Jahren 1834—36 erfolgte der auf 10000 Köpfe geschätzte sogenannte „Große Trek“. Nach Sippenzusammengehörigkeit, nach Freundschaft oder Nachbarschaft bildeten sich die einzelnen Haufen, wählten sich einen kriegs- und landeskundigen Führer, packten Hab und Gut in ihre Ochsenwagen und zogen mit Frauen, Kindern und Herden als selbständige wandernde Gemeinwesen nach dem fernen Norden, einer neuen Heimat entgegen. Waffen und Munition mitzunehmen, wurde ihnen zwar von den englischen Behörden untersagt, aber natürlich mußten sie, wollten sie nicht in der Wildnis zu Grunde gehen, dieses Verbot übertreten. Meist ließen die Auswanderer vorher durch ihre Führer oder durch Freiwillige das unerforschte Land im Norden und dessen Verhältnisse erkunden, die einzelnen Scharen suchten sich im Kaffernland dann einen vorläufigen Weideplatz für ihre Herden, schufen Wagenburgen für ihre Familien und traten dann ihre Streifzüge an, um geeignete dauernde Wohnsitze auszukundschaften. Während der eine Teil der Auswanderer auf dem Hochlande blieb und dort seine Züge allmählich bis zur Kalahari und bis an den Limpopo ausdehnte, wo die Tsetse-Fliege als direktes Kulturhindernis weiteres Vordringen unmöglich machte, wandte sich ein anderer Teil bald nach Osten und stieg in die fruchtbaren Gelände der heutigen Kolonie Natal hinab.

Von dem Rendezvous-Platze Thabanchu, 50 km östlich von dem heutigen Bloemfontein, drangen kleine Scharen frühzeitig nach dem oberen Vaal vor,

und als ihre Vortrekker bezw. Jäger diesen überschritten, trafen sie im Dezember 1836 auf den kriegerischen Sulustamm der Matebele, welche die Buren überfielen und zum größeren Teile töteten, während die beiden einzigen Weißen, die sich retten konnten, über den Vaal zurückflüchteten, gefolgt von den Sulus, die das Burenlager in der Nähe des heutigen Kroonstad angriffen. Zwar gelang es der kleinen Schar von 26 Buren sich gegen eine überwältigende Zahl von Wilden heldenmütig zu verteidigen und dabei nur einen der ihrigen zu verlieren, aber sie konnte nicht hindern, daß ihr Vieh, ihr ganzer Reichtum, den Matabele in die Hände fiel. Bald jedoch zog eine neue Schar von etwa 400 Buren unter Hendrik Potgieter und Maritz vom Süden heran, überraschte den Matabele-Häuptling Mosilikatse in seiner Residenz Mosiga, schlug im Januar 1837 dessen Streitkräfte, verbrannte seinen Kraal und eroberte die von ihm erbeuteten Herden zurück. Die Matabele, welche kurz darauf auch einen Angriff der Sulus unter Dingaan zu bestehen hatten, wagten keinen weiteren Widerstand, sondern zogen sich über den Limpopo zurück, während in dem von ihnen verlassenen Lande nördlich des Vaal die Buren 1837 unter Hendrik Potgieter ein loses Gemeinwesen und 1839 Potschefstroom gründeten.

Inzwischen hatte auch ein größerer Vorstoß der Auswanderer nach Natal stattgefunden, nachdem man einen Paß in den Drachenbergen entdeckt hatte. An der Spitze dieser Gruppe stand der allgemein geachtete Pieter Retief, der Abkömmling einer Huguenottenfamilie, der in Paarl aufgewachsen war, dann aber 20 Jahre an der Ostgrenze gewohnt hatte; dieser führte die Hauptschar, welcher später kleinere Truppen unter Gert Maritz und Andries Pretorius folgten. In Natal angekommen, traf man auf den streitbarsten aller Kaffernstämme, auf die stolzen Sulus, welche seit Anfang des 19. Jahrhunderts, besonders unter ihrem mächtigen König Tschaka, dem „Nero Südafrikas", ein Schreckensregiment geführt hatten, dem allein in den Jahren 1812—1828 nicht weniger als eine Million Eingeborener, fremder Stämme Angehörige sowohl, wie eigene Unterthanen des Königs zum Opfer gefallen sein sollen, und das weite Strecken Landes, darunter auch das heutige Natal, verödet hatte. Tschaka, der trotz seiner beispiellosen Grausamkeit von den Sulus noch heute als „der alte Löwe" verehrte, wurde 1828 auf Veranlassung seines Bruders Dingaan ermordet und dieser folgte ihm nun 1828—40 in der Herrschaft, weniger kriegerisch, aber gleich verräterisch veranlagt, wie sein Vorgänger. Zu diesem Dingaan, der jenseits der Tugela residierte, begab sich Retief mit etwa 60 auserlesenen Gefährten und verhandelte über Abtretung eines Teiles des damals fast entvölkerten Natal. Dingaan gab dazu auch seine Zustimmung und es wurde vor beiderseitigen Zeugen ein entsprechender schriftlicher Vertrag abgeschlossen, der später wieder aufgefunden wurde und in der Bibliothek von Kapstadt aufbewahrt wird. Aber schon am nächsten Tage, am 6. Februar 1838, ließ der hinterlistige Schwarze die vertrauensvollen Buren gelegentlich einer festlichen Veranstaltung in seinem Lager niedermetzeln, und nach der Erschlagung Pieter

Retief's und seines Gefolges wurde am selben Tage auch der ahnungslose Rest dieses Vortrabs in dem darnach „Weenen" genannten Orte überrascht und überfallen, und nur wenige von diesen 600 Mann entkamen dem Blutbad. Zwar schloß sich die kleine Schar der in Port Natal angesiedelten Engländer in der gemeinsamen Not den Buren an, aber in dem Kampfe gegen die Sulus behielten letztere die Oberhand, bis der Burennachzug unter Andries Pretorius eintraf und dessen 460 berittene Mannschaften am 16. Dezember 1838 — dem „Dingaans-Tag", der noch heute öffentlicher Feiertag der Buren ist — bei dem Orte, wo kurz darauf Pietermaritzburg entstand, dem Sulufürsten und seinen 12 000 Kriegern eine entscheidende Niederlage beibrachten; 3000 Sulus blieben auf dem Schlachtfeld und die Macht des Stammes war dadurch auf lange Zeit gebrochen. Nachdem sich Dingaans Bruder Panda mit den Buren vereint, zogen die Verbündeten gemeinsam gegen Dingaan, brachten ihm im Februar 1840 eine zweite Niederlage bei und als Dingaan kurz darauf durch Meuchelmord starb, halfen die Buren dem friedlicheren Panda (1840—72) zur Herrschaft und nahmen am 14. Februar 1840 formell von dem Lande zwischen dem S. Johns-Fluß und dem Schwarzen Umbelosi Besitz, wobei sie ausdrücklich feststellten, daß dies Gebiet, einschließlich der Santa Lucia Bai, durch Verträge zu ihrem rechtmäßigen Eigentum geworden sei. Die Organisation dieses jungen Gemeinwesens, das man „Republik Natalia" benannte, übertrug man dem durch seine Bildung dazu wohlgeeigneten, deutscher Abkunft entspringenden Andries Pretorius, der ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, in Kapstadt die Lateinschule besucht hatte. Nachdem man schon im März 1839 die Stadt Pietermaritzburg angelegt, wurde die Rechtspflege geordnet und eine gewählte, gesetzgebende Versammlung, der „Volksraad" bestellt.

Die Kapregierung hatte der Auswanderung der Buren keine Hindernisse in den Weg gelegt, als aber die Republik Natal um Anerkennung seitens Englands bat, ließ der Kapgouverneur Napier keinen Zweifel darüber, daß die Buren als britische Unterthanen ausgewandert seien und solche auch dann blieben, wenn sie in bisher außerhalb des Rahmens der Civilisation belegene Gegenden zögen; derartige Länder würden dadurch vielmehr zu britischen Besitzungen. Diese Auffassung entsprach auch einem um diese Zeit im britischen Parlament aufgestellten Grundsatz; immerhin zogen sich die Verhandlungen zwischen Kapstadt und London über die Behandlung der Frage in die Länge und erst 1842 sandte man vom Kap gelegentlich eines Grenzstreites zwischen den Buren und den Pondo-Kaffern, in welchen sich wieder die Missionare einmischten, eine kleine englische Truppe, um Besitz von Natal zu nehmen. Zwar protestierten die Buren, die sich die Protektion Hollands zu verschaffen suchten, gegen die englischen Ansprüche und griffen, anfangs erfolgreich, zu den Waffen, aber sie mußten schließlich den in Port Natal eintreffenden englischen Verstärkungen weichen, und da sie einsahen, daß weiterer Widerstand zwecklos sein würde, so er-

kannten sie die Oberhoheit der Königin von England an, wogegen man ihnen volle Amnestie gewährte, Unantastbarkeit ihres Grundbesitzes und Fortbestehen ihrer eigenen Civilverwaltung zusagte. Zwar wurde Natal nach diesem Abkommen schon am 12. Mai 1843 als britische Kolonie erklärt, es dauerte aber zwei Jahre, bevor hier eine regelrechte britische Regierung eingerichtet wurde, und der eingeborenenfreundliche Major Smith verweigerte inzwischen den eingewanderten Weißen Beistand gegen die Tausende von Sulus, welche aus ihrem eigenen Lande fliehend, Natal überschwemmten. Auch die neuen Verordnungen betreffs Landverteilung und der Reservate für Eingeborene fanden nicht den Beifall der Buren, und nachdem Pretorius vergebens versucht hatte, die Klagen seiner Landsleute dem Kapgouverneur Sir H. Pottinger vorzutragen, aber gar nicht empfangen worden war, fingen die in ihren Erwartungen enttäuschten Buren an, über die Drachenberge zurück zu ziehen und so das Land zu verlassen, das sie nach vielen Kreuz- und Querfahrten, zahlreichen Gefechten und übermenschlichen Strapazen erobert hatten. Der Ende 1847 ernannte neue Kapgouverneur Sir Henry Smith traf auf seiner sofort unternommenen Inspektionsreise im Februar 1848 Pretorius und dessen Genossen mit ihren Heerden die Tugela kreuzend; vergebens suchte er die Siedler durch günstige Versprechungen in Natal zu halten, die Mehrzahl derselben zog eine Unabhängigkeit vor, die innerhalb englischer Grenzen für sie nicht zu finden war und nur wenige Burenfamilien blieben in Natal zurück.

Aber auch die Buren zwischen Oranje und Vaal, zu denen die Natalauswanderer nun wieder zogen, waren inzwischen von den Engländern nicht unbehelligt geblieben, letztere hatten sich vielmehr bald in die Streitigkeiten gemischt, welche zwischen den Trekkers und den Griquas und Basutos entstanden, im Jahre 1845 auch einen britischen Residenten in Bloemfontein eingesetzt und als nun ein starker Burenzuzug von Natal eintraf, hielt es Sir Harry Smith für angezeigt, offiziell die britische Souverainität bis zum Vaal und zu den Drachenbergen zu erklären. Die vereinten Buren protestierten zwar dagegen und eskortierten die britischen Beamten bis über den Oranje zurück, aber daraufhin zog der Gouverneur selbst heran, schlug am 29. August 1848 bei Boomplaats Pretorius und dessen Anhänger, zerstreute die Buren, erklärte Pretorius für einen Rebellen und setzte einen Preis von 2000 £ auf dessen Kopf. Das Land zwischen Oranje und Vaal wurde von Sir H. Smith als „British Oranje River Sovereignity" proklamiert und Pretorius zog zu seinen Landsleuten nördlich vom Vaal.

Wir haben gesehen, daß sich Boeren unter Potgieter dort bereits im Jahre 1837 niedergelassen hatten und zwar waren deren Züge immer weiter nach Norden hin ausgedehnt worden, nachdem auf Drängen der Missionare der Kolonialsekretair Earl Glenelg schließlich den Kapbehörden Vollmacht zur Aburteilung aller in Südafrika südlich vom 25° begangenen Verbrechen erteilt hatte. So waren in Ohrigstad, Zoutspanberg und schließlich in Lydenburg

neue Niederlassungen gegründet worden und nachdem der Zuzug größer geworden, berief man 1844 einen „Volksraad“ nach Potschefstroom und einigte sich über eine Art Verfassung in 33 Artikeln. Dieser losen Gliederung, welche schon Beziehungen zu dem portugiesischen Statthalter in Lourenzo Marques und Handelsverbindungen mit Inhambane angeknüpft hatte, schlossen sich 1848/9 Andries Pretorius und seine Anhänger an und Pretorius wurde bald nach seiner Ankunft, zum Ärger des sich zurückgesetzt fühlenden Potgieter, zum Generalkommandanten ernannt. Dieser erreichte durch seine geschickten Unterhandlungen mit den Engländern, daß die thatsächlich bestehende Unabhängigkeit des Transvaals durch die Sandriver-Konvention vom 17. Januar 1852 endlich auch rechtlich anerkannt wurde.

Unter dem Einfluß des inzwischen ans Ruder gekommenen friedliebenden Gladstone gestand England durch die Bloemfontein-Konvention vom 23. Februar 1854 auch dem „Oranjefreistaat“ seine Selbständigkeit wieder zu, nachdem das großherzige Albion inzwischen wohl auch herausgefunden hatte, daß zur Behauptung des Terrains unverhältnismäßig große Opfer nötig sein würden und andrerseits der Beistand der Buren gegen die Kaffern sehr erwünscht sein müßte.

Beide Konventionen schlossen ausdrücklich Sklaverei und Verkauf von Munition an die Eingeborenen aus; die Buren blieben aber nach wie vor entschiedene Gegner der Gleichstellung von Weißen und Farbigen in Staat und Kirche und waren dementsprechend auch keine sonderlichen Freunde der Missionare.

Kehren wir nun zur Kapkolonie zurück, die wir bei Beginn des Großen Buren Trek verließen.

Anfang 1834 war daselbst als neuer Gouverneur Sir Benjamin D'Urban eingetroffen, dem es übertragen war, die Sklavenbefreiung und strenge Sparsamkeit in den Ausgaben der Kolonie durchzuführen, sowie weiteren kriegerischen Verwicklungen mit den Eingeborenen an der Grenze durch Pflege freundlicher Beziehungen zu den Häuptlingen vorzubeugen. Außerdem wurde unter ihm in der Kolonie die ihr 1833 zugebilligte Verfassung einer **Kronkolonie** eingeführt. Nachdem man dem Gouverneur schon 1825 einen Beirat gegeben, der zunächst aus 6 der höchsten Beamten, seit 1828 aus 4 Beamten und 2 Kolonisten bestand, setzte man nunmehr eine Exekutive von 4 der höchsten Beamten und einen „Gesetzgebenden Rat“ ein, von dessen 10—12 Mitgliedern nur 5 Beamte, die anderen aus den Kolonisten vom Gouverneur gewählt und von der Krone bestätigt werden sollten.

Die Einnahmen des Kaplands während der Jahre 1815—35 hatten durchschnittlich etwa 120000 £ betragen und waren bei weitem nicht genügend, die Ausgaben zu decken; dazu legte die Unterhaltung von Militär und Marine dem Mutterlande weitere Opfer für Südafrika auf. Die jährliche Ausfuhr der Kapkolonie war inzwischen freilich auf 400000 £ gestiegen, aber es herrschte

damals im Mutterlande in weiten Kreisen die Überzeugung, daß der Besitz von Kolonien überhaupt nur eine Bürde sei und eine Schwächung der Streitkräfte bedeute.

Wir haben bereits gesehen, daß trotz der friedlichen Disposition der Regierung im Jahre 1835 der „Dritte Kaffernkrieg" ausbrach und daß auch nach dessen Beendigung die Kaffern angesichts des Zurückrückens der englischen Grenzlinie übermütig blieben. Zwischen 1846 und 1853 kam es deshalb zu einer Reihe neuer Zusammenstöße, wobei die Fingo, Tembu und Pondo auf Seite der Engländer, die Hottentoten zeitweilig auf Seite der Kaffern kämpften, bis letztere endlich unterworfen und die Länder zwischen Keiskama und Key 1853 als „Britisch Kaffraria" mit dem Verwaltungssitz Kingwilliamstown unter britische Herrschaft gestellt wurden. Zwar versuchte ein fanatischer schwarzer Seher noch eine Erhebung seines Volkes herbeizuführen, indem er den Kaffern befahl, ihre Rinder zu töten und ihr Korn zu vernichten, dann würden die Geister ihrer Vorfahren auferstehen und ihnen zum Siege verhelfen; aber die Folge der Erfüllung dieses Gebotes waren nur bittere Hungersnot, der Tod von etwa 25000 Kaffern und die Schwächung der Überlebenden auf lange Zeit hinaus, ein Ereignis, das sich eine kluge Verwaltung zu Nutze machte, um die unselige Macht der Zauberer zu diskreditieren.

An den letzten Kämpfen gegen die Kaffern hatten sich die Kolonisten übrigens nur lau beteiligt, denn sie waren mit der ganzen Verwaltung unzufrieden. Petitionen um Gewährung eines aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Repräsentantenhauses für die Kapkolonie waren schon seit 1827 wiederholt nach London gerichtet, aber nicht beachtet worden; die Unzufriedenheit darüber steigerte sich zu einem bedenklichen Grade, als die englische Regierung 1849 eine Sträflingsstation am Kap einrichten wollte, und das erste Schiff, welches mit 300 Verbrechern, darunter einer Anzahl irischer politischer Verbrecher, aus England ankam, wurde verhindert, seine Ladung in Simonstown zu landen, sodaß die Regierung ihren Plan aufgeben und das Schiff nach einigen Monaten vergeblichen Wartens 1850 unverrichteter Weise seine Reise nach Vandiemensland fortsetzen mußte. Damit nicht zufrieden, verlangten die Kapkolonisten nunmehr aber immer dringender eine volkstümliche, nicht nur der Krone verantwortliche Verwaltung und Rechtspflege, die ihnen das Mutterland nach langem Sträuben im Jahre 1853 auch endlich zugestand; am 1. Juli 1854 wurde vom Gouverneurleutnant Darling das erste, aus gewähltem Ober- und Unterhaus bestehende Kap-Parlament in Kapstadt eröffnet.

Das Jahr 1854 zeichnete sich für das Kapland auch dadurch aus, daß es den Amtsantritt des Gouverneurs Sir George Grey bezeichnet, der sich bereits in Südaustralien und in Neuseeland hervorragend bewährt und kurze Zeit als erster britischer Kolonialminister fungiert hatte — von 1801 bis 1854 waren die englischen Kolonien dem Kriegsminister unterstellt — und der auch in Südafrika eine Periode gedeihlicher Entwickelung schuf. Den eingeborenen Häupt-

lingen gegenüber befolgte er die Politik, ihnen die aus Strafsachen zufließenden Erträgnisse und Rechte abzukaufen, „Rechte", die nur zu häufig mißbraucht worden waren; die Häuptlinge blieben nominell zwar auch fernerhin Richter, wurden aber von europäischen Magistraten überwacht. Durch Einführung von Privatrechten auf Grundbesitz an Stelle der bisher ausschließlich geltenden Stammesrechte erhöhte Grey sodann das Interesse des Einzelnen an festen Niederlassungen; die Schaffung von Straßen gewöhnte die Eingeborenen an regelmäßige Arbeit und gab ihnen Verdienst, der bald einen neuen Zuzug von Kaffern in die Kolonie veranlaßte. Das durch Krieg und Hungersnot teilweise entvölkerte Kaffraria wurde auch sonst neu besiedelt, teils durch Farmer vom Kap, teils — nachdem ein in England erlassener Aufruf, um 5000 freiwillige Auswanderer nach Südafrika zu ziehen, nur das Resultat gehabt, daß sich 107 Leute meldeten — durch Ansiedlung von etwa 2300 Mann der 10000 Mann starken Deutsch-Englischen Legion, die für den Krimkrieg gegen Rußland angeworben, aber nicht mehr zur Verwendung gekommen war und zu deren Ausreise-Spesen die Kolonie beitrug. Diese Leute landeten im Frühjahr 1857 und wurden, ebenso wie 1858/9 auf 6 Godeffroyschen Schiffen herausgekommene 500 Bauernfamilien aus Norddeutschland, in Militärdörfern an der Ostgrenze, dem Buffalofluß entlang, angesiedelt. Kronländereien wurden vermessen und dem Publikum zur Verfügung gestellt, 1857 die erste Eisenbahn zwischen Kapstadt und Wellington autorisiert und Telegraphen angelegt, nachdem die erste regelmäßige Dampfschiffahrt nach England bereits 1853 durch die Union-Linie eingerichtet und dadurch die bisherige Fahrzeit auf den vierten Teil reduziert worden war. An den Küsten errichtete man Leuchttürme, neue Häfen wurden geschaffen, alte verbessert, so z. B. Wellenbrecher und Docks in Kapstadt angelegt, und die Ausfuhr nahm erfreulich zu. Auch das Schulwesen wurde gehoben. Mit weitem Blick erstrebte Sir George Grey damals schon auch die Zusammenfassung ganz Südafrikas zu einem Staate und zwar nicht blos der Kapkolonie, Natals und Britisch Kaffrarias, sondern unter Einbeziehung der beiden Burenrepubliken. Der Oranjestaat war 1858 seiner Finanznot halber auch sehr geneigt, sich der Kapkolonie anzuschließen, aber in England wollte man nichts davon wissen, da man die Burenstaaten nach reiflicher Überlegung aufgegeben habe, und Grey wurde nur unter der Bedingung am Kap belassen, daß er diese Föderationspläne fallen lasse. Man wollte in England die so großen jährlichen Zuschüsse für Südafrika nicht weiter erhöht sehen; das hinderte aber nicht, daß schon wenige Jahre später in London wieder eine Schwenkung eintrat und der Staatssekretär Herzog von Buckingham im November 1868 offen erklärte, daß es nicht unmöglich sei, daß man im Interesse der englischen Kolonien und des Friedens in Südafrika die Burenstaaten in irgend einer Form wieder unter englischen Einfluß bringen müsse.

Sir George Greys 1862 ernannter Nachfolger Sir Philip Wodehouse kam mit der bestimmten Weisung von London heraus, das Mutterland

von Ausgaben für Südafrika möglichst zu entlasten und zu diesem Zwecke wurde u. a. — sehr gegen den Wunsch der Kapkolonisten, welche die Verwaltungsspesen und die Verantwortlichkeit für eventuelle Grenzkriege scheuten und trotz des Protestes des Kapparlaments — 1865 Britisch Kaffraria der Kapkolonie einverleibt; die Gesamtzahl deren Einwohner betrug vor dieser Einverleibung 496000, wovon 182000 Weiße.

Es folgte nun eine kurze Periode wirtschaftlichen Niederganges, hervorgerufen durch Dürren, Viehsterbe und Erkrankungen der Weinreben; auch die Eröffnung des Suezkanals that dem Kap einen nennenswerten Abbruch, und die langjährigen Grenzunruhen zwischen den Freistaat-Buren und den Basutos beeinflußten den Handel der Kolonie ungünstig, bis sich die Basutos 1868 unter britischen Schutz stellten und wie andere unter britische Oberhoheit genommene Stämme unter Belassung lokaler Selbstverwaltung und Gewährung von Verwaltungszuschüssen durch einen politischen Agenten, den chief magistrate, beaufsichtigt wurden. Aus Sparsamkeitsgründen verleibte man 1871 auch Basutoland der Kapkolonie ein.

Inzwischen war freilich schon ein Umschwung eingetreten, der eine ungeahnte Blüte Südafrikas zeitigte. Hatte man doch 1869 die Diamantenfelder von West-Griqualand entdeckt, welche sich bald als die reichsten der Erde erweisen sollten und einen Strom von Einwanderern — nicht immer der besten Art — aus allen Weltteilen nach dem Kapland lenkten. Die Kolonisten fanden so nicht nur guten Absatz für ihre Ackerfrüchte, sondern daneben hohen Verdienst als Kärrner; Kaufleute, Industrielle und Techniker waren mit lohnenden Aufträgen überhäuft, überall wurden Unternehmungslust und Wettbewerb angestachelt und der allgemeine Kulturzustand begann sich zu heben. Man kann in der Geschichte des Kaplandes die Entdeckung der Diamantfelder wohl als das wichtigste Ereignis seit der ersten Umfahrung des Kaps durch Europäer bezeichnen, gab sie doch dem stagnierenden Leben Südafrikas einen mächtigen Ansporn und sorgte für eine weitere und schnellere Aufschließung des Landes.

Damit ging auch eine weitere Ausgestaltung der Kolonialverwaltung in liberalem Sinne Hand in Hand. Schon während der Depressionszeit war in verschiedenen Punkten Mangel an Harmonie zwischen der Executive und der Legislative zu Tage getreten, und die Regierung des Mutterlandes räumte deshalb nunmehr ein, daß die Kap-Minister nicht mehr, wie bislang, von der Krone ernannt wurden und dieser verantwortlich waren, sondern aus der ausschlaggebenden Partei des Parlaments entnommen wurden, womit also die Kapkolonie volles parlamentarisches Regiment wie in England zugestanden erhielt. Dieses neue System wurde unter dem Gouverneur Sir Henry Barkly am 29. November 1872 proklamiert und das erste, von Molteno präsidirte Kabinet begann seine Wirksamkeit mit dem Beschluß, die Erschließung des Landes durch den Bau von 800 Meilen Eisenbahn zu fördern und setzte

zu diesem Zweck die Bewilligung von 5 Millionen £ durch. Im gleichen Jahre 1872 wurde durch Sir Donald Currie auch die zweite große Dampfergesellschaft für Südafrika, die Castle Line, gegründet.

Das Gebiet Griqualand West, in dem die Diamanten gefunden wurden, hatte seit dem Vertrag von Bloemfontein im unbestrittenen Besitz des Oranje-Freistaats gestanden, und so lange das Land ein armes zu sein schien, hatten sich auch die Engländer nicht darum gekümmert; sobald aber hier das reichste Diamantenlager der Erde entdeckt worden war, fanden die Briten auch schnell einen Halbblut-Häuptling Waterboer, der seine vorgeblichen Rechte auf diese Ländereien an England abtrat und dieses hißte am 7. November 1871 seine Flagge. Der Oranjefreistaat, welcher das Diamantengebiet s. Z. sofort als Staatseigentum erklärt hatte, protestierte selbstverständlich gegen dieses Vorgehen, mußte aber der englischen Vergewaltigung weichen und erhielt erst im Jahre 1876 eine „Abfindungssumme" von 90000 £ für Gruben, deren durchschnittlicher Jahresertrag 4 Millionen Pfund Sterling übersteigt. Auch Griqualand West wurde 1880 der Kapkolonie einverleibt.

Soweit das von England annektierte Griqualand nördlich des Vaals liegt, hatte übrigens auch die Transvaalregierung auf Grund der Sandriver Konvention von 1852 gegen die Aneignung dieses Landstreifens von Seiten Englands protestiert; die Frage wurde dem Schiedsgericht des Gouverneurlieutnant Keate von Natal unterworfen, dessen Urteilsspruch, als er gegen Transvaal ausfiel, von diesem aber nicht anerkannt.

Die vorstehend gestreiften Fragen und neu auftauchende Schwierigkeiten mit den Eingeborenen veranlaßten nunmehr den 1874 angetretenen Kolonialminister Lord Carnarvon dem Gedanken näher zu treten, nach Art der Dominion of Canada, die er während seiner ersten Amtsperiode in 1867 selbst hatte schaffen helfen, auch einen Bund der europäischen Länder am Kap mit Einschluß der Buren-Republiken anzustreben, er ernannte, ohne sich vorher darüber mit dem Kapministerium zu verständigen, im Mai 1875 die Mitglieder einer zu diesem Zwecke zu berufenden Konferenz und sandte dazu als Vertreter Englands den Schriftsteller Froude; aber die durch dies Vorgehen verletzte Kapregierung lehnte ihre Mitwirkung ab mit der Begründung, daß derartige Pläne aus der Mitte der betreffenden Bevölkerungen selbst hervorgehen müßten. In London träumte man allerdings damals schon von der Devise: „Afrika englisch vom Tafelberg bis zum Nil", und als im Jahre 1876 der Premierminister der Kapkolonie und Brand, der Präsident des Oranjefreistaates, in London weilten, schlug Lord Carnarvon dort eine Beratung der Angelegenheit vor, zu welcher von Natal auch Sir Theophilus Shepstone und 2 Mitglieder des Gesetzgebenden Rates herbeigezogen wurden. Aber das Kapparlament verbot seinem Minister, an diesen Sitzungen teilzunehmen, Präsident Brand wurde von seinem Volksraad angewiesen, über keinen Gegenstand zu verhandeln,

welcher die Unabhängigkeit der Republik schmälern könne und so fiel der Plan auch diesmal wieder ins Wasser.

Kurz darauf bot sich eine Gelegenheit, dem angestrebten Ziele einen Schrit näher zu kommen, als ein Krieg ausbrach zwischen Transvaal und dem nahe dem Leydenburg-Distrikt ansässigen Betschuanenhäuptling Sikokuni, welcher die Zahlung der Hüttensteuer verweigerte. Die englische Regierung, in angeblicher Befürchtung, daß die Unruhen auch auf ihr Gebiet übergreifen könnten, verstärkte ihre Truppen in Natal und sandte gleichzeitig Sir Theophilus Shepstone, der über 20 Jahre lang Native Secretary von Natal und ein gründlicher Kenner der Eingeborenen war, als Spezial-Kommissar mit der Vollmacht nach Südafrika zurück, Territorien, die er als für britischen Besitz geeignet erachten würde, in sich nötig erweisenden Fällen und mit der Zustimmung des Oberkommissars vom Kap zu annektieren und zu verwalten, falls eine genügende Anzahl von Weißen des betreffenden Landes dies wünsche. In ihrer Art anerkennenswert geschickten Weise entledigte sich Sir Theophilus seiner Aufgabe dadurch, daß er am 12. April 1877 Transvaal als britisches Territorium erklärte, worüber Näheres im Kapitel „Transvaal" zu berichten sein wird.

Der im April 1877 als Kapgouverneur herausgekommene Sir Bartle Frere war bestimmt, Lord Carnarvon's föderative, im Notfall imperialistische Politik fortzusetzen, sah sich aber zunächst Schwierigkeiten mit einer Reihe von Eingeborenen-Stämmen gegenüber, die von ihm in einer, seitens des Kapparlaments entschieden getadelten, ungeschickten Weise behandelt wurden. Bald kam es zu noch ernsteren Streitigkeiten und Kämpfen mit den Sulus, die man seit 1840 ruhig ihrer Barbarei überlassen hatte; zwar hatten dieselben seitdem häufige Fehden mit den Buren gehabt, mit den Engländern aber im Frieden gelebt. Der pflegmatische, unförmlich dick gewordene König Panda starb 1872 und sein Sohn und Nachfolger Cetewayo wurde im September 1873 durch Sir Theophilus Shepstone feierlich als König von Sululand gekrönt. Verglichen mit seinen Vorfahren, war Cetewayo die Humanität selbst und auch bemüht, mit der Natal-Regierung gut zu stehen, bis er durch diese selbst und durch Missionarseinmischung zum Widerstand und zu einem Kriege gereizt wurde, den die Engländer selbst als einen „political blunder" und den ihrerseits am wenigsten zu rechtfertigenden unter allen Kafferkriegen bezeichnen. Die englischen Autoritäten warfen Cetewayo vor, daß er wieder einen Militärdespotismus in seinem Lande ausbilde, daß er nach wiederholten Grenzverletzungen seitens seiner Leute die Auslieferung derselben verweigerte, und als der Suluherrscher weder dem englischen Verlangen der Auflösung seines auf 40 000 Mann gebrachten Heeres, noch der Abschaffung der alten Suluheiratsgebräuche „innerhalb von 30 Tagen" nachkam, entsandte Sir Bartle Frere im Januar 1879 unter Lord Chelmsford ein Heer von 16000 Mann, das durch seinen ungenügenden Kundschafterdienst am 22. Januar bei Isandula eine schwere Niederlage erlitt, während ein anderer Teil desselben in Eschowe eingeschlossen wurde und erst am 2. April entsetzt werden konnte.

Die Sulus bedrohten nun Natal selbst, am 1. Mai fiel bei einem Vorposten-Treffen Prinz Napoleon, bis mit inzwischen aus England herangezogenen Verstärkungen Chelmsford auf Cetewayo's Kraal Ulundi vorrückte und dort am 3. Juli einen vollständigen Sieg errang; Cetewayo selbst fiel kurz darauf, am 30. August, in die Hände der Engländer und wurde gefangen nach Kapstadt gebracht. Nachdem bald nach Ulundi Wolseley auf dem Schauplatz erschienen war und den Oberbefehl übernommen hatte, schlug er im November auch den Häuptling Sikokuni, den alten Feind der Buren und dieser wurde ebenfalls gefangen genommen. Wolseley, zeitweilig als Oberkommissar von Südafrika ernannt, hatte nun die Verwaltung des Sululandes neu zu ordnen. Da die Regierung des Mutterlandes die Annektierung des Gebietes stricte von sich wies, um der Übernahme neuer Opfer zu entgehen, so wurde das Land nur unter einen britischen Residenten gestellt und im übrigen unter 13 kleine eingeborene Häuptlinge verteilt. Diese Organisation bewährte sich aber nicht, und nachdem es Cetewayo im Jahre 1882 erlaubt worden war, England zu besuchen, gab ihm Gladstone unter gewissen Bedingungen einen Teil seines Königreichs zurück und ließ ihn Anfang 1883 durch Shepstone wieder einsetzen. Aber dagegen protestierten die geschädigten Häuptlinge, Massenabschlachtungen zwischen den beiden Parteien folgten, ohne daß sich England veranlaßt sah, einzuschreiten und Cetewayo mußte schließlich zu dem britischen Residenten in Eshowe fliehen, wo er im Februar 1884 plötzlich starb.

Es mag hier kurz gleich die weitere Geschichte Sululands angeschlossen werden. Da England auch nach dem Tode Cetewayo's jede Einmischung in die fortdauernden inneren Sulustreitigkeiten ablehnte, so beschlossen die Farmer an der Transvaalgrenze im Jahre 1884, selbst Ordnung zu schaffen, unterstützten unter Anführung des letzthin vielgenannten Adolf Schiel den von einer starken Partei anerkannten Sohn Cetewayo's, Dinisulu, und diesem gelang es so, sich ganz Sululand mit Ausnahme der englischen Reserve zu unterwerfen. Für ihre Hülfe bekamen die Buren durch Vermittlung des zum Staatssekretär Dinisulus avancierten Schiel den nördlichen Teil des Landes, wo sie 1884 unter Lucas Meyer die „Neue Republik" mit dem Hauptort Vryheid gründeten; allmählich weiter bis zum Meere vordringend, erhoben sie bald auch Ansprüche auf die ganze Küste bis zur Santa Lucia Bai. An dieser aber hatte schon vorher, 1884, der Bremer Kaufmann Lüderitz durch den Reisenden Einwald ein 400 qkm großes Gebiet von Dinisulu erworben und den Schutz des Reiches dafür nachgesucht, auch Schiel hatte seine Rechte an Lüderitz abgetreten, aber England erhob darauf noch ältere Ansprüche. Bei den Verhandlungen über die Ausdehnung der Interessensphären Deutschlands und Englands in Afrika zog Bismarck 1885 die deutschen Ansprüche auf die Lucia-Bai zurück und am 22. Oktober 1886 schloß England auch mit der „Neuen Republik" einen Vertrag, wodurch den Buren die erstrebte Verbindung mit dem Meere abermals abgeschnitten wurde. Die „Neue Republik" schloß sich im September 1887

als Distrikt Vryheid dem Transvaalstaat an und das Sululand wurde am 14. Mai 1887 endgültig von England annektiert und unter den Gouverneur von Natal gestellt, Dinisulu 1888 wegen Unruhen nach S. Helena verbannt und das Sululand am 17. Dezember 1897 schließlich ganz der Kolonie Natal einverleibt.

Daß Sir Bartle Freres Bemühungen, eine Föderation Südafrikas zu Stande zu bringen, angesichts der Vergewaltigung Transvaals und der imperialistischen, am Kap sehr unbeliebten Kriegsführung gegen die verschiedenen Eingeborenen-Stämme resultatlos verliefen, war nur zu begreiflich, besonders am Kap hatte man nicht die geringste Lust, die Verantwortlichkeit für „Imperial blunders“ zu übernehmen, und so wurde denn Frere nach vollständigem Scheitern seiner Mission Ende 1880 abberufen, noch ehe die Erhebung Transvaals diesem 1881 seine Freiheit zurückgab. Freilich führten die unter Frere's Verwaltung getroffenen Maßnahmen noch zu weiteren Verwicklungen. Um Aufstände der Eingeborenen möglichst einzuschränken, hatte man nach dem Kriege von 1877 zunächst den Kaffern und Fingos, dann auch den Basutos Besitz und Führung von Feuerwaffen untersagt. Aber die Basutos und andere Stämme fügten sich dieser Vorschrift nicht, ermordeten englische Magistrate und mußten 1879—81 durch Kolonialtruppen bekämpft werden. Basutoland widerstand so energisch, daß man sich herbeilassen mußte, den Streit schließlich schiedsgerichtlich zu beenden, und da die Kapkolonie 1883 auf die Wieder-Übernahme des Basuto-Landes verzichtete, so mußte sich im Interesse des englischen Prestige die Krone dazu entschließen, die Verwaltung ihrerseits am 13. März 1884 selbst zu übernehmen. Einige nähere Angaben über Basutoland werden in dem Kapitel über den Oranjestaat folgen.

Nachdem der Osten Südafrikas beruhigt war, wandte man 1884 seine Aufmerksamkeit nunmehr dem bisher vernachlässigten Norden, dem Betschuanaland zu, wofür das Auftreten Deutschlands als kolonialer Mitbewerber in Afrika eine besondere Veranlassung bot. In dem Wettlauf um die Sicherung bislang „herrenloser“ Länder gedachte England nicht zurückzubleiben, und der Kapgouverneur Sir Hercules Robinson — später Lord Rosmead — wurde schon am 9. Februar 1884 angewiesen, Verbindungen mit noch freien Eingeborenen-Staaten anzuknüpfen. Alle Bedenken, welche man in England bislang gegen eine Ausdehnung des britischen Besitzes in Afrika gehegt hatte, ließ man nun fallen. Ob die noch verfügbaren Gebiete gesund, leicht zugänglich und wirtschaftlich versprechend waren, kam dabei gar nicht in Betracht, zunächst handelte es sich darum, noch so viel wie möglich von Afrika für England zu sichern. Hatte die britische Regierung noch 1867 und 1877 die von den Kapgouverneuren gegebenen Anregungen, die englischen Grenzen in Südafrika bis zu den portugiesischen Kolonien auszudehnen, abgelehnt und sich darauf beschränkt, 1867 die Guanoinseln an der südwestafrikanischen Küste und 1878

Walfischbay unter ihr Protektorat zu stellen, so wurde sie nun stark beeinflußt durch das Erscheinen Deutschlands in Ost- und West-Afrika.

Das nördlich vom Oranjefluß und westlich von den beiden Burenstaaten gelegene Betschuanenland, von einer Reihe friedlicher und zugänglicher Kaffernstämme bewohnt, wurde von Europäern zuerst etwa im Jahre 1801 besucht; dem 1803—6 als Militärarzt in holländischen Diensten stehenden deutschen Naturforscher Lichtenstein verdanken wir die ersten wissenschaftlichen Berichte über das Land, und seit 1820 ließen sich auch verschiedene Missionare hier nieder, welche neben dem Christentum praktische Kenntnisse verbreiteten, wie z. B. die Erschließung unterirdischer Wasserschätze. Einer der ältesten Missionare der Betschuanen, der fast ein halbes Jahrhundert unter ihnen wirkte, war Robert Moffat, der Schwiegervater Livingstone's, welch' letzterer hier gleichfalls als Missionar thätig war, bevor er seine großen Forschungszüge antrat, die so viel dazu beitrugen, den dunklen Kontinent der Wissenschaft zu erschließen. Ein Zögling der Missionare, der König Khama, erwies sich als einer der weisesten eingeborenen Herrscher Südafrikas, und wenn die Betschuanen auch gelegentlich einzelne Unruhen unter sich ausfochten, so hatten sie doch nie, wie die Sulus und die Kaffern, den Frieden Südafrikas gestört. Das durch gutbestellte Felder, große Herden und reiche Jagd ausgezeichnete Land zog natürlich auch bald Kapkolonisten, Händler und Jäger an, die ihren Weg immer weiter nach Norden zu fanden. Auch die Buren drangen von der Südafrikanischen Republik aus nach Westen vor und ihr Präsident Pretorius erklärte als Grenzen ihres Landes 1868 sogar offiziell die Delagoa-Bai und den Ngami-See durch eine Proklamation, die er auf England's Protest hin allerdings zurückzog. Die Konventionen von Pretoria (1881) und London (1884) hatten dann eine genaue Festsetzung der Grenzen Transvaals gebracht und England ging nun daran, das westlich der neuen Grenzlinie liegende Betschuanaland unter britisches Protektorat zu stellen, um den Handelsweg und die Ausdehnungsmöglichkeit der britischen Sphäre nach Norden hin offen zu halten. Zur Ausführung dieses Programmes sandte man im Mai 1884 zunächst den unter den Betschuanen schon lange Zeit bekannten imperialistischen Missionar John Mackenzie, um im Auftrag der britischen Regierung Protektionsverträge mit den Betschuanenhäuptlingen abzuschließen, welche ihre souveränen Rechte auch unschwer an die Königin abtraten, und darauf rückten berittene Gensdarmen ins Land unter Cecil Rhodes, welcher Mackenzie als Regierungs-Kommissar folgte. Nun waren aber an der Ostgrenze Betschuanalands zwei kleine Burenrepubliken entstanden und zwar 1882 Goosen mit dem Hauptort Mafeking und 1883 Stellaland mit dem Hauptort Vryburg, deren Bildung derart erfolgt war, daß eine Anzahl von Transvaal-Buren sich an Kämpfen von Betschuana-Häuptlingen untereinander beteiligt und für ihre Dienste Landschenkungen bekommen hatten. Als nun die Engländer ins Land kamen, unterwarfen sich die Siedler von Stellaland zwar sofort der britischen Oberherrschaft,

aber die ziemlich abenteuerliche Schar von Goosen verhöhnte die Briten und stellte sich unter den Schutz Transvaals, den Krüger auch gewährte, aber schon nach einem Monat, am 9. Oktober 1884 auf Verlangen des Kapgouverneurs Sir Hercules Robinson zurückziehen mußte, da sich die Südafrikanische Republik in der Londoner Konvention vom 27. Februar 1884, verpflichtet hatte, keinerlei Landansprüche ihrer Landsleute außerhalb der in der Konvention bestimmten Landes-Grenzen zu vertreten. Der Kapminister Sir H. Upington suchte zwar zu vermitteln, aber die Reichs-Regierung zog einen energischen Vorstoß vor, sandte 4000 Mann britischer Truppen unter Sir Charles Warren, die am 4. Dezember 1884 in Kapstadt landeten und diesen gelang es innerhalb von vier Monaten, ohne bewaffneten Widerstand zu finden, die Freibeuter zu vertreiben und auch in Goosen Ordnung zu schaffen.

Am 30. September 1885 wurde sodann das Gebiet bis zum Molopofluß unter dem Namen „Britisch Betschuanaland" als Kronkolonie erklärt — nicht zur Freude von Rhodes und Genossen, welche das Land lieber sofort direkt der Kapkolonie angegliedert gesehen hätten — man ernannte einen Administrator mit Sitz in Vryburg und noch in demselben Jahre wurden auch die Kalahari und das nördliche Betschuanengebiet bis zum 22° als „Betschuanaland Protektorat" unter britischen Schutz gestellt. Am 25. Juli 1888 wurde die britische Interessensphäre sodann bis zum Sambesi ausgedehnt und damit Maschona- und Matabele-Land unter Kontrolle genommen, Gebiete, welche durch Königlichen Freibrief vom 15. Oktober 1889 der Verwaltung der „British South Africa Company" unterstellt wurden und worüber Näheres unter „Rhodesia" berichtet ist. Hier sei vorläufig nur erwähnt, daß im Frühjahr 1891 auch die Verwaltung der englischen Interessensphäre nördlich vom Sambesi bis zu den Grenzen von Angola, Kongostaat, Deutsch-Ostafrika und Mosambik der Chartered Company übertragen wurde, mit Ausnahme vom Nyassaland, welches man am 14. Mai 1891 als besonderes englisches Protektorat erklärte.

Die zwei letzten, noch übrig gebliebenen kleinen Enklaven zwischen britischem und fremden Besitz in Südafrika wurden 1894 und 1895 durch die Einverleibung von Pondoland und Tongaland ihres letzten Scheines von Selbstständigkeit entkleidet.

Das fruchtbare und schöne Pondoland, zwischen den Umtata und Umtamvuna-Flüssen gelegen, das letzte Stück noch ununterworfenen Küstenlandes zwischen der Kapkolonie und Natal, hatte seit dem Boerentrek allerdings mit den Engländern in Frieden gelebt, aber unter inneren Unruhen und Wildheiten zu leiden gehabt, die es Sir Bartle Frere im Jahre 1878 wünschenswert erscheinen ließen, durch Vertrag mit dem Häuptling die Mündung des S. John-Flusses zu erwerben, und 1885 wurde das britische Protektorat über die ganze Pondo-Küste erklärt, da man Versuche entdeckt zu haben glaubte, hier Waffen für die Eingeborenen einzuschmuggeln. Innere Unruhen, welche auch die

Grenzgebiete beeinflußten, wurden schließlich dazu benutzt, der halbbarbarischen Regierung ein Ende zu machen, und nach Pensionierung der beiden wichtigsten Häuptlinge verleibte man Pondoland am 21. März 1894 der Kapkolonie ein.

Eine interessantere Rolle für die Europäer hatte eine Zeit lang das Tongaland gespielt, eine ungesunde, sandige Ebene mit verkümmertem Pflanzenwuchs, zwischen Sululand und Portugiesisch-Ostafrika gelegen, aber durch die beiden zu ihm gehörigen Lagunen der Kosi-Bai und der S. Lucia Bai eine gewisse Bedeutung beanspruchend. Schon durch Vertrag von 1887 hatte die Königin-Regentin Zambilli ihr Land unter englischen Schutz gestellt, aber auch die Südafrikanische Republik hatte im gleichen Jahre mit zwei Tonga-Häuptlingen Verträge über Gebietsabtretungen geschlossen und England hatte in der Konvention von 1890 seine Zustimmung dazu gegeben, daß die Transvaal-Regierung einen 25 km schmalen Landstreifen durch das Tongaland bis zum Meere und einen 16 km breiten Küstenstrich am Ausfluß der Kosi-Lagune erwerbe, um dort die Hafenstation für eine, die Lebombo-Berge überschreitende Transvaalbahn zu errichten, aber dabei gewisse handelspolitische Bedingungen gestellt, so u. a. die, daß Transvaal der Südafrikanischen Zollunion beitrete. Da die Südafrikanische Republik aber keine Schritte that, der Erfüllung dieser Bedingungen näher zu treten, so erklärte England kurz nach dem Swasi-Vertrag vom 29. April 1895, der die Verwaltung von Swasi-Land Transvaal überließ, Tongaland als britisches Schutzgebiet, das zunächst unter den Gouverneur von Natal gestellt, am 17. Dezember 1897 mit Sululand zusammen ganz in Natal einverleibt wurde.

Die Kronkolonie British Bechuanaland wurde, nachdem sie teilweise der South Africa Cy. unterstellt gewesen war, am 16. November 1895 der Kapkolonie einverleibt und das Betschuanaland-Protektorat durch verschiedene Verträge Ende 1895 der Verwaltung der Chartered Company unterstellt, wobei den Eingeborenen gewisse Landreserven und Rechte gesichert wurden. Die drei bedeutendsten Häuptlinge: Khama, der seine Residenz kurz nach Erklärung des Protektorats von dem jetzt verödeten Shoshong nach Palachwe verlegt hatte, Batoen und Sebele protestierten freilich dagegen, der Chartered Company unterstellt zu werden und blieben laut Separatabkommen unter direkter Reichskontrolle, repräsentiert durch den britischen Oberkommissar in Kapstadt und dessen Vertreter, den britischen Residenten im Betschuanaland-Protektorat. Auch diese Gebiete müssen aber durch eine Hüttensteuer zu den Verwaltungskosten beitragen und dürfen, ebenso wie British Bechuanaland, keine Spirituosen importieren. Im übrigen wurde der Chartered Company auch in allen Reserven ein 6 bis 10 Meilen breiter Landstreifen für die Bahn Mafeking-Buluwayo vorbehalten.

Die Maßregeln zur Unterdrückung der Rinderpest, welche von Matabeleland eingeschleppt, ihren Weg reißend schnell durch das ganze Land nahm und 90% des Viehbestandes, des Hauptreichtums des Landes vernichtete, ver-

anlaßte unter verschiedenen Betschuanenstämmen einen ernsten Aufstand, der am 24. Dezember 1896 bei Taungs ausbrach, bald weiter um sich griff und erst im August 1897 mit der Ergebung von 3800 in den Langbergen eingeschlossenen Eingeborenen endete; die meisten derselben wurden mit fünfjähriger Zwangsarbeit bei den Farmern im westlichen Teil der Kapkolonie bestraft.

Das Jahr 1898 brachte eine charakteristische Neuerung dadurch, daß die Kapkolonie freiwillig einen jährlichen Beitrag von 30000 £ und Natal die Lieferung von 12000 Tons Kohlen frei an Bord Durban für die Marine des Mutterlands anboten und daß im April gleichen Jahres ein engerer Zusammenschluß der einzelnen Länder am Kap durch den Beitritt Natals zu der schon seit 1889 bestehenden Südafrikanischen Zollunion erfolgte, welcher bis dahin die Kapkolonie, der Orangefreistaat, Basutoland und Betschuanaland-Protektorat angehört hatten.

Die Vorgeschichte des am 11. Oktober 1899 ausgebrochenen Krieges zwischen England und den Burenstaaten ist im Kapitel über Transvaal gegeben. Im ersten Teile des Krieges erfochten die Buren, die freilich fast durchweg in der Offensive blieben, aber hierbei ebensoviel Geschick wie Tapferkeit entfalteten, eine Reihe glänzender Siege, und das mächtige England erlitt ein militärisches Debacle, an dessen Folgen es noch lange zu leiden haben wird. Allgemach aber entschieden die Wucht der Massen auf der einen Seite und der Mangel an Disziplin und große Fehler in der Kriegführung auf der anderen Seite den Krieg mehr und mehr zu Ungunsten der Buren. Während im Osten die Scharen Bullers Niederlage auf Niederlage erlitten, unterlag im Westen die mangelnde militärische Umsicht der Buren der überlegenen Strategie und vor allem den erdrückenden Heeresmassen des Feldmarschalls Roberts. Das seit dem 12. October 1899 von den Buren eingeschlossene Kimberley, wo sich auch Rhodes aufhielt, wurde am 15. Februar 1900 von General French entsetzt.

Der Majuba-Gedenktag, der 27. Februar 1890, an welchem Tage Cronje mit dem Rest seines Heeres bei Paardeberg kapitulieren mußte, bezeichnet einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte dieses langen Krieges. Am nächsten Tage wurde auch das seit Oktober eingeschlossene Ladysmith entsetzt und die beiden Präsidenten Krüger und Steyn hielten den Augenblick für gekommen, Friedensanerbietungen zu machen, die aber am 5. März nur mit der Aufforderung zu bedingungsloser Übergabe beantwortet wurden. Am 13. März besetzte French Bloemfontein und Roberts sicherte nun zunächst die rückwärtigen Verbindungen. Kurz darauf, am 27. März 1900 starb in Pretoria Joubert, neben Cronje der berühmteste unter den älteren Burenführern, und das Oberkommando übernahm nun der erst 36 jährige Louis Botha, neben welchem sich bald der Freistaatler Christian De Wet als der thätigste und gewandteste in dem sich entwickelnden Kleinkrieg erwies.

Nachdem Roberts seine Vorbereitungen beendet, begann am 3. Mai der weitere Generalvormarsch, am 17. Mai konnte das seit 12. Oktober von den Buren belagerte Mafeking entsetzt werden und nachdem Roberts, ohne mit den ständig zurückweichenden Buren in den Kampf zu kommen, den ganzen Oranje-Freistaat durchzogen hatte, erklärte er am 28. Mai 1900 formell dessen Einverleibung in britisches Gebiet als „Oranje River Colony." Am 30. Mai fand die Uebergabe von Johannesburg, am 5. Juni diejenige von Pretoria statt, ohne daß die Buren ihre dort angelegten modernen Verteidigungswerke benutzt hätten, und es fand eine weitere Fortsetzung des Kleinkrieges statt, die Roberts durch systematisches Niederbrennen der Farmen und andere strenge Maßregeln beantwortete, welche die Erbitterung auf der Buren-Seite nur steigern konnten. Daß ein geregelter Widerstand der Buren aber immer schwieriger wurde, bewies die am 11. September erfolgte Flucht Krüger's nach Lourenzo Marques, nachdem Roberts bereits am 1. September die Einverleibung Transvaals proklamiert hatte. Am 24. September besetzten die Engländer Komati-Poort nahe der Grenze Portugiesisch-Ostafrikas und damit konnte man die erste Periode des Krieges als abgeschlossen betrachten. Krüger reiste am 19. Oktober 1900 auf dem ihm zur Verfügung gestellten holländischen Kriegsschiff „Gelderland" nach Europa ab und landete am 22. November in Marseille, während in Südafrika an Stelle des nach Europa zurückkehrenden Roberts am 30. November 1900 Lord Kitchener das Oberkommando übernahm und den mühsamen, rücksichtslosen und alle Kräfte erschöpfenden Kleinkrieg weiter zu führen hatte.

Da die Einfälle der Buren in Natal und in die Kapkolonie Kitchener zwangen, immer größere Strecken seiner Verbindungslinien zu schützen und so die Bewegungsfreiheit seiner Truppen mehr und mehr zu beschränken, so ordnete er die Räumung aller isolirten Posten, die Konzentration der Bevölkerung in militärisch überwachten Regierungslagern und die Vernichtung abseits der Bahnen alles Dessen an, was den im Felde stehenden Burghers hätte zum Lebensunterhalt dienen können.

Der fortgesetzte Widerstand der von Kapholländern unterstützten Buren, von den Engländern als „Räuberei und Verbrechertum" bezeichnet, veranlaßte Mitte 1901 ein immer rücksichtsloseres Vorgehen der Briten, wobei man selbst die Inanspruchnahme von Kafferdiensten gegen seine weißen Mitbrüder nicht verschmähte. Das Gebiet wurde in kleinere Militärbezirke eingeteilt, die durch zahlreiche Blockhäuser gehalten und gesichert werden sollten und am 7. August 1901 veröffentlichte Kitchener eine Proklamation, welche allen Anführern und Regierungsmitgliedern der beiden Ex-Republiken androht, für immer aus Südafrika verbannt zu werden, falls sie sich nicht bis zum 15. September ergäben.

Der anhaltende Widerstand der Buren beruhte nicht zum wenigsten auf der Hoffnung, daß doch noch die eine oder andere Großmacht zu ihren Gunsten einschreiten werde. Diese Erwartung aber erwies sich als eitel. Zwar fehlte

Sulu-Gruppe.

es den Buren nicht an zahlreichen Sympathieerweisungen seitens aller zivilisierten Völker, aber keine Regierung hielt es für angezeigt, zu intervenieren, besonders nachdem ein leiser Versuch Nordamerikas, freundschaftlich zu vermitteln, in England kühl abgelehnt worden war.

Wie sich die Engländer die nächste Zukunft denken, kann man aus einer Mittheilung entnehmen, welche Sir Gordon Sprigg am 15. Juli 1901 gelegentlich der Jahresversammlung des „South African Vigilance Commitee" gab, das vor 1½ Jahren gegründet, in engster Fühlung mit der „South African League" steht. Demnach hat die Kapregierung, um ihre Meinung befragt, in London den Rath gegeben, daß Südafrika für die nächste Zukunft unter Militärgesetz stehen müsse und zwar bis der letzte Funke von Krieg und Rebellion erloschen sei. Dieser Periode müsse in den beiden früheren Buren-Republiken eine solche der Kronkolonie-Verwaltung folgen und dieser Zustand würde wohl ziemlich lange dauern. Gleichzeitig empfahl die Kapregierung die Einwanderung loyaler britischer Unterthanen nach Südafrika in großem Maßstabe, um das Zahlenverhältniß für die Briten günstiger zu gestalten.

Die nachfolgenden statistischen Zahlen für die südafrikanischen Staaten sind absichtlich meist für das Jahr 1898 gegeben, also für das letzte volle Jahr vor dem Kriege, dessen Wirkungen in den meisten Verhältnissen einschneidende Veränderungen mit sich gebracht haben, Veränderungen, die auch nach Wiederherstellung des Friedens nicht so bald wieder ausgeglichen sein werden. Es dürfte deshalb zum Vergleich für die weitere Entwickelung interessant sein, gerade die Zahlen für 1898 festzuhalten.

Betrachten wir nun zunächst das älteste europäische Staatengebilde Südafrikas, die Kapkolonie etwas näher.

Die Kapkolonie.

Die Kapkolonie umfaßt mit den ihr einverleibten Gebieten Transkei, Tembo-, Pondo-, Betschuana- Ost- und West-Griqualand und dem seiner Verwaltung unterstellten Walfischbai zusammen 756803 qkm mit einer Gesamtbevölkerung, welche 1898 auf 2202000 Seelen berechnet wurde. Auf die einzelnen Gebiete verteilen sich dabei Flächengehalt und Bevölkerung laut letzter Zählung von 1891 wie folgt: Die eigentliche Kapkolonie 495,747 qkm und 956000 Einwohner, Ost- und West-Griqualand 59027 qkm und 236000 Einwohner, Tembu-Land 10676 qkm und 180000 Einwohner, Transkei 6609 qkm und 154,000 Einwohner, Pondoland 10470 qkm und 150000 Einwohner, Betschuanaland und Betschuana-Reservationen 173160 qkm und 73000 Einwohner und Walfisch-Bay 1114 qkm und 760 Einwohner.

Die 2000 km lange Küste dieses Teiles der afrikanischen Südspitze ist am Atlantischen Ozean meist niedrig und sandig, während am Indischen Ozean die Berge nahe an sie herantreten. Natürliche wohlgeschützte Häfen bieten nur die selten besuchte Saldanha-Bai im Westen und die als britische Marinestation dienende Falsebay nahe Kapstadt, während die Handelshäfen von Kapstadt an der Tafelbai, Port Elizabeth an der Algoa-Bai und East London an der Mündung des Buffalo-Flusses erst durch kostspielige Anlagen gesichert werden mußten.

Das Land steigt terrassenförmig vom Meere auf und bildet folgende, durch Randgebirge von einander getrennte vier Gebiete. Zunächst finden wir das regenreiche Küstenplateau, das meist nur schmal, selten über 50 km breit und 200 m hoch ist; die hauptsächlichen Ortschaften in diesem Teile sind, von West nach Ost geordnet, an der Küste: Kapstadt, Mossel Bay, Knysna, Port Elizabeth und East London; im inneren Gürtel: Malmesbury, Wellington, Paarl, Stellenbosch, Caledon, Swellendam, Riversdale, George, Humansdorp und Uitenhage. Zwischen dem etwa 600 m hohen Küstengebirge und den 1500—2100 m hoch aufsteigenden Zwaartebergen folgt die 350—600 m ü. M. liegende Südliche Karroo und das warme Bokkeveld; „Karroo" ist ein Hottentotenwort für trockene Gegend. In diesem schmalen Streifen finden wir die Ortschaften: Ceres, Ladysmith, Oudtshoorn und Uniondale. Weiter nach dem

Innern zu folgt nun als dritte, etwas breitere Terrasse die 600—900 m hohe Große Karroo mit den Orten: Prince Albert, Beaufort West, Willowmore, Graaff Reinet, Somerset East und Aberdeen, im Norden begrenzt von den Ketten der Roogeveld-, der Nieuwveld- und der Großen Sneeuw-Berge, welch' letztere im Kompaßberg 2378 m Höhe erreichen. Und von hier aus nach Norden zu, bis zum Oranjefluß, dehnt sich die 900—1800 m ü. M. hohe Steppe der Nördlichen Karroo, deren Hauptorte Fraserburg, Carnarvon, Victoria West, Richmond, Hannover, Colesberg, Cradock und Queenstown sind. In der Regenzeit üppig grün, bildet die busch- und baumlose Karroo im Winter eine dürre Grassteppe, nur unterbrochen von zahlreichen Termitenhaufen und Mimosensträuchern an den Spruits, den dünnen Wasserfäden. Der äußerste Norden der Kapkolonie, die sich sanft nach Norden zu abdachende Garip-Terrasse, das Große Buschmannland, ist ein ödes, fast menschenleeres Gebiet. Enge, schluchtenähnliche Querthäler, die „Kloofs", bilden die Verbindungen zwischen den einzelnen Terrassen.

Von den Flüssen ist weitaus der wichtigste der Oranjestrom, der einzige, welcher das ganze Jahr hindurch Wasser führt, während die übrigen in der trockenen Jahreszeit meist versiegen. An Stelle von Seen giebt es flache Pfuhle, sogenannte Vleis, die sich, soweit der Boden nicht salzig ist, im Sommer mit saftigem Gras überziehen.

Das im allgemeinen sehr gesunde Klima ist in den einzelnen Teilen des Landes natürlich wesentlich verschieden. An der Westseite bis zum Oranjefluß finden wir Winterregen, jährliche Regenmengen von 40—75 cm und Durchschnittstemperatur von 16°, in Kapstadt z. B. mittlere Extreme von 4 und 32°; im Osten herrschen Sommerregen mit 51—77 cm jährlicher Regenmenge und die Durchschnittstemperatur steigt hier bis auf 21°. Zwischen den beiden Regionen liegt ein Übergangsgebiet mit Frühlings- und Herbstregen mit 30—79 cm Regenhöhe und einer Durchschnittstemperatur von 18°. Schnee fällt nur in hochgelegenen Gegenden und hier treten auch meist die heftigen Gewitter und starke Stürme auf, welche häufig verheerend wirken.

Der außerordentlich reichen Kapflora ist bereits in der Einleitung gedacht worden.

Die Bevölkerung des Gebiets ist noch immer eine recht dünne und die langsame Zunahme mögen folgende Zahlen für die Gesamtbevölkerung beweisen für die Jahre 1849: 218000, 1855: 268000, 1865: 496000, 1875: 721000, 1885: 1252000, 1891: 1527000, 1898 geschätzt auf 2202000, und davon waren Weiße in 1849: 76000, 1865: 182000, 1875: 237000, 1891: 376000. Die letzte offizielle Zählung stammt leider schon aus 1891 und nur für dieses Jahr sind genauere Einzelheiten zu geben; Pondo- und Betschuanaland waren damals noch nicht einverleibt. Von den 1891 existierenden 1527000 Einwohnern waren 1413000 in der Kapkolonie selbst geboren, dagegen waren eingewandert aus England und Wales 27700, aus

Schottland 6600, aus Irland 4200, aus Deutschland 6550, Asien 2340, Amerika 980, Rußland 900, Holland 860, Schweden und Norwegen 700, Australien 390, Frankreich 350, Dänemark 340 und Portugal 230 Köpfe.

Der Religion nach wurden gleichzeitig gezählt unter den Weißen: 229000 Holländisch-Reformierte, 10400 Lutheraner, 119000 andere, überwiegend englische Protestanten, 14800 Katholiken und 3000 Juden, während von den Farbigen 375000 als Protestanten, 15000 als Moslims und 2400 als Katholiken bezeichnet waren. Trotz der bereits 100 Jahre alten Herrschaft der Engländer sind demnach die Weißen holländischen Ursprungs allen anderen hier vertretenen fremden Nationalitäten an Zahl überlegen.

Nur $^1/_5$ der Bevölkerung lebt in Städten oder Dörfern und davon besteht die Hälfte aus Weißen; $^4/_5$ der Bevölkerung jedoch sind auf dem Lande verstreut und davon ist weniger als ein Fünftel weiß.

Lesen und Schreiben konnten von den Weißen 68%, Malayen 12%, Fingos 8% und andere Farbige 3%.

Die ursprünglichen Bewohner des Landes, die Hottentoten und Buschmänner, sind zunächst durch Kaffern vom Osten und durch Betschuanen vom Nordosten her, später durch die vordringenden Europäer mehr und mehr verdrängt worden. Der letzte Zensus von 1891 ergab neben 377000 Weißen 608000 Kaffern und Betschuanen, 230000 Fingos, 50000 Hottentoten, 14000 Malayen und 248000 verschiedene Farbige und Mischrassen. Die hiesigen Kaffern und Betschuanen umfassen die Bantufamilien der Amakosa, Tembu, Bomvana, Basuto, Damara, Pondo, Sulu, Betschuana und Hlangweni; die Fingos stammen von versprengten Sulustämmen ab, welche seit Anfang des 19. Jahrhunderts von den Amakosa-Kaffern in Knechtschaft gehalten und 1835 — damals nur 16800 Köpfe stark — unter den Schutz der Kapregierung gestellt wurden. Die Hottentoten, heutigen Tages innerhalb der Kapkolonie selten noch unvermischt, umfassen die Namaquas, Korranas und den kleinen, nur wenige Tausende zählenden Rest der Buschmänner. Das Land sämtlicher Eingeborener ist noch immer überwiegend in Gemeindebesitz, obgleich sich diejenigen Lokationen, wo man Einzelpachten gab, weit besser entwickelten. Nach dem von Sir George Grey eingeführten System läßt man den Eingeborenen weitgehende Freiheit und Selbstbestimmung, so weit dieselben nicht direkt gegen Ordnung und Zivilisation verstoßen; besonders den Zauberdoktoren hat man das Handwerk gelegt. Obgleich die englischen Missionen schon seit 1817 unter den Kaffern arbeiten, sind Christentum und Zivilisation bei den meisten Kaffern doch sehr oberflächlich geblieben, wenn letztere auch hier und da Kirchen bauen, leidliche Handwerker, Feldbesteller und Viehzüchter geworden sind und einige sich zeitweilig auf Minen verdingen.

Die Malayen sind die Abkömmlinge der ursprünglich aus Holländisch-Indien eingeführten und eingewanderten Moslims und leben besonders in Kapstadt und Port Elizabeth, wo die Männer meist als Kutscher und Maurer,

die Frauen als Wäscherinnen arbeiten. Das Malayische haben diese Asiaten längst verlernt, sie sprechen kapholländisch und kleiden sich europäisch; nur tragen die Männer den roten Fez und darüber zuweilen noch den spitzen malayischen Spanhut, die Frauen grellfarbige seidene Kopftücher. Die als Frucht-, Gemüse- und kleine Zwischenhändler thätigen Inder sind in der Kapkolonie nicht zahlreich und man sucht sie auch lieber fernzuhalten. Die Mischrassen endlich oder „Cape Boys“ stammen aus den verschiedensten Völkermischungen her, und dazu treten unter den „Verschiedenen“ noch Malagassen, Araber, Chinesen, Türken, Kreolen u. s. w., sodaß die Völkerkarte hier eine recht bunte ist.

Die in Südafrika geborenen Weißen nennen sich sämtlich „Afrikander“. Während, wie wir bereits sahen, die alt-französischen, deutschen und skandinavischen Elemente vollständig in dem Holländertum aufgingen, hat eine Verschmelzung zwischen den Kapholländern und den Engländern nicht stattgefunden. Letztere — hier weniger steif, als in ihrer Heimat, meist sport- und lebenslustig — sind hauptsächlich in den Städten und Dörfern, wenig aber auf dem platten Lande zu finden, und da die holländischen Farmer Südafrikas eine der fruchtbarsten Rassen der Erde, Familien mit 12 bis 16 Kindern gar nichts seltenes sind, so sind sie der Zahl nach den Engländern überlegen geblieben; vor Ausbruch des jüngsten südafrikanischen Krieges schätzte man die Zahl der in der Kapkolonie, in Natal, Rhodesia und den beiden Burenstaaten lebenden Kapholländer auf 431000, diejenige der Kapengländer auf 393000. Die höheren Erziehungsanstalten sind allerdings fast ausschließlich englisch und die englische Sprache gewinnt dadurch an Terrain; aber ihre leidenschaftliche Vaterlandsliebe läßt die Kapholländer trotzdem nicht verengländern, und wenn sie auch im allgemeinen „loyale“ Unterthanen der englischen Krone sind, so strebt doch eine große Zahl von ihnen ein unabhängiges geeinigtes Südafrika mit holländischer Art und Zunge an. Die Spannung zwischen Kap-Engländern und Holländern datiert seit der gewaltsamen Inauguration imperialistischer Politik durch Sir Bartle Frere und der Überschluckung Transvaals im Jahre 1877. Als England sich 1881 veranlaßt sah, diesem Burenstaat seine Selbständigkeit zurückzugeben, regte sich auch das Selbstgefühl der Holländer in der Kapkolonie und sie setzten 1882 die Gleichberechtigung ihrer Sprache bei den Parlamentsverhandlungen durch, in denen seit 1872 nur das Englische zugelassen war. Schon vorher, im Jahre 1879, hatte Jan Hofmeyr den „Afrikanderbond“ gegründet und 1890 wurde der Südafrikanische Sprachenbund zur Pflege des Schriftholländischen gestiftet. Der Afrikanderbund hat seinen Hauptsitz in Paarl und verfolgt den Zweck, die Engländer, Holländer und Deutschen Südafrikas zu versöhnen, überhaupt alle Weißen daselbst zu einem Element und ganz Südafrika zu einem politischen Ganzen zu verschmelzen, wobei es eine offene Frage blieb, ob dies unter britischer Oberhoheit erfolgen sollte. Hofmeyr als Delegierter Südafrikas besuchte auch die Kolonial-

kongresse in London (1887) und Ottawa (1894), deren Bemühungen um eine engere Zusammenfassung der einzelnen Teile des britischen Weltreichs bekanntlich an den Schwierigkeiten der Zollfrage scheiterten, aber in Südafrika selbst waren die Bemühungen des Afrikanderbunds, dem neben Hofmeyr Cecil Rhodes als hervorragendstes und eifrigstes Mitglied angehörte, nicht umsonst gewesen: Die Verbitterung und das Mißtrauen des holländischen Teils der Bevölkerung gegen die Engländer begann zu schwinden, der Gedanke eines „Vereinigten Südafrika" fing zu zünden an. Herrn Cecil Rhodes aber, der ja die Seele dieser Bewegung war, ging es anscheinend zu langsam und das führte zu der elenden Verschwörung, die es auf Transvaal abgesehen hatte und die in Krügersdorp scheiterte. Die ganze Burenbevölkerung, von den äußersten Grenzen Transvaals bis an das Kap, betrachtete diesen Gewaltstreich als einen gegen sie gemünzten Anschlag. Der alte Haß gegen das „perfide Albion" und seine Söhne war wieder erwacht, das Werk der friedlichen Arbeit vieler Jahre zerstört und eine Kluft gähnte tiefer als zuvor zwischen den beiden Hauptelementen der Bevölkerung des südlichen Afrikas. Rhodes war nicht nur an den Buren, sondern auch am Afrikanderbond zum Verräter geworden und hatte das in ihn gesetzte Vertrauen gröblich getäuscht. Hofmeyr, sein treuester und bester Freund, schnitt zwischen sich und ihm das Tischtuch entzwei.

Dieser Jan H. Hofmeyr, deutscher Abstammung, ist eine geborene Herrschernatur, dabei aber ein kluger, verschlagener Staatsmann, der sich vorsichtig im Hintergrund hält. Es wurde ihm angeboten, Präsident des Oranjefreistaates zu werden, doch hat er diese Ehre ebenso ausgeschlagen, wie den ersten Ministersessel der Kapregierung, den er 1898 seinem jüngeren Freunde Philipp Schreiner, dem Sohn eines deutschen Missionars, überließ. Hofmeyr lebt als Privatmann weiter, als „Maulwurf von Campstreet", wie ihn seine Gegner nennen, übt aber im Stillen einen großen Einfluß auf seine vortrefflich organisierte und stramm disziplinierte Partei aus.

Es ist vielleicht am Platze, hier auch gleich einige Notizen über Cecil Rhodes einzuschalten, den Mann, der für die Entwickelung Südafrikas so Außerordentliches geleistet hat.

Cecil John Rhodes wurde 1853 in England als Sohn eines Geistlichen geboren und wanderte wegen eines Lungenleidens jung nach Natal aus, wo sein Bruder eine Farm besaß; als aber kurz nach seiner 1870 erfolgten Ankunft das Diamantenfieber ausbrach, verkaufte der ältere Rhodes seine Farm, beide Brüder zogen nach Kimberley und erwarben dort eine kleine Konzession, die sie gemeinsam bearbeiteten, bis der ältere Bruder auf Abenteuer nach Norden zog und dabei ums Leben kam. Cecil aber war nach 2 Jahren als „Minenbesitzer" wohlhabend und gesund geworden. Da dieser eigenartige Mann von früh an in dem Gelde jedoch nur das Mittel zur Macht sah, so war er klug genug, 5 Jahre lang jedes Jahr nach England zu fahren, um

dort einige Monate in Oxford zu studieren und einen akademischen Grad zu erwerben. Daneben verlor er aber das Getriebe der City nicht aus den Augen und eignete sich den großartigen Geschäftsstil an, von dem er bei seiner Rückkehr nach Südafrika ein erstes glänzendes Beispiel durch die allmähliche Vereinigung fast sämtlicher Diamantengruben in Kimberley ablegte. Diese Operationen brachten Rhodes ein großes Vermögen ein und er war von dieser Stunde an der Held des Tages. Nachdem er 1880 Direktor der De Beers Company geworden, wählte man ihn 1881 zum ersten Male ins Kapparlament, wo er bald darauf im Scanlen-Kabinet (1881—84), dem auch Hofmeyr angehörte, Finanzminister wurde. 1889 begann er durch die Bildung der Chartered Company seine Pläne betr. Ausdehnung der britischen Einflußsphäre nach Norden hin zu realisieren, 1890 schwang er sich zum Premierminister der Kapkolonie auf, brachte 1892 mit Beit, Barnato und King zusammen eine große Zahl von Goldminen am Witwatersrand durch Gründung der „Consolidated Goldfields of South Africa“ unter seine Botmäßigkeit, sodaß er nun auch im Transvaal große Interessen besaß und wurde schließlich 1895 Mitglied im Geheimen Rate (Privy Council) seiner Königin. So stand der Mann zur Zeit des Jameson-Einfalls mit Schätzen und Ehren überhäuft da.

Das hohe Ziel, welches er sich frühzeitig gestellt hatte, war die Gewinnung von ganz Südafrika für die Engländer. Im ersten Teile seiner parlamentarischen und Minister-Thätigkeit trug er zunächst wesentlich zur Beschwichtigung der Buren bei, indem er die Vereinigung aller südafrikanischen Staaten auf föderativer Grundlage als sein Programm erklärte. Mit außerordentlichem Geschick hat er dabei zwischen dem Mißtrauen der Buren und dem Mißtrauen der Londoner Regierung zu kreuzen verstanden. Den Kapholländern stellte er als das Ziel seines staatsmännischen Ehrgeizes stets eine Staatenbildung nach dem Muster von Nordamerika hin, die weder britisch, noch holländisch sein sollte, und seinen guten Freunden von der Imperial Federation League gegenüber ließ er durchblicken, daß wenn nur erst einmal sein Ziel: „Afrika englisch vom Tafelberg bis zum Nil“ erreicht sei, alles andere sich schon von selbst finden würde. Es ist längst kein Geheimnis mehr, daß der Jameson-Ritt, Hand in Hand mit der in Johannesburg geplanten Revolte, direkt von Cecil Rhodes inspiriert war. Der Zusammenbruch der unsinnigen Minenspekulationen im Jahre 1895 hatte auch die von Cecil Rhodes geleiteten großen Unternehmungen schwer geschädigt, der glücklich durchgeführte Sturz der Buren-Regierung sollte eine Ausgleichung herbeiführen, und die britische Regierung, deren Mitwissenschaft bei den späteren Untersuchungen nicht ganz verhüllt werden konnte, ließ Rhodes gewähren, um so auf kürzestem Wege die Herrschaft über ganz Südafrika zu erreichen. Als die Sache mißlang, leugnete Rhodes jeden Anteil, verantwortete sich in London bei der dortigen Regierung und durfte unbehelligt nach Südafrika zurückkehren. Da aber in-

zwischen von der Südafrikanischen Republik keine Schuld nachgewiesen wurde, nahm er März 1896 seine Entlassung als Premierminister und — bis Mitte 1896 — auch als Direktionsmitglied der Chartered Company. Seitdem hat er seine Arbeitskraft besonders der Entwicklung Rhodesias und der Kap-Kairo-Telegraphenlinie und -Eisenbahn gewidmet.

Die äußere Erscheinung dieses ungewöhnlichen, aber außerordentlichen Mannes, den man nicht mit Unrecht den „Napoleon Südafrikas" genannt hat, ist eine stattliche: Der Wuchs hoch und breit, der ausdrucksvolle Kopf einigermaßen an Goethe erinnernd, das rosige Gesicht glatt rasiert, die grauen Augen scharf und kalt, das wellige Haar vorzeitig ganz ergraut; in nonchalanter, zuweilen etwas schauspielermäßiger Haltung, mit dünner hoher Stimme und unschönen, nervösen Hand- und Armbewegungen gefällt er sich darin, im Kapparlament Monologe zu halten, deren brutale Ausdrücke keineswegs immer „parlamentarisch" sind. Der ganze Mann, kein Genie, sondern ein Gewalt-Mensch, gehört zur Kategorie derjenigen, die man bald Helden, bald Räuber nennt, je nach Auffassung und Erfolg.

Kehren wir nun zu den Mitgliedern anderer Nationalitäten zurück und zwar zu unseren Landsleuten.

Deutsche findet man heute fast überall in Südafrika, und nach der Kapkolonie, wo man ihre Zahl auf mindestens 12000 schätzen kann, sind sie in 5 verschiedenen Einwanderungsperioden gekommen. Schon die Soldaten der ersten holländischen Niederlassung unter Riebeek waren vielfach Deutsche. Sodann kamen eine größere Zahl deutscher Handwerker und Bauern in Folge der Napoleonischen Kriege und des Hungerjahres 1817 heraus. Ihnen folgte 1857 als zweiter größerer Schub ein Teil der deutsch-englischen Legion, der in der Militärkolonie der Ostgrenze angesiedelt wurde und denen sich 1858/9 etwa 500 Familienhäupter aus Norddeutschland anschlossen, die eine blühende Kolonisation Kaffrarias eröffneten. Auf Veranlassung der Kapregierung wurden 1875—77 auch die öden Sandflächen in der Nähe von Kapstadt höchst erfolgreich mit Deutschen besiedelt und so zeugen heute eine ganze Reihe deutscher Ortsnamen für die Pionier-Thätigkeit unserer Landsleute. Natürlich lockte schließlich auch die Entdeckung der Diamant- und Goldfelder eine größere Zahl von Deutschen ins Land, aber im letzten Jahrzehnt ist die deutsche Auswanderung nach Südafrika recht zurückgegangen, betrug sie doch im Jahre 1899 für ganz Afrika, ausschließlich unserer Schutzgebiete, nur 548 Köpfe.

Wir finden die Deutschen als Großkaufleute in Kapstadt, Port Elizabeth, East London, King Williams Town und Kimberley, daneben hier und an vielen anderen Orten deutsche Handwerker, Wirte und Bierbrauer; die Uhrmacher sind fast überall Deutsche; auch deutsche Ärzte, welche gleichzeitig meist eine gut lohnende Apotheke halten, sind recht zahlreich vertreten. Der Hauptteil unserer Landsleute in der Kapkolonie aber besteht aus Kleingrund-

besitzern, welche meist von der Kapregierung ins Land gerufen, sowohl als Puffer an der Kafferngrenze, wie als Urbarmacher der öden Vlakten bei Kapstadt ihre Aufgabe, trotz der geringen Unterstützung seitens der Kolonialverwaltung, glänzend gelöst haben. Die harte Arbeit ließ diesen Leuten allerdings meistens keine Zeit dazu, sich eine höhere Bildung anzueignen und ihren geistigen Horizont zu erweitern, und dementsprechend sind sie politisch auch meist schmiegsam und unselbständig gewesen. Zwar besäßen wohl die deutschen Kaufleute und Gelehrten die Befähigung für politische Fragen, aber diese Herren haben teils überhaupt keinerlei Beziehungen zu den hiesigen deutschen Kolonisten, teils finden sie es auch nicht immer mit ihrem Interesse vereinbar, ihr Deutschtum deutlich hervortreten zu lassen. Die von den deutschen Ansiedlern hier geleistete Kulturarbeit muß man zwar allerseits anerkennen, weil sie sich eben einfach nicht übersehen und wegleugnen läßt, aber das hindert nicht, daß die Deutschen in der Kapkolonie vielfach unbeliebt sind. Seit unseres Kaisers Telegramm vom 3. Januar 1896 an Krüger nehmen englische Firmen am Kap nur noch sehr ungern deutsche Angestellte, und die Deutschenhetze in Kapstadt vom Jahre 1900 ist noch unvergessen. Obgleich die hiesigen Deutschen vielfach nicht naturalisiert sind und eigentlich gar keine Staatsangehörigkeit besitzen — denn auf dem deutschen Konsulat sind sie ebensowenig eingetragen — werden sie doch in den Wählerlisten mitgeführt. Im Kapparlament sind die Deutschen vertreten gewesen durch Oberst Friedrich Schermbrucker, einem geborenen Bayern, Mitglied der deutsch-englischen Legion, der sich im Kaffernkrieg auszeichnete, sich später der Presse widmete und auch eine Zeitlang dem Kapministerium angehörte; er ist heute weit mehr Engländer als Deutscher. Neben ihm vertraten im Parlament von 1898 ein Herr C. Sonnenberg das Deutschtum, Herr Wiener das deutsch-österreichische Element.

Dr. Otto Kersten hätte 1886 die Deutsche Pondoland-Gesellschaft mit einem Kapital von 700000 Mark gegründet, um die Landkonzession von 160 englischen Quadratmeilen, einschließlich des großen Ekossa-Waldes, des Leutnant Nagel zu erwerben; Schwierigkeiten mit der englischen Verwaltung haben aber eine Entwickelung des Unternehmens verhindert.

Ein großes Verdienst um die Erhaltung des Deutschtums haben sich, wie in ganz Südafrika, so auch in der Kapkolonie die deutschen Kirchen und die meist mit ihnen verbundenen deutschen Schulen erworben, und zwar finden sich Gemeinden der „Deutschen Evangelisch-lutherischen Synode Südafrikas" in Kapstadt, Wynberg, Vlakte, Erste Rivier, Durban Road, Stellenbosch, Neu-Eisleben, Paarl, Worcester, Queenstown, Port Elizabeth, East London, King William Town, Bell, Bodiam, Kwelegha, Berlin, Potsdam, Braunschweig, Maclean, Keiskamahoek und Emnghesa.

Außerdem sind in der Kapkolonie von Deutschen Missionen thätig: Die 1722 gegründete Herrnhuter Brüdergemeinde, welche nach einem schon 1737 bis 1744 unternommenen, aber wegen missionsfeindlicher Gesinnungen der

Holländer wieder aufgegebenen Versuch in Gnadenthal bei Kapstadt im Jahre 1792 erneut daselbst erschien und seitdem mit den Vororten Gnadenthal für Kapland und Silo für Transkei von 20 Hauptstationen aus erfolgreich gewirkt hat. Neben dieser ältesten Missionsgesellschaft erschienen seit 1833 auch Sendlinge der 1824 gegründeten Berliner Missionsgesellschaft, welche in den 6 Distrikten Kapland, Kaffernland, Orangestaat, Süd- und Nord-Transvaal und Natal arbeitet, und seit 1840 solche der 1828 gegründeten Rheinischen Missionsgesellschaft (Barmen) im Kapland. Leider stehen die Mehrzahl der hiesigen Missionare der Erhaltung des Deutschtums gleichgiltig gegenüber und ihre eigenen Kinder sprechen vielfach nur Englisch.

Ein deutsches Generalkonsulat befindet sich in Kapstadt, kaufmännische Konsuln vertreten Deutschland außerdem in Port Elizabeth, East London, Kimberley und Mosselbay.

Was die Unterstützung weiterer Einwanderung durch die Kapregierung anbelangt, so kann die letztere nach Gutdünken schwarzen Dienstboten von St. Helena und englischen Handwerkern und Mechanikern auf Empfehlung von in der Kolonie bereits Ansässigen hin die halbe Passage dritter Klasse vergüten, wobei Bedingung ist, daß betr. neue Einwanderer gesund und unter 45 Jahre alt sein und sich verpflichten müssen, dem Applikanten mindestens 12 Jahre zu dienen. Seit einigen Jahren aber hat die Kolonialregierung keine Gelder für diesen Zweck bewilligt. In den 6 Jahren 1891—96 überstiegen die Ankünfte die Abreisen in Kapstadt um rund 60000 und zwar handelte es sich bei dieser Zunahme fast nur um Europäer. Die Zahl der deutschen Anwanderer nach ganz Afrika erreichte ihre höchste Zahl in den letzten Jahrzehnten 1883 mit 772 Seelen, blieb bis 1891 immer unter 500 und ist erst seitdem wieder etwas gestiegen.

Einen wichtigen Teil der neuesten Einwanderung in Südafrika haben die Juden gebildet und zwar teils freiwillig aus Deutschland und England ausgewanderte, teils aus Rußland vertriebene; letztere fingen meist als Hausierer an, eröffneten dann einen stehenden Handel, besonders häufig als Schankwirte und arbeiteten sich, durch ihr Zusammenhalten unterstützt, fast ausnahmslos in die Höhe, ohne sehr skrupulös darüber zu wachen, ob sie ihr Vermögen mehr oder weniger reinlich erwarben. Die deutschen und englischen Juden sind überwiegend Kaufleute und Börsenmänner, und sowohl die deutschen, wie die russischen Juden sprechen nichts lieber als Englisch, gebärden sich mit Vorliebe als Engländer und gehören zu den eifrigsten Jingos — mit wenigen, erfreulichen Ausnahmen.

In Südafrika selbst wünscht man mit Ausnahme von Dienstboten überhaupt keinen ferneren Zuzug aus Europa. Alle die gewöhnlichen Arbeiten werden von den Farbigen besorgt, gegen deren Billigkeit kein Weißer konkurrieren kann, und für die den Europäern reservierten Beschäftigungen ist

genügend Angebot vorhanden. Am schlimmsten sind hier gewöhnliche Arbeiter und Kaufleute daran; erstere müssen mit Malayen und Kaffern konkurrieren; letztere sollten, wenn sie ohne feste Anstellung herauskommen, wenigstens Mittel für 4 Monate Lebensunterhalt mitbringen. Gehalte für kaufmännische Gehilfen sind auf 5 bis 8 £ pro Monat gesunken und dabei ist das Leben in der Kapkolonie um 50 % teurer als in England. Farmer sollten nicht mit einem kleineren Vermögen als 4000 Mark herauskommen, wenn sie die unsicheren Chancen Südafrikas überhaupt laufen wollen. Die besten Aussichten haben noch geschickte Handwerker, welche einen Tagelohn von 8 bis 12 Schillingen, als Spezialisten 20 Schillinge und mehr verdienen. Sehr gesucht sind weiße Dienstmädchen, welche am Kap und in Natal jährlich 23 bis 28 £, in Minen-Centren 60 bis 90 £ Lohn beziehen.

Zur Arbeit bei den Weißen geneigte Farbige sind am zahlreichsten im Tembu- und Ostgriqua-Land und im Herschell-Distrikt, und zwar sichert man sich dieselben für den Minen-Betrieb gewöhnlich durch Kontrakte mit den Häuptlingen. Die Monatslöhne für Farbige betragen in der Kapkolonie, Natal und dem Oranjestaat im allgemeinen 10 bis 15 sh plus freier Kost, am Witwatersrand aber 50 sh. Dock- und andere Gelegenheitsarbeiter bekommen 2 sh bis 3 sh 6 für den Tag, Malayen und andere farbige Handwerker, Maurer u. s. w. 5 sh bis 8 sh den Tag.

Was die Verwaltung der Kolonie anbelangt, so haben wir gesehen, daß ihr 1854 ein eigenes Parlament und 1872 auch eigene verantwortliche Regierung zugestanden wurde und die Organisation ist seitdem die folgende. An der Spitze steht ein von der Krone ernannter, in Kapstadt residierender Gouverneur, welcher von der Kolonie einen Jahresgehalt von 8000 £, dazu einen jährlichen Zuschuß seitens der Reichsregierung von 1000 £ bezieht. Der Kapgouverneur ist gleichzeitig britischer Oberkommissar für ganz Südafrika und als solchem unterstehen ihm die Reichskommissare in Betschuanaland-Protektorat, Basutoland, Rhodesia und British Central Afrika. Ihm zur Seite steht ein Ministerium von 6 Mitgliedern, welche der Majoritätspartei des Parlaments angehören müssen und einen Jahresgehalt von 1500 £ bekommen; der Premierminister bezieht 1750 £. Ministerwechsel sind, dem konservativen Sinne der Kapbevölkerung entsprechend, nicht häufig gewesen und man zählte zwischen den Jahren 1872 und 1901 nur 9 verschiedene Kabinette, darunter 4 von Sir Gordon Sprigg präsidierte. Die Volksvertretung besteht aus einem Oberhaus oder „Gesetzgebenden Rat“ von 23 Mitgliedern und aus einem Unterhaus oder der „Gesetzgebenden Versammlung“ von jetzt 90 auf 5 Jahre gewählten Mitgliedern. Wahlberechtigt sind geborene oder naturalisierte englische Staatsangehörige, welche 12 Monate in der Kolonie gewohnt haben, Grundbesitz im Werte von 75 £ oder ein Jahreseinkommen von 50 £ nachweisen und ihren Namen nebst Adresse und Beruf schreiben können. Die Mit-

glieder des Oberhauses müssen mindestens 30 Jahre alt sein und 2000 £ in Grundbesitz oder 4000 £ bewegliches Vermögen besitzen. Das Parlament muß mindestens einmal jedes Jahr zusammentreten, was gewöhnlich zwischen April und August geschieht und die englischen Parlamentsregeln sind im allgemeinen auch hier üblich, nur daß die Verhandlungen im Kapparlament seit 1882 zweisprachig, in Englisch und Holländisch, geführt werden. Der Gouverneur besitzt den Parlamentsbeschlüssen gegenüber ein Veto-Recht.

Die Kapkolonie und Natal unterhalten in London als ihre offiziellen Vertreter „Generalagenten."

Die Verteidigung der Kolonie übernahmen bislang ein in Simonstown bei Kapstadt stationiertes englisches Geschwader und eine kleine englische Garnison von wechselnder Stärke, daneben existierten eine Kolonialtruppe von 1000 berittenen Schützen und Artilleristen, 1400 Mann Kappolizei und 6500 Mann Volontärtruppen. Im Kriegsfall können alle Bürger zwischen dem 18. und 50. Jahre eingezogen werden. Die Truppen der Kolonie unterstehen einem von der Krone ernannten, hohen englischen Offizier, dem Gouverneurlieutenant, welcher gleichzeitig Stellvertreter des Gouverneurs ist. Außer der befestigten Kapstadt und der False-Bay sollen nach einem bereits seit Jahren bestehenden Plane auch Kimberley, Port Elizabeth und East London befestigt werden.

Das geltende Recht ist das durch Specialgesetzgebung ergänzte Römisch-Holländische und die englische Krone hat sich die oberste Gerichtsbarkeit vorbehalten. Wertvoll ist das schon von der Holländisch-Ostindischen Kompagnie eingeführte und von ganz Südafrika übernommene Landregister, in welches gegen eine Gebühr von 4% des Verkaufspreises aller Ländereien die Besitztitel registriert und somit alle Unsicherheiten ausgeschlossen werden. Auch bei Erbschaften und Landüberschreibungen tritt diese 4% Taxe ein. Recht verdienstvoll wirkt auch das „Master's Office," ein staatliches Treuhänder-Amt zur Beaufsichtigung, bezw. Verwaltung des Vermögens von Unmündigen, Geisteskranken, Falliten und Abwesenden.

Die seitens der Kolonialregierung den verschiedenen Kirchen früher zugewendeten finanziellen Unterstützungen sind 1875 darauf beschränkt worden, daß nur noch die auf Lebenszeit zuerkannt gewesenen Stipendien ausgezahlt, neue Zuwendungen von Staatswegen seitdem aber nicht mehr gewährt werden. Dagegen unterstützt die Regierung nach wie vor die konfessionslosen Schulen und auch von ihr anerkannnte Missionsschulen und gab für die 1898 in der Kolonie gezählten 132 900 Schüler jährlich 40 Mark pro Kopf aus. Schulzwang existiert nicht und trotz der in den letzten Jahrzehnten gemachten Fortschritte läßt die Schulbildung noch recht viel zu wünschen übrig. Verlangt doch nicht einmal das Telegraphenamt in Kapstadt, daß seine Depeschenausträger Lesen und Schreiben können müssen. Der seit 1873 in Kapstadt bestehenden Universität ist seit 1877 das Recht erteilt worden, akademische Grade

von gleichem Werte, wie die Universitäten des Vereinigten Königreichs zu erteilen.

Eine gute theologische Fakultät, wo fast alle Burenprediger ausgebildet werden, besteht in Stellenbosch; wer sich höhere Ziele setzt, geht als Geistlicher zum Studium nach Amsterdam, Leyden oder Utrecht, als Mediziner nach Glasgow oder Edinburg. Die reformierten Pfarrer nehmen in ganz Südafrika auch eifrig an Politik teil, siehe z. B. Burgers und Du Toit in Transvaal.

Etwa 70 öffentliche Lesehallen in den verschiedenen Städten der Kolonie, teils vom Publikum, teis von der Regierung gegründet und unterhalten, Museen in Kapstadt, Port Elizabeth und Grahamstown und ein Observatorium in Kapstadt dienen der Wissenschaft und der Belehrung. Die erste hiesige Zeitung, der „African Commercial Advertiser," erschien 1824, heute existieren in der Kolonie circa 100, von denen 1899: 61 in englischer und 17 in holländischer, 23 zweisprachig und 1 in Kaffernsprache erschienen. Die holländischen Zeitungen haben besonders auf dem Lande eine große Circulation und das Organ des Afrikanderbondes ist der in Paarl erscheinende „Patriot." Von den englischen Zeitungen Südafrikas stehen 3/4 im Dienste von Rhodes und der anderen Magnaten der Diamant- und Goldfelder und diese Presse beeinflußt die „öffentliche Meinung" in einem bedenklichen Grade. Die gelesensten Zeitungen der Kapkolonie sind die in Kapstadt erscheinenden, von Rhodes inspirierten, vulgo bezahlten „Cape Times" und „Argos," und das früher von Hofmeyr redigierte, zweisprachige „Ons Land." Der nur in holländischer Sprache erscheinende „De Kolonist" ist von Rhodes gekauft. Der Interessenkreis der Südafrikanischen Presse ist überwiegend ein einseitig lokaler. Auffallender Weise hat sich eine deutsche Zeitung in der Kapkolonie, trotz der großen Zahl dortiger Deutscher, nicht halten können und das Organ erscheint seitdem in Johannesburg.

Die zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten sind besonders in der Form von Hospitälern und Waisenhäusern vertreten; mit Hunger verbundene drückende Armut ist bislang in ganz Südafrika unbekannt, ein Bettler ist eine überaus seltene Erscheinung und deshalb existiert auch noch keine Armengesetzgebung.

Kunst in jeder Form ist nur schwach vetreten, Architektur, Theater und Concerte sind meist minderwertig, dagegen ist Sport aller Art, obenan Fußball und Criquet, unter Weißen und Farbigen sehr beliebt und unter letzteren sind besonders die Malayen eifrige Fußballspieler.

Die Entwicklung der Staatseinnahmen ergeben folgende Zahlen für

1855	1865	1875	1880	1885	1890	1895	1900
306000	580000	1672000	2536000	3327000	4394000	5282000	7252000 £

während die Ausgaben im Jahre 1900 auf 7225000 £ veranschlagt waren. Die Abrechnung für das Finanzjahr 1898/99 ergab 8 781 000 £ in der Einnahme

und 8190000 £ in der Ausgabe. Der Ertrag der Eisenbahnen und der Zölle liefert den Hauptteil der Einkünfte.

Die öffentliche Schuld der Kolonie belief sich Ende 1899 auf 31409000 £. Die ersten, zwischen 1852—66 aufgenommenen Kolonialanleihen wurden mit 6% verzinst; die großen Eisenbahn-Anleihen von 1872—80 zu 4½% untergebracht und später meist zu 4 und 3½% konvertiert; seit 1890 hat man aber die in England untergebrachten Anleihen mit 3½%, seit 1896 sogar mit nur 3% Verzinsung begeben können und die Durchschnittsverzinsung beträgt heute 4%. Ein großer Teil der öffentlichen Schuld ist zu produktiven Anlagen aufgenommen worden, so waren bis Ende 1898 ausgegeben für Eisenbahnen 18 Millionen und für Hafenanlagen 3 Millionen £, unter letzteren Kapstadt mit 1580000, East London mit 558000, Port Elizabeth mit 523000 und Port Alfred mit 290000 £ vertreten, während unter den unproduktiven Ausgaben 3¾ Millionen für Kriegskosten obenan stehen. Weit größere Ausgaben für Kriegszwecke hat allerdings daneben das Reich zu tragen gehabt und so ist Südafrika, ungleich Australien, bislang noch immer eine Bürde für den britischen Steuerzahler geblieben.

Eisenbahnen datieren in der Kolonie erst seit 1859, bis dahin hatte man sich mit Straßen behelfen müssen und zwar war der erste, welcher das Hinterland durch eine Straße über den Paß des French Hoek erschloß, Sir Charles Somerset. Etwa 10 Jahre später autorisierte dann Sir Lowry Cole die nach ihm benannte Straße über die Hottentot-Holland-Berge, aber erst 1844 wurde der Bau eines über die ganze Kolonie gezogenen Netzes öffentlicher Straßen systematisch in die Hand genommen und allmählich unter Heranziehung von Sträflingsarbeit durchgeführt, sodaß die Kapkolonie heute 13000 Meilen Straßen aufweist. Die dabei nötig gewesenen zahlreichen Brücken haben den Straßen-Bau wesentlich verteuert.

Die erste Eisenbahn bildete die 1859 begonnene, 58 Meilen lange Strecke Kapstadt — Wellington, welche von einer mit 6% Zinsgarantie ausgestatteten englischen Privatgesellschaft gebaut, 1873 aber von der Kolonialregierung übernommen wurde, nachdem diese die Weiterführung der Linie beschlossen hatte. Noch im Jahr 1871 existierten in ganz Südafrika nur 64 Meilen Bahn, aber die Entdeckung der Diamanten- und Goldfelder gab einen mächtigen Impuls, das ferne Innere durch Eisenbahnen zu erschließen, und nachdem das Dampfroß 1884 Kimberley erreicht hatte, ging man immer weiter nach Norden und konnte 1897 die Linie bis Buluwayo eröffnen. Inzwischen hatte man aber auch schon Port Elizabeth und East London mit der von Kapstadt ausgehenden Hauptlinie in Verbindung gebracht und so finden wir heutigen Tages in der Kapkolonie 4 Bahnsysteme, das westliche, nördliche, mittlere und östliche. Das westliche umfaßt die 501 Meilen lange Strecke von Kapstadt bis zu dem Knotenpunkt De Aar, wo die Ostlinien anschließen; das nördliche die 273 Meilen lange Linie De Aar — Vryburg, wo die Rhodesia-Bahn anschließt; das

mittlere System der 329 Meilen lange Strecke Port Elisabeth — Norvals Pont an der Oranje-Grenze ist durch die Linie Naawport — De Aar mit dem westlichen, durch die Bahn Rosmead — Stormberg mit dem östlichen System verbunden; und dieses östliche System endlich umfaßt die 282 Meilen lange Linie von East London nach Aliwal North an der Oranjestaat-Grenze. Eine Zweigbahn, welche die Ostsektion bei Sterkstroom verläßt und nach den Indwe-Kohlengruben in den Stormbergen führt, soll über Kokstad, dem Hauptort von Ost-Griqualand, nach Natal hinein verlängert werden und an das dortige Bahnnetz wahrscheinlich in Richmond anschließen. Zwischen den beiden ausgedehnten Parallelstrecken Kapstadt — Buluwayo und Port Elisabeth — Bloemfontein — Pretoria — Pietersburg sind neben der bislang allein bestehenden Verbindung De Aar — Naawport weiter nach Norden hin noch folgende drei wichtigen Quer-Linien geplant: Bloemfontein — Kimberley; Pretoria — Mafeking und Pietersburg — Palapye, außerdem soll die Bahn von Pietersburg aus weiter nach Norden verlängert und bei Buluwayo mit der westlichen Hauptlinie vereinigt werden.

Ende 1899 waren in der Kapkolonie 1990 Meilen Staatsbahn und die 91 Meilen lang Privatbahn von Port Nolloth nach den Kupferminen im Betrieb und zwar sind sämtliche Bahnen mit Ausnahmen kurzer Lokalstrecken nur eingleisig und haben die sogenannte „Kapspur" von 3½ Fuß englisch = 1,067 m. Die Port Nolloth Bahn hat nur 2½' Spurbreite und verwendet Thiere als Zugkräfte. Da sich eiserne Schwellen nicht bewährten, benutzt man jetzt meist Holzschwellen aus Knysna. Im Westen brennt man auf den Bahnen teilweise noch englische Kohle, in den mittleren Distrikten diejenige von Vereeniging, im Osten Stormberg-Kohle.

Die Staatsbahnen kosteten durchschnittlich 10162 £ pro Meile und verzinsten sich 1898 mit 4,7 %. Die Fahrpreise für die Meile betragen in der Kapkolonie, Natal und dem Orangestaat 3, 2 und 1 d. für 1. 2. und 3. Klasse, die Betschuana- Rhodesia- und Transvaal-Bahnen sind etwas teurer, die Maschonaland-Bahn (Salisbury-Beira) berechnet das doppelte der vorstehenden Preise. Als Eisenbahnzeit gilt für die Kapkolonie die Kapstadt-Zeit, für Natal reguliert der 30.° östlicher Länge.

Solange es noch keine Eisenbahnen gab und soweit es deren auch heute noch auf vielen Strecken nicht giebt, bildet der mit 8 bis 9 Joch bespannte schwere Ochsenwagen das allgemeine Transportmittel, da Ochsen anspruchsloser und ausdauernder, als Pferde und Maultiere sind. Die auch für Personenbeförderung dienenden Postkarren rechnen dem Passagier 6 Pence, Coaches 9 Pence bis einen Schilling für die Meile, die leichten „Cape Carts" meist 40 Schilling für den Tag. Im Jahre 1900 hat man in der wüstenartigen Gegend Betschuanalands zwischen Zwart Modder am Hygap und Mier, wo gute Weideplätze sind, auch eine Kameelpost eingerichtet und zwar läßt man von den 4 Tieren immer 2 ruhen, während die anderen 2 für die Post und den Treiber dienen.

Was die Dampferverbindungen des Kaplands mit Europa anbetrifft, so erfolgt dieselbe überwiegend durch die wöchentlichen Fahrten der 1853 gegründeten Union Steam Ship Company und der ihr 1873 erstandenen Konkurrenzlinie der Castle Mail Packets Company, welche beiden Gesellschaften mit eingezahlten Kapitalien von 700000 bezw. 960000 £ seit dem Jahre 1900 als Union-Castle Line vereinigt sind. Die schnellsten Dampfer dieser Gesellschaften legen die 6000 Meilen zwischen Southampton und Kapstadt in 14 Tagen zurück, gewöhnlich aber brauchen die von der Kapkolonie mit jährlich 102000 £ subventionierten Postdampfer 16—18, die Zwischendampfer 21 Tage. Vom Jahre 1901 ab hat auch die Deutsche Ostafrika-Linie das Kapland in ihre regelmäßigen Fahrten aufgenommen, und sodann sind auch regelmäßige Verbindungen zwischen Südafrika und Nordamerika geplant, einesteils durch die Bremer Gesellschaft „Hansa", welche eine Linie zwischen New York, Südafrika und Ostindien einrichten will, und dann auch von den Amerikanern selbst, deren Handelsbeziehungen zu Südafrika von zunehmender Bedeutung sind.

Die Überfahrtspreise betragen bei der Union-Castle Line für die Fahrt Southampton-Kapstadt auf ihren Postdampfern in 1. Klasse 38 bis 47, in zweiter Klasse 25 bis 29, in dritter Klasse 15 bis 17 Guineas, der billigste Zwischendeckspreis auf ihren gewöhnlichen Dampfern stellt sich auf 3 Guineas (à 21 Schilling.) Die Deutsche Ostafrika Linie berechnet für die 28 tägige Fahrt Hamburg-Kapstadt = 6728 Seemeilen M. 750.— in erster, M. 450.— in zweiter und M. 230.— in dritter Klasse.

Die Telegraphenlinien der Kapkolonie hatten 1898 eine Drahtlänge von 21770 Meilen und das von ihr mit jährlich 15000, von Natal mit 5000, von Mauritius mit 7000 und von Großbritannien mit 59000 £ subventionierte Kabel der Eastern and South African Telegraph Co verbindet Südafrika mit Europa. Von Mafeking aus hat die Chartered Company den Telegraph bis Karonga am Nyassa-See gelegt und von hier aus führt die African Transcontinental Telegraph Co. die Linie durch Deutsch-Ostafrika weiter nach Faschoda, welches bereits Drahtverbindung mit Alexandrien hat. Die Gesamtlänge der Linie Kapstadt—Alexandrien wird rund 10500 Km. betragen.

Was den fremden Handel der Kapkolonie anbelangt, so mögen folgende Zahlen dessen Entwicklung veranschaulichen.

	1860.	1870.	1875.	1880.	1885.
Einfuhr	2 677 000	2 502 000	5 762 000	8 092 000	4 991 000
Ausfuhr	2 100 000	2 603 000	4 393 000	4 494 000	6 224 000
Davon Gold	—	—	—	—	17 300

	1890.	1895.	1898.	1899.	1900.
Einfuhr	10 106 000	19 094 000	16 445 000	14 638 000	17 161 000
Ausfuhr	9 970 000	16 904 000	24 112 000	22 502 000	7 042 000
Davon Gold	1 445 000	7 980 000	15 394 000	13 815 000	336 000

Die Haupt-Ausfuhrartikel bestanden

		1898	1899	1900	
Rohgold	für	15 394 000	13 815 000	336 000	£
Diamanten	"	4 566 000	3 806 000	3 433 000	"
Wolle	"	1 766 000	2 183 000	836 000	"
Straußenfedern	"	748 000	842 000	876 000	"
Angorahaar	"	647 000	779 000	489 000	"
Kupfererz	"	262 000	446 000	498 000	"
Schaf-Fellen	"	244 000	271 000	243 000	"
Ziegen "	"	104 000	102 000	91 000	"
Ochsenhäuten	"	199 000	34 000	11 000	"

während die Haupteinfuhrartikel 1898 folgende waren (in Tausend Pfund):

Kurz- und Modewaren 1277, Baumwollwaren 1140, Maschinen 1070, Getreide aller Art 1015, Eisenwaren 768, Leder- und Schuhwaren 590, Zucker 402, Holz 366, Wollwaren 361, Möbel 351, Droguen 307, Kaffee 247, Papier 246, Diverse Lebensmittel wie Speck, Schinken ꝛc. 208, Spirituosen und Wein 204, Conserviertes Fleisch 185, Butter 166, Tabak 145, Thee 136, Sprengstoffe 115, Bier 101, Cement 60, Mehl 60 Tausend Pfund Sterling.

Die Verteilung des Handels wies 1899 laut englischer Statistik folgende

Zahlen auf	Einfuhr von	Ausfuhr nach	
Großbritannien	9 457 000	22 598 000	£
Ver. Staaten von Nordamerika	2 071 000	18 000	"
Deutschland	690 000	39 000	"
Australien	422 000	—	"
Mauritius	330 000	12 000	"

doch geben diese Zahlen kein richtiges Bild, da der Verkehr mit Deutschland z. B. vielfach über nichtdeutsche europäische Häfen stattfindet. Nach der amtlichen deutschen Statistik betrug die Ausfuhr Deutschlands nach Britisch-Süd-Afrika und dem Oranjestaat in den Jahren 1891: 5,8, 1896: 15,7, 1898: 14,8, 1899: 11,8, 1900: 12,5, Millionen Mark und bestand hauptsächlich in Eisenwaren aller Art, Maschinen, Eisenbahnmaterial, Zaundraht, Sprengstoffen, elektrischen Einrichtungen, Cement (letzthin rapid zugenommen), Porzellan, Pianos, Baumwoll-, Woll- und Lederwaren, Bier, Wein, Cigarren und Parfümerien. Deutschlands Einfuhr von Kapwolle im Jahre 1897 wertete bei 11174 Tons 16,2 Millionen Mark, im Jahre 1900 kamen von der sich auf 18,6 Millionen Mark belaufenden deutschen Einfuhr aus Britisch-Südafrika 16 Millionen auf Rohwolle und 1½ Millionen auf Straußenfedern.

Die Verteilung des fremden Handels auf die drei Haupthäfen der

Kapkolonie war 1898 die folgende in der	Einfuhr		Ausfuhr	
Kapstadt	5 128 000	£	15 882 000	£
Port Elizabeth	6 246 000	"	2 103 000	"
East London	3 519 000	"	954 000	"

Die Zölle der Staaten am Kap sind bislang nicht gleichmäßige. Um die Kampfzoll-Politik zwischen der Kapkolonie und Natal, mit welcher jede der beiden Kolonieen den Handel an sich zu ziehen suchte, zu beenden, wurde 1888 eine Zollkonferenz nach Kapstadt einberufen, in deren Folge sich 1889 zunächst die Kapkolonie und der Oranjestaat dahin einigten, daß innerhalb des Zollverbandes Zollfreiheit für alle Produkte der Kontrahenten herrschen und daß für eingeführte fremde Waren ein gleichmäßiger Zolltarif aufgestellt werden solle, dessen Taxen in den Seeländern zu erheben und abzüglich von 15% für Verwaltungsspesen mit 85% an die Bestimmungsstaaten des Innern abzuliefern seien, und daß endlich die Transitbeförderung zum Selbstkostenpreis erfolgen solle. Kurz darauf wurden auch Betschuana- und Basutoland in diese Zollunion aufgenommen, Natal aber trat erst im Mai 1898 bei. Seitdem sind die Zölle in den 5 genannten Gebieten gleichmäßige und betragen im allgemeinen 7½% vom Fabrikwert, während Maschinen, Ackerbaugeräte und die meisten südafrikanischen Produkte zollfrei sind. Als Transitzoll für nicht dem Zollverein angehörige Staaten, Transvaal und Rhodesia, werden meist 3%, auf einige Artikel etwas höhere Sätze erhoben. Ein einheitlicher Zolltarif für das ganze britische Südafrika dürfte nach Beendigung des jetzigen Krieges bald eingeführt werden.

Bislang sind die Zölle auf englische und andere fremde Waren die gleichen; seitdem England 1898 aber seine Handelsverträge mit Deutschland und Belgien gekündigt, Canada nichtbritische Waren mit 25% Zuschlagszoll belegt und Indien Prohibitivmaßregeln gegen fremden Zucker eingeführt hat, liegt die Wahrscheinlichkeit nicht fern, daß auch in Südafrika auf nichtenglische Waren ein Differenzialzoll gelegt werden wird, und da Deutschland mit Ausnahme von etwas Kapwein — 1898 für rund 100 000 Mark — nur zollfreie Artikel vom Kap bezieht — 90% unserer Einfuhr von dort bestehen allein in Wolle — so sind Vergeltungsmaßregeln schwer anzuwenden.

Der Bankverkehr wird hauptsächlich durch die folgenden 4 Institute vermittelt:

	gegründet:	Kapital:	eingezahlt:
Standard Bank of South Africa	1863	4 000 000	1 000 000 £
Bank of Africa	1879	1 575 000	525 000 „
African Banking Corporation	1891	2 000 000	300 000 „
Robinson South African Banking Corp.	1895	3 000 000	3 000 000 „

Diese Banken haben ihren Hauptsitz in London und wiesen 1898 in ihren etwa 114 Zweiganstalten der Kapkolonie Guthaben und Depositen im Werte von 28 Millionen £ auf. Banknoten dürfen in der Kapkolonie nur gegen Deponierung von dem gleichen Betrage in Staatspapieren bei dem Kolonialschatzamt ausgegeben werden.

Die Postsparkassen der Kolonie, welche bis zu 600 £ mit 3½%, weitere 1000 £ mit 3% verzinsen, wiesen Mitte 1898 in 291 Filialen Einlagen von fast 1½ Million £ auf.

Wenden wir uns nun den Erwerbszweigen zu und beginnen mit der Landwirtschaft, so finden wir, daß die Landbestellung des Kaplandes durchgängig noch sehr einfach und roh, Wechselwirtschaft noch heute fast unbekannt ist. Zwar hat die Regierung Ackerbauschulen in Stellenbosch, Somerset-East und Grahamstown errichtet, Spezialisten für Wein-, Tabak- und Obstbau berufen, nützliche Sämereien und Bäume eingeführt und verteilt und durch Flugschriften zu belehren gesucht, diese wohlgemeinten Maßnahmen haben den gewünschten Erfolg aber nur spärlich erzielt.

Die Hauptsorge für den südafrikanischen Landmann bildet die Beschaffung des nötigen Wassers. In einigen Gegenden stehen dazu Seen oder fließendes Wasser zur Verfügung, in den meisten Fällen aber ist ein künstliches Sammelbecken, der „Damm" anzulegen, um mit dessen Hilfe die trockene Zeit zu überdauern; trotz der teilweise enormen Größe dieser Dämme versagen sie in langen Trockenperioden aber doch zuweilen. Durchschnittlich kostet ein Damm, welcher für die Viehhaltung einer Farm und zur Kultivierung einiger Acres Land genügt, 200 £. Der größte Damm der Kapkolonie ist derjenige von Van Wyk's Vlei bei Carnarvon, welcher von einem kleinen Flusse gespeist wird, 19 englische Quadratmeilen bedeckt und wenn voll, 35 Milliarden Gallonen faßt; die Anlage desselben kostete 20 000 £. Bis Mitte 1896 waren in der Kapkolonie 1083 artesische Brunnen gebohrt, von denen 372 flossen. Im allgemeinen aber steht die Nutzbarmachung des Wassers in Südafrika im Gegensatz zu dem, was im letzten Jahrhundert aus großen Gesichtspunkten heraus in Kalifornien, Indien, Australien, Algier und Egypten geschaffen worden ist, noch auf sehr niedriger Stufe. Erst in den letzten Jahren wird der künstlichen Bewässerung durch Anlage von Staudämmen, Flußwehren, Berieselungskanälen, artesischen Brunnen und Pumpen mit Windmotoren auch in der Kapkolonie von Seiten der Regierung und von Privaten mehr Beachtung geschenkt. Laut dem letzten Zensus von 1891 waren unter künstlicher Bewässerung rund 150000 Morgen (1 Kapmorgen = 2,116 englische Acre = 0,856 ha).

Gebaut werden hauptsächlich Mais, in Südafrika „Mealies" genannt, Weizen, Hafer, Millet oder Kaffernkorn, Gerste und Roggen, daneben Kartoffeln, Gemüse und Tabak.

Die besten Weizendistrikte der Kapkolonie sind die im Südwesten gelegenen und der Queenstown-Bezirk, doch hat die Weizenernte bislang selbst in den besten Jahren kaum den Bedarf der Kolonie gedeckt, sodaß, wenn auch in abnehmendem Maße, noch immer ein gut Teil fremder Brotstoffe eingeführt werden muß. Im Jahre 1897 belief sich die Weizenernte der Kapkolonie auf 701 000 Muids à 109 Liter und zwar ist die Qualität des Kapweizens vorzüglich. Der Ertrag auf den Acre ist verhältnismäßig klein, weil man nur 30—40 statt 150—200 Pfund aussät, und was den Fruchtertrag anbelangt, so schwankt er zwischen 10—12 fältigem Ergebnis im Malmesbury-Distrikt und 50—70 fältigem Ertrag in den fruchtbaren Flußthälern. Im letzten

Jahrzehnt stark aufgetretener Rost hat Versuche mit allerlei neuen Weizenarten veranlaßt. Die Aussaat des Weizens erfolgt von Mitte Mai bis Ende Juni, die Ernte von Ende Oktober bis Dezember und gedroschen wird im Dezember und Januar. Farbige Erntearbeiter werden mit 2/6 pro Tag bezahlt und erhalten außerdem freies Essen mit Wein; landwirtschaftliche Maschinen sind noch wenig in Gebrauch. Halbpacht-Verträge sind in Südafrika nichts ungewöhnliches auf folgender Basis: Der Grundbesitzer stellt das zur Bestellung fertige Land, die nötigen Baulichkeiten und Ackergeräte und die Aussaat; letztere wird nach der Ernte zunächst zurückerstattet, der Rest des Ertrages alsdann zwischen Pächter und Grundbesitzer geteilt.

Dürre, Heuschreckenfraß und stellenweise auch Hagelschlag sind die Landplagen für den südafrikanischen Farmer, und dazu kommt noch die Arbeiterfrage. Dem bedürfnislosen Farbigen, welchem man die Farmarbeiten meist überläßt, genügt der Ertrag von wenigen Monat Arbeit, um sich dann für den Rest des Jahres dem beliebten Nichtsthun widmen zu können, und zwar läuft er unter Umständen mitten während der Ernte davon; selbst Kontrakte werden nicht eingehalten und die auf Bruch des Arbeitskontraktes stehenden 8 Tage Gefängnis sind für den Farbigen geradezu Feiertage. Rhodes' Prinzip, diese sehr schwierige Frage zu lösen, gipfelt darin, den kommunistischen Landbetrieb der Schwarzen allmählich aufzubrechen und so jeden Einzelnen zu zwingen, für sich zu sorgen und zu arbeiten. Inzwischen bildet die Arbeiterschwierigkeit einen der Gründe, weshalb man in Südafrika Viehzucht vor Ackerbau bevorzugt, da man eben nicht riskieren will, mitten in der Ernte von seinen Leuten im Stiche gelassen zu werden. Daß übrigens auch Weiße ohne Schädigung ihrer Gesundheit und mit Erfolg hier selbst die Bestellung des Landes übernehmen können, und nicht nur, wie die Engländer und Holländer, die Beaufsichtigung, das haben gerade die deutschen Ansiedler glänzend bewiesen.

Tabak liefert in der Kapkolonie eine jährliche Ernte von 5—12 Millionen Pfund und wertete 1891—95 im Durchschnitt 10¼ Pence für das Pfund. Besonders günstig für den Tabaksbau haben sich die Bezirke Oudtshoorn und Swellendam erwiesen, und um die Kultur zu heben, hat die Regierung vor kurzem eine Versuchsfarm dafür am Sunday River angelegt. Der Wert des jährlich in der Kapkolonie präparierten Tabaks beläuft sich etwa auf 70000 £.

Eine besondere Erwähnung verdient noch der

Weinbau, welcher wegen Klima und Bodenbeschaffenheit besonders im Küstengebiet der Südwestecke der Kolonie gedeiht und dessen Einführung hier nicht, wie oft geschrieben, den Huguenotten, sondern den deutschen Genossen Riebecks zu danken ist, welche die ersten Reben vom Rhein schon 1653 nach dem Kap brachten, wo dieselben gut gediehen. Im Jahre 1656 brachte man dann eine weit größere Sendung deutscher und französischer Reben glücklich heraus, im Jahre 1659 wird von der ersten Kelterung

berichtet, 1681 der erste Branntwein bereitet und 1687 zählte man bereits eine halbe Million Weinstöcke. Die Huguenotten trugen dann mit ihren Erfahrungen zur Verbesserung des Produkts bei, 1710 war die Zahl der Stöcke auf 2¾ Millionen gestiegen und man begann nunmehr auch, kleine Posten Weins nach Java und nach Europa auszuführen, wo sich derselbe bald einer besonderen Beliebtheit erfreute. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde Kapwein als eine Art Tribut auch regelmäßig an den königlichen Haushalt nach London gesandt; kurzsichtigerweise aber verweigerten später die Farmer diese Lieferung, der Kapwein verschwand von der königlichen Tafel und kam außer Mode. Damit Hand in Hand ging eine Vernachlässigung in der Herstellung, und während die Weinausfuhr 1859 noch 153000 £ wertete, war sie 1898 auf 15000 £ gesunken. Auch die in der Kolonie selbst Lebenden vernachlässigen meist das heimische Produkt und ziehen vielfach importierte Weine und Spirituosen von oft sehr fragwürdiger Güte vor, trotzdem in der Bereitung des Kapproduktes seit den Bemühungen des von der Regierung berufenen deutschen Experten Baron von Babo aus Kloster Neuburg und von 2 deutschen Kellermeistern an die Regierungsfarm ein Fortschritt zu konstatieren ist, wenn die von dieser Mission erhofften Resultate durch den konservativen Sinn der Bauern allerdings auch vielfach ausblieben. Sonderbarerweise läßt nämlich gerade die Reinlichkeit bei der Bereitung des Kapweins sehr viel zu wünschen übrig, bei der Gährung wird nicht auf richtige Temperatur geachtet, Keller sind nirgends vorhanden, dafür werden schmutzige Scheunen benutzt und die alten holländischen Farmer sind stockkonservativ, neuen Ideen kaum zugänglich und kleinlich eifersüchtig und mißtrauisch intelligenteren modernen Elementen gegenüber. So bekam denn auch von Babo nach 5 Jahren das Schulehalten satt und baut jetzt in Stellenbosch seinen eigenen Wein. Im Jahre 1886 stellte sich leider auch die Phylloxera ein und diese hat sich seitdem in den Westprovinzen schnell verbreitet. Anfangs kaufte die Kapregierung, um die Ausbreitung der Seuche zu verhindern, alle von derselben befallenen Weinberge auf, um deren Reben zu vernichten und gab dafür bis zu 70000 £ im Jahre aus. Aber dieses System mußte als zu teuer aufgegeben werden und die einzelnen Weinbauer haben ihren Schaden nun selbst zu tragen.

Die ältesten Pflanzorte in der Kolonie sind Stellenbosch, Paarl und Constantia, wo die Regierung ihre berühmte Versuchsfarm für Wein hat. Die bekanntesten in der Kapkolonie gezogenen Sorten sind der, einem rohen Portwein entsprechende Pontac, burgunderartiger Hermitage, Hock und Sherry, also ausschließlich schwere Weine; erst Babo suchte auf Erzeugung leichter Weine hinzuwirken. Im Jahre 1893 standen 90½ Millionen Weinstöcke und deren Gesamtertrag belief sich auf 4980000 Gallonen (à 4½ Liter) Rotwein und 1116000 Gallonen Weißwein im Preise zwischen 3 und 24 £ pro Leaguer von 126½ Gallonen, und 1516000 Gallonen Brandy im Werte zwischen 10 und 32 £ pro Leaguer; außerdem wurden 2 Millionen Pfund Traubenrosinen

bereitet und ¼ Million Körbe frischer Trauben nach England geschickt. In Folge der Zerstörung der Phylloxera war 1896/7 die Zahl der Stöcke auf 86½ Millionen, die Produktion auf 4356000 Gallonen Wein und 1334000 Gallonen Brandy zurückgegangen. Eine Flasche regulären Kapweins kostet im Großhandel etwa 3—6 Pence (im Hotel nicht unter 2/6) und es giebt darunter ausgezeichnete Sorten; auch das reine Destillat des Weins ist vorzüglich, dagegen sind die billigen, gewöhnlich „Cape Smoke" genannten Qualitäten, fürchterliche Gifte.

Der Durchschnittsertrag der hiesigen Reben mit etwa 600 Gallonen auf je 1000 Weinstöcke ist fünfmal reicher als in Frankreich und siebenmal größer als in Amerika und Australien. Der Durchschnittspreis in den Jahren 1891 bis 1895 betrug 6/6 für die Gallone Wein und 8/— für die Gallone Brandy. Absatz und Preisbestimmung liegen ganz in den Händen von nur 5 bis 6 Händlern in Kapstadt, und die von ihnen gezahlten Preise, wenn auch stark schwankend, sind doch gewöhnlich so ungenügend, daß die meisten Pflanzer überhaupt keinen Wert auf Qualität mehr legen.

Als Arbeiter in den Weinbergen werden vielfach Sträflinge benutzt, da die „Cape Boys" so faul und trunksüchtig sind, daß man sie für regelmäßige Arbeit nicht verwenden kann.

Die hinter dem Villen- und Park-Ort Wynberg bei Kapstadt gelegene, 1688 vom Gouverneur Simon van der Stell angelegte und nach seiner Gattin benannte Regierungsweinfarm „Groot Constantia" — in ihren Baulichkeiten ein altholländisches Idyll — umfaßt 350 Acres mit etwa 140000 Weinstöcken edelster Sorten und hat auch Pflanzgärten amerikanischer Reben angelegt, welche bekanntlich gegen die Phylloxera widerstandsfähig sind.

Der Constantia-Boden ist für Weinbau privilegiert gut und die hochfeinen Sorten gedeihen überhaupt nur in dieser Lage. Auch die schöne Pflanzung Sillery unseres Landsmanns A. Albrecht ist in der Nachbarschaft Constantia's gelegen.

Die Regierungsfarm in Constantia dient übrigens gleichzeitig auch als Obstschule. Da zahlreiche Früchte, besonders Orangen, Bananen, Ananas, Melonen, Äpfel, Birnen, Pfirsiche und Aprikosen in der Kapkolonie gut gedeihen und billig zu haben sind zu einer Jahreszeit, wo sie in Europa überhaupt fehlen, so hat man, seitdem Eisenbahnen und schnellfahrende, mit Kühlräumen ausgestattete Dampfer den Export auch frischer Früchte nach Europa ermöglichen, seit etwas über 10 Jahren diesen Handelszweig mit Erfolg aufgenommen; daneben versendet man auch getrocknete Trauben, anderes Dörr-Obst und eingemachte Früchte. Vielfach hat man die wegen der Reblaus aufgegebenen Weingärten zur Anlage von Obstplantagen benutzt; Rhodes allein hat einige 30 kleiner Farmen zu diesem Zwecke aufgekauft und bemüht sich, den Fruchtexport nach Europa zu organisieren. Für das Pflücken der Früchte hat

man die Einführung von Italienern in Aussicht genommen, da man Juden hier möglichst fern halten will.

Was das Forstwesen der Kolonie anbelangt, so waren in früheren Zeiten weite Strecken von Berggehängen und Hunderte von Quadratmeilen im Binnenlande dicht bewaldet; heute ist der Waldbestand des Kaplandes im allgemeinen nur noch ein geringer, etwa 5—600 englische Geviertmeilen umfassend, und beschränkt sich hauptsächlich auf die Südostecke der Kolonie, wo der Knysna-Distrikt und die Amatola-Berge noch dichte, sämtlich in Regierungsbesitz befindliche Wälder aufweisen. Vier Fünftel vom Hochbestand derselben und die Hälfte der Wälder überhaupt werden durch das Yellowwood (Podocarpus elongata und latifolia) gebildet, dessen Holz zu Bauzwecken und zu Eisenbahnschwellen dient; weitere wichtige Hölzer liefern das Sneezewood (Pteroxylon utile) für Wasserbauten und Schwellen; der Assegai (Curtisia faginea) und das Stinkwood oder Laurelwood (Olea bullata) für Wagen-Speichen und Felgen; das Black Ironwood (Olea laurifolia), die Kaffir Plum (Xarpephyllum Kaffrum), die Kap-Buche Buckenhout (Myrsine melanophleos), die Kap-Esche Essenwood (Ekebergia capensis), die Kap-Kastanie (Calodendron capense) und die Kaffir Coral (Erythrina Kaffra). Ein elastisches Holz fehlt in ganz Südafrika und Bauholz muß deshalb noch zum großen Teile importiert werden. Eine ganze Reihe Baumarten sind durch die Europäer nach dem Kapland gebracht worden. Vollständig heimisch geworden sind hier europäische Kiefern (Pinus pinaster u. pinea), Eichen (Quercus pedunculata), Pappeln (Populus alba) und Weiden; letzere stechen dadurch, daß sie auch hier während 3 bis 4 Monate ihr Laub verlieren, von der immergrünen Flora ihres Adoptivvaterlandes ab. Die größte Verbreitung hat der 1828 eingeführte australische Blaugummibaum Eukalyptus globulos gefunden, der überall vertreten ist, wo Weiße wohnen und dessen Holz hauptsächlich zur Feuerung dient. Auch australische Akazien, wie die Acacia decurrens, var. mollissima und die Acacia dealbata sind mit Erfolg eingeführt worden. Erst seit 1883 hat staatliche Fürsorge in der Kapkolonie auch mit Wald-Schutz und -Pflege und mit Aufforstung begonnen, 63 verschiedene Baumarten unter Schutz gestellt, in Tokai bei Constantia und anderen Orten Regierungsbaumschulen angelegt, welche einheimische und eingeführte Nutzhölzer in großem Maßstabe ziehen und verkaufen; im Jahre 1899 wurden 409000 junge Bäume zum durchschnittlichen Selbstkostenpreis von etwas über einem halben Penny das Stück abgegeben.

Einen Hauptertrag der Kolonistenthätigkeit hat von Anfang an die Viehzucht geliefert. Die ersten Europäer fanden als Haustiere am Kap Rinder, Fettschwanzschafe, Ziegen und Hühner vor und zwar bildeten den Reichtum besonders die

Rinder. Von je her haben die Hottentoten und Kaffern gern und mit

Geschick der Rinderzucht obgelegen; wird doch berichtet, daß sie ihre Tiere auf einfachen Anruf hin sogar zu Angriffen auf ihre Feinde dressierten, und da die Herden sehr zahlreich waren, so bekamen die mit ihren Schiffen für Proviant in der Tafelbai anlaufenden Portugiesen und Holländer für ein paar Taschenmesser oder ein Reifeisen so viele Rinder, als sie haben wollten. Als dann die Holländisch-Ostindische Kompagnie vom Lande Besitz ergriff, suchte sie frühzeitig die einheimische Rinderrasse durch die Einführung holländischer, nordamerikanischer und englischer Arten zu verbessern und bevorzugte dabei besonders Friesländer, während später unter englischer Herrschaft meist englische Zuchttiere eingeführt wurden. So lange Ochsenwagen die alleinigen Transportmittel des Landes bildeten, züchtete man die Ochsen hauptsächlich dafür und für Fleischlieferung, vernachlässigte die Molkerei aber derart, daß in dem viehreichen Lande noch immer nennenswerte Mengen von Butter, Käse und kondensierter Milch eingeführt werden müssen. Die hiesigen Kühe geben allerdings viel weniger Milch, als in Europa, und die reinen Afrikaner sind überdies nur zu melken, wenn das Kalb vorher ansaugt; aber seitdem die Eisenbahnen nicht nur viele Transporttiere ersetzt, sondern auch die Verproviantierung der Minenplätze im Innern erleichtert haben, nahm man sich im Kapland Australien zum Beispiel, wo besonders Viktoria durch Zusammenwirkung von Regierung und Privaten seit 1888 so große Erfolge mit seinen Meiereiprodukten erzielte. So hat man denn im letzten Jahrzehnt auch in der Kapkolonie Fortschritte in dieser Richtung gemacht, die Regierung schickte Fachleute im Lande herum, um den Farmern die rationellste Art der Molkerei zu lehren, doch fehlt es hier noch an dem nötigen Zusammenschluß zu Genossenschaften, und die Gesamtproduktion im Jahre 1897 belief sich erst auf 3 Millionen Pfund Butter und 100000 Pfund Käse.

Sind Maul- und Klauenseuche in Südafrika nicht selten lästig, so hat besonders die Rinderpest in den Jahren 1896/7 ungeheure Opfer gefordert; fielen doch im Betschuanaland-Protektorat etwa 90% der Rinder, und Häuptling Khama's Viehbestand wurde sogar von 800000 auf 5000 reduziert. Die Zahl der Rinder in der Kapkolonie betrug 1893 ziemlich 2 Millionen und deren Durchschnittspreis war 3¾ £ für den Kopf, während eine Milchkuhe 6 £ und ein Zugochse 5 bis 8½ £ wertete. Ende 1897, nach der Rinderpest, war die Viehzahl auf 1060000 gesunken, und „gesalzene" Ochsen, d. h. solche, welche die Krankheit gehabt und glücklich überstanden hatten, wurden zeitweilig bis zu 55 £ bezahlt. Die Durchschnittspreise während der 5 Jahre 1891—95 betrugen für Milch 3½ d. die Flasche, frische Butter 1/7, Käse 1/5 und Rindfleich 4½ d. das Pfund; im Jahre 1897 war der Preis für Rindfleisch auf durchschnittlich 6½ d. gestiegen und dieses dabei so knapp, daß trotz eines Schutzzolls von 2 d. auf das Pfund, — 1899 auf 1 d. ermäßigt — viele Ladungen gefrorenen Fleisches aus Australien importiert und seitdem in einer Reihe größerer Städte dafür eigene Kühlanlagen errichtet wurden.

Schafzucht wird in ganz Südafrika fast überall da getrieben, wo Wasser erreichbar ist, und zwar hat man zu den einheimischen Fettschwanzschafen, welche statt Wolle Haare tragen, also nur durch ihr Fleisch und Fett dienen, längst auch schon Wollschafe eingeführt. Bereits die holländische Kompagnie hatte solche frühzeitig nach dem Kap gebracht, aber die ersten Ansiedler fanden die zunächst recht gering ausgefallenen Wollerträge nicht lohnend und der Versuch wurde nicht fortgesetzt. Erst etwa hundert Jahre später, im Jahre 1790, kamen einige Escurial-Schafe als Geschenk des Königs von Spanien an die holländische Regierung nach dem Kap heraus und wurden dort zu Zuchtzwecken benutzt — ein verkaufter Teil derselben Partie wurde vom Kap durch englische Kriegsschiffe nach Australien gebracht und legte dort den Grund zu der heute so bedeutenden Schafzucht — aber eine erfolgreiche Zucht der Merinos am Kap begann erst nach Einführung von Elektoralschafen aus Sachsen, denen bald weitere gute Zuchttiere folgten, da die Afrikander, deren Bedürfnisse durch das Zusammentreffen mit zahlreichen neu einwandernden Elementen stiegen, zur Befriedigung derselben die Wollzucht als ein bequemes Mittel erkannten. Wenn man der Zucht auch bis jetzt nicht überall die nötige Sorgfalt widmet, so hat man durch wiederholte Kreuzungen mit dem einheimischen Schafe im allgemeinen doch gute Resultate erzielt, und heutigen Tages übertrifft die Zahl der Merinos in der Kapkolonie diejenige der Fettschwanzschafe um das 4 bis 5 fache. Da die Wolle nach einigen Geschlechtern zu Haaren entartet, müssen freilich immer wieder kostspielige Zuchttiere von England und Australien eingeführt werden. Wo man, wie in der Nähe größerer Märkte, mehr Wert auf den Fleisch- als auf den Wollertrag legt, bevorzugt man natürlich das anspruchslosere Kapschaf vor dem Merinoschaf; auch dem Farmer, der 2 bis 3 mal am Tage Fleischnahrung zu sich nimmt, dient besonders Hammelfleisch.

Herden von 5000 bis 10000 Schafen sind häufig, einzelne Farmer haben solche von über 30 000 Stück und die Durchschnittsgröße der Schaffarmen ist etwa 6000 Acres. Für jedes Tier sind selten weniger als 2 bis 2½ Acres, auf der vegetationsarmen Karroo, deren Salzpflanzen und trockenes Klima sonst den Schafen besonders gut zusagen, 3, 5 und stellenweise selbst 12 Acres auf den Kopf erforderlich. Man spricht in Südafrika von Weiden mit „süßem" und mit „saurem" Gras, und zwar ist das erstere lang, saftig, blaugrün und in trocknem Zustande rötlich, während das auf kalisalzarmem Boden wachsende „saure" Gras kurz, hart und dunkelgrün ist und schnell trocken und saftlos wird; Distrikte, wo beide Arten nebeneinander vertreten sind, gelten als besonders wertvolle Weideplätze. Über Nacht werden die Schafe meist in Hürden getrieben, innerhalb deren sich auch Schutzschuppen befinden. Da durch Dürren, Hagelschäden, Vernachlässigungen und Krankheiten — Räude, Lungenentzündung, Würmer — hunderttausende von Schafen zu Grunde gehen, so wird eine jährliche Vermehrung um ein Viertel als günstig angesehen; besonders die Räude (scab) verursacht jährlich einen enormen, auf ⅓ bis 1 Million £ geschätzten Verlust

an Gewicht und Qualität von Wolle, bezw. Häuten und strenge Schutzmaßregeln dagegen sind teils durchgeführt, teils angestrebt. Wie stark die Sterblichkeit unter den Schafen zuweilen auftritt, beweise das Beispiel, daß die Zahl der in der Kapkolonie vorhanden gewesenen Fettschwanzschafe von 3 075 000 in 1891 auf 2 140 000 in 1893 sank und die Merinos im gleichen Zeitraum von $13\frac{1}{2}$ auf $11\frac{1}{2}$ Millionen zurückgingen. Seit 1894 hat die Regierung ein energisches Gesetz betr. staatlicher Beaufsichtigung der Herden und Überwachung der Schafeinfuhr erlassen.

Der jährliche Durchschnittsertrag an Wolle beträgt 4 Pfund auf das Schaf, und zwar erfolgt die Schur im Westen alle 12 Monate, im Oktober; in den midland-Distrikten alle 7 bis 8 Monate, und in einigen nordöstlichen Bezirken sogar zweimal im Jahre; die Schur läßt stellenweise noch viel zu wünschen übrig und ist am sorgfältigsten in den Westprovinzen. Von dem ausgeführten Produkt sind 90% Schweißwollen, 8% entschweißte und nur 2% gewaschene, und zwar rechnet man hier, daß 100 Pfund Schweißwolle = 70 Pfund Rückenwäsche = 40 Pfund gewaschner Wolle sind.

Die Ausfuhr von Kapwolle hat sich folgendermaßen entwickelt: Im Jahre 1830 belief sie sich erst auf 33 000 Pfund, 1850 auf 5,9 Millionen, 1880: 42 Millionen und 1891 auf 75 Millionen Pfund. Die Werte beliefen sich in

	1860	1870	1875	1880	1885	1890	1895	
auf	1448	1669	2855	2429	1580	2196	1695	Tausend Pfund Sterling.

Die Ausfuhr von

	Wolle		und	Schaffellen betrug	
1898:	72,7 Millionen Pfund	= 1,8 Million £		3,1 Mill. Stück	= 244 000 £
1899:	69,3 „ „	= 2,1 „		2,5 „ „	= 271 000 „

Die Preise waren Ende 1899 nach einer gewaltigen Hausse bis auf die Höhe von 1874 gestiegen, mit der Januarauktion des Jahres 1900 trat aber eine beispiellose Entwertung ein und die Notierungen sanken im Laufe des Jahres um mehr als 50%; die besten Wollsorten, welche Anfang Januar 10 d. für das Pfund kosteten, galten im Oktober nur $4\frac{1}{2}$ d., mittlere Sorten waren von 8 auf $3\frac{1}{2}$, Schaffelle von $8\frac{1}{4}$ auf $3\frac{1}{2}$ d. gesunken.

Der größte Teil der Ausfuhr geht nach England, um dort auf den Londoner Auktionen versteigert zu werden, und zwar verteilte sich der Wollversandt auf die einzelnen Ausfuhrhäfen Südafrikas im Jahre 1897 wie folgt: Port Elizabeth 31 Millionen, East London 23 Millionen, Durban 22 Millionen und Kapstadt 5 Millionen Pfund.

In der Kapkolonie selbst existiert trotz regierungsseitig ausgesetzter Prämien für Woll-Textilfabriken doch bislang nur eine Fabrik für Wolldecken, dagegen hängen mit der Schafzucht zusammen: 71 Etablissements mit 1300 Arbeitern für Wollwäscherei und Häutebereitung und 11 Werkstätten mit 100 Arbeitern, welche das Fett unter Aschenzusatz zu Seife einkochen und Kerzen bereiten.

Die Durchschnittspreise in den 5 Jahren 1891—95 betrugen für ein Kapschaf 11/5, für ein Merinoschaf 11/11, Hammelfleisch $4\frac{7}{8}$ d., ungewaschene Wolle $4\frac{1}{2}$ d., gewaschene $8\frac{1}{4}$ d. für das Pfund, Schaffelle 1/4. Im Jahre 1897 war der Preis für Schafe auf durchschnittlich 17/6, Hammelfleisch auf $6\frac{1}{2}$ d. gestiegen und 1898/99 zahlte man für Schlachttiere sogar 25 bis 35/—.

Die gewöhnliche Ziege ist seit langer Zeit auch in Südafrika heimisch und durch verschiedene Importe europäischer Ziegen an Größe und Aussehen gegen früher sehr verbessert worden; sie dient dem Eingebornen als billiges Nahrungsmittel und leistet vorzügliche Dienste als Leittier von Schafherden. Ziegen bedürfen ungefähr derselben Bodenfläche wie Schafe, nehmen aber mit noch ärmerem Lande vorlieb, als diese. Die ersten 8 feinhaarigen Angora-Ziegen aus Persien wurden zwar schon 1725 durch die Holländisch-Ostindische Kompagnie über Ceylon eingeführt, aber deren Einfluß blieb nur ein sehr geringer, da ein neuer Nachschub lange Zeit ausblieb. Im Jahre 1835 aus Frankreich eingeführte 3 Kaschmirziegen blieben ohne Nachkommen, und erst 6 im Jahre 1838 von Bombay bezogene echte Angoras legten Grund zu einer Zucht. In den 50er bis 70er Jahren wurden sodann unter großen Schwierigkeiten weitere echte Angoras nach dem Kap gebracht, und seitdem ist deren Zahl auf rund 3 Millionen gestiegen. Um den Einfluß der gewöhnlichen Kap-Stammziege zu vertreiben, bedarf es allerdings einer durch Generationen fortgesetzten sorgfältigen Zucht-Auswahl, und da die Kap-„Angoras" vielfach recht wenig echtes Blut repräsentieren, so ist auch die Qualität des von ihnen gelieferten Mohair nicht überall so, wie sie sein könnte; der jährliche Durchschnittsertrag einer Ziege an Mohair beträgt $2\frac{1}{2}$—$2\frac{3}{4}$ Pfund. Auch unter den Ziegen ist die Sterblichkeit in Folge von Räude und Schwächlichkeit eine große, nämlich jährlich etwa 25 %. Im Jahre 1897 zählte die Kapkolonie 2 150 000 gewöhnliche und 2 850 000 Angora-Ziegen und die Durchschnittspreise während der Jahre 1891 bis 1895 waren: $9\frac{1}{2}$ Schilling für die Ziege, 1/8 für das Ziegenfell und 10 d. für das Pfund Mohair, während letzteres im Juli 1899 in London mit 1/6 notiert war.

Die Ausfuhr des Kaplands in Mohair belief sich in den Jahren

	1870	1875	1880	1885	1890	1895	
auf	26	133	206	204	337	710	Tausend Pfund Sterling;

dabei ist aber, ebenso wie bei der Wollausfuhr, zu beachten, daß in diesen Zahlen auch die aus dem Oranjestaat und dem Transvaal stammenden Ausfuhrmengen mit enthalten sind.

Pferde wurden von den ersten Europäern am Kap nicht vorgefunden, aber durch die Holländer frühzeitig aus Java eingeführt und dann bald mit arabischem Vollblut aufgefrischt. Die Kappferde vermehrten sich schnell, bis im Jahre 1719 zum ersten Male die eigentümliche „Pferdesterbe" auftrat, eine Südafrika eigene, rasch verlaufende und in den meisten Fällen tödlich endende Krankheit, eine Art Milzbrand, die als großer Seuchenzug besonders stark wieder

in 1763 und dann in Intervallen weiter auftrat, im Jahre 1854/5 z. B. 70000 Opfer fordernd. Diese Krankheit — gegen welche Stabsarzt Dr. Kuhn in Deutsch-Südwestafrika letzhin mit angeblich günstigem Erfolg Impfversuche veranstaltet hat — tritt in Fiebergegenden ein, sobald die Pferde in tauigem Grase weiden, und von den davon befallenen Tieren kommen nur etwa 3% als „gesalzene" durch. Seit 1792 führte man am Kap auch englische und amerikanische Rassen, seit 1813 englisches Vollblut ein und erzielte besonders durch die Bestrebungen des 1840 gegründeten Südafrikanischen Turf-Klubs zwanzig Jahre lang so gute Zucht-Resultate, daß große Sendungen von Kappferden nach Indien gingen. Vom Jahre 1860 ab trat aber in der Auswahl des Zuchtmaterials eine Verschlechterung ein, das Interesse der Farmer wendete sich damals auch mehr der Merino-, Angora- und Straußenzucht zu, und erst ab 1882 schenkte man der Pferdezucht erneute Beachtung, wozu die Gründung des Jockey-Klubs, der Luxus, den der Minenaufschwung im Gefolge hatte und das Bestreben beitrugen, das inzwischen verloren gegangene indische Absatzfeld wieder zu gewinnen. Ist doch Südafrika mit seinem gesunden und trockenen Klima eins der besten Länder für Pferdezucht überhaupt, und die hier gezogenen Tiere erweisen sich außerordentlich arbeitskräftig, ausdauernd und anspruchslos; nur müssen sie mindestens alle 3 Stunden für kurze Zeit abgesattelt oder ausgespannt werden. Die Zahl der Pferde in der Kapkolonie betrug 1891 440000, wurde aber durch die Pferdesterbe auf 360000 im Jahre 1893 reduziert und belief sich 1897 auf 357000. Die Preise für gewöhnliche Arbeitspferde schwanken zwischen 10 und 30 £, „gesalzene" Pferde erzielen 40 bis 100 £.

Maultiere, meist eine Kreuzung von spanischen Eseln und Kapstuten, sind unschätzbar als Transporttiere in der trocknen Karroo, wo sie auch meist gezüchtet werden. Sie sind ausdauernd und sehr anspruchslos, der „Pferdesterbe" weit weniger ausgesetzt und wurden 1897 in der Kapkolonie mit 40000 Köpfen — gegen 50000 in 1893 — gezählt. Ihr Durchschnittspreis in den Jahren 1891—95 betrug 10 £, seit dem Ausbruch der Rinderpest im Jahre 1896 ist aber die Nachfrage nach Maultieren als Ersatz für Transportochsen im nördlichen Südafrika so groß geworden, daß ihr Preis 1897 auf 20, in Rhodesia 1898/9 sogar auf 30 £ stieg.

Von Eseln zählte man 1897 in der Kapkolonie 35000 Stück — gegen 45000 in 1891 —; sie werden hauptsächlich in Betschuanaland gezüchtet und dienen meist unbemittelteren Leuten zu Transporten, welche keine Eile haben. Ihr Preis, 1891—5 durchschnittlich 3 £, ist seit der Rinderpest gleichfalls wesentlich gestiegen und zwar auf fast 8 £. Esel widerstehen der Tsetsefliege besser als Pferde oder Maultiere, ebenso der „Pferdesterbe."

Die Zahl der Schweine in der Kapkolonie belief sich 1897 auf 240000 und die Preise während der 5 Jahre 1891—95 regulierten mit 40 sh. für das Tier, 6⅝ d für das Pfund Schweinefleisch und 11½ d für das Pfund

Speck. Freilich muß weitaus der größte Teil des im Lande verbrauchten Specks und Schinkens vom Ausland bezogen werden.

Kaninchen einzuführen ist im Kapland verboten, man will sich nicht der Gefahr aussetzen, daß sie sich event. zu einer ebensolch' großen Landplage entwickeln, wie in Australien; nur auf der Robbeninsel bei Kapstadt — welche im übrigen als Leprastation dient — sind sie geduldet.

Geflügel war 1891 mit $2\frac{1}{2}$ Millionen Hühnern und Enten, 145000 Gänsen und 68000 Truthühnern vertreten, und deren Durchschnittspreise regulierten in der Periode 1891—5 mit 1/2 für ein Huhn, 2/0 für eine Ente und 2/10 für eine Gans. Frische Eier sind in ganz Südafrika sehr teuer, kosten selbst in alten Kulturzentren 2—$4\frac{1}{2}$ Schilling das Dutzend, in Städten wie Buluwayo das Doppelte und mehr.

Der jüngste Krieg hat natürlich in die Bestände sämmtlicher Hausthiere im Kaplande außerordentlich große Lücken gerissen, deren Ausfüllung auch nach dem Friedensschluß längere Zeit beanspruchen wird.

Eine besondere Bedeutung hat in Südafrika seit wenigen Jahrzehnten die **Straußenzucht** erlangt. Die ersten jungen Tiere wurden 1857 eingezäunt, aber noch im Jahre 1865 waren erst 80 Strauße in Gefangenschaft; 1869 begann man mit der künstlichen Ausbrütung, fütterte die jungen Vögel mit der Hand auf und erzielte dadurch, daß sie zahmer wurden. Ihre Zahl stieg 1875 auf 21750 und im Jahre 1880 begann nun ein wahrer „Boom" für die Straußenzucht. Allerlei Leute verließen ihre bisherigen Beschäftigungen in der Annahme, mit diesem neu auftauchenden Erwerbszweig ein Vermögen verdienen zu können; 200 £ für ein Paar Strauße war ein ganz gewöhnlicher Preis, für besonders schöne Paare wurden bis zu 1000 £ bezahlt. Wo die „großen" Profite eigentlich herkommen sollten, ist nicht recht erfindlich, denn das Jahr 1882 mit einer Produktion von 254000 Pfund Federn brachte zwar als Durchschnittserlös 86 sh für das Pfund, aber schon das Jahr 1886 mit einer Produktion von 288000 Pfund ergab nur noch einen Durchschnittspreis von 38 sh und fast alle Straußenzüchter waren ruiniert. Der Preis eines Straußenpaares ist seitdem auf 20 bis 25 £, derjenige eines Straußeneis auf einen Schilling zurückgegangen und bei einem Durchschnittspreis von etwa 30 sh für das Pfund, wie er in den letzten Jahren regulierte, lohnt sich der Betrieb wieder. Die Zahl der gezähmten Strauße in der Kapkolonie belief sich 1897 auf 237960 und davon waren die größten Herden in den Karroo-Distrikten von Oudtshoorn und Ladysmith.

Die Straußenhenne legt ihre ziemlich zahlreichen, drei Pfund schweren Eier in ein Sandloch und teilt sich in das 6 Wochen in Anspruch nehmende Brütgeschäft derart mit dem Männchen, daß letzteres bei Nacht, die Henne bei Tage auf den Eiern sitzt. Meist zieht man heute allerdings die künstliche Ausbrütung vor. Die jungen Vögel werden in 100 Acres große Kamps gesetzt und mit rohgeschabtem Fleisch, zerbrochenen Knochen, Mais, Luzerne und Kieseln

gefüttert; sind sie ausgewachsen, so läßt man sie in eingezäunten Kamps von 2—3000 Acres frei laufen, wobei man auf jeden Vogel etwa 20 Acres rechnet; gleichzeitig hält man auf demselben Lande für je 30 Acres ein Stück Vieh, welches außerdem die Weide für die Strauße verbessert. Da der Strauß ursprünglich die Karroo bewohnt, so ist reiches Grasland nicht für ihn geeignet, er ist vielmehr dankbar für den Boden, auf dem selbst die genügsame, gewöhnliche Kapziege nicht mehr gedeihen kann. Ein- bis zweimal im Jahre werden die Vögel eingefangen und entfedert; die dunklen und die Schwanzfedern werden ausgerissen, die weißen, um sie baldmöglichst vor Beschädigung zu bewahren, abgeschnitten und deren verbleibende Stümpfe nach 2 Monaten mit Leichtigkeit ausgezogen; die schwarzen Federn sind die Deckfedern der männlichen, die braunen diejenigen der weiblichen Tiere. Der Durchschnittsertrag an Federn beträgt pro Vogel und Jahr 500—600 Gramm und die Preise derselben schwankten 1898 zwischen 2½ Schilling für dunkle Federn junger Vögel und 20 £ für ausgesuchte Primaware pro Pfund von 453 Gramm.

Der Export von Straußenfedern weist folgende Zahlen auf für die

Jahre	1870	1875	1880	1885	1890	1895	
	91	304	883	585	563	527	Tausend Pfund Sterling.

Seitdem im Jahre 1883 Verschiffungen nach Südaustralien, Argentinien und Kalifornien Befürchtungen wegen Konkurrenz erweckten, hat man den Export von Straußen aus Südafrika bei einer Strafe von je 100 £, die Ausfuhr von Straußeneiern bei einer Strafe von 5 £ für jedes Ei verboten.

Die zur Verfügung der Kapkolonie stehenden öffentlichen Ländereien umfassen etwa noch 50 Millionen Acres, liegen zum größten Teile im dürren Norden der Kolonie und werden je nach Bedarf unter Festsetzung eines Minimalpreises in öffentlicher Versteigerung verkauft. Im Jahre 1897 z. B. wurden so 1382000 Acres zum Durchschnittspreis von 11 Pence für den Acre vergeben. Ein Fünftel des Preises muß innerhalb von 12 Monaten bar erlegt werden, der Rest kann gegen eine 4%ige Hypothek stehen bleiben. Bona fide Kolonisten darf der Gouverneur gegen eine Erbpacht von 5% des Landwertes auch Ländereien von 4 bis 250 Morgen überlassen, welche gegen Zahlung des vollen Wertes jederzeit in den freien Besitz des Kolonisten übergehen können. Alle Minenrechte verbleiben der Regierung.

Der Preis für Privatländereien ist natürlich ein sehr verschiedener und hängt besonders von der verfügbaren Wassermenge und der Natur des Weidegrundes ab. Im sandigen Küstenland z. B. wird ein Morgen (= 2,116 englische Acres = 0,856 ha) etwa 5 sh kosten, auf dem „Zuurveld“ oder Sauerland 10 sh und auf „Ruggens“, den welligen Abhängen, 20 bis 40 sh; das letztere Land kann, wenn es nicht zu stark regnet, 9 Schafe ernähren, während der Strand nur ein Schaf pro Morgen erträgt. Karrooland in trockner Gegend wertet 5 sh und steigt je nach verfügbarem Wasser bis 20 sh



Das Parlamentsgebäude in Kapstadt.

pro Morgen, gutes Weideland in den Mittel- und Ostprovinzen wird mit 35 sh bezahlt. Wo Wasser so reichlich vorhanden ist, um Acker-, Wein- und Obstbau betreiben zu können, kostet Land von 2 bis 80, in der Constantia-Gegend selbst bis gegen 200 £ der Morgen, und in Landstädtchen bezahlt man für Bauland etwa 200 bis 2000 £ für das gleiche Flächenmaß.

Fischfang ist trotz des großen Fischreichtums im Kapmeer, welches etwa 50 eßbare Fischarten zählt, bislang noch wenig entwickelt und fängt erst allmählig an, sich zu heben; man schickt jährlich für etwa 10 000 £ getrocknete und gesalzene Fische nach Natal und nach Mauritius. Lachs und Forellen, wozu die Regierung die Brut aus England und Schottland kommen ließ, sind in verschiedenen Flüssen der Kapkolonie und Natals ausgesetzt worden, und soweit die Forellen nicht bei den plötzlichen Überschwemmungen nach den Regengüssen leiden, scheinen sie sich einzubürgern.

Industrie ist in der Kapkolonie bislang nur recht schwach vertreten. Wagenbau und Sattlerei beschäftigten 1893 in 463 Werkstätten ungefähr 2800 Arbeiter, daneben sind besonders 270 Mehlmühlen, 16 Sägemühlen, 16 Brennereien, 11 Seifen- und Kerzenfabriken und 5 Brauereien zu nennen. Natürlich giebt es allerlei Handwerker, aber die eigentlichen Industrie-Erzeugnisse werden doch überwiegend vom Ausland eingeführt.

Unter den Mineralschätzen des Landes stehen weitaus obenan die Diamanten, deren nähere Besprechung beim Besuch von Kimberley erfolgen soll. Ende 1900 wurden angeblich bedeutende Diamantenfunde in der Nähe von Hay im Barkly West Distrikt und auch reiche Goldfunde auf dem nahen Keep Plateau gemacht, doch ist näheres darüber noch nicht verlautet. Die am längsten bekannten Mineralschätze sind jedenfalls die schon im Jahre 1683 entdeckten

Kupferlager des öden Namalandes, welche seit 1852 bei Springbokfontein ausgebeutet werden. Trotzdem man eigens eine 91 Meilen lange Schmalspurbahn von Ookiep, dem Zentrum des Kupfergebietes, nach Port Nolloth gebaut, von wo das reduzierte Erz zum Einschmelzen nach England geschickt wird, sind die Transportkosten noch immer sehr beträchtlich. Die Zahl der von den beiden hier thätigen Gesellschaften, der Cape Copper Mining Co und der Namaqua Mining Co beschäftigten Arbeiter beträgt etwa 2000, überwiegend Farbige, während die Weißen meist aus Cornwales stammen. Das Erz enthält bis zu 32% Kupfer und die Gesamtproduktion ist von 11 Tonnen Erz in 1852 auf 36 000 Tons in 1898 gestiegen, während der Wert des Kupferexports betrug in den Jahren

1870	1875	1880	1885	1899
146	248	306	395	446 Tausend Pfund Sterling.

Kohle wird zwar an verschiedenen Stellen der Kapkolonie gewonnen, besonders bei Molteno und Indwe in den Stormbergen, ist aber in Qualität die schlechteste aller südafrikanischen Kohlen und deckt bei weitem nicht den Bedarf der Kolonie, sodaß Kohle theilweise sogar noch von England bezogen wird. Die Kohlenproduktion der Kolonie belief sich 1885 auf 16 400, 1895 auf 158 000, 1898 auf 192 000 Tons. Der Preis im Jahre 1897 betrug 13½—15 Schillinge für die Tonne.

Guano wird von der Regierung auf den ihr gehörigen Inseln der Westküste ausgebeutet und zu 7½ £ pro Tonne an die Kapfarmer verkauft; doch fangen die Vorräte bereits an nachzulassen und ergeben durchschnittlich nur etwa 2000 Tons im Jahre.

Treten wir nun eine Rundtour durch die Kolonie an und beginnen mit deren Hauptstadt, der prächtig gelegenen, freundlichen weißen

Kapstadt. Fächerförmig breitet sich dieselbe in einer flachen Mulde aus, welche einerseits von dem Sandstrand der blauen, fast geschlossen erscheinenden Tafelbai und den sich dahinter in der Ferne phantastisch auftürmenden Zacken der Hottentot-Holland-Berge, andererseits von dem mächtigen Block des 1082 m hohen Tafelberges begrenzt ist; links von letzterem tritt die 997 m hohe „Teufelsspitze" scharf hervor, rechts zieht sich die rundere Form des grünen Signalhügels hin, der in der Kuppe des „Löwenkopfes" zu 664 m Höhe ansteigt. Der Tafelberg selbst, je nach der Tageszeit in den verschiedensten Farben spielend, starrt direkt hinter der Stadt empor und zwar so steil, daß sich an ihm selbst nur wenig Vegetation entwickeln kann, dagegen ist sein Fuß von einem dichten Gürtel stattlicher Kiefern und Eichen umgeben. Besonders schön gestaltet sich das jederzeit großartige Bild, wenn starker Südostwind die weißen Wolkenmassen kaskadenartig zwischen der Teufelsspitze und dem Tafelberg herabtreiben läßt, während die Wolken von dem glatten Scheitel des letzteren als „Tafeltuch" schleierartig herabwallen und sich allmählig auflösen. Die Hauptstraße der Stadt ist von alters her die Adderley-Street, welche schon unter den Holländern als „Herren-Gracht" die beliebteste Promenade bildete; die alten charakteristischen Kanäle mit Schleusen, welche früher die Stadt durchzogen, und die Baumreihen, welche die Straßen einfaßten, sind freilich längst verschwunden, und speziell in Adderley Street erinnert nur noch der 1699 begonnene Bau der Holländisch-Reformierten Kirche an die Holländer-Zeit. Sonst ist hier alles modern geworden, und neben einer langen Reihe bis 5 Stock hoher Geschäftspaläste finden wir hier den stattlichen, aber für den großen Verkehr bereits zu klein gewordenen Zentralbahnhof, daneben den Riesenbau der Post und die vornehme Standard Bank in altklassischem Stil. Die Straßenbeleuchtung ist elektrisch, wie in allen größeren Städten Süd-

afrikas, so auch hier von Siemens & Halske eingerichtet, auf den breiten Bürgersteigen wogt reges, eines großstädtischen Anstrichs keineswegs entbehrendes Leben und zahlreiche Hansom-Cabs und ein- und zweistöckige elektrische Straßenbahnwagen dienen dem Verkehr. Da, wo die Adderley Street an den Strand stößt, der bislang noch ganz ungepflegt ist, aber allmählig in eine gefällige Esplanade umgestaltet werden soll, erhebt sich seit 1899 eine von Cecil Rhodes geschenkte, 10 Fuß hohe Bronzestatue van Riebeek's, und an ihrem Südende geht die Straße in Government Avenue über, einen Teil der vom Gouverneur Simon van der Stell angelegten berühmten Gärten. Gleich links vom Eingang in die alte Eichen-Allee erhebt sich hier der 1886 aufgeführte Prachtbau des Kapparlaments, weiterhin folgt auf derselben Seite das schon 1740 angelegte und allmählig ohne Rücksicht auf äußeren Effekt vergrößerte Gouverneurshaus, dessen Unscheinbarkeit durch die reiche Vegetation des vorliegenden schönen Gartens verdeckt wird. Auf der rechten Seite der Avenue zieht sich der gut angelegte und gehaltene botanische Garten hin, eine Lieblingspromenade der Kapstädter, und wir finden hier auch die in klassischem Stil erbaute Öffentliche Bibliothek und den schönen Neubau des naturhistorischen und ethnographischen Museums. Unter den Kuriositäten des letzteren seien erwähnt ein Teil des Marmorkreuzes, welches Bartholomeo Diaz 1486 in Angra Pequena errichtete, einer der alten „Postamts-"Steine, unter welche nach Indien fahrende Kapitäne in alten Zeiten, wenn sie die Tafelbai anliefen, ihre Briefe legten, und sehr interessante Funde und Abbildungen aus der alten Goldstadt Simbabye im Lande Monomotapa. Den Abschluß der Avenue bildet das nahe dem Fuße des Tafelberges, inmitten ausgedehnter Gärten gelegene Mount Nelson Hotel, welches 1898 von den Union und Castle Dampfergesellschaften errichtet wurde, unter schweizer Verwaltung steht und das beste Hotel Kapstadts ist, dessen Gasthofsverhältnisse bis dahin manches zu wünschen übrig ließen.

Die Nebenstraßen Kapstadts sind zwar auch alle breit, aber im allgemeinen doch wesentlich bescheidener als Adderley Street; man findet dort meist nur einstöckige oder Erdgeschoßbauten, vielfach noch im alten holländischen Stil mit flachen Dächern, breiten und hohen Schiebefenstern, geschweiftem Holzwerk über den Thüren und gemauerten Stufenaufgängen, „Stoeps", nach Art der „Beischläge" in unserem Danzig. Hinter der Post erhebt sich ein stattliches Opernhaus und an dessen Rückseite stößt der 1669 angelegte mächtige Paradeplatz, früher der Hauptmarkt; zwischen diesem und dem Strande liegt das alte, 1666 begonnene Kastell, dessen Baumaterialien vielfach von Holland herübergebracht wurden und das mit seinen altmodischen Gräben, Wällen und Bastionen zwar einen recht „malerischen" Eindruck macht, aber keinen modernen Verteidigungswert mehr besitzt; dagegen sind dem Strande entlang eine Reihe von Batterien aufgestellt. Die Unreinlichkeit des Eingeborenen-Viertels hat der Ausbreitung der im Jahre 1900 hier erschienenen Pest wesentlichen Vorschub geleistet.

Was die Hafenverhältnisse von Kapstadt anbetrifft, so waren bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die hier ankernden Schiffe den fürchterlichen Nord- und Nordweststürmen gegenüber gänzlich ungeschützt und manch' ein stolzer Ostindienfahrer liegt in dem Sande des seichten südöstlichen Teils der Bucht begraben. Erst 1743 legten die Holländer einen kurzen Wellenbrecher an, aber weitere 100 Jahre verliefen, ehe man an die Anlage eines eigentlichen Hafens ging, womit man 1860 begann. Heute finden wir hier einen aus Bruchsteinen aufgeschütteten, 4000 Fuß langen Wellenbrecher, dahinter einen mit mächtigen Konkretblöcken ummauerten Außenhafen, ein Binnendock, ein Trockendock und ein Patentslip, und selbst die größten Schiffe können heute, vollständig geschützt, direkt am Quai anlegen; nur bei starkem Südost bleiben die Dampfer auf der Außenrhede vor dem Wellenbrecher liegen, da die schmale Einfahrt in den künstlichen Hafen dann nicht sicher genug ist. Die Kosten der Hafenanlagen belaufen sich bislang auf 2¼ Millionen £ und dürften gegen 3 Millionen erreichen, wenn der aufgestellte Plan durchgeführt sein wird. Im Jahre 1898 kamen nur 918 Schiffe mit 2,4 Millionen Tonnengehalt in die hiesigen Docks, der Hafenverkehr ist also keineswegs ein imposanter. Von deutschen Dampfern verkehren hier regelmäßig diejenigen der Deutschen Ostafrika-Linie, der Wörmann-Linie und der Deutsch-Australischen Dampfschifffahrtsgesellschaft.

Die sogenannte „Börse" in Kapstadt ist eine kleine Bude zwischen Post und Eisenbahnstation und dient nur zum Anschlagen von Nachrichten, dagegen findet vor dem Fountain Hotel täglich eine Straßenbörse zwischen Fondsmaklern und Bookmakers statt, wobei vielfach im reinsten Judendeutsch verhandelt wird.

Was die Einwohnerzahl von Kapstadt anbetrifft, so ist sie bei der letzten Zählung von 1891 mit 51000 angegeben, worunter 25000 Weiße und 8200 Malayen vertreten waren.

Von Deutschen leben etwa 4000 in Kapstadt und zwar sind dieselben als Handarbeiter, Handwerker und Krämer thätig, auch eine Reihe stattlicher Magazine ist in deutschen Händen, Ärzte und Lehrer vertreten deutsche Wissenschaft, der deutsche Großkaufmann ist hier aber nur sehr schwach vertreten; die meisten unserer hiesigen Landsleute sind wenig bemittelt, aber gerade die ärmsten sind die opferwilligsten, wie mir der seit Anfang der 80er Jahre in Kapstadt lebende und sehr verdienstvoll wirkende Pastor der Lutherisch-evangelischen Gemeinde, Herr Georg Wilhelm Wagener, versicherte. Diese Gemeinde besitzt ihr eigenes stattliches Gotteshaus, ein daneben gelegenes Pfarrhaus und unterhält eine vorzüglich eingerichtete deutsche Schule, in welcher etwa 350 Kinder in 7 Klassen von 12 Lehrern unterrichtet werden; die Schule ist konfessionslos, Religionsunterricht nur fakultativ. Das Schulgeld beträgt je nach Klasse 2/6 bis 7/— für den Monat und wird Unbemittelten gegenüber ermäßigt oder ganz erlassen. Der Unterricht findet in deutscher und englischer Sprache statt. Die jährlichen Kosten der verdienstlichen Anstalt betragen 1200 £, wozu die Kapregierung 300 £, die Deutsche Reichsregierung 100 £ beitragen. Ein er-

freuliches äußeres Zeichen deutschen Zusammenlebens in Kapstadt bildet das in einem Garten gelegene „Deutsche Haus", in dessen freundlichen Räumen sich unter einem Dache die acht größeren deutschen Vereine ein gemeinsames eigenes Heim geschaffen haben. Die hiesige Freimaurerloge „Zur Eintracht" besteht nur aus Deutschen und arbeitet deutsch.

Aber nicht nur in der Stadt selbst, sondern auch in ihrer Nähe finden wir zahlreiche deutsche Ansiedler und zwar besonders in den Sandebenen zwischen der Tafel- und der falschen Bai, auf den sogenannten „Vlakten", vereinzelte Vorposten aber selbst bis nach Beaufort West hinauf. Diese außenliegenden deutschen Bauerngemeinden sind mit Kapstadt eingepfarrt, haben aber auch ihre eigenen deutschen Kirchen und Schulen, an denen Pastor Wagener mit zwei Hilfsgeistlichen thätig ist. Die auf den Vlakten angesiedelten Deutschen, aus Hannover, Pommern, Brandenburg, Sachsen und Westphalen stammend, kamen meist in den Jahren 1875—1877 auf Veranlassung der Kapregierung auf Godeffroy'schen Schiffen heraus, bekamen Land auf den billigen Sandflächen gegen billige Quitrente — welche heute überall abgelöst ist — waren anfangs aber zu arm, um sich sofort dem Landbau widmen zu können und verdingten sich zunächst. Allmählich bauten sie dann Kartoffeln und Gemüse an, trieben Hühnerzucht und trugen ihre Erzeugnisse auf der Kippe zur Stadt, auf dem Rückweg Dung für ihre Felder mitbringend. An Stelle der früher nur mit Zuckerbusch (Protea) bestandenen öden Sandflächen sieht man nun heute, dank unverdrossener und angestrengter deutscher Arbeit, blühende Ansiedlungen, und soweit sich diese Kolonisten nicht dem Trunke ergeben haben, sind sie heute sämtlich in guten Verhältnissen. Die meisten fingen mit 20 Acres an, heute besitzen sie teilweise bis zu 1000 Acres und mehr, ein Viehbestand von 30 bis 40 Rindern ist sehr häufig, und dieser Wohlstand ist erzielt worden trotz der auch hier auftretenden, zahlreichen südafrikanischen Landplagen: Trockenheit, Heuschreckenfraß, Rinderpest, Lungenseuche, Schafräude und Phylloxera, wozu hier noch Rost an Weizen und Kartoffeln nicht selten recht beträchtlichen Schaden verursacht. Leute, die mit nichts herauskamen, besitzen heute, nur durch den Ertrag ihrer Landwirtschaft, nicht etwa infolge von glücklichen Spekulationen, Vermögen von 5000 £ und mehr, und das glänzende Beispiel, welches sie gegeben haben und ihre Bravheit werden in der ganzen Kolonie anerkannt und geachtet.

Im Jahre 1896 — nach unseres Kaisers Telegramm an Krüger — wurde allerdings von der deutschfeindlichen Jingopartei im Kapparlament ein Antrag auf Einschränkung der Einwanderung eingebracht, dessen verdeckte Spitze gegen die deutsche Einwanderung gerichtet war; der Antrag wurde abgelehnt und die bei dieser Gelegenheit abgegebene Erklärung des Premierministers Sir Gordon Sprigg, der übrigens mütterlicherseits selbst deutscher Abstammung ist, macht ihm wie unseren Landsleuten Ehre. Er sagte: „Die Kolonie ist, wenn man Zahlen sprechen läßt, das Land der Schwarzen. 400 000 Weiße

stehen $1^1/_2$ Millionen Negern gegenüber. Ohne Einwanderung würden die Farbigen weit schneller zunehmen, als die Weißen. Wir wollen aber die Kolonie zu einem Lande der weißen Rasse machen. Der Antrag ist gegen Zulassung von abgestraften Verbrechern und von Mittellosen gerichtet. Ich will nicht für die Verbrecher sprechen, obgleich ihnen ein fremdes Land die beste Möglichkeit bietet, ein neues ehrliches Leben zu beginnen. Ich bin aber entschieden gegen jede Beschränkung der Zulassung von Armen. Gerade sie waren und sind die besten Leute, deren sich die Kolonie rühmen kann! Man braucht nur nach den deutschen Ansiedlungen bei Kapstadt, King Williams Town und East London zu blicken, um zu sehen, was diese armen Männer in 25 Jahren geschaffen, wie sie Wüsteneien zu Gärten umgewandelt haben. Sie landeten hier ohne einen Heller, bettelarm, und sie haben das Land vorwärts gebracht. Ich will mich nicht zum Anwalt der Deutschen machen, nicht zu ihren Gunsten sprechen, aber aus ihren Reihen stammen unsere besten Kolonisten und loyalsten Bürger. Sollen wir solche Leute ausschließen, weil sie arm sind? Ich bin auch fast mittellos hier angekommen und ich werde nie einem Antrag meine Unterstützung geben, der eine solche Beschränkung zum Zweck hat."

Die Sprache der Ansiedler auf den Blakten ist bislang deutsch (hoch-, platt- und niederdeutsch) geblieben, bei dem jungen Nachwuchs gewinnt allerdings das Englische mehr und mehr die Oberhand, und während die Hannoveraner, Sachsen, Westphalen und ein Teil der Brandenburger ihre Anhänglichkeit an Deutschland bewahrt haben, sind die Pommern meist national gleichgültig.

Entzückend sind die Vorstädte Kapstadts mit ihren in Eichen und Kiefern eingebetteten Villen-Quartieren, welche durch einen vorzüglich organisierten Bahndienst mit der Stadt verbunden sind. Treten wir die 53 km lange Rundfahrt um den Tafelberg herum an, so führt die ausgezeichnete „Viktoriastraße" dem schönen Strande entlang westlich zunächst um den Löwenkopf herum, folgt dann der wildgezackten Bergkette der „12 Apostel" und biegt bei der malerischen Houts Bay landein durch schattige Kiefern- und Eichen-Alleen, passiert die Weingärten des berühmten Constantia, das freundliche Städtchen Wynberg und erreicht nach einem prächtigen Eichenwald am Fuße der Teufelsspitze eine ganze Reihe freundlicher Villenorte, welche schließlich an die Ostseite von Kapstadt stoßen. Unter den stattlichen Landsitzen, welche sich hier finden, ist der größte Cecil Rhodes' in Rondebosch gelegener Parksitz „Groote Schuur"; das in holländischem Stil erbaute und junggesellenmäßig nüchtern eingerichtete Haus selbst bietet nichts besonderes, aber Garten und Park, die bis zur Teufelsspitze hinaufreichen, sind Rhodes Charakter entsprechend — groß, weitausschauend. Wer eine rein holländische Idylle bewundern will, der fahre zu dem am Fuße der zackigen Hottentot-Holland Berge malerisch gelegenen Stellenbosch mit seinen alten Eichenalleen, fließendem Wasser in allen Straßen und

altholländischen freundlichen Häusern mit „Stoeps". Hier kann man sich leicht noch in das 18. Jahrhundert zurückversetzt glauben.

Um von der Idylle aber auf realen Boden zurückzukehren, treten wir die 647 Meilen lange und 36 Stunden in Anspruch nehmende Eisenbahnfahrt nach Kimberley, der Schatzkammer der Kolonie, an. Der Zug führt uns durch die freundlichen Vorstädte zunächst nach den nur strichweise mit Kulturländern durchzogenen Sandflächen der Kaphalbinsel, bis er in die schönen und fruchtbaren Thäler von Stellenbosch und Paarl eintritt, welche im Osten von den Drachenstein-Bergen begrenzt werden und eine der berühmtesten Weinlagen der Kolonie bilden. Über Wellington erreicht man das 109 Meilen von Kapstadt entfernte, ganz in Eukalyptus eingebettete Worcester und von da bis zur Station Triangle folgt nun wohl die malerischste Eisenbahnlinie ganz Südafrikas überhaupt. Die Bahn steigt hier durch die vielfach gewundene und teilweise recht steile Schlucht der wildromantischen, schöngezackten Hex-River-Berge und überwindet in 40 km einen Höhenunterschied von 800 m. Die Station Triangle liegt 970 m ü. M. und von hier aus senkt sich die Bahn noch einmal bis zu 600 m; die Vegetation weist anfangs noch einige Mimosen auf, bald aber verschwinden auf der durchschnittlich 1200 m hohen nördlichen Karroo auch diese und nur fußhohes graugrünes Gestrüpp bedeckt außerhalb der Regenzeit das öde, menschenleere Tafelland, dessen Humusschicht nur etwa einen Fuß tief ist und also Baumwurzeln nicht genügend Halt und Nahrung bieten würde. Die Fahrt geht über Beaufort West, Viktoria West und De Aar nach dem Oranjefluß, der für gewöhnlich recht unscheinbar ist, aber doch die Konstruktion einer 380 m langen Brücke, wohl der nennenswertesten Südafrikas, nötig gemacht hat, und bei der Annäherung an das 1200 m ü. M. liegende Kimberley treten allmählich auch wieder lichte Mimosenbestände auf.

Da Kimberley seine Entstehung und Bedeutung ausschließlich den Diamantfunden verdankt, so ist es hier wohl am Platze, zunächst diesen einen Rückblick zu widmen.

West-Griqualand war bis zum Jahre 1870 eine recht wenig bekannte und beachtete, weil ungastliche Gegend. Im März 1867 fand der Händler O'Reilly auf dem Tische eines in Hope Town am Oranjefluß lebenden holländischen Farmers unter anderen „hübschen Steinen", deren Wert er nicht kannte, auch einen Diamanten, der einen Erlös von 500 £ gab, und zwei Jahre später, Anfang 1869, erhandelte derselbe Holländer von einem Hottentoten einen 83 Karat schweren Stein, den er mit Waren im Werte von 400 £ bezahlte, sofort für 11200 £ weiterverkaufte und der heute, auf 25000 £ geschätzt, als „Stern von Südafrika" im Besitz der Gräfin Dudley ist. Der Glanz dieses „Sterns", dessen eigentlicher Fundort unbekannt blieb, veranlaßte nun einen Ansturm von Gräbern jeder Art und jeglichen Standes nach den

frostigen Ebenen Griqualandes, und zwar entstand die erste geschlossene Ansiedelung von Diamantsuchern am linken Vaalufer bei Pniel im Oranjefreistaat, welcher Ort bald 9000 Köpfe zählte, und gegenüber auf der Transvaalseite bildete sich die kleinere Ansiedelung Klipdrift. Man bearbeitete hier das Flußgeröll, das in sehr primitiven „Wiegen", d. h. Gestellen mit übereinander liegenden Sieben, sortiert wurde und erzielte damit nur geringe Resultate, bis neue Funde die Aufmerksamkeit auf ein etwas weiter südlich gelegenes Gebiet lenkten. Ende 1870 fand man nämlich die kostbaren Steine in den Dutoitspan und Bultfontein Farmen, Anfang 1871 auch in Old de Beers Farm „Vooruitzigt" und am 21. Juli 1871 endlich auf Colesberg Kopje; der letztere Fundort, welcher sich als der reichste erwies, wurde dann nach dem von 1870 bis 74 amtierenden englischen Kolonialminister die „Kimberley"-Mine benannt und gab der Stadt ihren Namen. Die einzelnen Farmer hatten zunächst Schürferlaubnisse oder „Briefjes" gegen kleine Vergütungen ausgestellt, bald aber stellte sich heraus, daß die immer stärker herbeiströmende Zahl von Diamantgräbern einen geregelten landwirtschaftlichen Betrieb der Farmen unmöglich machte und die holländischen Bauern verkauften ihre wertvollen Besitze für Spottgelder, froh, diesem Sodom und Gomorrha den Rücken wenden zu können; Old de Beer z. B. erhielt für seine Farm 6000 £. Von den vier genannten Fundplätzen, welche in einem Umkreis von nur 6 km Durchmesser liegen, wurden die Dutoit, De Beers und Kimberley im Jahre 1874, die Bultfontein erst 1882 von der Regierung als „Minen" erklärt.

Zunächst war der Betrieb ein überaus primitiver. Die ersten Diamanten hatte man auf der Oberfläche in sogenannten Diamantseifen gefunden; das Gestein, in dem sie sich ursprünglich befanden, war verwittert, Regengüsse und Flüsse hatten seine erdigen und sandigen Bestandteile entführt und der Rückstand war als Geröll und Schotter in den Thälern zusammengeschwemmt. Hier lagen im Geröll und Kiese der Flüsse und Bäche auch die Diamanten, deren Kanten durch das Schieben und Rollen abgestoßen und abgerundet, deren Krystallflächen zerkratzt waren. Bei Kimberley aber fand man die Diamantkrystalle scharfkantig, ohne jede Spur einer Abrollung, in einer feinkörnigen blauen Masse eingebettet und zwar in trichterförmigen Formationen. Wahrscheinlich haben wir hier das Erzeugnis einer vulkanischen Thätigkeit, vielleicht eine Art Schlammvulkane vor uns, deren diamantführende, einst schlammflüssige Massen zum heutigen Gestein des „Blauen Grundes" ererstarrt sind.

Die Diamantfelder wurden auf Anordnung des Mineninspektors vom Oranjefreistaat in einzelne „Claims" von 31×31 Fuß eingeteilt, mit 15 Fuß breiten Pfaden dazwischen, von denen je 7½ Fuß auf jeden Claim entfielen. Auch diese „Claims" wurden teilweise bald weiterverkauft, anfangs zu etwa je 100 £, 10 Jahre später mit 10—15000 £, und zwar teilte man auch diese kleinen Claims wieder, schließlich bis zu 1/16 Anteilen. Um möglichst viele

Graber an der Ausbeutung teilnehmen zu lassen, wurden anfangs jedem nur 2 Claims zugebilligt, aber schon 1874 erweiterte man diese Zahl auf 10, da besonders in den ärmeren Minen die bis dahin so knapp bemessene Maximalfläche nicht mit befriedigendem Ertrag bearbeitet werden konnte. Die Kimberley-Grube zog von Anfang an weitaus die Hauptzahl der Graber an, und zwar wurden zunächst alle Gruben in offenem Tagebau bearbeitet. Um den Kies wegzufahren, benutzte man die dafür bestimmten schmalen Wege zwischen den einzelnen Claims, bald aber stürzten diese Wege ein und wurden durch Drahtseilbahnen ersetzt; einige Claims waren bedeutend tiefer ausgegraben, als andere und jede lag in der Nähe einer abbröckelnden Wand, die dem Einsturz nahe war. Inzwischen stieg der jährliche Ertrag von Jahr zu Jahr und erreichte 1881 den Wert von 4 176 000 £, um dann allerdings schnell zu sinken.

Innerhalb des die Sortierfluren einschließenden Lagers hielten sich eine Menge Leute auf, die zum Abschaum der Menschheit gehörten, darunter viele unkonzessionierte Diamantenhändler, welche kein einziges ihnen zu Gebote stehendes Mittel unversucht ließen, den weißen Meister oder den farbigen Diener zur Beraubung seiner Mitarbeiter zu verleiten. Schon 1876 hatten sich hier gegen 20000 Diamantengräber, 4000 Diamantenhändler und zahlreiche Schwarze eingefunden, nachdem die Engländer am 7. November 1871, trotz des Protestes der Oranje-Regierung, die Diamantenfelder gewaltsam ihrem Kolonialbesitz einverleibt hatten und nunmehr der Farbige ebenso gut Claimbesitzer werden konnte, wie der Weiße, während die Freistaat-Verwaltung diese Erlaubnis nicht erteilt hatte. Die Einführung dieses „freiheitlichen" Systems bedeutete in der Praxis eine Schädigung der ehrlichen Leute, während der unbefugte Diamantenhandel und der Diamantendiebstahl dadurch außerordentlich gefördert wurden. Ehe 1882/3 strenge Gesetze gegen unerlaubten Ankauf von Diamanten in Kraft treten, gab es zahlreiche Verbrecher in Kimberley und Krankheiten aller Art forderten zahllose Opfer.

Mittlerweile schritt das Einstürzen der die einzelnen Grubenteile einschließenden, mauerartigen Wände rasch fort, im Jahre 1882 war die Hälfte der Claims verschüttet und auch viele von den übrigen waren kaum zu bearbeiten. Es wurde zwar wiederholt versucht, mitten durch den Schutt zu graben, um dadurch wieder Zutritt zu dem Claims zu erlangen, aber man hatte keinen Erfolg damit. Auf dem Boden der damals bis 450 Fuß tiefen Gruben sammelte sich Wasser an, welches man nicht zu entfernen im Stande war, und es fand sich kaum ein Bergmann, welcher nicht als Kläger oder Verklagter in einem halben Dutzend Prozesse verwickelt war. Als die Schwierigkeiten und Kosten des Betriebs mit zunehmender Tiefe der Ausgrabungen wuchsen, schlossen sich zwar die meisten Einzel-Betriebe der 4 Minen zu kleinen oder größeren Kommanditgesellschaften zusammen und es setzte ein lebhafter „Boom" in Diamantaktien ein; aber da die Betriebskapitalien teilweise ganz ungenügend waren, traten bald finanzielle Nöthe und Anfang 1883 eir Krisis ein. Viele Gräber

verkauften damals ihre Grubenanteile oder gaben sie auch wohl ganz auf und suchten in den damals erschlossenen Goldfeldern des De Kaap-Distrikts Beschäftigung.

Die Situation in Kimberley war günstig, um einer Reihe scharfblickender Geschäftsleute, an deren Spitze Cecil Rhodes stand, einen großen, sämtliche Gruben umfaßenden Vereinigungsplan fassen und allmählich ausführen zu lassen.

Cecil Rhodes war damals Vorsitzender der am 1. April 1880 mit einem Kapital von 200 000 £ gegründeten „De Beers Mining Co.", welche — ebenso wie das von 1883 ab die „Kimberley Diamond Mining Co." that — unter vielerlei Schwierigkeiten eine möglichst große Zahl kleinerer Gesellschaften und Gruppen mit ihrem Besitz zu amalgamiren suchte. Die Gesammtzahl der bis 1885 in den 4 Grubenbezirken aufgenommenen „Claims" betrug 3238 und diese waren damals noch im Besitz von 42 verschiedenen Gesellschaften und 56 Privatpersonen. Im Jahre 1887 war es den zielbewußten Bemühungen der De Beers Co. nicht nur gelungen, sämtliche Besitzrechte in ihrem Bezirk, sondern außerdem noch bedeutende Interessen in den drei anderen Minenbezirken zu erwerben, und die Gesellschaft hatte in den ersten 8 Jahren ihres Bestehens auf das allmählich zu $2^1/_8$ Mill. £ erhöhte Aktienkapital im Ganzen 71% Dividende und außerdem 41% in Bonus-Aktien vertheilen können. Die Amalgamierung hatte damit erwiesener Maßen eine billigere, nutzbringendere und rationellere Bearbeitung der Gruben erlaubt und die Gesammtförderung hatte derart zugenommen, daß man, um einem Sinken der Diamantenpreise vorzubeugen, der Frage der Produktionsregelung nahe trat. Zur Durchführung dieses Programms wurde am 1. April 1888 die „De Beers Mining Co." in die „De Beers Consolidated Mines, Limited" umgewandelt, zu deren 5 lebenslänglichen „Gouverneuren" u. A. Cecil Rhodes, Alfred Beit und Barnato ernannt wurden. Diese neue Gesellschaft erwarb im Jahre 1889 den Rest der ihr noch fehlenden Anteile an der gefürchtetsten Konkurrentin, der Kimberley Mine, und nach diesem Erfolg war es ein leichtes, im folgenden Jahre auch die Dutoit und Bultfontain Minen aufzukaufen, welch' letztere beiden zwar ihren Aktionären nie einen Nutzen ergeben hatten, aber als mögliche Konkurrenten immerhin Beachtung verdienten. So war 1890 der Ring geschlossen und sämtliche südafrikanischen Diamantfelder, die überhaupt von Wert waren, befanden sich in den Händen der De Beers Gesellschaft, welche seitdem den Diamantenmarkt auf der ganzen Welt beherrscht. Auch die erst 1890 entdeckte Wesselton oder Premier Mine bei Kimberley ging in den Besitz der De Beers Gesellschaft über, welche sich ferner den größten Einfluß auf die Diamantenminen zu Jagersfontein und Koffyfontein im Oranjefreistaat sicherte und 1896 auch die New-Bultfontein und die New Gordon Co. in Kimberley Bezirk erwarb, sodaß die ganze Diamantenproduktion Südafrikas tatsächlich in den Händen einer einzigen Gesellschaft liegt. Auch in Rhodesia und British Central Africa hat sich die De Beers Co. die Rechte auf event. dort gefundene Diamanten gesichert, und

in Deutsch-Südwestafrika hat die unter Rhodes Einfluß stehende „South West Africa Co." der De Beers Co., welche mit fast 100 000 £ bei ihr beteiligt ist, ähnliche Rechte verliehen.

Die Höhe der Produktion wird, um keinen Preisfall zu riskiren, möglichst genau der Nachfrage angepaßt, und um Ueberproduktion und Zersplitterung zu vermeiden, bearbeit man in Kimberley z. B. nur die drei Gruben: Kimberley, De Beers und die Premier, während sämtliche anderen dortigen Gruben außer Betrieb sind. Auch die Jagerfontein und Koffyfontein-Gruben würden brach liegen, wenn nicht ein besonderes, 1892 erlassenes Gesetz des Oranjestaates deren Abbau erzwungen hätte. Aber 90% der südafrikanischen Diamanten stammen auch so allein aus dem Kimberley-Bezirk.

Das Stammkapital der De Beers Gesellschaft beträgt 3 950 000 £ und dazu treten — incl. der im Juli 1899 erfolgten Ausgabe von 1¾ Millionen £ bei Übernahme der Rechte der London und South African Exploration Co. in Dutoitspan und Bultfontein — zu 4½ und 5% verzinsliche Obligationen, deren Höhe im Juni 1900 4,9 Millionen £ betrug. Gleichzeitig betrugen die Baarreserven der Gesellschaft 1½ Millionen Pfund, und 3 Mill. bereits geförderter, aber noch nicht bearbeiteter Wagen-Ladungen diamanthaltigen Blaugrundes waren nur mit einem ganz nominellen, niedrigen Wert angenommen. Die Dividenden betrugen seit 1895/6 jährlich 40% und zwar nach sehr reichlichen Abschreibungen und reichlichen Vergütungen an die 3 noch lebenden „Life governors" Cecil Rhodes, Alfred Beit und Julius Wernher, deren ihnen laut Statut bei Dividenden von über 30% vorab zukommender Jahresanteil im Jahre 1897 z. B. nicht weniger als 158 000 £ = über 3 Mill. Mark pro Kopf betrug. Selbst im Kriegsjahre 1899/1900, während dessen Kimberley 4 Monate lang von den Buren belagert und der Betrieb natürlich entsprechend desorganisiert, bezw. eingestellt war, beliefen sich die Einnahmen der Gesellschaft auf 2 195 000 £, die Ausgaben auf 1 466 000 £ und der Nutzen mithin auf 729 000 £; von der Verteilung einer Dividende für dieses Geschäftsjahr wurde jedoch abgesehen, um angesichts der kritischen Zeiten lieber die Baarreserven zu stärken. Ein Teil der reichen Einnahmen der Gesellschaft ist in verschiedenen Formen auch der Förderung britisch imperialistischer Bestrebungen in Südafrika gewidmet worden.

Um sich im Bezug von Sprengmaterial von Europa unabhängig zu machen, nahm die Gesellschaft im Jahre 1900 die Anlage einer eigenen, umfangreichen Dynamitfabrik am nördlichen Ufer der False Bay bei Kapstadt in Aussicht, aber die dort ansässigen holländischen Farmer protestirten dagegen und das Werk, für das bis Juni 1900 bereits 114 000 £ ausgegeben sind, ersteht nunmehr in Somerset West in Stellenbosch Distrikt.

Seit dem Jahre 1899 hat die Gesellschaft auch eigene Kühlanlagen in Kapstadt und Kimberley für aus Australien eingeführtes gefrorenes Fleisch geschaffen und dafür 65 000 £ ausgegeben.

Kehren wir aber zu den Diamanten zurück.

Die mit den neuesten Maschinen höchst rationell betriebene Gewinnungsart derselben ist heutigen Tages folgende. Die Diamanten bilden nur einen verschwindenden Teil des Gesteins, im reichsten Falle nämlich im Verhältnis von 1 zu 20 Millionen, teilweise nur von 1 zu 200 Millionen, und zwar sind sie eingebettet in einem bläulichen Tuff, dem sogenannten „Blaugrund", welcher in offenen Gruben oder in Schächten durch Sprengungen mit Dynamit gebrochen und dann, unter Benutzung von Feldbahnen, etwa 10 Zoll hoch auf weite eingezäunte Felder ausgebreitet wird. Hier setzt man die blaue Erde etwa 9 Monate lang Sonne und Regen aus, um sie verwittern zu lassen, wobei künstliche Bewässerung durch Besprengung mittels Schläuchen und Öffnung des Materials durch Dampfpflüge mitwirken. Die nach diesem Proceß noch hart bleibenden Stücke werden in der Mühle durch Steinbrecher kleingemahlen. Früher mußte man die so gewonnene Masse auf trockenem Wege weiter verarbeiten, da es an Wasser fehlte; heutigen Tages jedoch führt vom Vaal aus nach Kimberley eine 30 km lange Wasserleitung und diese ermöglicht auch eine bequemere Behandlung der zerkleinerten Gesteinsmasse. Dieselbe wird nämlich nunmehr in Turbinen ausgewaschen, wobei je 100 Wagenladungen à 16 Kubikfuß Blaugrund auf eine Ladung Kies reduziert werden. Der Schlamm wird auf Halden gestürzt, der Kies im Pulsometer weiter verarbeitet, und zwar ergiebt die Wagenladung Kies hier etwa 1/4 Ladung Steine, d. h. zahlreiche Granaten und eine Anzahl Diamanten, welche in 6 Größen mechanisch sortiert werden. Der nächste Prozeß führt zu einer erst vor wenig Jahren von einem deutschen Angestellten, Kirsten, erfundenen Vorrichtung, nämlich einer Reihe von in schüttelnde Bewegung gesetzten und mit einer eigenartigen Einfettung überzogenen Platten, auf denen nur die Diamanten haften bleiben, während die anderen Steine weitergeschwemmt werden; diese sinnreiche, einfache Maschine reduziert 30 Kubikfuß feiner Rückstände zu 1/2—3/4 Karat Diamanten, welche zunächst auf der Mine oberflächlich sortirt und dann nach dem wohlgehüteten Stadtbureau gesandt werden. In diesem Allerheiligsten, welches man nur mit Spezialerlaubniß seitens der Direktion betreten darf, werden die Steine, um sie von anhängenden Unreinigkeiten zu befreien, zunächst in einer Mischung von Salpeter und schwefeliger Säure gekocht und dann sorgfältig nach Größe, Farbe, Reinheit und Form in gegen 150 Klassen sortiert.

Die Gesamtausbeute der Gesellschaft geht zu einem jährlich neu festzusetzenden Durchschnittspreis pro Karat — im Jahre 1901 44 Schilling — gegen 37 1/2 im Vorjahr — an ein großes jüdisches Syndikat über und die Ausfuhr richtet sich fast ausschließlich nach Großbritannien, welches den Welthandel in Diamanten in gleicher Weise beherrscht, wie Südafrika die Produktion. Die Diamantschleifereien dagegen befinden sich hauptsächlich in Holland, daneben auch in Belgien, den Vereinigten Staaten und Frankreich.

Von den drei z. Z. nur betriebenen Minen in Kimberley waren die

Schachtanlagen Mitte 1900 bei der Premier-Mine bis zu einer Tiefe von 516 Fuß, bei der De Beers bis zu 1750 und bei der reichsten, der Kimberley-Mine bis zu 2130 Fuß Tiefe geführt, ohne daß damit das Ende des blauen Grunds erreicht wurde. Einige Zahlen für das Geschäftsjahr 1898/99 mögen den großartigen Betrieb illustrieren.

	De Beers und Kimberley.	Premier.
Zahl der gewaschenen Wagenladungen	3504000	2032000
Ertrag jeder Wagenladung in Karat	0,71	0,30
Bearbeitungsspesen auf die Wagenladung	6/7	2/3
Erzielter Verkaufspreis pro Karat 1898/9	29/7	22/10
" " " 1899/1900	35/10	25/—

Gesamtwert der im Jahre 1898/9 verkauften Diamanten: £ 4,038,000.

Die Gesellschaft beschäftigt 12000 farbige und 2000 weiße Angestellte und bezahlt im Jahre etwa 1 1/8 Million £ für Löhne und Gehalte.

Die farbigen Arbeiter beziehen durchschnittlich 4 £ pro Monat bei freier Station und Kost, und zwar werden sie zu Tausenden in sogenannten „Compounds" untergebracht, bei der Schachtmündung gelegenen, mit Wellblech eingezäunten Höfen, die ringsum von niedrigen Gebäuden umgeben sind; die einzelnen Räume letzterer sind nach Art von Schiffszwischendecks eingerichtet und enthalten Schlafstellen für je 30—70 Mann. Ein offenes Schwimmbad und ein großer Spielplatz innerhalb des Compounds bieten Gelegenheit für körperliche Erfrischung, ein gut ausgerüstetes Hospital und von der Gesellschaft gehaltene Fleischer- und andere Läden, wo der Kaffer seine kleinen Bedürfnisse befriedigen kann, befinden sich gleichfalls innerhalb des großen Hofes, denn so lange er im Dienste der Compagnie ist, darf der Neger diesen Compound nicht verlassen. Die nach hier kommenden Farbigen haben sich auf eine Minimalzeit von 4 Monaten zu verpflichten; viele aber bleiben weit länger hier oder kommen nach einer Ferienpause wieder. Die Tagesarbeit wird in 3 Schichten à 8 Stunden geteilt. Die Gesellschaft beschäftigt auch, speziell zum Ausbreiten der Blauerde auf den Feldern, etwa 1500 farbige Sträflinge, deren Unterhalt ihr etwa 1 £ pro Woche und Kopf kostet und welche täglich 12 Stunden arbeiten müssen.

Die weißen Arbeiter verdienen täglich 8 bis 20 Schilling und für sie hat die Gesellschaft die reizende Cottage-Ansiedlung Kennilworth geschaffen, die sich mit ihren freundlichen Gärten und Alleen von Eukalyptus und Pfefferbäumen wie eine Oase aus der Wüste abhebt; auch Kirche, Schule, Clubhaus und Spielplätze finden sich hier für die Angestellten.

Der Diamantendiebstahl ist von Anfang an sehr verlockend gewesen, und da derselbe zeitweise so große Dimensionen annahm, daß dadurch ungefähr die Hälfte der Gesamtproduktion den rechtmäßigen Eigentümern entzogen wurde, so sah man sich 1882/3 zur Einführung sehr strenger Maßregeln gegen I. D. B. = Illicit Diamond Buyers, unkonzessionierte Käufer roher Diamanten,

veranlaßt und richtete ein Spezial-Detektivdepartement ein, dessen Spitzel ihnen verdächtigen Leuten rohe Diamanten zum Kaufe anbieten, um sie so zu überführen. Das System ist natürlich unschön und findet eine gewisse Berechtigung eben nur in der Schwierigkeit, die betr. Leute auf korrekterem Wege zu ertappen. „Anständigen" Menschen gegenüber ist angeblich mit diesem Verfahren kein Mißbrauch getrieben worden; auch hat man, wenn nicht der positive Beweis betrügerischer Absicht vorlag, bei einem erstmaligen Vorkommen den Betreffenden gewöhnlich mit einer Verwarnung laufen lassen, anstatt ihn sofort der langen Zuchthausstrafe auszuliefern, welche das Gesetz vorschreibt. Trotz aller Vorsicht und trotz der Prämien, welche seitens der Kompagnie für abgelieferte einzelne Steine an die Arbeiter bezahlt werden, sollen jährlich aber immer noch Diamanten im Werte von gegen 5 Millionen Mark gestohlen werden. Die farbigen Arbeiter werden zwar einer genauen körperlichen Visitation unterworfen — welche sich die Weißen nicht gefallen lassen — und scharf überwacht, aber es gelingt ihnen doch auf mancherlei Art, die Aufmerksamkeit zu täuschen, und die 18000 Farbigen, welche neben De Beers Arbeitern in Kimberley hausen, sollen sich zum guten Teil durch Diamantendiebstahl ernähren.

Von der trocknen, heißen und durstigen Stadt Kimberley selbst, welche im ganzen im Jahre 1892 etwa 30000 Farbige und 15000 Weiße zählte, ist nicht viel zu sagen; ihr unansehnliches Zentrum besteht aus krummen Straßen, deren Häuser meist nur Erdgeschosse und vielfach noch ganz aus Wellblech hergestellt sind; selbst einzelne Kirchen sind heute noch nur aus diesem ordinären Material erbaut. Nach Sonnenuntergang werden alle Läden geschlossen und die Stadt ist dann noch stiller, als schon des Tags über. Queens Hotel, das „beste" der Stadt, ist sehr mäßig, und man thut deshalb gut daran, sich rechtzeitig mit einer Einführung für den eleganten „Kimberley-Club" zu versehen, in dem man auch wohnen kann. In den Vorstädten befinden sich eine Reihe freundlicher Gartenwohnungen und ein von der De Beers Gesellschaft erbautes Sanatorium.

Die Kimberley-Mine liegt dicht beim Zentrum der Stadt, ihre früher von vielen Hunderten von Gräbern belebte, 450 Fuß tiefe Grube ist heute aber verödet, seitdem man den Abbau hier, wie in der De Beers-Mine, nur noch durch Schächte betreibt. Dagegen bietet die neue Wesselton- oder Premiermine noch eine gute Gelegenheit, den Betrieb einer offenen, kraterartigen Grube nach neuestem System mit Feld- und Drahtseilbahnen auf schiefen Ebenen zu sehen.

Fünf Kilometer südlich von Kimberley und mit diesem durch Eisen- und Straßenbahn verbunden liegt der Ort Beaconsfield, welcher 1891 noch 10000 Einwohner zählte und eine glänzende Zukunft zu haben schien, da in der Nähe die Dutoitspan und die Bultfontein Gruben liegen; aber nachdem die Monopolpolitik der De Beers Co. diese beiden Gruben schloß, ist der Ort sehr zurück-

gegangen. Überhaupt haben die geschäftlichen Verhältnisse des ganzen Kimberley-Bezirks durch die Vereinigung der Minenverwaltung, die systematische Einschränkung der Produktion, den Rückgang der Bevölkerung von 60 000 auf 45 000 und durch die Einführung des Compound-Systems einen großen Rückschlag erlitten. Die Zeit „großer" Geschäfte und der Spekulationen ist hier vorbei, die hiesige Börse ist ganz eingegangen und die Werte von Griqualand werden jetzt in Johannesburg und in London gehandelt. Dadurch, daß hier der scharfe Wettbewerb und das Parvenutum ziemlich fehlen, sind aber die gesellschaftlichen Verhältnisse angenehmer, als in Johannesburg.

Deutsche leben in Kimberley etwa 200 und zwar überwiegend in bescheidenen Verhältnissen, wenn auch einige, wie das große Importhaus Rolfes Nebel & Co. und Direktorialmitglieder der De Beers Co. sehr angesehen sind.

Auch im nahen Vaalfluß wird heute noch nach Diamanten gesucht, besonders in Barkly West, und die hier beim Auswaschen des Schwemmlandes gefundenen Edelsteine sind vielfach weit schöner, als die Kimberley Diamanten.

Sonst ist etwa noch zu erwähnen, daß man in Griqualand mit Erfolg die Zucht von arabischen und englischen Vollblutpferden eingeführt hat.

Die sehr eintönige Eisenbahnfahrt von Kimberley weiter nach Norden zu geht anfangs noch durch Steppe, führt weiterhin durch niedrige, lichte Akazienwälder und an Betschuanenniederlassungen vorbei und weist folgende „Hauptstationen" auf. Vryburg, ein Städtchen mit 300 Einwohnern, ist Verwaltungssitz von Britisch Betschuanaland, einem Gebiet, das, soweit genügend Wasser vorhanden, für Ackerbau und Viehzucht gut geeignet, aber im ganzen sehr dünn bevölkert ist; zählte man auf seine 181 980 qkm im Jahre 1895 doch nur 72000 Einwohuer, darunter 12000 Weiße. Es folgt am Südufer des Grenzflusses Molopo, der nur im Winter Wasser führt, Mafeking, welches als zollfreies Entrepot erklärt und dadurch zu einem Handelszentrum für das nördliche Betschuanenland und die Kalahari gemacht wurde. Wie treten nun in das „Betschuanaland Protektorat" ein mit den Betschuanen-Orten Ramoutsa, Gaberones, Mochudi und Palapye, letzteres Sitz des würdigen, treu dem Christentum anhängenden Königs Khama; weiterhin folgt Francistown, der Hauptort des Tati-Goldfeldes und schließlich die 1361 Meilen und 4 Tage Eisenbahnfahrt von Kapstadt entfernte Endstation Buluwayo, die frühere Residenz Lobengula's, worüber näheres im Kapitel „Rhodesia" gesagt werden wird.

Kehren wir vorläufig nach Kapstadt zurück, um nunmehr den Osten der Kolonie zu besuchen. Die an der Südküste des Kaplands liegenden beiden kleinen Plätze Mossebay und Knysna haben weder gute Häfen, noch Eisenbahnverbindungen mit dem Hinterland und dementsprechend wenig Wichtigkeit; dagegen ist das dann folgende

Port Elizabeth an der Algoa-Bai der zweitwichtigste Handelsplatz der Kolonie überhaupt und steht mit seiner Einfuhr sogar weitaus an der Spitze der Kaphäfen. Die Stadt wurde da, wo bislang nur ein Militärposten, das Fort Frederick stand, von den im Jahre 1820 hier gelandeten 5000, meist schottischen Ansiedlern gegründet und nach der Gattin des stellvertretenden Gouverneurs, Sir Rufane Donkins benannt, zu deren Andenken der Gemahl an der Kante der Oberstadt eine 20 Fuß hohe Steinpyramide errichtete. Einen eigentlichen „Hafen" besitzt auch Port Elizabeth nicht, sondern nur eine Außenrhede mit gutem Ankergrund, doch hat man sich soweit wie möglich zu helfen verstanden. Die Ufer der großen, halbrunden Algoa Bai werden teils durch Sandstrand, teils durch Hügelzüge, teils durch niedrige Felsriffe gebildet; von zweien dieser letzteren aus hat man nun auf eisernen Säulen errichtete Anlegebrücken von 250 bezw. 450 m Länge in das Meer hinaus gebaut, welche allerdings nur für Leichter und hin und wieder für kleine Segler benutzt werden können, nicht aber für Dampfer, da letztere bei starkem Seegang sich und die Brücke beschädigen würden. Die Dampfer bleiben also draußen auf der Rhede liegen, wo sie während 10 Monaten des Jahres genügend geschützt sind. Rauhes Wetter verhindert durchschnittlich nur während 10 Tagen des Jahres Löschen und Laden und macht dann für die Beförderung der Passagiere zwischen Dampfer und Schlepper den zylindrischen, 4 Personen fassenden Korb erforderlich, der mit der Dampfwinde vom Deck des einen auf dasjenige des anderen Schiffes befördert wird. Die hiesigen Hafenanlagen kosten bislang schon über eine halbe Million £, im Jahre 1897 hat man nun auch die Anlage eines durch Wellenbrecher vollständig geschützten Hafenbeckens mit einer Werftlänge von 1400 Metern geplant und schätzt die Kosten dafür auf 2½—3 Millionen £. Die Eisenbahnstation liegt direkt am Quai und die Schienenstränge führen zu den elektrisch beleuchteten und mit hydraulischen Krahnen versehenen Anlegebrücken. Die Krahnen können Einzellasten bis zu 20 Tons Gewicht heben und täglich im ganzen 3—5000 Tons Ladung bewältigen. Durch Niedrighalten sämtlicher Spesen und schnelle Löschung sucht man dazu beizutragen, sich einen möglichst großen Teil des Durchgangsverkehrs nach den Burenstaaten und nach Rhodesia zu sichern.

Die Stadt selbst zählt 25000 Einwohner, worunter 13000 Weiße und zerfällt in eine Unterstadt, die meist dem Geschäft gewidmet ist, und in eine ziemlich steil dahinter aufsteigende Oberstadt, einem außerordentlich freundlichen Villenviertel, an dessen Anfang auch „Bunton's Grand Hotel," eins der besten Südafrikas, liegt.

Die Geschäftsstadt mit ihren reinlichen breiten Straßen, freundlichen Plätzen und stattlichen Geschäftshäusern macht den Eindruck einer guten englischen Provinzialstadt und weist als auffallendste Bauten zwei imposante Hallen auf, die großartige Kellereien für Kapweine, Platz für den Marktverkehr, für den Straußenfederhandel und für Promenadenkonzerte, einen 5000 Personen

fassenden Saal für öffentliche Versammlungen und ein schönes naturhistorisches Museum enthalten.

Port Elizabeth verschifft jährlich etwa 130000 Ballen Wolle, monopolisiert die Ausfuhr von Mohair, hat den größten Export von Straußenfedern und Ziegenfellen und steht im Import überhaupt an der Spitze der Kaphäfen. Die Straußenfedern werden wöchentlich zweimal öffentlich versteigert und zwar werden dabei die zahlreichen kleinen Partien auf langen Tafeln ausgelegt, je nach Farbe, Länge und Beschaffenheit der Federn in einige 20 verschiedene Klassen eingeteilt und in ziemlich schnellem Tempo meistbietend verkauft.

Die hiesigen deutschen Firmen gehören zu den größten und angesehensten des Platzes überhaupt, da Port Elizabeth von jeher der Hauptsitz des deutschen Großhandels in Südafrika gewesen ist; schon 1850 wurden hier die ersten deutschen Kaufmannshäuser gegründet, und der Wollexport liegt heute überwiegend in deutschen Händen, da die Engländer meist nicht die gleich gute Fachkenntnis besitzen. Es leben hier etwa 120 Deutsche, deren Verhältnis zu den Engländern immer ein gutes gewesen ist; das gesellige Leben ist hier überhaupt ein besonders angenehmes. Zu einer eigenen deutschen Kirche hat man es in Port Elizabeth noch nicht gebracht, dagegen hat man vor kurzem eine deutsche Privatschule gegründet und zwei akademisch gebildete Lehrer dafür berufen, und das mit einem Aufwand von 120 000 Mark erbaute stattliche Clubgebäude der „Deutschen Liedertafel," welches auch einen Konzertsaal und eine Kegelbahn umfaßt, stellt selbst den englischen Club in Schatten. Deutsche Farmer befinden sich nicht in der Nähe von Port Elizabeth, das Hinterland ist vielmehr noch heute mit dem dichten, niedrigen Wald des „Adda-Bush" bedeckt, in dem auch noch zahlreiche, bislang geschonte Elefanten hausen.

Der nächste sogenannte „Hafen" nach Osten zu ist

Port Alfred, euphemistisch als „das beliebteste Seebad der Ostküste" bezeichnet, in Wahrheit ein kleiner, langweiliger Ort, der zwischen Dünen eingebettet, das „Seebaden" meist nur in einer Lagune erlaubt, da die starke Rückströmung vom Meeresstrande selbst überaus gefährlich ist. Der Ort liegt an der Mündung des malerischen Kowie-Flusses, der 18 Meilen stromaufwärts für Boote fahrbar ist und dessen Ausfluß ins Meer man zur Anlage eines Hafens benutzen wollte. Nachdem man hier nicht weniger als 800 000 £ in des Wortes wörtlichster Bedeutung ins Wasser geworfen, hat man aber die Arbeiten als aussichtslos eingestellt. Die Baggerungen ergaben selbst bei Hochwasser keinen höheren Wasserstand als 9 Fuß, und nachdem vor einigen Jahren ein Segelschiff mit Cement für den projektierten neuen Leuchtturm an der Hafeneinfahrt scheiterte, hat man alle weiteren Versuche, diesen Hafen zu benutzen, aufgegeben und läßt die teueren Anlagen verfallen.

Sehr viel glücklicher in seinen Bestrebungen, sich einen brauchbaren Hafen zu schaffen, ist das nun folgende, an der Mündung des Buffalo-Flusses gelegene

East London gewesen. Die erste Ansiedlung wurde hier als Port Rex auf dem rechten Ufer angelegt, die heutige, 13000 Einwohner zählende Stadt aber liegt an Stelle des alten Panmure auf der linken Flußseite und verdankt ihr schnelles Aufblühen dem Umstand, daß sich hier der Terminus der Ostbahnen befindet. Der Distrikt von East London erlebte seine erste Blüte zur Zeit von Kimberleys jungem Aufschwung; in dieser bahnlosen Zeit war der Aufstieg zum Hochland mit Ochsenwagen am besten von East London aus zu unternehmen, weil man auf dieser Route die günstigsten Weidegelegenheiten vorfand; als die Eisenbahn von Kapstadt aus Kimberley erreichte, ging East London zurück, doch wiederholte sich das Aufblühen und Niedergehen mit denselben Ursachen und Wirkungen später nochmals betreffs Johannesburg's, bis die großartigen und erfolgreichen Hafenarbeiten und die Bahn nach dem Hochland East London schließlich definitive Bedeutung sicherten und den Platz seit 1893/4 auch zum Warenverteilungs-Zentrum des ganzen Distrikts machten, anstelle des bislang als solchen dienenden King Williams Town.

Die neue Stadt mit ihren breiten Straßen und hübschen Gebäuden, unter denen die stattliche Town Hall hervorragt, macht einen sehr freundlichen und durch elektrische Beleuchtung und Straßenbahn auch ganz modernen Eindruck. Nördlich von ihr dehnt sich eine hohe grüne Düne, die zu prächtigen, von einzelnen Felsplatten-Riffen unterbrochenen Badestränden abfällt und sich bis zu der 130 m breiten Flußmündung erstreckt. Letzterer sind zwei mächtige, aus Cementblöcken aufgeführte Wellenbrecher vorgebaut, von denen der südliche schon bei schwachem Winde einer starken Brandung ausgesetzt ist, während man den nördlichen, obgleich man ihn bereits 60 m kürzer als ursprünglich projektiert baute, noch um weitere 60 m wieder verkürzen will, um auch den bislang auf der Außenrede verbleibenden Postdampfern, die z. B. nicht genug Manövrierraum bei der Einfahrt zwischen den Wellenbrechern finden, den Zugang zum inneren Hafen zu ermöglichen.

Die Baggerungen und Werftanlagen im Strome, welche über eine halbe Million £ gekostet haben, erlauben heute 4500 Tons großen Dampfern mit 21 Fuß Tiefgang direkt am Lande anzulegen, während man noch vor 12 Jahren die Wette gewinnen konnte, hier mit einem Karrenwagen durch den Fluß zu fahren, der zuweilen nicht mehr als 3 Fuß Tiefe hatte. Jetzt liegen die Schiffe eine halbe Meile von der Mündung flußauf an einem vollkommen geschützten Quai von 800 m Länge, und Dampfkrähne bis zu 50 Tons Tragkraft entlöschen die Waren aus dem Schiffsraum direkt in die Eisenbahnwagen. In diesem Umstand liegt ein großer Vorzug East London's gegenüber dem sonst ja bedeutenderen Hafen Port Elizabeth, wo sämtliche Dampfer auf der Außenrhede bleiben müssen; schwere Einzelstücke sind dort überhaupt kaum zu löschen nnd das Risiko, daß Güter beim Entladen ins Meer fallen — besonders fatal z. B., wenn es in Südafrika nicht zu ersetzende Maschinenteile trifft — ist in Port Elizabeth verhältnismäßig groß.

Zwischen dem Fluß und der Stadt ist ein dicht bewaldeter Kessel mit großem Geschick in einem „Queens Park“ verwandelt worden, indem man aus dem einheimischen Busch und Wald, aus dem zahlreiche Kandelaber-Euphorbien hervortreten, Fahr- und Fußwege ausschnitt und durch Anlage von Teppichbeeten und Schmuckplätzen eine erfreuliche Abwechselung schuf. Auf die weitere Umgebung der Stadt, sowohl dem von steilen, teilweise bewaldeten Ufern eingefaßten Buffalofluß entlang, der etwa an die Mosel erinnert und auch abseits vom Flusse bietet eine Reihe sehr malerischer Partieen. Der große, von ziemlich einfachen Geschäfts- und Lagerhäusern umgebene Marktplatz ist seit Eröffnung der Bahn nach dem Hochland selbst an Markttagen nur noch zu einem Viertel mit Lastwagen besetzt.

Die Ausfuhr des Platzes beschränkt sich auf Wolle und Häute und im Export wie Import stehen deutsche Häuser an der Spitze. Größer als die Zahl der Kaufleute ist die Zahl der deutschen Handwerker, sodaß im ganzen etwa 6—700 Deutsche in East London leben, für deren patriotischen Zusammenhalt und würdige Repräsentation unser kaufmännischer Konsul Malcomeß aus Frankfurt seit Jahren außerordentlich verdienstlich wirkt. Auch ein einfacher deutscher Klub und nicht weniger als 4 deutsche Pastoren verschiedener Bekenntnisse sind in der kleinen Stadt vertreten.

Ein besonderes Interesse bietet uns das Hinterland von East London dadurch, daß hier die größte Zahl deutscher Einwanderer zu finden ist, ergab eine von den Pastoren veranstaltete Zählung vor einigen Jahren in diesem Bezirk doch 4600 deutsche Seelen.

Als erste dieser Ansiedler kamen Anfang 1857 unter Führung von Major Stutterheim drei Regimenter der für den Krimkrieg angeworbenen, zumeist aus Deutschen bestehenden Fremdenlegion heraus, denen man gegen Ablegung des Treu-Eides die erste Einrichtung und je 30—80 Acres Land überwies, welches nach siebenjähriger Bearbeitung in ihren freien Besitz übergehen sollte. Die Leute wurden folgendermaßen auf die theilweise erst von ihnen angelegten Orte verteilt: Das erste Regiment besetzte den südlichen Gürtel mit den Ansiedlungen Fort Peddie, Bell, Bodiam und Hamburg; das zweite den mittleren Gürtel Panmure (East London), Potsdam, Berlin, Charlottenburg, King Williams Town, Breitbach, Wiesbaden, Marienthal und Cambridge; das dritte den nördlich daran stoßenden Landstreifen mit den Orten Fort Doehne (benannt nach dem Gründer der hier schon 1837 angelegten Station der Berliner Mission), als Dorf später Stutterheim genannt, Greytown, Ohlsen, Frankfurt, Braunschweig und Keiskamahoek. Bereits im Jahre 1858 ließen sich aber hunderte dieser Legionäre für Indien anwerben und am 1. April 1860 wurde die ganze Legion aufgelöst. Viele von ihnen zerstreuten sich im Lande und vermischten sich mit den Engländern, und an ihre Stelle traten die deutschen Einwanderer von 1858/9, welche heutigen Tages die hiesigen deutschen Gemeinden fast ausschließlich bilden.

Die Entwicklung dieser deutschen Ansiedlung ist mir von den ältesten Kolonisten selbst folgendermaßen geschildert worden. Kontrahiert von der Regierung Britisch-Kaffrarias kamen in den Jahren 1858/9 500 Familienhäupter — 1600 bis 1700 Personen — meist aus Pommern, Braunschweig, der Mark und der Kottbuser Gegend, eine kleinere Zahl aus Braunschweig, Hannover und Hessen stammend, auf 6 Godeffroy'schen Schiffen nach East London heraus, unterwegs so entsetzlich zusammengepfercht und so schlecht ernährt, daß viele Todesfälle an Bord vorkamen. Die Regierung verteilte diese Einwanderer auf die von der deutsch-englischen Legion gegründeten Dörfer und wies ihnen Land an zu 20/— für den Acre, zahlbar innerhalb von 8 Jahren mit 6% Verzinsung. Wenn man bedenkt, daß englische Kolonisten gleichzeitig Ländereien von 2—3000 Acres gratis bekamen und daß Land im freien Verkehr reichlich zu 5/— ausgeboten war, so wird man zugeben, daß unsere Landsleute keine Ursache hatten, für englische „Liberalität“ dankbar zu sein, und wenn sie es trotzdem zu leidlichem Wohlergehen gebracht haben, so danken sie es nur ihrem unermüdlichen Fleiße, ihrer Sparsamkeit und ihrer Genügsamkeit, welche den deutschen Ansiedler in ganz Südafrika — wie auch sonst überall — zu einem der hervorragendsten Kolonisten machen. Eine Familie brauchte hier 20 bis 40 Acres, welche also 20—40 £ repräsentierten, ferner belastete man ihnen pro Familie 50 £ Passage, welche ebenso wie die Landschuld zu verzinsen und an die Regierung zurückzuzahlen war, ehe der definitive Besitztitel ausgestellt wurde. Dazu kamen Mangel an Geräten und Gespannen und die Unkenntnis der Landessprache, sodaß der Anfang wahrlich ein sehr verschuldeter und trauriger war und die Wirklichkeit den geschmeichelten Vorspiegelungen in keiner Weise entsprach. Hätten sie nur das nötige Geld dazu gehabt, so wären wohl sämtliche Kolonisten schon im ersten Jahre wieder zurückgegangen, denn so hart wie hier hatten sie zu Hause nie arbeiten müssen. Aber nun hieß es: Durch! und man verzagte nicht.

Der Mann suchte zunächst Arbeit als Schmied, Stellmacher oder Fuhrmann; Frau und Kinder bearbeiteten fleißig den Acker, zunächst nur mit Spaten und Hacke, bauten Kartoffeln, Bohnen und Erbsen, trieben etwas Hühnerzucht und trugen ihre Erzeugnisse auf dem Rücken und in Handkörben zur Stadt, welche ihren Konsum an Farmproducten jetzt weit billiger, als früher befriedigen konnte. Noch heute denken die alten Kolonisten mit Bitterkeit daran zurück, daß man ihnen, den Verachteten, selbst in den Läden, wo sie einkauften, keinen Stuhl zum Ausruhen anbot. Allmählich aber brachten Fleiß und Sparsamkeit eine Besserung ihrer Verhältnisse mit sich, man konnte Pflug und Ackervieh anschaffen und baute sich aus rohen Baumstämmen einen Wagen einfachster Art, von den Engländern spöttisch „german spider“ genannt, um seine Produkte zur Stadt zu fahren. Dem Paar Ochsen und dem Pferde im „Stall,“ d. h. anfangs einem offenen Kraal, folgte später eine Kuh, hat der vorsichtige Deutsche doch von Anfang an das vielgestaltige Risiko, welches

dem Landmann Südafrikas bei seinem Betrieb durch die zahlreichen Landplagen droht, möglichst zu verteilen gesucht; versagt einmal der Ertrag des Ackerbaus, so kann man noch auf die Viehzucht und ihre Produkte rechnen und umgekehrt, und so konnten die Ansiedler allmählich ihre Schulden mit Zins und Zinseszins abzahlen und zu einigem Wohlstand kommen. Aber auch jetzt noch ist schwere Arbeit bei den meisten von ihnen nötig, und von 5 Uhr morgens — bei der Ernte sogar von 3 Uhr ab — bis zu Sonnenuntergang ist die ganze Familie gewöhnlich im Felde thätig. Säe-, Schneide- und Bindemaschinen erleichtern heutigen Tages zwar manche Arbeit, aber Kaffernhülfe nehmen die Deutschen auch jetzt noch nur während der Ernte und selbst dann nur bei Farmen über 80 Acres in Anspruch.

Gebaut werden Hafer, Weizen, Gerste, Mais, Kaffernkorn, Erbsen und Bohnen, besonders aber Kartoffeln; solange noch keine Bahn existierte, welche jetzt dem Produkt ein weites Absatzfeld erschließt, mußten Kartoffeln zuweilen zu dem lächerlichen Preise von 1½ Mark pro Sack abgegeben werden, während sie jetzt etwa 30 Mark erzielen.

Einige unserer Landsleute hier haben heute Herden bis zu 100 Rindern, welche frei im Regierungswald weiden dürfen, Schafzucht wird von ihnen nur wenig betrieben, da sie meist nicht die dazu nötigen ausgedehnten Ländereien besitzen; dagegen ist dieser ja unendlich viel bequemere Betrieb von den Engländern aufgenommen, die als hart arbeitende Kleinbauern hier überhaupt nicht zu finden sind. Der englische Ansiedler kommt eben meist gleich mit weitsichtigeren Ideen heraus, als der bescheidene Deutsche, nimmt sich eine Schaffarm von 2—3000 Acres auf Pacht und scheut sich nicht, für die Zucht seiner Schafe mehr Geld auszugeben, als der zuweilen auch an falscher Stelle sparsame Deutsche, mit dem Resultat, daß der Engländer hier durchschnittlich bessere Wolle zu Markte bringt, als der Deutsche und dafür 1 bis 1½ d. pro Pfund höhere Preise erzielt.

Eine Reihe hiesiger Deutscher hat es im Laufe der Zeit allerdings auch zu Vermögen von 5—10000 £ gebracht, teils durch glückliche Land- und Vieh-Spekulationen, teils durch Transporte von Weizen, Mais, Stroh und anderen Landesprodukten nach Kimberley und Johannesburg, so lange dahin noch keine Bahnen gingen; eine einzelne solche Expedition konnte z. B. bis zu 500 £ Nutzen abwerfen. Auch diese „reich" gewordenen Kolonisten leben verhältnismäßig einfach weiter, nur daß sie — leider — nicht selten etwas mehr trinken. Mit Kleinfarmen allein ist natürlich kein Vermögen zu machen, die Kolonisten-Mädchen verdingen sich vielmehr noch heute vielfach als Dienstboten in der Stadt, aber auch diese kleinen Ansiedler sind zufrieden, nehmen an den öffentlichen Wahlen teil, auch ohne naturalisiert zu sein, haben keine Schereien mit der hohen Obrigkeit, und wenn der deutsche Kaufmann an der Küste auch mitleidig von ihnen sagt: „Sie schlagen sich eben so durch,"

so ist doch nicht zu vergessen, daß sie freie Herren auf eigenem Grund und Boden geworden sind, was ihnen in Deutschland vielleicht nicht gelungen wäre.

Erfreulich ist, daß nicht nur die Eingewanderten, sondern auch ihre hier geborenen Kinder deutsche Art und deutsche Sprache, letztere allerdings mit holländischen, englischen und Kaffer-Worten gemischt, bewahrt haben, was hauptsächlich dem Einfluß der Gemeindeschulen zu danken ist, so bescheiden diese sonst auch vielfach sind. Weniger erfreulich ist die unerquickliche Eifersüchtelei zwischen den verschiedenen protestantischen Missionen, die sich auch hier zu einem Gegensatz zwischen den Pastoren der Hermannsburger und der Berliner Mission ausgebildet hat.

Einen hervorragenden Anteil an dem Erfolg der deutschen Kolonisten haben auch hier ihre braven Frauen gehabt, welche unverdrossen in Feld und Haus und Stall von früh bis abends thätig sind. Daß sie dabei keine „Damen" geworden sind und auch ihre Bildung eine bescheidene geblieben, ist erklärlich, und wenn englische Snobs darüber die Nase rümpfen, so mögen sie nicht vergessen, daß es für eine englische Farmersfrau sehr leicht ist, „ladylike" zu erscheinen, wenn sie in Stall und Feld keinen Finger rührt. Wie aber in maßgebenden Kreisen über unsere hiesigen Landsleute geurteilt wird, beweise folgende Aussprache von Sir Gordon Sprigg, die er als Premierminister der Kapkolonie that. Er sagte: „Meine Landsleute, d. h. die Engländer, kommen mit dem Gedanken her, daß sie nicht selbst zu arbeiten, sondern Schwarze zu befehligen und für sich arbeiten zu lassen haben; der Deutsche kommt her, tüchtig in seinem Fache, willig zur Arbeit. Und er arbeitet fleißig, ehrlich, unermüdlich, geduldig, nicht abgeschreckt durch Mißerfolge und das erklärt den Erfolg, den die Deutschen hier erzielen und macht sie zu unseren besten Kolonisten." Und General Goodenough, der Befehlshaber der britischen Truppen am Kap, teilt dieselbe Ansicht und erklärt: „Kein Engländer, Schotte oder Ire könnte schaffen, was die deutschen Landwirte in der Nähe von Kapstadt, East London und King Williams Town geleistet haben. Sie haben gezeigt, was aus dem Lande gemacht werden kann, und wo wir den Boden wohlgepflegt, die Oede in einen Garten verwandelt sehen, da wissen wir auch, daß es die Wohnstätte der Deutschen ist."

Das 400 m ü. M. gelegene King Williams Town, in der Kapkolonie gewöhnlich abgekürzt nur als King bezeichnet, erreicht man von East London aus in 2½ stündiger Eisenbahnfahrt. Das freundliche, am Fuße der Amatola-Berge gelegene Gartenstädtchen war bis zum Jahre 1864 Hauptstadt von Kaffraria, ist heute noch Sitz der berittenen Kappolizei und beherbergt außerdem gewöhnlich ein halbes Regiment englischer Infanterie, dessen andere Hälfte in Grahamstown steht. Da zur Zeit der Kaffernkriege zuweilen bis zu 3000 englische Soldaten hier lagen, so sieht man gerade hier besonders viel Halbblut. In der Nähe der Stadt leben 120000 Kaffern und zahlreiche

deutsche Kolonisten und dadurch ist sie der Sitz eines recht lebhaften Handels geworden; verschiedene der East Londonhäuser haben auch in King Filialen, deren größte die des deutschen Hauses Malcomeß ist. Die ausgedehnten Niederlagen dieser Firma enthalten absolut Alles, was die hiesigen Einwohner überhaupt brauchen; wir finden hier Manufaktur-, Eisen-, Kurz-, Leder- und Sattlerwaren, Steingut-, Glas- und Emaille-Artikel, fertige Kleider, Papier, Möbel, Wagen und Wagenteile, Ackergeräte und landwirtschaftliche Maschinen, Baumaterialien wie Holz, Eisen und Wellblech; Saat-Getreide, Mehl, Salz, Zucker, Kaffee und allerlei Getränke und Lebensmittel. Exportiert werden nur Wolle, Felle und Häute.

Unter den 7000 Einwohnern von King sind etwa 1000 Deutsche vertreten, welche meist als Handwerker, dann aber auch als Kaufleute, Fabrikanten, Ärzte und Pastoren thätig sind. Der erste Industrielle am Orte, der mit etwa 200 Arbeitern eine Zündholz-, Seifen- und Kerzenfabrik betreibt, ist ein Deutscher, und so findet man hier die vom Stadtrat erlassenen Bekanntmachungen nicht nur in englischer und Kaffern-, sondern auch in deutscher Sprache veröffentlicht. Der schon genannte Oberst Schermbrucker vertritt King Williams Town im Kapparlament.

Die kleine Stadt zählt nicht weniger als 26 Kirchen und besitzt auch einen kleinen botanischen Garten, am Buffalofluß gelegen, den man hier oft beinahe trockenen Fußes überschreiten kann.

Die Fahrt nach den deutschen Ansiedelungen führt an dichten Gestrüppen von Feigencactus und Kandelaber-Euphorbien vorbei und dann durch welliges, mit Mimosen bestandenes Bergland zu einem Gebiet mit verhältnismäßig tiefer Humusschicht; hier treffen wir nun bald auf die ersten der meist weit auseinander liegenden Kolonistenhäuser. Wohnten unsere hiesigen Landsleute anfangs nur in von innen und außen übertünchten Kafferhütten mit Grasdach, so haben diese ärmlichen Wohnungen jetzt überall freundlichen Stein- oder Ziegelhäusern mit Wellblech-Dach Platz gemacht, neben denen sich massive Scheunen, Stallungen und Wagenschuppen erheben und hier hat man nun reichlich Gelegenheit, die Resultate der bereits geschilderten unermüdlichen Thätigkeit der deutschen Ansiedler bewundern zu können.

Zu einem hervorragenden Kulturwerk deutscher Nationalität sind auch die verschiedenen im Bezirk gelegenen Missionen bayerischer Dominikanerinnen zu rechnen, welche sehr praktischer Weise den Hauptwert ihrer Thätigkeit darin suchen, die Kaffern zur Arbeit zu erziehen, sei es im Felde oder im Stall oder in der Werkstatt, und die tüchtigen Schwestern gehen mit dem besten Beispiel von Fleiß und Unverdrossenheit voran, indem sie nicht nur ihre Bauten eigenhändig aufführen, sondern auch eigene Schmiede, Tischlerei, Schuhmacherei und Schneiderei betreiben und die Felder der von ihnen gekauften Farmen selbst bebauen, nur unterstützt von den Kaffernkindern, meist Waisen, deren Pflege und Erziehung sie übernommen haben.

Wie günstig diese Bestrebungen selbst seitens der Konkurrenz — wenn sie vorurteilslos und nicht wie leider nur zu oft kleinlich und unduldsam ist — beurteilt werden, möge die rückhaltslose Aussprache eines englischen Missionars belegen, der nach 15 jähriger Thätigkeit im Kaffernlande offen bekannte: „Wir haben es falsch angefangen, nicht Lesen, Schreiben und Christentum, sondern zunächst Arbeit muß man den Eingeborenen lehren, denn in der Arbeiterfrage liegt der Kern der ganzen südafrikanischen Frage überhaupt." Statt „südafrikanisch" hätte er mit gleichem Rechte „afrikanisch" sagen können.

Eine sehr lohnende Wagenfahrt von 77 Meilen führt von King Williams Town nach

Grahamstown, der schon 1812 gegründeten Hauptstadt der Ostprovinzen, welche freundlich in einem Thalkessel am Fuße der Zuurberge liegt, 11000 Einwohner und so zahlreiche Kirchen zählt, daß man den Ort „die Stadt der Heiligen" genannt hat. Die Stadt ist Mittelpunkt des Straußenfederhandels und die Farmer des Bezirks gehören zu den strebsamsten des ganzen Kaplandes; sie haben sich besonders auf Verbesserung der Milchwirtschaft gelegt und zählen zu den bislang Wenigen in der Kolonie, welche Käse bereiten. In und um Grahamstown sind Deutsche nur selten, dagegen ziemlich viele Holländer vertreten. Ein Deutscher, Dr. S. Schönland, steht allerdings an der Spitze der hiesigen vorzüglichen naturhistorischen und ethnographischen Sammlung, welche u. a. auch sehr interessante Buschmann-Malereien und Gravierungen auf Felsen enthält, und ein Assistent des Direktors, ebenfalls ein Deutscher, hat als vorzüglicher Tierausstopfer eine Reihe überaus lebensvoller Tiergruppen geschaffen.

Es mögen zum Schluß noch die Einwohnerzahlen der „größeren", nicht näher besprochenen Städte der Kapkolonie folgen: Paarl 7600, Uitenhage 7000, Graaff Reinet 6000, Stellenbosch und Worcester je 5500, Oudtshorn und Cradock je 4500, Queenstown und Simonstown je 4000, Beaufort West, Wellington, Middelburg, George und Malmesbury je 2500, Mosselbay, Aliwal North und Robertson je 2000.

Wandern wir nun weiter zu der benachbarten, weit jüngeren Kolonie Natal, dem „Garten Südafrikas."

Natal.

Die Küste dieses von Vasco da Gama am Weihnachtstage 1497 entdeckten und darnach „Terra Natalis“ benannten Landes blieb nach diesem ersten Besuch zunächst mehrere Jahrhunderte hindurch für die Europäer verschollen. Erst 200 Jahre später wurde die Aufmerksamkeit der Engländer und der Holländer durch gestrandete Schiffe auf das Gebiet gelenkt und die Holländisch-ostindische Kompagnie erwarb alsdann für nominell 10000 Gulden, in Wahrheit gegen Lieferung von Waren im Werte von rund 1000 Mark, von dem zuständigen Kaffernhäuptling den schönen Hafen Port Natal und unterhielt hier von 1719 bis 1729 eine Handelsniederlassung; der Landweg vom Kap nach Natal aber blieb den holländischen Kolonisten durch kriegstüchtige Eingeborene versperrt. Nachdem die Holländer Port Natal wieder aufgegeben, erschienen gelegentlich hier die Österreicher und unterhielten eine Station, die aber auch nur die Dauer von wenigen Jahren, 1770—74, hatte. Seit dem Jahre 1816 begannen alsdann die kriegerischen Einfälle des grausamen Sulukönigs Tschaka in das schöne Land, dessen friedliche Bewohner teils ausgerottet, teils vertrieben wurden, sodaß Natal ziemlich entvölkert war, als hier 1823 aufs Neue Europäer erschienen. Es war dies zunächst der auf eine Entdeckungsreise ausgezogene Leutnant Farewell, welcher in Port Natal landete und von dem Gebiet so entzückt war, daß er nach Kapstadt zurückging und den Gouverneur Lord Somerset um die Ermächtigung bat, in Port Natal eine Handelsstation errichten zu dürfen. Diese Erlaubnis wurde zwar nicht erteilt, aber Farewell ging auch ohne eine solche mit einer Schar abenteuerlustiger Gesellen nach Port Natal zurück, man trat durch Geschenke in freundliche Beziehungen zu Tschaka, welcher den Engländern eine Landkonzession südlich und nördlich von Port Natal 100 Meilen landeinwärts gewährte und legte an dieser Bai drei Stationen an. Diese Ansiedlungen wurden durch Tschaka's Nachfolger Dingaan im Jahre 1832 zwar verwüstet, aber im Jahre 1835 kam durch Hauptmann Allen Gardner auch mit dem neuen Sulukönig ein Vertrag zu Gunsten der englischen Kolonisten zu Stande, welche nun an Port Natal die Stadt Durban gründeten und an die britische Krone das Ersuchen richteten, die Ansiedelung als Kolonie „Victoria“ anerkennen zu

wollen. Mit der Begründung, daß die Finanzlage die Kosten für Errichtung einer neuen Kolonie nicht erlaube, wurde auch dieses Gesuch, obgleich diesmal von der Kapregierung unterstützt, von London aus abschlägig beschieden, sodaß die Buren, als sie kurz darauf hier erschienen, ein Land antrafen, dessen Übernahme die englische Regierung soeben noch offiziell verweigert hatte. Kaum sah man jedoch am Kap, daß unter Pretorius' Verwaltung geordnete Zustände in Natal Platz griffen, so bestritt man den Buren das Recht, einen unabhängigen Staat zu gründen, Natal wurde vielmehr am 12. Mai 1843 als britischer Besitz erklärt und zunächst der Regierung der Kapkolonie unterstellt; aber da die Verwaltung von Kapstadt aus durch die Entfernung und die zwischen den beiden Ländern lebende Anzahl freier und kräftiger Kaffernstämme sehr erschwert wurde, so setzte man schon 1848 einen besonderen Gouverneurleutnant mit einem ausführenden Rat für Natal ein.

Die Buren hatten inzwischen, da sie sich mit der englischen Oberhoheit nicht befreunden konnten, das von ihnen eroberte Land zum größten Teile wieder verlassen, sodaß dieses jetzt nicht viel mehr weiße Ansiedler zählte, als vor dem Buren-Trek. Daneben existierten etwa 100000 über das Land verstreute Eingeborene, deren Zahl durch flüchtende Sulus wuchs und die man unter europäischer Aufsicht in „Landreservationen" zu lokalisieren gedachte, ein Plan, der mangels der dazu nötigen Gelder nicht zur Ausführung gebracht werden konnte. Die Kaffern blieben also sich selbst und dem zivilisatorischen Einfluß einiger Missionare überlassen und im übrigen war es den Häuptlingen anheimgestellt, für Ordnung zu sorgen und ihr Volk nach hergebrachten Sitten zu leiten, soweit letztere nicht zu grob gegen westliche Kulturanschauungen verstießen.

Vor allem galt es nun aber, die Zahl der weißen Ansiedler zu heben. Zu diesem Zwecke wurde von privater Seite, durch einen gewissen Byrne, der die Kolonie früher bereist, in England Propaganda für Natal gemacht, man gewährte gegen Zahlung von nur 10 £ Ausreise im Zwischendeck und 20 Acres Land nach Ankunft in der Kolonie und hatte damit den Erfolg, daß 1848—50 auf 35 Schiffen 3792 Einwanderer nach Natal kamen. Da es fast unmöglich war, von den Erträgnissen eines nur 20 Acres großen Landstücks zu leben, so trat allerdings bald gar mancherlei Enttäuschung ein, und wer konnte, wandte sich lieber dem Handel und anderen Beschäftigungen zu, anstatt das Land zu bestellen; aber im Laufe der Zeit prosperierte doch ein großer Teil dieser Kolonisten und der erste Versuch hatte immerhin auch den Vorteil gebracht, die Aufmerksamkeit Europas überhaupt auf das bislang herzlich wenig bekannte Natal gelenkt zu haben. Zu den frühesten europäischen Kolonisten Natals gehörten eine Reihe Deutscher, von denen die ersten 189 Köpfe schon 1848 aus Westfalen und Hannover einwanderten, zunächst von einem Herrn Bergtheil dazu engagiert, für eine englische Gesellschaft Baumwolle zu pflanzen, nach baldiger Aufgabe dieses Unternehmens sich als selbständige

Kleinbauern in New Germany recht und schlecht durchschlagend. Eine Reihe weiterer deutscher Siedelungen, überwiegend von Hannoveranern, folgte in der Nächstzeit im Gefolge der Hermannsburger Mission, und die Gesamtzahl der Weißen Natals war im Jahre 1855 auf etwa 8500 gestiegen. Gewiß noch eine recht kleine Zahl, trotzdem aber begann sich dieselbe schon zu fühlen, und da ihr Sir George Grey, der Oberkommissar für Südafrika, auch „eine besondere Intelligenz und Vorsicht" nachrühmte, so wurde ihnen ein gesetzgebender Rat zuerkannt, der aus 4 von der Regierung ernannten und aus 12 von den Kolonisten gewählten Mitgliedern bestand und 1856 ins Leben trat. Damit wurde Natal völlig von der Kapkolonie losgelöst.

Es folgte in den nächsten 10 Jahren eine Zeit der Blüte. Die Kolonie nahm jetzt auf eigene Kosten energisch die Förderung der Einwanderung auf, indem sie von Staatswegen Siedelungen schuf und die dafür in Europa angeworbenen Kolonisten nach ihrem Bestimmungsort beförderte. Im Küstengebiet legte man Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwolle und Kaffee an und führte zu deren Bestellung, da man auf die Arbeit der Eingeborenen nicht rechnen konnte, seit 1860 indische Kulis ein, nachdem man deren Zulassung 1859 gesetzlich autorisiert hatte. Die Aussichten Natal's wurden auch in Europa günstig beurteilt und es flossen dem Lande dementsprechend nennenswerte Kapitalien zu. Leider entsprachen aber viele dieser neuen Unternehmungen den gehegten Erwartungen keineswegs und wurden entweder ganz aufgegeben oder doch nur mit Verlust weitergeführt; eine Handels- und Finanzkrisis war die nächste Folge und diese wieder zog auch die Staatseinnahmen in Mitleidenschaft.

Die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten veranlaßten die Kolonisten, welche eine entscheidende Stimme über die Verwendung der Kolonialeinnahmen beanspruchten, anfangs der 70er Jahre die Einführung einer selbständig verantwortlichen Regierung zu erbitten, wie sie 1872 der Kapkolonie eingeräumt wurde. Aber Earl Kimberley antwortete ihnen von London aus sehr berechtigterweise, daß die ringsum von Kaffern umschlossene Handvoll Weißer in Natal noch überwiegend auf Schutz und Hülfe seitens des Mutterlandes angewiesen sei und dem entsprechend auch der Regierung die Verfügung über die Mittel zustehen müsse. Dieser Auffassung gemäß, wurde von Sir Garnet Wolseley, welcher 1875 für kurze Zeit Gouverneur von Natal war, die Exekutive dadurch noch gestärkt, daß er die Zahl der von der Regierung ernannten Mitglieder im gesetzgebenden Rate erhöhte. Im übrigen fand Wolseley die Lage der Eingeborenen, welche von den Missionaren und besonders von Dr. Colenso, dem Bischof von Natal, ziemlich schwarz geschildert worden war, unter der britischen Herrschaft sehr befriedigend.

Andrerseits unterließ man nicht, weitere Schritte für Hebung der Kolonie zu thun. Nachdem man 1875 eine Eisenbahn-Anleihe von 1200000 £ aufgenommen, begann man unter Wolseley's Nachfolger 1876 den Bau einer Bahn von der Küste nach dem Hochland, denn der „Overberg"-Handel nach

dem Oranje- und dem Transvaal-Staat hatte frühzeitig einen wichtigen Teil des Gesamthandels der Kolonie gebildet, den es zu sichern galt. Man fing auch an, einen direkteren zivilisatorischen Einfluß auf die Eingeborenen auszuüben und dehnte das englische Strafrecht auf die Eingeborenen-Reservate aus. Der kurz darauf ausbrechende Sulukrieg und die Verwicklungen im Transvaal hinderten zwar für einige Jahre nennenswerte Fortschritte, dann aber trat eine Zeit fast ununterbrochener ruhiger Entwicklung ein, sodaß man der bisherigen „Kronkolonie" Natal das längst erbetene Regiment parlamentarischer Selbstverwaltung zugestand und dasselbe am 19. Oktober 1893 durch den Gouverneur Sir Walter Hely-Hutchinson inaugurierte. Bald darauf wurde das Gebiet der Kolonie durch die am 17. Dezember 1897 erfolgte Einverleibung von Sululand und Tongaland vergrößert, nachdem die Eingeborenen dieser beiden nach Norden zu anschließenden britischen Schutzgebiete beruhigt worden waren. Sululand war bereits am 14. Mai 1887 von England annektiert und vorläufig dem Gouverneur von Natal unterstellt, im Mai 1895 auch noch durch den, zwischen Swasiland und Amatongaland liegenden, 65×30 Meilen großen Landstreifen des Ingwavuma-Distrikts vergrößert worden, den man schon 1880 als britische Interessenphäre erklärt hatte. Tongaland dagegen war nach einem am 6. Juli 1887 voraufgegangenen Freundschaftsvertrag am 29. April 1895 als britisches Schutzgebiet erklärt worden.

Am 20. Mai 1898 trat Natal der Südafrikanischen Zollunion bei und da die Kolonie stark durch den jüngsten Krieg mit den Buren beeinflußt wurde, verlangt ihre Regierung jetzt eine beträchtliche Gebietserweiterung auf Kosten des Oranjestaates und Transvaals.

Die Kolonie, wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit der „Garten Südafrikas" benannt, umfaßt heute 75900 qkm (42920 Natal, 27970 Sululand und 5010 Tongaland) und ist fast als ein tropisches Land zu bezeichnen, das im eigentlichen Natal im Süden von Umtamvuna, im Norden von der Tugela begrenzt, von der Küste aus staffelartig bis zu den über 3000 m hohen Drachenbergen ansteigt und zwar überall verhältnismäßig so schnell und steil, daß die am Kapland verhältnismäßig breit auftretenden Terrassen hier zu schmalen Landstreifen zusammengedrückt sind. Steile Abhänge und enge Thäler, aus denen 23 Flüsse, zahlreiche schöne Wasserfälle bildend, reißend zur Küste eilen, gliedern den nördlichen Teil des eigentlichen Natal. Das Klima ist an der Küste ziemlich gleichmäßig warm, weist in Durban z. B. im heißesten Monat Januar durchschnittlich 24°, im kältesten Juli 14° auf, während weiter nach dem Innern zu, wo der ausgleichende Einfluß des Meeres fehlt, die Temperaturunterschiede größer, die Sommer heißer, die Winter kälter sind. Die Produktion des Landes ist eine entsprechende. In dem 25 km breiten Küstengürtel, welcher die erste 200—250 m hohe Terrasse einschließt und der südlich der Tugela trotz seiner großen Niederschlagsmengen als verhältnis-

mäßig gesund bezeichnet werden kann, findet man vorzugsweise Plantagenbau, und zwar werden hier Zuckerrohr, Thee, Kaffee, Orangen, Bananen und Ananas neben Mais gepflanzt; zahlreiche Strelitzias, Pandanus, Leuchter-Euphorbien, Phönixpalmen und die Encephalartos-Cycadee bilden hier auffallende Charakterpflanzen. Von den 300—900 m hohen „midlands" ist der untere Teil fast ohne Kulturen, höher hinauf aber finden wir in herrlichem Klima vorzügliches Land für europäische Getreide, Weizen, Gerste, Hafer, Mais und Kartoffeln, daneben gute Rinderweiden, während die 900—1500 m hohen „uplands" besonders für Schafzucht geeignet und dazu viel benutzt sind. Die beiden höheren Regionen werden allerdings, ebenso wie die Burenstaaten, im Sommer periodisch von Hagelschlägen heimgesucht.

Die Bevölkerungszahl einschließlich des Sulu- und des Tongalandes wurde 1898 auf rund 900 000 geschätzt, und darunter waren in 1893 nur 45 000 Weiße vertreten. Die noch immer so geringe Zahl letzterer könnte überraschen, die langsame Besiedelung Natals erklärt sich aber aus seiner exponierten Lage und der beständigen Angst vor Aufständen der kraftvollen, benachbarten Eingeborenen-Stämme: Der Kaffern im Südwesten, der Basutos im Nordwesten und der Sulus im Norden. Diese Umstände machen es auch begreiflich, daß sich die Kolonie mehr an England, als an die Kapkolonie anschloß, und so ist Natal nach seiner Gründungsgeschichte, Bevölkerung und Verfassung eine fast rein englische Kolonie geworden, während Kapland politisch den Afrikandertypus trägt und mehr eine holländische Kolonie unter englischer Flagge ist. Unter den 45 000 Weißen befinden sich etwa 4000 Buren und 5000 Siedler deutscher Abkunft. Die letzte Volkszählung von 1891 ergab 2270 in Europa außerhalb Großbritanniens Geborene und deren überwiegende Mehrzahl sind Deutsche, dazu kommen die in der Kolonie von deutschen Eltern Geborenen, und die meisten dieser unserer Landsleute haben ihr deutsches Wesen auch noch erhalten, hauptsächlich Dank dem Einfluß der Geistlichen der seit 1834 hier thätigen Berliner und der 1849 vom Pastor Harms begründeten Hermannsburger Mission, welche seit 1853 in Südafrika thätig ist und sowohl in Natal, wie in Transvaal, Betschuanaland und in der Kapkolonie mit Erfolg gearbeitet hat. Wir finden heute 11 deutsch-evangelische Gemeinden in Natal, nämlich in New Germany, Emmaus, Neu-Hermannsburg, New Hannover, Noodsergrad oder Wartburg, Kirchdorf, Neuenkirchen, Lilienthal, Müden, Bethanien und Helpmakaar. Königsberg und Hoffenthal an der Westgrenze und Christianenburg bei Durban sind bekannte Stationen der Berliner, Stendal nördlich von Pietermaritzburg und Eben Ezer Stationen der Hermannsburger Mission, die letzte im äußersten Süden der Kolonie gelegen, wo wir auch die blühende deutsch-norwegische Kolonie Marburg finden. Die Berliner Mission hat im Ganzen 7 Stationen in Natal, doch wird deren Thätigkeit auch hier vielfach unerquicklich gemacht durch die unverfrorene Konkurrenz verschiedener englischer Sekten, deren Sendlinge sich unbekümmert um

schon bestehende deutsche Missionen in deren Nähe niederlassen und einen wenig schönen Wettstreit einleiten. Eine besondere rühmende Erwähnung verdient unter den hiesigen Missionsanstalten die Trappisten-Siedlung Mariahill, deren erste Vertreter von einem energischen, früher in Bosnien wirkenden Abte nach den malarischen Hügeln Natals geleitet wurden. Heute zählt der Orden in Natal je 350 Brüder und Schwestern, welche die Eingeborenen in Religion und Handwerk unterweisen, von den 12 000 Acres Land, die sie erworben, einen großen Teil mit Hülfe von 2000 Kaffern, ihren Zöglingen, urbar gemacht haben und im übrigen sämtliche vorkommenden Arbeiten auf das trefflichste selbst besorgen. 23 kleinere, in der Kolonie verstreute Stationen sind dem Kloster in Mariahill unterstellt. Die Brüder sind meist Deutsche, Bayern und Österreicher, lehren aber in Englisch und bekommen dafür von der Natal-Regierung einen jährlichen Zuschuß von 500 £.

Die Mehrzahl unserer Landsleute, mit Ausnahme von etwa 40 Kaufleuten in Durban, wo auch ein deutsches Wahlkonsulat besteht, und einer Anzahl von Handwerkern, schlagen sich recht und schlecht mit Ackerbau und Viehzucht durch, ohne zu sonderlichem Wohlstand gekommen zu sein; sie leben behaglich, aber einfach, wie leidlich gut situierte Bauern bei uns, haben ihr gutes Auskommen, aber auch meist nicht mehr. Weite Strecken nördlich und östlich von Pietermaritzburg sind von Hannoveranern besiedelt, wie denn überhaupt das norddeutsche Element den überwiegenden Prozentsatz deutscher Einwanderung stellte; es erstanden hier freundliche deutsche Dörfer, wo die deutsche Eigenart fortlebt und auch für die nächste Zukunft sich noch erhalten wird. Die Kinder auf den Wegen grüßen in deutscher Sprache; meist wird platt gesprochen, hochdeutsch aber überall verstanden, was auf den guten Einfluß der Schulen zurückzuführen ist. Natürlich wird aber auch in diesen deutschen Schulen die Landessprache, das Englische gelehrt, und zwar schon aus dem Grunde, weil die armen Gemeinden darauf bedacht sein müssen, den erheblichen Zuschuß, welchen die Kolonialregierung für gute Leistungen im Englischen gewährt, den schlecht besoldeten Lehrern zukommen zu lassen. Leider haben auch hier unsere Landsleute kleinliche Spaltungen nicht unterlassen können; die Frage der Zulassung von Civilehe hat in New-Hannover nicht nur die Trennung in 2 Kirchen, sondern auch in 2 Schulen veranlaßt, ein Luxus, den sich die Gemeinde bei ihren beschränkten Mitteln schwer genug leisten kann. Allerdings besitzen gerade hier einige unserer Landsleute Bodenflächen bis zu 1000 Acres und haben sich mit schönem Erfolg auf Anpflanzung von Gerbeakazien und auf Pferdezucht gelegt; erzielen hier gezüchtete Pferde doch bis zu 150 £.

Für größere deutsche Siedlungen in Natal ist aber kaum mehr Platz vorhanden, da billiges und gutes Kronland in der ganzen Kolonie schon überaus selten und Privatland teuer ist; wird doch Land für Wattle-Kultur in New Hannover, das vor 20 Jahren wenig über 1 £ kostete, heute mit 3—4 £ für den Acre bezahlt.



Sulu-Kraal in Natal.

In Albertina im Süden Natals finden wir auch skandinavische Missionare und Farmer.

Weitaus die größte Zahl der Fremden in Natal stellen heutigen Tages die Inder. Wir haben gesehen, daß indische Kulis für die Zuckerpflanzungen zuerst 1860 eingeführt wurden; hauptsächlich wegen der schlechten Finanzlage wurde diese Einwanderung zwischen 1866 und 1874 allerdings unterbrochen, erreichte dann, wieder aufgenommen, aber bis 1896 die Gesamthöhe von 66 000 Köpfen und zwar verblieben von diesen Indern und ihrem Nachwuchs 1896 in der Kolonie 33 000 Freie und 16 000 Kontraktarbeiter. Anfangs waren die Inder hoch willkommen, sind doch auf Plantagen, welche gelernte und ausdauernde Arbeiter erfordern, die Kaffern nur von sehr geringem Nutzen, da sie gewöhnlich nur für 6 Monate in Dienst gehen, während man auf die Inder bei billigen Löhnen fest rechnen kann; bald aber stellten sich doch auch bei ihnen Unannehmlichkeiten ein. Gerade die Anspruchslosigkeit der Inder wurde der kleinen Zahl von Weißen unbequem, als die Kulis sich nach Ablauf ihres Kontrakts in selbständige Kleinfarmer verwandelten, oder dadurch, daß die Inder überhaupt gleich als freie Arbeiter einwanderten und eine Konkurrenz eröffneten, der ein Europäer nicht gewachsen ist. Schon 1888 fing deshalb ein Teil der Kolonisten an, sich gegen weitere Inder-Einführung auszusprechen, 1894 entzog man sodann den Indern, obgleich sie ja auch britische Unterthanen sind, in Natal das Wahlrecht, und schließlich steigerte sich die Abneigung bis zu Gewaltakten.

Als im Januar 1897 ein von dem pestverseuchten Bombay eintreffendes Schiff etwa 400 freie indische Arbeiter in Durban landen wollte, patrouillierten 5000 bewaffnete Weiße die Stadt und den Strand, um eventuell landende Inder in das Meer zu werfen. Das Schiff blieb drei Wochen auf der Außenrhede liegen, bis nach regierungsseitiger Zusage einschneidender Änderung in der Zulassung von Fremden die Landung von der Bevölkerung zugelassen wurde. Seitdem wird, um die Asiaten fernzuhalten, von jedem freien Einwanderer in Natal die Kenntnis einer europäischen Sprache und Schrift gefordert, und die für Farmen und Straßenbau importierten Kontrakt-Arbeiter werden nach Indien zurückgeschickt, wenn sie ihren Kontrakt nach Ablauf der ersten 5 Jahre nicht erneuern wollen. Die Auswanderung indischer Kulis nach Natal belief sich 1896/7 auf 4000, 1897/8 auf 6000 und 1898/9 auf 5000 Köpfe. Für die unter Kontrakt auf 5 Jahre eingeführten Kulis hat der Arbeitgeber außer festgesetzten Löhnen und Rationen auch noch gewisse Beiträge für die Spesen der Einführung und des Rücktransports zu entrichten, sodaß sich der Arbeitslohn pro Kopf und Tag auf rund einen Shilling stellt. Die monatlichen Kosten eines indischen Kontraktarbeiters setzen sich nämlich im ersten Jahr zusammen aus: 10/— Barlohn, 8/— in Lebensmitteln, 1/— für Arzt und Medizin und 9/2 monatlicher Beitrag für Passagegelder = 28/2; in jedem folgenden Jahre steigt der Barlohn um 1/— pro Monat, sodaß sich die monat-

lichen Kosten im 5. Jahre auf 32/2 belaufen. Der Barlohn für Weiber beträgt nur 5/— bis 7/—, freie Inder dagegen bekommen 15/— bis 20/—, dazu Lebensmittel und freie ärztliche Behandlung. Außerdem sind diesen sämtlichen Arbeitern Wohnungen anzuweisen, welche bestehenden gesetzlichen Vorschriften genügen müssen, allerdings sehr primitiv sind. Von dem Erwerb der von der Regierung ausgebotenen Ländereien sind Asiaten ausgeschlossen, sie können also Land nur von Privaten kaufen.

Was die Unterstützung europäischer Einwanderung seitens der Kolonialverwaltung anbelangt, so ist dieselbe in Natal heutigen Tages darauf beschränkt, daß unter gewissen Bedingungen freie Schiffsausreise an Farmer, Farmgehülfen und weibliche Verwandte von in der Kolonie bereits Ansässigen gewährt wird, ebenso wie Passageerleichterung unter ähnlichen Bedingungen wie seitens der Kapkolonie an solche Leute, welche sich, von in Natal bereits Angesiedelten berufen, zur Auswanderung dahin entschließen.

Da das zahlenmäßige Mißverhältnis in Natal zwischen Weißen und Farbigen besonders groß ist — kommt doch 1 Weißer auf 20 Farbige — so hat man sich hier auch zu entsprechenden Maßregeln veranlaßt gesehen, um unliebsamen Überraschungen möglichst vorzubeugen. Nicht nur, daß auch hier den Eingeborenen Besitz von Feuerwaffen und Munition, sowie Kauf und Genuß von Spirituosen gesetzlich untersagt sind, hat man in den Städten Natals auch die Einrichtung getroffen, daß von abends 9 Uhr ab nach einem längeren Glockenläuten kein Farbiger ohne besonderen Paß in den Straßen betroffen werden darf, unter Androhung von Gefängnisstrafe im Übertretungsfall; durch diese weise Maßregel hat man vielem Unfug vorgebeugt. Im übrigen sind die Sulukaffern körperlich ein prächtiger Menschenschlag, schön gebaut, kräftig und gesund, und man hat in Natal reichlich Gelegenheit, sie noch in ziemlich unverfälschter Naturtreue kennen zu lernen. Daß sie, richtig behandelt, ganz brauchbar sind, geht daraus hervor, daß man in der Kapkolonie zahlreiche Sulus bei der städtischen Polizei angestellt findet.

Die Verwaltung Natals steht unter einem von der Krone ernannten und von der Kolonie mit jährlich 5000 £ bezahlten Gouverneur, der in der Hauptstadt Pietermaritzburg residiert und dem ein Ministerium von nicht über 6, ein von der Exekutive ernannter Legislative Council von 11 und eine von den Bürgerrechte besitzenden Weißen auf 4 Jahre gewählte Legislative Assembly von 37 Mitgliedern zur Seite stehen. Stimmberechtigt ist jeder Weiße, welcher eine jährliche Miete von 10 £ bezahlt, oder Land im Werte von 50 £ besitzt, ebenso derjenige, welcher seit 3 Jahren in der Kolonie wohnt und einen Monatsgehalt von mindestens 8 £ bezieht. Asiaten sind, wie bereits erwähnt, nicht stimmberechtigt, wohl aber solche Eingeborene, welche den allgemeinen Vorschriften genügen und sich seit 7 Jahren von allen Eingeborenen-Sitten und Gebräuchen

fern gehalten haben, was ihnen vom Gouverneur bestätigt sein muß. Die Mitglieder des Council sollen wenigstens 30 Jahre alt, freie Besitzer von Land im Werte von 500 £ sein und seit 10 Jahren in der Kolonie wohnen; dieselben werden auf 10 Jahre ernannt und alle 5 Jahre scheidet die Hälfte von ihnen aus.

Die Verteidigung der Kolonie bestand vor dem jüngsten Kriege aus etwa 500 Mann berittener Polizei und einem Freiwilligen-Korps von zirka 1500 Mann. Dazu traten noch wechselnd starke Garnisonen von englischen Truppen in Pietermaritzburg und Ladysmith, für deren Unterhalt Natal jährlich 4000 £ beisteuerte. Eine allgemeine Dienstpflicht existiert in Natal nicht, selbst nicht zu Verteidigungszwecken im Kriegsfall. Daß die Kolonie 1898 der Marine des Mutterlandes die jährliche Lieferung von 12000 Tons Kohlen frei an Bord Durban anbot, ist bereits berichtet worden.

Das Budget Natals stellte sich 1898 auf 2121000 £ in der Einnahme und 1923000 £ in der Ausgabe, während die durchschnittlich mit 4¼ % zu verzinsende öffentliche Schuld, wovon 95 % für Häfen, Eisenbahnen und andere produktive Anlagen verwandt wurden, Mitte 1898 8054000 £ betrug. Im Jahre 1901 wurde für Hafen- und andere öffentliche Arbeiten die Aufnahme einer weiteren Anleihe von 3 Millionen £ beschlossen. Die Einnahmen hatten sich wie folgt entwickelt: 1850: 32000 £, 1860: 77000 £, 1870: 126000 £, 1880: 582000 £, 1890: 1422000 £ und unter den Einnahmen für 1898 figurieren die Eisenbahnen mit einem Brutto-Ertrag von fast einer Million Pfund Sterling und die Zölle mit 466000 £. Seit Natal 1898 der Südafrikanischen Zollunion beigetreten, betragen die Einfuhrzölle auch hier im allgemeinen 7½ % vom Werte. Die von den Eingeborenen zu entrichtende Hüttensteuer beläuft sich auf 14 Schillinge im Jahre.

Die Kolonialverwaltung unterstützt Schulen, soweit diese sich ihrer Aufsicht unterstellen, darunter auch zwei höhere Schulen und 4 Seminare, außerdem botanische Gärten in Durban und Pietermaritzburg. Öffentliche Bibliotheken sind in den meisten Orten vorhanden und auch die Presse ist in Durban und Pietermaritzburg verhältnismäßig gut vertreten.

Was die Verkehrsmittel anbelangt, so besaß Natal 1898: 3300 Meilen Fahrstraßen, deren Unterhalt der Kolonie jährlich 50000 £ kostet, 475 Meilen Staatseisenbahn und 1238 Meilen Telegraphenlinien.

Die Hauptbahn führt von Durban nach Johannesburg, und zwar wurde der 1876 begonnene erste Teil dieser schwierigen Gebirgsbahn 1880 bis zur Hauptstadt Pietermaritzburg fertig gestellt, der Bau nahm dann aber einen sehr langsamen Fortgang; die Weiterführung der Linie geht über Ladysmith und den Kohlenort New Castle, hat dann bei Laings Nek einen 2213 Fuß langen Tunnel zu passieren und erreicht kurz darauf Charlestown an der Transvaalgrenze, welches 5386 Fuß ü. M. und 307 Meilen von Durban

entfernt liegt. Die Bahn erreichte diesen Ort im Jahre 1890 und bis zum Jahre 1892 behielt Natal seinen großen Transitverkehr mit Transvaal, welcher dieser englischen Kolonie 80 % ihrer Zoll- und Eisenbahneinnahmen lieferte. Nach Eröffnung der Bahnen von Kapstadt und Lourenzo Marques nach Johannesburg verlor jedoch Natal den größten Teil dieses einträglichen Verkehrs und hat ihn durch den Bau der Anfang 1896 eröffneten Strecke Charlestown—Johannesburg auch nur zum Teile zurückerobern können. In Ladysmith, welches wegen seiner Lage am wichtigsten Passe der Drachenberge den Knotenpunkt für alle Wege von der Küste nach dem Innern bildet, zweigt sich von der Hauptlinie eine Bahn nach Harrismith im Orangestaat ab, deren Weiterführung zum Anschluß an die nahe Cap-Pretoria-Linie geplant, aber noch nicht erfolgt ist. Von der Station Glencoe der Hauptbahn führt eine nur 6 Meilen lange Zweiglinie nach Dundee, dem Hauptkohlenort Natals und wird von hier aus nach Vryheid in Transvaal weitergebaut; weitere Abzweigungen von der Hauptlinie führen nach Richmond und Greytown.

Auch der Küste entlang läuft eine Bahn von Park Rynie im Süden bis zu dem Grenzfluß des eigentlichen Natal, der Tugela, und soll von hier aus weiter nach Norden über Eshowe durch Sulu- und Tonga-Land bis zur S. Lucia-Bai verlängert werden, welch' letztere dann zu einem großartigen Hafen ausgestaltet werden soll; diese Bahn würde gleichzeitig die Ausnutzung der großen Kohlenlager in Sululand gestatten und die Arbeiten für Entwässerung und Bepflanzung der von Malaria entsetzlich gepeinigten Gegend erleichtern. Von Park Rynie nach Süden zu will man die Linie bis Port Shepstone und an die Natalgrenze fortsetzen, doch dürfte bis zur Ausführung dieser verschiedenen Projekte noch eine geraume Zeit vergehen.

Die bislang in Betrieb befindlichen 475 Meilen haben pro Meile 15189 £ gekostet und trotz der überwiegend bergigen Beschaffenheit des Geländes, welches starke Steigungen und zahlreiche scharfe Kurven bedingte, rentierten sich die Bahnen mit 2,8 % in 1894, 4 % in 1895, 11½ % in 1896, 7,1 % in 1897 und 5,7 % in 1898. Daß gute und billige Kohlen an der Bahnlinie selbst in reichlicher Menge vorhanden sind, ist für den Betrieb natürlich von wesentlicher Bedeutung.

Was den Fremd-Handel Natal's betrifft, so wies derselbe einschließlich des Transithandels auf in

	Einfuhr	Ausfuhr
1850	111 000 £	32 000 £
1867	263 000 „	196 000 „
1870	429 000 „	382 000 „
1875	1 268 000 „	733 000 „
1880	2 336 000 „	890 000 „
1885	1 518 000 „	877 000 „

	Einfuhr	Ausfuhr
1890	4 490 000 £	1 423 000 £
1895	2 466 000 „	1 305 000 „
1897	5 980 000 „	1 621 000 „
1898	5 223 000 „	2 184 000 „

Unter den Ausfuhrartikeln — ohne Transitware — des Jahres 1898 stehen obenan: Wolle mit 565000, Häute mit 160000, Kohlen 124000, Mohair 36000, Wattle-Rinde 30000, Felle 24000 und Zucker 18000 Pfund Sterling, während die ersten Stellen in der Einfuhr einnehmen: Lebensmittel aller Art 831000, Kurz- und Modewaren 492000, Maschinen 306000, Eisenwaren 303000, Leder- und Schuhwaren 246000, Mehl 240000, Holz 186000, Spirituosen und Wein 132000, Getreide 118000, Droguen 117000, Baumwollwaren 116000, Möbel 105000, Wollwaren 98000 £. Die Importzahlen von 1898 schließen 938000 £ Transitwaren ein, von denen 867000 £ nach Transvaal und 53000 £ nach dem Orangestaat gingen. Die weitaus überwiegende Menge der Einfuhrgüter repräsentiert von Weißen gebrauchte Bedarfsartikel, während der Konsum der Eingeborenen an europäischen Waren noch überaus gering ist. Der Anteil Englands am Fremdhandel Natal's ist in der Ausfuhr seit 8 Jahren wesentlich zurückgegangen, betrug nämlich 1893: 68 %, 1899 aber nur noch 28 %, während in der Einfuhr noch immer 70 % von Großbritannien kamen; Deutschland folgt in zweiter Reihe.

Den Bankverkehr Natal's vermitteln Filialen der vier großen, im Kapitel der Kapkolonie aufgeführten englischen Banken und außerdem die 1854 gegründete „Natal-Bank", welche ihren Hauptsitz in London und ein Kapital von 878000 £ hat, wovon 284000 £ eingezahlt sind; diese Natal-Bank besorgt die Geschäfte der Kolonial-Regierung.

Die Regierungs-Sparkasse, welche Einlagen mit 4 % verzinst, wies Mitte 1898 in ihren 17 Zweiganstalten Gesamtguthaben von 272000 £ auf.

Unter den Plantagenprodukten des Landes bildet das wichtigste das Zuckerrohr, für welches die 10—20 km breite Küstenebene in Betracht kommt, und zwar wurde mit der Einführung des Rohres von Reunion im Jahre 1848 begonnen. Die Zubereitung des Zuckers war anfangs eine sehr primitive, es fehlte vollständig an Fachkennern, und so war es nicht zu verwundern, daß mancherlei Fehlschläge zu beklagen waren und die Kultur zunächst nur langsam zunahm; erst 1856 ersetzte man in den Zuckerpressen die Ochsen durch Dampfkraft, und das damals mit Zuckerrohr bepflanzte Land umfaßte 1490 Acres. Zu einer nennenswerten Ausdehnung der Pflanzungen fehlte es an Arbeitern; ist doch auf regelmäßige Kaffernarbeit nicht zu rechnen, denn gerade wenn man die Herren Eingeborenen am meisten braucht, gehen sie eventuell zum Ausruhen nach Hause, und so begann man denn 1860 mit der Einführung indischer Kulis. Bis zum Jahre 1866 hatte man deren schon 5600 in die Kolonie ge-

bracht und die Zuckerindustrie nahm nun einen sichtlichen Aufschwung, der dem ganzen Lande zugute kam. Im Jahre 1867 schützte man die Industrie noch besonders durch Einführung eines Zolls von 3/6 für den Zentner importierten **fremden** Zuckers, der bis heute in Kraft geblieben ist; 1868 exportierte man den ersten Rum und kurz darauf wurde auch der erste Vacuum-Apparat in der Kolonie benutzt. 1877/8 wurde sodann in Mount Edgecombe eine große Zentralmühle errichtet, unter Aufsicht von Fachleuten aus Mauritius, die damals verschiedentlich ihre Erfahrungen in Natal zu verwerten suchten, und die Eröffnung der Küstenbahn bis Verulam im Jahre 1879 kam ganz besonders auch der Zuckerindustrie zugute. Der starke Fall der Zuckerpreise, der seit 1883/4 in der ganzen Welt eintrat, schädigte freilich auch Natal schwer und zwang dringend zu sorgfältigerer Kultur und Bearbeitung. Man fing nun an, Land und Rohrsorten besser auszuwählen, den Boden zu pflügen und zu düngen, um höhere Erträge zu erzielen, führte Feldbahnen und andere Ersparnisse ein und so wurde die Krisis von den meisten Pflanzern, wenn auch nach schwerer Schädigung, überstanden. Der Anschluß Natal's an den Südafrikanischen Zollverband, welcher für die eigenen Landesprodukte seiner Mitglieder gegenseitige Zollfreiheit gewährleistet, sichert der Kolonie für ihren Zucker den Südafrikanischen Markt und damit ein recht aufnahmefähiges natürliches Absatzgebiet. Im Jahre 1885 hatte Natal's Zuckerexport 144000 £ gewertet, 1890 war er auf 65500 1897 sogar auf 7400 £ gefallen und erst jetzt beginnt sich die Ausfuhr wieder zu heben. Der Wert des von 1854—93 in Natal erzeugten Zuckers wird mit 5½ Millionen £ angegeben.

Die **Zahl** der Fabriken, deren Einrichtung vielfach veraltet ist, hat allerdings in den letzten Jahrzehnten abgenommen, die **Gesamtproduktion** aber ist gestiegen. Im Jahre 1897 waren im Ganzen 39 Zuckerfabriken — die größten in Mount Edgecombe und in Stanger — und 11 Rumdestillerien thätig, und die mit Rohr bepflanzten 20000 Acres ergaben 20000 Tons Zucker, der, soweit er exportiert wird, hauptsächlich nach der Kapkolonie ging; daneben gewann man 103000 Gallonen Rum und 328000 Gallonen Syrup, die überwiegend nach Portugiesisch-Ostafrika verschifft wurden. Die Pflanzung des Zuckerrohrs erfolgt von August bis Dezember, das Pressen von Juni/Juli bis Januar, und soweit der Pflanzer sein Rohr an eine Zentralmühle liefert, bekommt er gewöhnlich ³/₅ des daraus gewonnenen Produkts, während ²/₅ der Fabrik verbleiben. Unbeständige klimatische Verhältnisse, teilweise vielleicht mit durch die Entwaldung verursacht, erschweren die Kultur, der Zuckergehalt des Rohres schwankt zwischen 6 und 9% und der als Durchschnitt angegebene Ertrag von 1½ Tons Zucker auf den Acre wird keineswegs immer erreicht. In Mount Edgecombe liefern 12 Tons Rohr 1700 Gallonen Saft oder eine Tonne Zucker, von welchem 66% auf erste, 26% auf zweite, 6% auf dritte und 2% auf vierte Qualität entfallen; von der dann noch verbleibenden Melasse ergeben drei Teile einen Teil Rum. Der Diffusions-Prozeß ist in Natal

noch nicht versucht worden, das Rohr wird vielmehr überall nur ausgepreßt. Der Durchschnittspreis für Zuckerland nahe einer Mühle beträgt für den Acre 10 £ bei Kauf und 1 £ jährlich bei Pacht.

Neben dem Zuckerrohr hat man eine ganze Reihe weiterer Kulturen versucht und da die meisten derselben nur in kleinem Maße betrieben werden, verschiedentlich auch noch nicht über das Anfangsstadium hinausgekommen sind, so nennt man Natal auch wohl die „sample colony", die Versuchs-Kolonie.

Besondere Beachtung hat neben der Kultur von Zuckerrohr diejenige von Thee gefunden und zwar machte man die ersten Versuche im Jahre 1850 mit Assam-Thee, den man von den Kew Gardens bezog; auch diese Kultur entwickelte sich zunächst sehr langsam und empfing erst 1877 einen lebhaften Ansporn durch Einführung und Verteilung Indischen Samens seitens der Tugela-Pflanzer-Vereinigung. Die Theestaude ergiebt einen vollen Ertrag hier nicht vor dem 7. Jahre und zwar rechnet man alsdann auf ein Maximum von 650 Pfd. fertigen Thees auf den Acre; bei guter Pflege und Verwaltung soll eine Pflanzung aber bereits im 4. Jahre ihre Spesen decken. Auf je 4 Acres rechnet man einen Kuli, welcher am Tage 32 bis 35 Pfund frischer Blätter pflückt, von denen vier Pfund ein Pfund getrockneten Thees ergeben. Pflücken und Zubereiten erfolgen zwischen den Monaten September bis Juni und zwar schickt man die frischgepflückten Blätter zur weiteren Behandlung nach Zentral-Bereitungsanstalten. Hier wird der Thee zunächst auf Tafeln ausgebreitet und bei einer Temperatur von 32—35° C. 16 bis 18 Stunden lang leichtem Welken überlassen, bevor man die Blätter eine halbe Stunde lang rollt, um die Saftzellen zu brechen und dem Blatte die im Handel beliebte Form zu geben. Es folgt dann der Gährungsprozeß, der sehr sorgfältig überwacht sein will, da ein zu viel oder zu wenig die Qualität sehr beeinträchtigt; die Bestimmung der geeigneten Zeitdauer erfordert große Erfahrung, ist natürlich auch je nach der Temperatur des Raumes verschieden und beträgt bei 30 - 32° etwa zwei Stunden. Ist die Gährung beim richtigen Punkte angelangt, so wird sie sofort dadurch unterbrochen, daß man die Blätter in Röstpfannen legt und einer Temperatur von 200° aussetzt. Gesiebt und sortiert ist der Thee dann fertig für den Handel. Im Jahre 1897 befanden sich in Natal, und zwar hauptsächlich im Kearsney-Distrikt am Südufer der Tugela, 2660 Acres unter Theekultur, deren Ertrag sich auf 850 000 Pfund fertigen, recht guten Thees belief; der Durchschnittswert desselben ist 8 Pence für das Pfund. Mit

Tabak waren 1897 3700 Acres bestellt, welche 315 000 Pfund lieferten, davon waren aber nur 467 Acres mit 85 000 Pfund Ertrag von Weißen bewirtschaftet, während der größere Teil auf Eingeborenen-Kulturen entfällt. Die Güte des hier erzeugten Produkts kommt demjenigen von Transvaal nicht gleich.

Kaffee war früher — seit 1863 — in Natal mehr angepflanzt als jetzt, nachdem der Rostpilz, ein Bohrwurm und eine Reihe trockener Saisons viele

Pflanzungen vernichtet haben; die Ernte von 1898 ergab von 343 Acres 67 000 Pfund.

Die Versuche mit Anbau von Baumwolle sind mißglückt, dagegen verspricht Mauritiushanf guten Erfolg.

Von den in den Vorhügeln fast ausschließlich von Indern gezogenen und vorzüglich gedeihenden Früchten sind zu nennen die 500 Acres bedeckenden Bananen, welche in Durban 6 Pence für das Hundert, Orangen, welche einen Schilling für das Hundert, und Ananas, welche je nach Saison 6 Pence bis 5 Schilling für das Dutzend erzielen.

Mais bildet neben Kaffernkorn das Hauptprodukt für die Eingeborenen und zwar ergiebt derselbe in dem Küstengebiet zwei Ernten im Jahre, eine im August und eine zweite im Januar; freilich wird das Resultat nicht selten durch Trockenheit und Heuschrecken geschädigt, sodaß Mais auch noch von Nordamerika und Argentinien eingeführt werden muß. Die Weizenernte Natals belief sich 1897 nur auf 18 000 Muids.

Einen recht guten Erfolg hat man mit den seit einem Jahrzehnt von Australien herübergebrachten

Gerbeakazien, besonders der Black Wattle (Acacia mollissima) gehabt, deren Rinde 30—40% Gerbstoff enthält und die speziell auch von unseren Landsleuten im New-Hannover-Distrikt nutzbringend gepflegt werden. Das gepflügte Land wird mit Wattle besät, zwischen der man im ersten Jahre noch Mais zieht; der Baum entwickelt sich ohne weitere Pflege und ist im 5. Jahre ertragsfähig. Die Rinde ist mit Hülfe von Messern leicht abzulösen, wird dann — teilweise bereits mit Maschinen — geschnitten und in Säcken verpackt über Durban nach London geschickt. Im Jahre 1898 waren in Natal 21 800 Acres mit Gerbeakazien bepflanzt und deren Ertrag belief sich auf 9400 Tons Rinde im Werte von 31 000 £.

Waldschutz und Pflege ist sonst nicht die starke Seite Natals, drei Viertel aller Forsten befinden sich in Privatbesitz und sind in raschem Abholzen begriffen; das Küstenland und die Vorberge bis zum Sululand hinauf bieten meist nur noch Feuerholz.

Was die Viehzucht anbetrifft, so zählte man 1897 in Natal 365 000 Rinder, 723 000 Merinoschafe, 221 000 gewöhnliche und 100 000 Angora-Ziegen, 48 000 Pferde, 3790 Maultiere, 100 Esel, 41 000 Schweine und 680 Strauße. Auf eine Normalfarm erster Ordnung rechnet man in Natal 6000 Acres, auf eine solche zweiter Ordnung 2000 Acres. Auf vielen Farmen trägt der Acre hier 2 Schafe und deren jährlicher Durchschnittsertrag an Wolle ist 4½ Pfund. Von den ab Durban in der jährlichen Saison zwischen Oktober und Juni verschifften 50—60 000 Ballen Wolle stammen nur etwa 10 000 Ballen aus Natal selbst, der Rest kommt vom Transvaal- und Oranje-Staat. Die Rinderpest hat 1896/7 auch in Natal großen Schaden angerichtet,

sank die Zahl der Rinder, welche 1893 noch 742 000 Köpfe betrug, 1898 doch auf 220 000; dafür stieg aber der Preis für Ochsen von 2½ auf 12 £ und dadurch wurde ein guter Teil des Verlustes wett gemacht. Auch die Zahl der Schafe ist von 971 000 in 1895 auf 645 000 in 1898 zurückgegangen.

Für Kulturzwecke kommen im eigentlichen Natal rund 12 Millionen Acres in Betracht und davon sind nur noch wenig über 1 Million Acres Kronland. Dieses letztere wird in Parzellen von 10 bis 2000 Acres unter gewissen beschränkenden Bedingungen, betr. Nutzbarmachung und Bewohnung, zu 10 sh für den Acre verkauft; Ackerland in Parzellen von nicht über 320 Acres und Weideland von nicht über 1000 Acres können auch ohne alle Einschränkungen gegen einen bar zu entrichtenden Minimalpreis von 20 Schilling für den Acre öffentlich versteigert werden. Die im Jahre 1897 von der Regierung verkauften 61 000 Acres Kronland ergaben im Durchschnitt 11 sh 5 für den Acre. Der Kaufpreis für Privatländereien reguliert im Küstengebiet mit 1 bis 12 £, im Innern, je nach der Entfernung von der Bahn, im allgemeinen mit 10 bis 30 Schilling für den Acre; der jährliche Pachtpreis für den Acre beträgt an der Küste 2 sh 6 bis 20 sh, im Innern 1 bis 2 Pence bei Weideland, 3 bis 6 Pence bei Ackerland.

Von den 413 000 Acres, welche im eigentlichen Natal 1898 unter Kultur waren, wurden 136 000 Acres von Weißen, 276 000 Acres von Eingeborenen bestellt, letztere meist mit Mais und Kaffernkorn. Der Gesamtumfang der den hiesigen Kaffern eingeräumten Landreservate beträgt 2 Millionen Acres.

Was die Mineralschätze der Kolonie anbetrifft, so steht obenan die Kohle, welche sowohl nahe der Küste, wie in den Drachenbergen vorkommt und in 17 verschiedenen Gruben gewonnen wird, von denen die wichtigste zu Dundee seit 1890 im Betrieb ist und 1898 einen Jahresertrag von 180 000 Tons lieferte. Die Dundee-Kohle gilt neben der von Middelburg in Transvaal als die beste von ganz Südafrika überhaupt. Die Gesamt-Kohlenproduktion Natals betrug 1890: 81 500, 1895: 158 000, 1898: 387000 Tons und davon wurden 200 000 Tons ausgeführt. Eine Einfuhr fremder Kohlen findet in Natal überhaupt nicht mehr statt, die Bahnen der Kolonie brennen nur einheimische Kohle, welche auch auf zahlreichen Dampfern benutzt wird.

Industrie ist in Natal bislang nur sehr schwach vertreten; außer den verschiedenen Zucker-, Mehl- und Säge-Mühlen existieren einige Ziegeleien, Wagenbau und eine Bierbrauerei in Pietermaritzburg, dazu sind jüngst einige Fabrikunternehmungen für Streichhölzer, Lichte und Seifen in Durban geplant.

Sehen wir uns nun die wenigen hervorragenden Plätze etwas näher an. Durban, der Hafenplatz, über welchen der ganze fremde Handel der Kolonie

geht und einer der angenehmsten Aufenthaltsorte von ganz Südafrika, wurde 1835 von Allen Gardner gegründet und nach dem damaligen Kapgouverneur, Sir Benjamin D'Urban benannt. Die Stadt liegt malerisch an der von niedrigen Hügeln umzogenen Lagune Port Natal, deren schmaler Eingang nördlich von der flachen Sandzunge des „Point“, südlich von der üppig bewaldeten, unbewohnten Hügelkette des „Bluff“ eingefaßt und dem eine wandernde Sandbank vorgelagert ist, welche noch 1881 nur Schiffen mit wenig über 6 Fuß Tiefgang den Zugang erlaubte, obgleich man schon im Jahre 1857 damit begann, die Zufahrt zum Hafen zu verbessern. Inzwischen hat man nun, nachdem man rund 1 Million £ dafür ausgegeben, sehr wesentliche Verbesserungen erreicht und durch Baggerarbeiten den Wasserstand über der Barre auf reichlich 19 Fuß gehoben, sodaß jetzt die meisten Dampfer innerhalb der völlig geschützten Bucht direkt am Quai anlegen können, wo vorzügliche Löscheinrichtungen, Lagerhäuser und Eisenbahnanschluß den Warenumschlag erleichtern; auch die Kohlen-Lowris von den Gruben liefern hier ihre Ladung direkt in die Dampfer ab. Bei heftigen Stürmen versandet die Hafeneinfahrt freilich trotz aller Baggerarbeiten doch zuweilen und bleibt dann gelegentlich wohl eine Woche lang geschlossen, sodaß die größeren englischen Postdampfer vorsichtshalber überhaupt auf der Außenrhede vor Anker gehen, um unabhängig von der eventuell schwierigen Passierung der Barre zu bleiben. Allerdings steht draußen nicht selten eine böse See und Brandung, und die Umladung der Passagiere zwischen dem Dampfer und dem langseits kommenden Schlepper erfolgt dann in großen cylindrischen Körben, die mit Bank und verschließbarer Thür versehen sind, gleichzeitig 4 Personen aufnehmen können und mit der Dampfwinde vom Deck des einen zu dem des anderen Schiffes befördert werden. Die Zufahrt zur Lagune erfolgt zwischen zwei mächtigen, 1800 Fuß langen massiven Wellenbrechern, und die Hafenanlagen liegen auf dem sandigen „Point“, von wo aus man durch die lange Vorstadt Addington nach der Stadt Durban gelangt, welche 32 000 Einwohner, nämlich 15 000 Weiße, 9000 Kaffern und 8000 Inder zählt. Die rechtwinklig angelegten Straßen sind sämtlich breit, gut macadamisiert und vielfach mit Ficus macrophylla, dem kleinblätterigen Waringen-Ficus, gelbblühenden Hibiscus tiliaceus und Mangobäumen eingefaßt, während die Häuser selbst im Zentrum durchgängig recht gefällig und massiv aus roten Blendziegeln und weißem Sandstein aufgeführt sind und nur noch durch ihre Wellblech-Dächer an Kolonialbau erinnern. Die Straßenbeleuchtung ist elektrisch und die Anlage dazu von Siemens & Halske geliefert. Im Mittelpunkt der Stadt liegt an einem schönen öffentlichen Garten der imposanteste Bau Durban's, die von einem 164 Fuß hohen Uhrturm überragte, in korinthischem Stile aufgeführte Stadthalle, deren Mitte ein gewaltiger Konzertsaal mit Orgel einnimmt, während im linken Flügel Post und Telegraph, im rechten städtische Verwaltungsämter und die Handelskammer untergebracht sind; im ersten Stock befindet sich auch ein kleines Museum, besonders mit natur-

historischen und ethnographischen Sammlungen. An demselben großen Platze finden wir auch die Öffentliche Lesehalle und Bibliothek, ein glänzend eingerichtetes Schwimmbad und das „Royal Hotel“, das beste der Stadt, aber immerhin noch recht mäßig, obgleich es sich selbst in edler Bescheidenheit als „das erste Südafrikas“ bezeichnet; nur die Bedienung ist zu loben, welche hier ausschließlich aus gewandten, aufmerksamen und geräuschlosen Indern besteht, die in tadellos weißer Kleidung, weißen Turbanen und buntseidenen Schärpen servieren. Der Pensionspreis im „Royal Hotel“ beträgt für den Tag 12/6, im Innern Natals bezahlt man für den Monat nur 5 Guineas monatliche Hotelpension, freilich ist die Verpflegung überall recht minderwertig. Die Hauptstraße Durbans ist Weststreet und hier finden wir neben einer großen Reihe eleganter Läden mit stattlichen Schaufenstern auch die schönste der hiesigen Kirchen, die römisch-katholische Kathedrale in spanisch-amerikanischem Stile und mit achteckigem Turme. Daß Durban mit Recht in dem Rufe großer Frömmigkeit steht wird dadurch bewiesen, daß für seine kleine Einwohnerschaft nicht weniger als etwa 50 Kirchen und Kapellen vorhanden sind, welche dem Christentum in über einem Dutzend verschiedener Sekten huldigen. Der offiziellen Frömmigkeit entsprechend sind die Bars möglichst versteckt, haben ihre Eingänge meist von den Nebenstraßen aus und weisen statt der sonst üblichen Glasthüren massive Holzthüren auf, damit nicht jede durstige Kehle in der Schänke von Vorübergehenden gesehen und verlästert werden kann. Den Straßenverkehr besorgen Straßenbahnen, eine kleine Anzahl von Mietwagen und etwa 1000 Rikschas, die bekannten japanischen Stuhlwagen, welche hier von malerisch aufgeputzten, flinken und ausdauernden Sulus gezogen werden. Zwischen der Stadt und dem dahinter liegenden 3—400 Fuß hohen Hügelzug der Berea liegt eine teilweise mit Baum und Busch bestandene Sandebene mit einem guten Rennplatz, und auf der Berea selbst finden wir inmitten schön angelegter und gehaltener Gärten eine große Zahl überaus freundlicher Villen. Auf der Berea liegen auch der schöne Botanische Garten und der „Deutsche Klub“, der allerdings gewöhnlich nur zweimal in der Woche am Kegelabend frequentiert wird, während im übrigen die in Durban lebenden 40 Deutschen vielfach in dem eleganten englischen Durban-Club verkehren, der bequemer mitten in der Stadt liegt. Sechs deutsche Firmen widmen sich in Durban dem Einfuhr- und dem Ausfuhr-Geschäft und genießen berechtigtes Ansehen.

Treten wir die Reise ins Innere an, so benutzen wir am besten den täglich einmal in jeder Richtung verkehrenden Postzug nach Johannesburg, der bis zur „Goldenen Stadt“ 27 Stunden braucht und auch an Sonntagen fährt, während an diesem Tage der sonstige Bahnverkehr gänzlich ruht. Die Wagen der Natalbahn sind die besten und elegantesten ganz Südafrikas überhaupt, elektrisch beleuchtet und durchgehend mit Schlafeinrichtung versehen.

Von dem stattlichen Bahnhof Durban's aus führt die Linie zunächst

sumpfigem Mangrovestrand, dem früheren Weideland der jetzt in ganz Natal ausgerotteten Flußpferde entlang, und steigt in zahlreichen Windungen durch freundliche kleine Villen-Vorstädte allmählich in welliges, parkähnliches Hügelland auf, welches bis zu 1000 Fuß Höhe das ganze Jahr über in üppigem Grün prangt und zahlreiche Obstpflanzungen von Indern aufweist. Bei Pinetown, der bereits 1125 Fuß ü. M. gelegenen Station für New Germany und Mariahill, hat man einen letzten prächtigen Rückblick über die grünen Berge auf die Stadt Durban, Port Natal, den Bluff und darüber hinaus auf das blaue weite Meer. Von hier aus nimmt nun der Baumwuchs bald ab und beschränkt sich auf die gefurchten Schluchten und Kessel, welche dem Sandstein-Tafellande echten Gebirgscharakter verleihen. Nachdem die Bahnlinie eine Höhe von 3000 Fuß erreicht, senkt sie sich wieder zu der 2225 Fuß ü. M. liegenden Hauptstadt

Pietermaritzburg, in Südafrika gewöhnlich P. M. Burg geschrieben, wo man nach fünfstündiger Fahrt von Durban (70 engl. Meilen) eintrifft.

Die Stadt wurde 1839 von den Buren zu Ehren ihres Sieges über den Sulufürsten Dingaan gegründet und nach ihren Führern Pieter Retief und Gert Maritz benannt; sie zählt heute 20000 Einwohner, nämlich 11000 Europäer, 6000 Kaffern und 3000 Inder und liegt sehr freundlich in einem weiten, grünen Thalkessel, der strichweise mit Eukalyptus- und Wattle-Wäldern aufgeforstet ist. Im Osten erhebt sich der malerische Natal-Tafelberg, im Westen wird die Stadt von dem Fort Napier beherrscht, wo sich Kasernen und Zeltlager für 2000 Mann englischer Infanterie-, Artillerie- und Kavallerie-Truppen befinden. Dem Bahnhof gegenüber liegt inmitten eines größeren Gartens das cottageartige Gouverneurshaus, während sich die stattlichen Regierungsgebäude in der Mitte der regelmäßig angelegten Stadt befinden. Die Zahl der Kirchen ist auch hier auffallend groß. Die Wohnhäuser sind meist freistehende Erdgeschoßbauten innerhalb schöner Gärten, die durch Thuya- und Rosenhecken von der Straße getrennt sind und das Ganze macht einen provinzialmäßigen, freundlichen Eindruck. Hinter der modernen Markthalle dehnt sich der mächtige, von den Buren angelegte Marktplatz aus, der vor Eröffnung der Bahn durch seinen regen Verkehr 8jochiger Ochsenwagen ein sehr belebtes Bild bot, jetzt aber ziemlich verödet ist. Ein ausgedehnter botanischer Garten mit berühmter Baumzucht und ein schöner öffentlicher Park bilden viel besuchte Anziehungspunkte der nächsten Nachbarschaft.

Die Weiterfahrt von Pietermaritzburg nach Charlestown an der Transvaal-Grenze bietet in Howick Gelegenheit, den 360 Fuß hohen Umgeni-Fall zu bewundern, die Bahn überschreitet weiterhin die Höhe des zweiten Randgebirges bei Highlands (4950 Fuß ü. M), und nach Westen zu hat man hier einen Blick auf die höchsten Kuppen Südafrikas, die mit Schnee bedeckte blaue Hauptkette der Drachenberge mit Giants Castle (11000′) und Champagne Castle (12000′) und dem Steilkessel des Tugelafalls. Die Bahn senkt sich

wieder auf 3100 Fuß zu einer der schmalen Terrassen, welche nur noch Gräser und dürftige Mimosen zeigt und die schon besprochene Militärstation Ladysmith trägt, führt sodann durch die Kohlenbezirke des Dundee- und New Castle-Distrikts und dann in Zickzacks, wobei zweimal die Lokomotive umgesetzt wird, zu dem 5000 Fuß hohen Zentralplateau hinauf. Kurz vor dem Natalgrenzort Charlestown passiert man noch die abgestumpfte Pyramide des Majubaberges mit den Gräbern der hier 1881 gegen die siegreichen Buren gefallenen Engländer und den 2213 Fuß langen Tunnel von Laing's Nek. Das nahe Volksrust bildet die Grenzstation Transvaals.

Von Orten mit etwas größerer Einwohnerzahl sind außer Durban und Pietermaritzburg in Natal nur Ladysmith mit 4500, New Castle und Greytown mit je 1700 und Verulam an der Küste mit 1000 Einwohnern zu nennen.

Das 1897 in Natal einverleibte, nördlich der Tugela anstoßende

Sululand besteht aus einem gegen 400 Fuß hohen ungesunden Tiefland und einem 2000 Fuß hohen Bergland und ist wirtschaftlich noch sehr wenig erschlossen, bietet aber Aussichten sowohl als gutes Weideland, wie auch wegen der an verschiedenen Punkten gemachten Gold- und Kohlen-Funde. Die 165 000 Eingeborenen leben von Viehzucht und Ackerbau, unterstehen der Gerichtsbarkeit ihrer Häuptlinge unter englischer Oberaufsicht und bezahlen seit 1887 eine jährliche Hüttensteuer von 14/—. Weiße sind bislang nur als Missionare, Händler und Goldgräber in anerkannten Minendistrikten zugelassen und zählten 1898 im Ganzen 1100 Köpfe; Land für weiße Farmer soll aber erst dann vergeben werden, nachdem man bis 1902 die Landreservate für die Eingeborenen definitiv festgesetzt haben wird.

Das weiter nördlich folgende, zwischen Sululand und Portugiesisch Ostafrika liegende

Tongaland, welches 1897 gleichfalls Natal einverleibt wurde, ist eine 50—300 Fuß hohe Ebene, die im Sommer, d. h. zwischen Oktober und Mai, sehr fieberreich ist und von 40 000, gewöhnlich Maputas genannten Eingeborenen bewohnt wird, welche einen sorgfältigen Ackerbau betreiben. Für europäische Ansiedelung erscheint das Land ungeeignet. Dee Nordostgrenze entlang fließt der Pongola-Fluß, welcher in die Delagoa-Bai mündet und 50 Meilen stromauf von hier für Fahrzeuge mit geringem Tiefgang schiffbar ist. Ob die im Tongaland liegende Kosi-Bai, auf welche die Buren ihr Auge geworfen hatten, jemals einen guten Hafen liefern kann, wird bezweifelt.

Im Westen Natals schließen die beiden Burenstaaten an, von denen wir zunächst den kleineren, den Oranjestaat betrachten wollen.

Oranjestaat und Basutoland.

Der zwischen dem Oranje- und dem Vaalfluß gelegene, im Osten von den Drachenbergen begrenzte Oranjestaat stößt im Süden und Westen an die Kapkolonie, im Norden an Transvaal, im Osten an Natal und Basutoland und umfaßt eine Areal von 131070 qkm. Von den Drachenbergen aus senkt sich das durchschnittlich 1300—1400 m hohe, grasreiche Tafelland, von einzelnen Hügelzügen unterbrochen, sanft und gleichmäßig gegen Süden und Westen hin, von einigen Flüssen durchzogen, die während der Regenzeit zwar gewaltig anschwellen, in der trockenen Zeit aber durchwatet werden können. Im Sommer treten nicht selten Gewitter und Hagelschläge auf, im Winter, Juli, schneit es zuweilen selbst in Bloemfontein und das Klima im allgemeinen ist ein vorzüglich gesundes. Neben dem fast überall vertretenen guten Weideland, auf dem die früher so zahlreichen Antilopen heute nur noch in wenigen Arten vertreten sind, findet sich auch vorzüglicher Weizenboden und dementsprechend bilden Viehzucht und Ackerbau die Haupterwerbsquellen des Landes.

Schon vom Jahre 1820 ab waren Kapkolonisten mit ihren Herden für einen Teil des Jahres jenseits des Oranjeflusses gezogen, in das von Buschmännern, Korranas und Betschuanen bewohnte Land, zu welchen Stämmen sich noch der aus der Kapkolonie eingewanderte Halbblut-Hottentotenstamm der Griquas gesellte; aber erst von 1828 an kamen wirkliche weiße Ansiedler ins Land, die den mittleren Teil desselben, zwischen den Basutos und den Griquas, unbesetzt und auch später keine Schwierigkeiten fanden, von den Nachbarn zu nominellen Preisen Land zu erwerben. Diesen Pionieren folgten gelegentlich des großen Buren-Treks von 1835—36 größere Scharen von Einwanderern, von denen sich einige hier niederließen und mit dem Hauptsitz Winburg unter der Bezeichnung „Maatschappy" eine rohe Form von Regierung begründeten. Nunmehr kam es allerdings bald zu Streitigkeiten mit den Griquas, welche die Hülfe der Engländer anriefen und mit der gewährten Unterstützung englischer Truppen die Buren 1845 zerstreuten. „Um weiteren Konflikten vorzubeugen" zwischen den Eingeborenen und den damals etwa 2000 Köpfe zählenden Weißen wurde alsdann ein britischer Resident eingesetzt. Als Gouverneur Smith 1848 das Land besuchte, kam er angesichts der aus

Natal zurückströmenden Buren aber zu der Überzeugung, daß hier eine regelrechte englische Verwaltung nötig sei, proklamierte das Gebiet bis zum Vaal als „British Oranje River Sovereignity", setzte eine Regierung in Bloemfontein ein und legte daselbst das noch heute bestehende Fort an. Die Buren protestierten zwar dagegen und eskortierten die britischen Beamten bis über den Oranjefluß zurück, aber die Schlacht bei Boomplaats am 29. August 1848 sicherte die britische Herrschaft, bis England in der Konvention von Bloemfontein am 23. Februar 1854 dem Oranjestaat seine Selbständigkeit zurückgab, da es inzwischen eingesehen hatte, daß unverhältnismäßig große Truppenmassen und Geldopfer nötig sein würden, um das Land zu behaupten und den Frieden daselbst zu erzwingen. Die Konvention setzte u. a. fest, daß die Oranje-Regierung zu jeder Zeit Munition in irgend einem Gebiete Südafrikas kaufen dürfe.

Die beiden ersten Jahrzehnte seiner Existenz waren für den nunmehr „Oranje-Freistaat" genannten Staat durch Kämpfe mit den Eingeborenen allerdings auch schwierig genug. Des Friedens halber wurde im Jahre 1860 zwar ein Teil der Griquas, nachdem diese ihre Ländereien an die Buren verkauft, mit Zustimmung des britischen Oberkommissars am Kap östlich der Drachenberge in „Nomansland" angesiedelt, wodurch die Trennung in Ost- und West-Griqualand entstand, nicht so leicht aber war die Auseinandersetzung mit den Basutos.

Das 31490 qkm große Basutoland, ein sehr gebirgiges, durchschnittlich 1800 m ü. M. hohes Land, das man häufig als die „Schweiz Südafrikas" bezeichnet hat, nimmt die Ecke zwischen der Kapkolonie, dem Oranjefreistaat und den Drachenbergen ein und ist ein gut bewässertes, fruchtbares und vermutlich auch mineralreiches Gebiet, dessen Naturschätze aber erst ungenügend erforscht und kaum erschlossen sind. Zu einer Nation zusammengeschweißt wurden die Basutos, ein Betschuanenstamm, erst durch ihren König Moschesch, der vom Jahre 1817 ab aus kleinen Anfängen heraus durch Klugheit und glücklich geführte Kriege seine Grenzen allmählich über das bis dahin überwiegend von Buschmännern bewohnte Gebiet ausdehnte; Moschesch war der einzige, der dem wilden Tschaka erfolgreich gegenübertrat, indem er dessen Angriffe 1824 zurückschlug, ebenso wie später auch diejenigen des Matabeleherrschers Mosilikatse. Dagegen wurden christliche Missionare, zuerst die 1833 ins Land gekommenen Sendlinge der Pariser Evangelischen Mission, deren Schulen hier heute noch überwiegen, freundlich aufgenommen von dem König, der die neue Lehre allerdings nicht selbst annahm, sie aber wohlgeeignet für seine Unterthanen fand. Auch die Händler, welche den Missionaren bald folgten, fanden gute Aufnahme. Als die Zahl der Basutos überraschend stark zunahm und eine räumliche Ausdehnung nötig machte, kam es allerdings nicht nur mit anderen Eingeborenen-Stämmen, sondern auch mit den Buren zu

Streitigkeiten, und als die Engländer 1848 das Land bis zum Vaal annektierten, übernahmen sie diese Kämpfe als Erbteil. Der erste Zusammenstoß zwischen Basutos und Engländern verlief für letztere ungünstig; nachdem das Kriegsglück sich aber wendete, bat Moschesch um Frieden und dieser wurde zugestanden. Kurz darauf zog England seine Herrschaft über den Oranjestaat zurück und überließ es den Buren, bestmöglich mit ihren Nachbarn auszukommen. Nun waren aber feste Grenzen nicht bestimmt worden und dadurch entstanden zwischen 1858 und 1868 zahlreiche Streitigkeiten und Kämpfe mit den Basutos, welche den Oranjestaat stark erschöpften; der Bürger Zeit wurde mehr für Fechten, als für Viehzucht und Ackerbau in Anspruch genommen und so sah man sich angesichts der schlechten Finanzlage gezwungen, die nötigen Mittel durch Ausgabe von Papiergeld aufzubringen. Schließlich wurden denn auch die Basutos, nachdem sie durch den langen Krieg ebenfalls außerordentlich gelitten hatten, gänzlich unterworfen, die Hälfte ihres Landes war bereits im Besitz der Freistaatburen und diese glaubten schon, nunmehr die Früchte ihrer langjährigen Kämpfe genießen zu können, als sich der schlaue Moschesch, die Nutzlosigkeit ferneren Widerstands einsehend, 1868 unter englischen Schutz stellte, um zu retten, was noch zu retten war. England erklärte nun die Basutos als seine Unterthanen und der dagegen protestierende Oranjefreistaat erhielt keine andere Genugthuung, als daß man ihm durch eine am 12. März 1869 in Aliwal North gezeichnete Konvention einen 100 bei 30 Meilen großen Landstreifen im Westen von Basutoland, das sogenannte „Eroberte Territorium", überließ. Die Basutos aber erholten sich schnell von ihren Niederlagen und wurden bald wieder unruhig, sodaß sich England 1871 nach dem Tode von Moschesch veranlaßt sah, das Land zu annektieren und der Kapkolonie einzuverleiben.

Basutoland genoß nun eine Zeit friedlichen Aufblühens, englische Händler stellten sich zahlreich ein und es fanden auch viele Feuerwaffen ihren Weg in die Hände der Eingeborenen. Als aber im Interesse allgemeinen Friedens die Kapregierung 1880 anordnete, daß diese Waffen gegen Vergütung sämtlich auszuliefern seien, widerstanden weitaus die Mehrzahl der Häuptlinge diesem Befehl und benutzte die Waffen gegen die heranziehenden Engländer. Die östlich der Drachenberge wohnenden Pondo-, Tembu- und Griqua-Stämme schlossen sich den Basutos an, und wenn es auch bald gelang, die ersteren zu unterwerfen, so trotzten die Basutos doch allen Anstrengungen der Briten. Schließlich wurde der neu herausgekommene Oberkommissar am Kap, Sir Hercules Robinson, von beiden Teilen als Schiedsrichter angenommen und sein Entscheid auch anerkannt, aber da sich die Basutos trotzdem nicht darnach richteten, so zog es die Kapkolonie vor, unter diesen Umständen im Jahre 1883 auf die Ehre, so widerspänstige „Unterthanen" zu beherrschen, lieber ganz zu verzichten, und um das britische Prestige zu wahren, mußte sich die Reichsregierung dazu entschließen, die Kontrolle über das Land 1884 selbst wieder zu übernehmen.

Seitdem herrscht im Großen und Ganzen Ruhe, die Bevölkerung vermehrt sich schnell und zählte 1898 263000 Köpfe. Ein britischer Resident sitzt in dem Hauptkraal Maséru, dicht an der Grenze des Oranjefreistaats, aber die Häuptlinge haben die meisten ihrer alten Rechte behalten. Sämtliches Land ist im Besitz der Stämme, nicht der Einzelpersonen, und Weiße sind im allgemeinen nur zu Missions- und Handelszwecken zugelassen. Die Einfuhr von Alkohol ohne Spezialerlaubnis ist strengstens verboten, die Haupteinnahmequelle bildet die Hüttensteuer von 10 sh im Jahre. Im Jahre 1898 beliefen sich die öffentlichen Einnahmen auf 47000, die Ausgaben auf 46000 £.

Die Basutos sind im allgemeinen fleißig, betreiben hauptsächlich Ackerbau, daneben auch blühende Rinder-, Pferde- und Ziegenzucht — Schafzucht weniger — und sind gute Handelsleute. Eine große Zahl von ihnen, jährlich bis zu 25000, geht auch nach den Minen vom Witwatersrand und von Kimberley und kehrt dann mit ihren Ersparnissen heim. Der Export von Basutoland besteht in Weizen, Mais und Wolle, eine Eisenbahn besteht im Lande noch nicht.

Kehren wir nun zum Oranjestaat zurück.

Zur selben Zeit, als diesem seitens Englands eine Enttäuschung durch das Basuto-Abkommen von 1869 bereitet wurde, bereitete sich an der Westgrenze des Freistaats eine direkte Vergewaltigung desselben vor, dadurch daß England nach Auffindung der Diamanten im Kimberley-Distrikt dessen Besitz anstrebte und am 7. November 1871 West-Griqualand einfach annektierte. Der Protest des schwachen Oranjestaates blieb dem mächtigen Großbritannien gegenüber wirkungslos, und als Präsident Brand in dieser Angelegenheit im Frühjahr 1876 persönlich nach London ging, wurde er zwar ehrenvoll und freundlich aufgenommen, erreichte von Lord Carnarvon aber nur die Zubilligung einer „Entschädigung" — also das Prinzip begangenen Unrechts mußte man doch anerkennen — von der lächerlich kleinen Summe von 90000 £ und weiterer 15000 £ als Ermunterung zum Eisenbahnbau im Oranjefreistaat. Fürwahr ein billig er — worbenes Golkonda.

Der Orangefreistaat nahm seitdem eine sehr ruhige Entwicklung, bestrebt, mit England auf gutem Fuße zu bleiben und eine bescheidene, aber unbehelligte Existenz der Verfolgung weitausschauender Pläne vorziehend. Präsident J. H. Brand, von Beruf Advokat und mit einem Fräulein von Zastrow verheiratet, der in den Fragen betr. Basuto- und Griqualands nachgeben mußte, ging weiteren Verwicklungen vorsichtig aus dem Wege und war deshalb den Engländern während seiner langen Amtszeit ein so angenehmer Nachbar, daß sie ihm die Ritterwürde verliehen. Sein Nachfolger F. W. Reitz schloß zwar sofort nach seinem Amtsantritt im Jahre 1889 mit Präsident Krüger den von Transvaal bislang vergeblich angestrebten und von Brand noch 1887 abgelehnten Defensiv- und Handelsvertrag mit der Nachbarrepublik, aber im übrigen pflegte auch er gute

Beziehungen zur Kapkolonie, trat schon am 1. Juli 1889 in eine Zollunion mit dieser ein und kontrahierte mit ihr im gleichen Jahre auch den Bau einer 333 Meilen langen Bahn zwischen Orange und Vaal zur Verbindung der Kapkolonie mit Johannesburg, die von der Kapregierung ausgeführt und 1892 eröffnet wurde und deren Nutzen alle 7 Jahre zwischen den beiden Kontrahenten geteilt werden sollte. Außerdem war dem Orangefreistaat unter ihm günstigen Bedingungen das Rückkaufsrecht auf die Bahnlinie vorbehalten und davon machte er bereits Anfang 1897 Gebrauch, zu einer Zeit, nachdem sich ein gewaltiger Gesinnungsumschwung eingestellt hatte. War das ganze Land in den letzten Jahrzehnten mit einem englischen Firniß überzogen gewesen, so rüttelte Jameson's „Heldenritt“ das eingeschlafene Volksbewußtsein auch der Freistaat-Burenauf. Der dem Transvaal freundliche M. Th. Steyn wurde zum Präsidenten gewählt, die völlig verwahrloste Landesverteidigung erhielt eine neue Wehrverfassung, die bisher im Besitz der Kapkolonie befindlichen Eisenbahnen des Landes wurden zurückgekauft und ein am 17. März 1897 abgeschlossenes Schutz- und Trutzbündnis mit dem Transvaal krönte diese neue Politik, an der man bei dem zwei Jahre später ausbrechenden Kriege gegen England auch getreulich festhielt. Das Resultat war freilich, daß der Staat am 28. Mai 1900 als „Oranje River Colony“ formell als englischer Besitz proklamiert wurde.

Die letzte im Oranjefreistaat vorgenommene Volkszählung vom Jahre 1890 ergab nur 207000 Einwohner, wovon 77700 Weiße und darunter 2540 in Europa Geborene waren. Der Religion nach gehörten 69000 Weiße der holländisch-reformierten Kirche an, sodaß die Zahl der Buren also stark überwiegt, daneben wurden 1353 Anglikaner, 466 Katholiken, 312 Lutheraner und 113 Juden gezählt. Für das Jahr 1898 nahm man schätzungsweise die Einwohnerzahl doppelt so hoch als in 1890 an.

Deutsche, meist als Landbebauer angesiedelt, leben nur etwa 4—500 im Lande und in Bloemfontein ist ein deutscher Wahlkonsul ernannt. Der Oranjestaat war in Südafrika auch der erste Schauplatz der Thätigkeit der 1824 gegründeten Berliner Missionsgesellschaft, und zwar ließen sich deren erste Sendboten 1834 in Bethanien südlich von Bloemfontein nieder; seitdem hat diese Mission im Orangestaat bis Ende 1898 8800 Kaffern getauft. Neben ihr unterhalten hier auch die Wesleyaner, die Anglikaner und die holländisch-reformierte Kirche Missionen.

Was die Staatsverwaltung anbetrifft, so beruht sie auf der am 10. April 1854 angenommenen Verfassung, welche 1866 und 1879 unwesentlich verändert wurde und im allgemeinen nach dem Muster der amerikanischen Konstitution ausgearbeitet ist, mit dem Unterschied, daß es hier nur eine Kammer giebt. An der Spitze steht ein auf 5 Jahre vom Volk direkt erwählter

Präsident mit einem Ausführenden Rat, der außer dem Präsidenten 5 weitere Mitglieder zählt, und daneben ein Volksrat aus 56 von den Bürgern auf 4 Jahre gewählten Vertretern. Die Abgeordneten beziehen während ihrer Abwesenheit von zu Haus Taggelder in der Höhe von 2 £, und alle 2 Jahre scheidet die Hälfte von ihnen aus. Zur Wahlberechtigung ist ein Alter von 21, zur Wahlfähigkeit ein solches von 25 Jahren und für letztere außerdem Grundbesitz im Werte von 500 £ erforderlich. Im Oranjestaat wohnende Ausländer erlangen das Wahlrecht schon nach einem Jahre, wenn sie Grundbesitz im Werte von mindestens 150 £ oder ein jährliches Einkommen von 200 £ haben, oder als Pächter von Grundbesitz eine Jahrespacht von mindestens 36 £ zahlen; nach drei Jahren bekommen auch solche Fremde Wahlrecht, welche ein bewegliches Vermögen von 300 £ besitzen. Naturalisation bedingt ein vorheriges dreijähriges Wohnen im Lande und Ablegung eines Treueides, aber nicht das Aufgeben der bisherigen Nationalität.

Die verschiedenen Präsidenten des Staates waren: Hoffmann 1854—5, Boshoff 1855—9, Martin Pretorius 1860—3, Brand 1864—88, Reitz 1889—96 und Steyn. Der jüngste Präsident Steyn ist gerade kein Licht, aber er verstand die Bauern, aus deren Reihe er stammt, gut zu nehmen und eine gesunde Mittelrichtung zwischen Altertum und Fortschritt einzuhalten. Die Parlamentsmitglieder wiesen 1898 42 Bauern neben 14 Advokaten und Kaufleuten auf und die Verwaltung ist hier, im Gegensatz zum Transvaal, eine ehrliche gewesen. Hat doch das verhältnismäßig arme Land nicht eine so große Zahl fremder Spekulanten angezogen, welche in dem Nachbargebiet die Korruption im Gefolge hatten.

Alle Bürger zwischen 16 und 60 Jahren sind wehrpflichtig und haben sich im Einberufungsfall mit Pferd, Sattelzeug, 50 Patronen, Lebensmitteln für 6 Tage und einem Gewehr zu stellen, welch' letzteres ihnen der Staat zum Kostenpreis liefert. Das „stehende Heer" bestand nur aus 120 Mann Artillerie, welche von Major Albrecht, einem 1880 berufenen preußischen Wachtmeister, nach deutschem Muster trefflich organisiert waren.

Farbige genießen keine Bürgerrechte und bezahlen 10/— jährlicher Hüttensteuer. Der Verkauf von Spirituosen an sie ist ganz verboten und deren Ausschank laut Gesetz von 1883 überhaupt nur in den Städten erlaubt.

Die Entwicklung der Staats-Einnahmen und Ausgaben mögen folgende drei Jahre charakterisieren:

	Einnahmen	Ausgaben	
1870/1	78 900	71 100 £	
1894/5	374 700	332 400 „	
1898	899 700	956 700 „	incl. Ausgaben für neue Eisenbahnen.

Die Einnahmen entstammen hauptsächlich dem Ertrag der Eisenbahnen, Zölle, Stempelabgaben, der Überschreibungsgebühr von 4 % und einer Quit-

Rente auf Farmen in der Höhe von 2/— für jede 100 Morgen. Der Eingangszoll wird in den Häfen der Kapkolonie und Natals erhoben und von diesen abzüglich 3 % für Spesen an den Freistaat vergütet.

Das Budget des Landes hat ein gänzlich verändertes Aussehen gewonnen, seitdem ab 1. Januar 1897 die von der Kapkolonie gebauten Bahnen Norvals-Pont—Viljoens Drift (333 Meilen) zwischen Oranje und Vaal, und Springfontein—Bethulie (24 Meilen), die Anschlußlinie an das Ostsystem der Kapbahnen, für $2^1/_2$ Millionen £ zurückgekauft wurden. Der Preis für die Strecke durfte laut Konvention von 1889 nicht 5750 £ für die Meile übersteigen und auf dieser Basis erwies sich der Betrieb so lohnend, daß die Bahnverwaltung im ersten Jahre nach der Übernahme einen Überschuß von mehr als einer halben Million £ — 20 % Verzinsung des angelegten Kapitals — erzielte, welche Einnahme man zum Bau neuer Bahnen zu verwenden beschloß. Unpraktischerweise fing man aber mit fünf verschiedenen Linien zu gleicher Zeit an, kam mit jeder etwa 20 Meilen weit und blieb dann mangels weiterer Mittel mitten im Felde stecken. Im Auslande eine Anleihe zum Weiterbau aufzunehmen, lehnte der Volksrat ab, um der Möglichkeit einer äußeren Einmischung in innere Angelegenheiten vorzubeugen und man schrieb Weiterbau und Verwaltung von vier der neuen Linien öffentlich aus. Ende 1898 waren 392 Meilen Bahn in Betrieb, welche ein Kapital von 2772000 £ repräsentierten und sich mit fast 15 % verzinsten.

Die geplanten und teilweise bereits in Angriff genommenen Linien sind die folgenden Abzweigungen von der Hauptbahn, in der Richtung von Süd nach Nord aufgeführt: Von Springfontein nach Jagersfontein, Koffyfontein und Kimberley; von Bloemfontein nach Petrusberg und Kimberley; von Bloemfontein nach Ladybrand, Ficksburg, Bethlehem und Natal, mit Zweigbahn nach Wepener an der Westgrenze von Basutoland; von Brandfort nach Hoopstad; von Winburg nach Clocolan, Bethlehem und Natal; von Kroonstad nach Groenfontein; und von Kroonstadt nach Lindley, Bethlehem und Natal.

Der Staatstelegraph besaß 1898 eine Drahtlänge von 5540 km.

Staatsschulden sind im Oranjestaat immer ängstlich vermieden worden und beliefen sich im Februar 1898 auf nur 30000 £ 6 % ältere Anleihe und $1^3/_4$ Millionen £ Restbetrag der an die Kapkolonie für die Bahnen zu zahlende und inzwischen mit $3^1/_2$ % zu verzinsende Summe. Im Juli 1899 wurde die Staatsschuld nur mit 460000 £ angegeben.

Das Landesrecht ist das Römisch-Holländische, die Staatssprache Holländisch, doch wird daneben auch sehr viel Englisch gesprochen. Die Holländisch-Reformierte Kirche wird vom Staate mit jährlich 6000 £ unterstützt, aber auch anderen religiösen Gemeinschaften gewährt die Regierung kleine Beisteuern. Der Erziehung ist hier immer eine besondere Aufmerksamkeit

gewidmet worden und das Gymnasium in Bloemfontein verdient alles Lob. Die Errichtung einer Hochschule war mit Transvaal gemeinsam geplant.

Was den **Fremdhandel** anbetrifft, so wies derselbe 1898 in der **Ausfuhr** 1744484 £ und in der **Einfuhr** 1190000 £ auf und zwar kamen von letzterer 850000 £ über die Kapkolonie und 224000 £ über Natal, während von der Ausfuhr 910000 £, fast ausschließlich Produkte der Landwirtschaft, nach Transvaal, 820000 £ nach der Kapkolonie, 147000 £ nach Natal und 45000 £ nach Basutoland gingen.

Die Hauptposten der **Ausfuhr** bildeten: Diamanten für 514000, Rinder 434000, Wolle 363000, Schafe und Ziegen 172000, Felle und Häute 131000, Pferde und Maultiere 86000, Mohair 34000, Mehl 33000 und Eier für 20000 Pfund Sterling, dazu Hörner, Straußenfedern und Molkereiprodukte.

Die **Einfuhr** umfaßt besonders allerlei Industrieerzeugnisse und wies 1898 u. a. auf: Kurz und Modewaren für 185000, Baumwollwaren 104000, fertige Kleider 76000, Leder- und Schuhwaren 53000, Zucker 52000, Wollwaren 51000, Kaffee 43000, Spirituosen 34000 £.

Deutschland hat mit dem Oranjefreistaat seit April 1897 einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit dem Rechte der Meistbegünstigung, doch ist der **direkte** Handel zwischen den beiden Staaten nur unbedeutend.

Die **Landesmünze** ist die englische und das **Bankwesen** besorgen die National Bank des Oranje-Freistaats, welche quasi Staatsbank ist und die englische Bank of Africa. Die erst 1897 gegründeten Postsparkassen wiesen Ende 1898 in 42 Anstalten knapp 20000 £ an Einlagen auf.

Von den auf 14983000 Morgen geschätztem Gesamtareal ist zwar nur noch sehr wenig im Besitz der Regierung, unter Kultur genommen waren 1898 aber nur etwa 200000 Morgen. Sämtliches Land ist, wie bereits erwähnt, mit einer Erbpacht-Taxe von 2/— für jede 100 Morgen belegt und die Verkaufspreise pro Morgen regulieren zwischen 10 und 25/— bei Weideland und 25/— bis 60/— bei Ackerland. Vorzügliches **Weizenland** findet sich besonders in dem, im Jahre 1869 dem regenreichen und fruchtbaren Basutoland abgetrennten „Eroberten Territorium" mit den Distrikten Ladybrand, Wepener, Ficksburg und einem Teil von Bethlehem. Die einzelnen Farmen sind hier selten größer als 3—3500 Acres, aber der hiesige Körnerertrag ist, trotzdem daß Fruchtwechsel und Düngung unbekannt sind, ein 80 fältiger, während der Durchschnittsertrag im Oranjestaat sonst nur ein 30 fältiger ist. Der Landpreis der Farmen einschließlich der Baulichkeiten beträgt im Eroberten Territorium durchschnittlich 15 bis 20/— für den Acre. Im letzten Zensusjahr, 1890, betrug die gesamte Weizenernte 290000 Muids. Neben Weizen werden Mais, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Tabak gezogen. Ernte- und besonders Dreschmaschinen sind in letzter Zeit vielfach in Aufnahme gekommen.

Leider bedingen häufige Dürren im Lande öfter eine Mißernte, als eine gute Ernte, und um kostspielige Bewässerungsanlagen zu schaffen, sind die Buren meist zu arm.

Der Viehstand des Landes betrug bei der letzten Zählung von 1890: 900000 Rinder, 6 Millionen Merino- und 700000 Kap-Schafe, 627000 Angora- und 230,000 gewöhnliche Ziegen, 248000 Pferde, 20000 Maultiere und Esel, 34000 Schweine und 1460 Strauße.

Daß die Produkte des Oranjestaates laut Verträgen sowohl in den Ländern der Südafrikanischen Zollunion, als auch in Transvaal zollfrei eingeführt werden dürfen, erleichtert dem Farmer eine lohnende Ausfuhr von Mehl, Butter, Käse, Speck, Eiern, Geflügel u. s. w.

Industrie ist in dem Lande bislang so gut wie nicht vertreten.

Von seinen Mineralschätzen wurde der wichtigste Teil, der Diamanten-Distrikt von Kimberley, 1871 von England geraubt, doch sind auch noch in Jagersfontein, Koffyfontein und Ventersburg Diamantenlager vorhanden, deren Ausbeutung allerdings nicht mit großer Energie betrieben wird und wahrscheinlich seitens der De Beers Kompagnie, welche sich auch hier den Haupteinfluß gesichert hat, überhaupt schon ganz eingestellt sein würde, wenn nicht der Oranjestaat durch eine vorsichtige Gesetzgebung den Betrieb obligatorisch gemacht hätte. Jagersfontein wird seit 1878 bearbeitet und die daselbst gewonnenen Steine sind besonders schön. Hier wurden auch 1893 der größte überhaupt existierende Diamant, der jetzt im Besitz des Papstes befindliche, 971 Karat schwere und nicht ganz reine „Excelsior“ und 1895 der tadellose, 634 Karat schwere „Reitz“ gefunden. Im Jahre 1898/9 bearbeitete man 2¾ Million Wagenladungen Blaugrund, die 289000 Karat Diamanten zu einem durchschnittlichen Verkaufspreis von 34½ Schilling für den Karat, also rund eine halbe Million Pfund Sterling ergaben.

Kohlen sind bei Kroonstad und Heilbron gefunden worden.

Die Hauptstadt Bloemfontein liegt 1350 m ü. M. in einer baumlosen Ebene, über der sich einige bis 100 m hohe, teilweise befestigte Hügel erheben; obgleich „Hauptstadt“ eines prosperierenden Landes ist es in Folge der einfachen Gewohnheiten seiner Bewohner — etwa 10000, darunter 7000 Weiße — doch nie über den Charakter eines freundlichen Landstädtchens hinausgekommen. Ein großer Marktplatz liegt auch hier im Mittelpunkt der Stadt und von hier gehen die breiten Hauptstraßen aus, welche manche recht stattliche Regierungs- und Privat-Gebäude in feinem weißen Sandstein und roten Blendziegeln aufweisen. Darunter ragen hervor der alte „Raad Zaal“ mit den Regierungsbureaus und der von einem Kuppelturm überragte und sehr elegant eingerichtete neue „Raad Zaal“, dessen dorischer Stil allerdings wenig in die Umgebung paßt. Des Staatspräsidenten offizielle Wohnung ist ein repräsentativer Bau



Bau einer Kaffernhütte.

in weißem Sandstein, von einem freundlichen Garten umgeben. In dem einfachen Gebäude, in welchem 1854 der Unabhängigkeitsvertrag abgeschlossen wurde, befindet sich jetzt das Staatsmuseum, in welchem besonders der naturhistorische Teil interessant ist. Weiden, Eukalyptus, Lebbach-Akazien und Pappeln bilden den Hauptstamm der Gärten und Straßeneinfassungen. Straßen- und Firmenschilder sind hier ausschließlich englisch, während man dieselben in Pretoria wenigstens doch noch hin und wieder in holländisch findet. Am Marktplatz hat der „Englische Klub" ein schönes Gebäude, der „Deutsche Klub" ist leider wegen Uneinigkeiten unter seinen Mitgliedern eingegangen; dagegen besteht hier eine kleine deutsche Kirche, welche jährlich auch 150 £ von der Landesregierung bezieht, während die Gemeinde den nötigen Rest von 200 £ im Jahre aufbringt. Von den etwa 140 Deutschen, welche 1898 hier lebten, waren ungefähr 100 in den Zentralwerkstätten der Eisenbahn beschäftigt, daneben sind Aerzte, Pastoren, Lehrer, Kaufleute, Handwerker und Gastwirte vertreten. Der verdienstvollen Thätigkeit des allgemein beliebten Major Albrecht ist bereits gedacht worden. An Tageszeitungen erscheinen hier der burenfreundliche „Daily Express" und der imperialistische „Friend of the Free State". Die Kaffern wohnen in einem besonderen Quartier südlich von der Stadt in ziemlich reinlich aussehenden, freistehenden Ziegelhäusern, und ungefähr eine jede der zahlreichen christlichen Sekten, welche in der Stadt mehr oder weniger elegante Kirchen haben, besitzt auch im Kaffernviertel ein sehr bescheidenes Gotteshaus. Nach 8 Uhr abends darf sich kein Kaffer mehr in den Straßen der Stadt zeigen.

Außer Bloemfontein sind die Orte mit etwas größerer Einwohnerzahl Jagersfontein mit 3600, Kroonstad mit 2000, Harrismith mit 1600, Ficksburg und Ladybrand mit je 1000 und Fauresmith mit 900 Seelen.

Hat der Oranjestaat dank seiner Gefügigkeit England gegenüber im allgemeinen eine ruhige Existenz führen können, so hat es in dem Nachbarstaat Transvaal, zu dessen Betrachtungen wir jetzt übergehen, an Aufregungen verschiedenster Art zu keiner Zeit gefehlt.

Transvaal und Swasiland.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatten sich die im Nordwesten des heutigen Sululandes lebenden Amendebeli — der Name wurde später in Matabele korrumpiert — mit den Sulus vereinigt; als sich ihr Chef Mosilikatse aber gegen den mächtigen Sulukönig Tschaka 1817 unbotmäßig erwies, wurde er und sein Stamm von dem grausamen Tschaka zum Tode verurteilt. Die ganze Horde entzog sich diesem Urteil durch die Flucht nach den Ländern, welche heutigen Tages Transvaal umfassen und unterjochte oder tötete die dort Angesessenen. Ihr Hauptquartier bildete das Marico-Thal, wo heute die Stadt Zeerust steht. Von den Buren-Voortrekkern Anfang 1837 geschlagen und auch von den Sulus bedrängt, zogen sich die Matabele noch im selben Jahre jenseits des Limpopo zurück. Die Transvaal-Buren aber fanden einen besonders starken Zuwachs nach der Schlacht bei Boomplaats, worüber Näheres in der Geschichte des Kaplandes berichtet wurde, und 1852 erkannte England ihre Selbständigkeit an.

Als in der Sandriver-Konvention vom 17. Januar 1852 England auf seine Ansprüche nördlich des Vaalflusses verzichtet hatte, lebten die dorthin gezogenen Buren zu zerstreut, um sofort ein einheitliches Staatswesen bilden zu können. Es hatten sich dort vielmehr vier kleine Republiken gebildet, Potschefstroom, Lydenburg, Utrecht und Zoutpansberg, welche weder untereinander, noch innerhalb ihrer eigenen engen Grenzen Eintracht zu halten verstanden. Das erstgenannte der vier Gemeinwesen führte den Titel „Hollandsche Afrikaansche Republiek“, der aber bereits 1853 mit der Bezeichnung: „De Zuitafrikaansche Republiek“ vertauscht wurde. Nachdem schon 1855 sowohl Potgieter, wie Andries Pretorius gestorben waren, folgten innere politische und kirchliche Wirren, bis es den Bemühungen von Andries' Sohn Marthinus Wessel Pretorius, der nach seines Vaters Tod an der Spitze von Potschefstroom stand und der am 6. Januar 1857 den vorgeschriebenen Amtseid als erster Präsident der Südafrikanischen Republik leistete, nach Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten endlich gelang, die vier kleinen Republiken allmählich zu einer einzigen zu vereinen. Die Districte Lydenburg, Zoutpansberg und die Miniatur-Republik Utrecht mit 200 Einwohnern hatten sich bis dahin abgesondert unter einem eigenen Volksrat, der unter Einfluß des Generalkommandanten Schoe-

mann stand, damals ein erbitterter Gegner von Pretorius, später einer seiner treuesten Anhänger. In dem am 13. Februar 1858 festgesetzten Grundgesetz übertrug das Volk die Regierungsgewalt an einen gewählten Präsidenten und einen gewählten Volksraad und schloß die Gleichstellung von Weißen und Farbigen in Staat und Kirche ausdrücklich aus. Eine Erinnerung an die frühere Vierteilung bildet die „Vierkleur", die Transvaal-Landesflagge, blau-weiß-rot mit vertikalem grünen Streifen am Flaggenstock. Auch eine Vereinigung mit dem Oranjestaat war frühzeitig, 1857 sogar mit Kriegsandrohungen versucht worden, schließlich erkannten aber beide Staaten, zu Englands intimer Freude, gegenseitig ihre Unabhängigkeit an, nachdem auch der Kapgouverneur, Sir George Grey, gegen die Verschmelzung der beiden Burenrepubliken protestiert und mit der Nichtigkeitserklärung der Sandriver-Konvention gedroht hatte. Zwar gelang es Pretorius, dem ersten Präsidenten der „Südafrikanischen Republik", als er 1860 den Oranjefreistaat besuchte, sich auch dort fast einstimmig zum Präsidenten wählen zu lassen, aber seine engeren Landsleute waren über diesen „Abfall" so empört, daß sie ihn absetzten und Schoemann zu seinem Nachfolger ernannten. Dieser kam aber bald mit dem Volksraad in Zwistigkeiten, die zum Bürgerkrieg führten, sodaß man Pretorius, als er im April 1863, durch häusliches Unglück tief gebeugt — er verlor hinter einander seine 9 Söhne — seine Würde im Oranjestaat niederlegte und nach dem Transvaal heimkehrte, als Helfer in der Not mit Freuden begrüßte und trotz seines früheren „Abfalls" 1864 wieder zum Präsidenten, Paul Krüger gleichzeitig zum Oberkommandierenden erwählte. Freilich ein schweres Präsidentenamt: Einerseits Kämpfe mit den Eingeborenen, andererseits Schwierigkeiten mit den eigenen Bürgern, die sich nicht zu regelmäßigen und genügenden Steuerleistungen heranziehen ließen, sodaß sich bald die Ausgabe von Papiergeld notwendig machte. Als Pretorius 1868 angesichts der sich damals wieder regenden britischen Ausdehnungsgelüste und auf Grund der Burenzüge die Delagoa-Bai und den Ngami-See als Grenzen des Transvaal-Gebietes bezeichnete, mußte er Englands Protest dagegen hinnehmen, und sein Ansehen bei den Buren ging, obgleich man ihn 1869 zum dritten Male als Präsidenten erwählt hatte, gänzlich verloren, als der Ende 1871 zusammengetretene Volksraad verweigerte, die von dem Präsidenten geführten Verhandlungen betreffs des von England annektierten Bloemhof-Landstreifens an der Südwest-Ecke der Republik und den Schiedsspruch Keate's in dieser Angelegenheit anzuerkennen. Pretorius nahm daraufhin im November 1871 seine Entlassung, und nachdem die Verfassung dahin abgeändert worden war, daß auch Nichtbürger der Republik zu deren Präsidenten erwählt werden durften, erkor man dazu Dr. Thomas Burgers, einen der liberalen Richtung angehörigen Prediger der Holländisch-Reformierten Kirche aus Hannover in der Kapkolonie, einen beredten und begabten, aber unpraktischen und von Eitelkeit nicht freien, in seinem Wollen und Können schwankenden Mann. Es mag hier eingeschalten

sein, daß die Prediger in Südafrika im allgemeinen eifrigen Anteil an Politik nehmen. Eine Reihe strenggläubiger Buren war allerdings schon aus religiösen Gründen nicht mit Burgers' Wahl zufrieden und wanderte lieber aus, „als Belial zu dienen". Ein Teil von ihnen zog in die großen Durststrecken bei Schoschong; andere zogen unter van der Merwe nach dem fernen Damaraland; viele jener Auswanderer kehrten nach entsetzlichen Leiden um und nur wenige erreichten die Grenzen des Ovambolandes, wo sie eine Republik Upingtonia gründeten. Ein dritter Teil endlich, von einem ehrgeizigen Führer verleitet, ging in der Kalahari unter. 270 dieser Wanderburen unter Botha drangen nach fünfjährigem Umherziehen in Innerafrika im August 1879 in Süd-Angola ein, besiegten dort einen, ihnen feindlich gegenübertretenden Eingeborenen-Stamm und schlossen dann mit dem Portugiesischen Gouverneur einen Vertrag betr. Ansiedelung im Huilla- und Humpata-Distrikt, wonach jeder Familie 200 ha überlassen wurden. San Januario und Humpata sind heute blühende Buren-Ansiedelungen, die ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig verwalten und anfangs auch keine Abgaben an die Portugiesische Regierung zahlten, obgleich sie deren Oberhoheit anerkennen. Von hier aus wurde dann 1884 auch das fruchtbare Gebiet Upingtonia südlich der Etosa-Salzpfanne im nördlichen Deutsch-Südwestafrika, mit dem Zentrum Grootfontein, von Buren besiedelt, die sich 1886 unter deutschen Schutz stellten.

Präsident Burgers hatte von jeher die Idee einer großen Holländischen Republik vertreten, welche ganz Südafrika umfassen sollte, aber zunächst hatte er für Ordnung der Verhältnisse innerhalb der Grenzen Transvaals zu sorgen. Mit Hülfe einer, bei einer Kapbank aufgenommenen Anleihe löste er das Papiergeld ein, veranlaßte die Vermessung noch freier Ländereien, legte den Grund zu einer geordneten Rechtspflege und suchte das noch ganz im Argen liegende Schulwesen zu heben. Sein weitestausschauender Plan aber war der des Baues einer Bahn nach der Delagoa-Bai, um die Republik in ihrem Weltverkehr unabhängig von England zu machen, war doch inzwischen durch die Entdeckung der Diamantenlager in West-Griqualand und der Goldfelder in Tati und Lydenburg eine neue Aera für ganz Südafrika und auch für den Transvaal angebrochen. Der Volksraad hatte diesen ihm 1873 vorgelegten Plan gebilligt und sowohl Portugal als Transvaal im November 1874 dem Deutschen Guzman und dem Transvaalbürger Moodie zusammen die Konzession zum Bau der Bahn und zur Bildung einer Gesellschaft zu diesem Zwecke erteilt. Da aber die Beschaffung der Gelder Schwierigkeiten machte und die Finanzlage Transvaals nicht daran denken ließ, die Bahn aus eigenen Mitteln zu bauen, so ging Burgers 1875 nach Europa, um dort die nötigen Kapitalien aufzutreiben; es gelang ihm in der That, in Holland einen kleinen Teil der Mittel, 80 000 £, aufzubringen, welche, ehe das Zustandekommen des Planes überhaupt gesichert war, in verfrühten und nutzlosen Bestellungen für Material ausgegeben wurden, aber weiter kam es vorläufig auch nicht.

Inzwischen waren die Verhältnisse zu Haus unbefriedigend genug. Die Finanzen wollten sich nicht heben; es brachen ernstliche Verwicklungen mit dem in den Bergen östlich von Nylstroom ansässigen Bapendi-Häuptling Sekokuni aus, der die von Burgers geführten Transvaaler schlug; weitere persönliche Kriegsdienste zu leisten, weigerten sich jedoch die Buren, warben vielmehr zur Sicherung der Grenze gegen die Bapendi ein Freiwilligenkorps an unter Führung des früheren preußischen Offiziers von Schlickmann, der dabei 1876 einen Heldentod fand; Sekokuni war nun zwar zeitweilig unterworfen, aber bald wieder aufsässig.

Die Regierungsmaschinerie hatte im Kriege gegen Sekokuni vollständig versagt; die unter sich uneinigen Bürger verweigerten Steuerzahlung; die wieder reichlich ausgegebenen Regierungsnoten sanken von ihrem Nominalwert von ein Pfund Sterling auf einen Schilling und das Land war der Anarchie nahe.

Welch' günstige Gelegenheit für Sir Theophilus Shepstone, einzugreifen, um seinem Spezialauftrag entsprechend, das Territorium, „welches Friede und Ordnung in Südafrika gefährdete", englischer Oberhoheit zu unterstellen! Nur von 25 berittenen Polizisten und einigen Beamten begleitet, begab er sich im Januar 1877 nach Transvaal zu Präsident Burgers, arrangierte eine mit 2500 — vielfach gefälschten — Unterschriften versehene Petition um Annektierung des Landes, welches damals etwa 8000 stimmberechtigte Buren zählte, durch England, und auch Burgers sah keinen anderen Ausweg als eine Reform der Konstitution im Sinne einer Stärkung der Exekutive. Aber darauf ließ sich der Volksraad nicht ein, der englische Vorschlag einer Föderation mit den anderen südafrikanischen Staaten wurde, trotz der Drohung, andernfalls mit Einverleibung vorzugehen, gleichfalls mißachtet und so schritt denn Shepstone am 12. April 1877 zur Annektierung der von jetzt ab „Transvaal" genannten bisherigen Südafrikanischen Republik. Burgers erließ zwar, um das „Gesicht" zu wahren, wie die Chinesen sagen, im Einverständnis mit Shepstone einen schriftlichen Protest, zog sich alsdann aber mit einer englischen Pension nach der Kapkolonie zurück.

Bis hierher war alles in Ruhe und Frieden verlaufen und es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Teil, wenn auch der kleinere Teil der Buren, mit der Einführung einer starken, geordneten Regierung vorläufig zufrieden war, umsomehr, als man ihnen weitgehende Selbstverwaltung zugesagt und andere Versprechungen, anfangs auch betreffs des Baus der Delagoa-Bahn, gemacht hatte. So blieben denn auch fast sämtliche Beamte in ihren Stellungen und leisteten der Königin den Eid der Treue; selbst später so hervorragende Führer wie Krüger und Joubert bekleideten unter den Engländern Ämter. Die neue Verwaltung schaffte die drückende Kriegssteuer ab, das englische Parlament schoß 100000 £ zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse vor, und die Hebung der Geldnot trug dazu bei, momentane Befriedigung zu gewähren.

Aber ein großer Teil der Buren erkannte doch bald die Überrumpelung und deren mißliche Folgen für ihr Volkstum, und so finden wir denn schon 1877, im Jahre der Annexion, den Vizepräsidenten Krüger und den Generalstaatsanwalt Dr. Jorissen in London, um Lord Carnarvon um Rückgängigmachung der Einverleibung zu bitten. Dort wurden die Abgesandten der Buren allerdings freundlich aufgenommen und mit schönen Versprechungen erfreut, das Gesuch selbst aber lehnte man rundweg ab. Bereits im nächsten Jahre 1878 begab sich Krüger, diesmal mit Joubert und E. Bok zusammen, zum zweiten Male nach London, seine frühere Bitte durch eine mit 6500 Unterschriften versehene Petition unterstützend, da von all' den Versprechungen nichts gehalten worden war, Shepstone eine rein englische Verwaltung eingerichtet und den Fehler begangen hatte, den Buren nicht einmal den Schein einer Beteiligung an der Regierung zu gewähren. Auch dieser zweite Bittgang hatte nur das Resultat, daß Sir Bartle Frere, der britische Oberkommissar am Kap, von Sir Hicks Beach, dem Nachfolger Carnarvon's, angewiesen wurde, für Transvaal die Verleihung einer solchen Konstitution in Aussicht zu nehmen, die bei möglichster Selbständigkeit der inneren Verwaltung eine Angliederung an den in Aussicht genommenen südafrikanischen Staatenbund erleichtere. Aber Sir Bartle Frere, der Repräsentant der imperialistischen Idee, hatte gerade mit dem Sulukrieg zu thun und fand keine Zeit, sich mit dem Transvaal zu beschäftigen, dessen Besitz er für bereits gesichert hielt. Das Hoffen und Harren der Buren auf die versprochenen Reformen blieb eitel, und die Anfang 1879 erfolgte Ersetzung Shepstone's durch Oberst Lanyon, der ein militärisch-despotisches Regiment versuchte, war den Buren gegenüber ungefähr das ungeeignetste aller Mittel. Diese hörten auch schließlich auf, auf die Wirksamkeit mündlicher und schriftlicher Proteste zu rechnen, zeigten ihre Unzufriedenheit immer deutlicher, verweigerten die Steuerzahlung und versagten der Regierung immer offener den Gehorsam, sodaß Oberst Lanyon den während des Sulukriegs zum Oberkommissar für ganz Südafrika ernannten General Garnet Wolseley dringend bat, nach Transvaal zu kommen. Wolseley entprach diesem Wunsche im September 1879, verkündete hier unumwunden: „Transvaal würde ein englisches Land bleiben, so lange die Sonne scheine und die Flüsse zum Meere flössen", und die englische Regierung erklärte als Antwort auf eine durch Vermittlung von Sir Bartle Frere nach London gesandte Denkschrift der Buren in verschiedenen Proklamationen: „Es sei der Wille und der Entschluß der Regierung J. M. der Königin, daß Transvaal für jetzt und alle Zukunft ein integrierender Bestandteil der Besitzungen Ihrer Majestät in Südafrika sein solle." Wolseley schlug mit Hülfe der dazu requirierten Swasis im November 1879 den noch immer unbotmäßigen Sekokuni entscheidend, dieser selbst wurde gefangen nach Pretoria gebracht und sein Gebiet unter britische Gewalt gestellt. Es reizte aber die Buren, daß sie von Wolseley verdächtigt wurden, Sekokuni zum Widerstand ermutigt zu haben, auch be-

hauptete der englische General, daß nur die Renitenz der Buren daran Schuld sei, wenn man die Gewährung einer Verfassung hinausschiebe, und als kurz darauf endlich eine solche veröffentlicht wurde, war darin von einer aus freier Wahl hervorgegangenen Volksvertretung keine Rede und sie wurde deshalb mit berechtigter Bitterkeit aufgenommen.

Nun gab es allerdings auch in England selbst eine Partei, die nicht mit der Transvaalpolitik der Regierung einverstanden war, ja Gladstone scheute sich nicht, in der Midlothian Wahlkampagne öffentlich zu erklären: „Und wenn diese Erwerbungen so wertvoll wären, wie sie wertlos sind, so würde ich sie doch verschmähen, weil sie durch Mittel geschehen, die den Charakter der Nation entehren." Auch auf diese Äußerungen hatten die Buren Hoffnung gesetzt. Der verhaßte Wolseley war im März 1880 abberufen worden, im nächsten Monat übernahm Gladstone als Premier die Leitung der Geschäfte in England, und in einem von Krüger und Joubert unterzeichneten Schreiben erinnerten ihn die Buren an sein erst vor kurzem abgelegtes politisches Glaubensbekenntnis; aber der erster Minister gewordene Gladstone stellte sich in seiner Antwort nunmehr auch auf den Standpunkt: „Daß die Autorität der Königin über Transvaal unter keinen Umständen aufgegeben werden dürfe." Rücksichtslose Eintreibung verjährter Steuern, Kränkung verdienter Burenbeamten und eine Reihe weiterer unbeliebter Maßregeln trieben die Buren schließlich zum Handeln.

Am 8. Dezember 1880 trat zu Paardekraal bei Johannesburg, dem heute Krügersdorp genannten Ort, eine große Burenversammlung zusammen, deren Beratungen 5 Tage währten und zur Wieder-Proklamierung der Südafrikanischen Republik unter dem Triumvirat der früheren Regierungsmitglieder Krüger, Joubert und Pretorius führten. Joubert übernahm den Oberbefehl über drei sofort gebildete Korps, um die Unabhängigkeit mit den Waffen zu erkämpfen und am 16. Dezember 1880, dem Jahrestag des denkwürdigen Sieges über Dingaan, wurde die Flagge der Republik unter großer Begeisterung wieder gehißt. Die sorglosen Engländer waren darauf nicht gefaßt und ihre militärischen Vorbereitungen dementsprechend durchaus ungenügend, die kleinen im Lande verstreuten englischen Besatzungen wurden von den ausgezeichnet bewaffneten Buren bald geschlagen, und besonders der englische Verlust bei Bronkhorst Spruit am 14. Dezember 1880 war sehr empfindlich. Die britischen Bewohner Pretoria's verließen die Stadt, um ein befestigtes Lager zu beziehen, das zwar von den Buren nicht angegriffen wurde, aber auch seinerseits durch die Ausfälle seiner Mannschaften Dank der unbrauchbaren englischen Infanterie keinen nennenswerten Schaden anrichtete. Den von Indien und England herangerufenen Verstärkungen gegenüber aber nahmen die Buren eine der Verteidigung überaus günstige Stellung in den Pässen der Drachenberge ein, und als der englische Oberbefehlshaber in Natal, der Gouverneur Sir George Colley glaubte, schon vor dem Eintreffen neuer Truppen den Vorstoß wagen

zu können, kam es Anfang 1881 zu den schweren englischen Niederlagen von Laings Nek (28. Januar), Ingogo (8. Februar) und der letzten und entscheidenden von Majuba (27. Februar); bei dem letzten Gefecht hatten 150 Burenfreiwillige unter General Smit die uneinnehmbar scheinende starke Stellung des von 420 Engländern besetzten Hochplateaus genommen, und dabei wurde der weitaus überwiegende Teil der Engländer getötet oder verwundet und Colley selbst fiel, während die Buren nur einen Toten und 6 Verwundete zählten.

Die Buren selbst betrachteten den Erfolg ihrer Waffen als ein Wunder Gottes, Gladstone aber sandte den berühmten Drahtbefehl: „Wir haben den Buren Unrecht gethan, macht Frieden." Und da die Buren wohl wußten, daß sie auf die Dauer kaum den Engländern widerstehen konnten, so nahmen sie die dargebotene Hand klugerweise an. Dem Waffenstillstand nach Majuba folgte am 23. März 1881 ein vorläufiger Friedensvertrag, bis weitere Verhandlungen zu der Konvention von Pretoria vom 3. August 1881 führten. Diese stellte in ihrer Einleitung zwar die Suzeränität Englands fest, wahrte diesem das Recht der Überwachung und Pflege der auswärtigen und diplomatischen Beziehungen Transvaals einschließlich des Abschlusses von Verträgen und nahm die Interessen der Eingeborenen und der eingewanderten Ausländer wahr, gab aber im übrigen dem Transvaal — das sich übrigens zum Ärger der Engländer schon im gleichen Monat selbst wieder als „Südafrikanische Republik" bezeichnete — die Selbständigkeit seiner inneren Verwaltung „großmütig" zurück. Der Vertrag bestimmte u. a., daß sich Ausländer mit ihren Familien im Lande niederlassen, Eigentum erwerben und Handel treiben dürften, ohne Sonderabgaben unterworfen zu sein.

Zunächst führte das Triumvirat die Geschäfte weiter, bis am 9. Mai 1883 Krüger zum Präsidenten und Joubert zum Generalkommandanten erwählt, während der greise Pretorius pensioniert wurde und sich auf seine Farm zurückzog; er starb, 83 Jahre alt, am 19. Mai 1901 in Potschefstroom.

Der allgemeine Ausblick war 1881 zunächst nicht gerade glänzend. Nachdem der äußere Druck nachgelassen, begann nur zu bald auch wieder Uneinigkeit im Innern. Eine ganze Reihe Ausländer, besonders Engländer, aber auch Buren, welche englandfreundlich gewesen waren, verließen das Land; Krüger suchte fremdes Kapital möglichst fernzuhalten, besonders den Verkehr mit den englischen Kolonien einzuschränken, und die wenigen Konzessionen, um die es sich damals handelte, nur Buren und Holländern zuzuwenden, auch wenn dadurch die Ausführung wichtiger Pläne weit hinausgeschoben wurde, wie es bei der schon 1881 wieder projektierten und 1884 einem holländischen Konsortium konzessionierten Delagoa-Bahn geschah. Als die den Holländern gesetzte Frist, um eine Gesellschaft für den Bau der Bahn zu bilden, ablief, ohne daß ihnen ihr Zweck gelungen war, verlängerte man trotz dieses Mißerfolgs den Termin auf Betreiben des 1889 zum Staatssekretär erwählten,

auf Java geborenen Dr. W. J. Leyds hin, nur um die konkurrierenden Engländer auszuschließen, und die seit 1873 geplante Bahn wurde schließlich erst am 1. Januar 1895 endlich eingeweiht. Krüger blieb 1881 bei seinen reaktionären Ideen und die Verarmung des Landes machte rasche Fortschritte. Auch zu Streitigkeiten mit den Eingeborenen kam es wieder, nachdem man Sekokuni aus der Gefangenschaft entlassen und ihm sein Land zurückgegeben hatte, wo er bald durch Meuchelmord fiel, und wenn auch die damals erfolgte Entdeckung der Goldfelder im De Kaap Distrikt einen Lichtblick bildete, so gab es andrerseits eine unerquickliche Korrespondenz mit dem britischen Residenten betreffs Betschuanalands und es erwies sich die Abänderung verschiedener Punkte der Konvention von 1881 als wünschenswert. Zu diesem Zwecke ging zunächst 1883 Dr. Jorissen nach England, und nachdem dieser die Geneigtheit des Kolonialministers Lord Derby, über Abänderungen zu verhandeln, festgestellt, begaben sich Anfang 1884 Präsident Krüger, General S. Smit und der Kultusminister Du Toit nach London und schlossen dort am 27. Februar 1884 eine neue Konvention ab, welche die Grenzen der Republik genau festsetzte, ihr im Westen des Landes eine Gebietserweiterung zugestand und die „Suzeränität" nicht mehr erwähnte, vielmehr den noch 1881 als „Transvaal" bezeichneten Staat nunmehr auch offiziell als „Südafrikanische Republik" aufführte. Betreffs der auswärtigen Beziehungen der letzteren wurde die Einschränkung getroffen, daß alle beabsichtigten Verträge mit fremden Staaten oder mit Eingeborenen der englischen Krone zur vorherigen Genehmigung zu unterbreiten seien, nur die Beziehungen zum Oranjefreistaat waren dieser Bedingung nicht unterworfen. Die Klausel hinderte übrigens nicht, daß schon 1885 Residenten der Südafrikanischen Republik an befreundeten europäischen Höfen akkrediert wurden — ein ständiger Gesandter im Haag, Generalkonsuln in Amsterdam, Berlin, Brüssel, London und Lissabon und Konsuln an anderen Plätzen — denen Krüger auf einer mit Du Toit zusammen angetretenen Rundreise schon 1884 nach dem Londoner Abkommen Besuche abgestattet hatte. Der Präsident wurde damals auch in Berlin von Kaiser Wilhelm I freundlich empfangen, und 1885 wurde in Pretoria zunächst ein dem Generalkonsulat in Kapstadt unterstelltes deutsches Vizekonsulat, einige Jahre darauf ein eigenes Konsulat errichtet; auch 9 andere Staaten sind durch Konsulate in Transvaal vertreten.

Die Erlaubnis, selbständige Verträge mit dem Oranjestaat abschließen zu dürfen, wurde von Krüger schon 1887 dahin benutzt, dem Schwesterstaat ein Schutz- und Trutzbündnis anzutragen, wozu Verhandlungen betreffs der Delagoa-Bahn den äußeren Anlaß boten, während andererseits besonders die neu anwachsende Macht des britischen Elements in Transvaal dessen weitblickenden Präsidenten einen engen Anschluß an den Freistaat wünschenswert erscheinen ließ. Aber da Präsident Brand jeglicher Verwicklungsmöglichkeit mit England sorgfältig aus dem Wege ging, so blieb Krüger's Besuch in

Bloemfontein 1887 erfolglos und erst als nach dem Tode von Brand im Dezember 1888 Oberrichter Reitz als Präsident des Oranjestaates gewählt wurde, kam bald darauf durch eine persönliche Zusammenkunft der beiden Präsidenten in Potschefstroom im März 1889 ein Defensivbündnis, sowie ein Handelsvertrag und ein Abkommen betr. der zu erbauenden Delagoa-Bahn zustande.

Waren doch inzwischen in Transvaal innerhalb weniger Jahre vollständig veränderte Verhältnisse eingetreten, welche dem vorsichtig vorausschauenden Geiste die Möglichkeit künftiger Verwicklungen nahe legten. Zwar führte die alteingesessene Bevölkerung nach wie vor ihr einfaches Leben auf den ausgedehnten, oft weit auseinander liegenden Farmen, aber in zwei Landstrichen, die bislang keineswegs von der Natur besonders ausgezeichnet zu sein schienen, war das dämonische gelbe Metall in reichen Lagern aufgefunden worden und hatte seine Anziehungskraft bald auf von allen Seiten herzuströmende Ausländer geltend gemacht. Hatte das De Kaap-Goldfeld seit 1882 schon große Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so wurde dieses Gebiet doch weit in den Schatten gestellt durch den im Jahre 1886 als Goldfeld proklamierten Witwatersrand, wo bald die „Goldene Stadt" Johannesburg in einer außerhalb Nordamerikas beispiellos raschen Entwicklung aus dem öden Veld emporwuchs. Ein wahres Goldfieber ergriff ganz Südafrika und beherrschte, zunächst bis 1889, auch die europäischen Börsen.

Das frisch erblühende Leben auf den Goldfeldern brachte auch dem Staate erhöhtes Einkommen, die seit 1884 noch an England schuldigen 250000 £ konnten bald abgetragen werden und 1890 trat man endlich auch dem alten Lieblingsprojekt der Delagoa-Bahn ernstlich nahe. Andererseits waren die Schwierigkeiten der total neuen Aufgabe nicht zu unterschätzen, welche der Verwaltung aus der plötzlichen Einwanderung so zahlreicher Ausländer erwuchs, von denen ein Teil allerdings bald gleiche Rechte mit den Buren verlangte, sich aber weigerte, dafür auch die Militärverpflichtungen im Kriegsfall zu übernehmen. Die Transvaalregierung sah sich deshalb im Interesse ihrer Selbsterhaltung gezwungen, den Erwerb des Wahlrechts zu erschweren und zwar durch allmählige Ausdehnung der dafür geforderten Minimal-Wohnzeit im Lande auf 14 Jahre. Sie verstieß damit zwar gegen unter anderen Verhältnissen — schon vor der Konvention von 1881 — von Krüger mündlich gegebene und damals ehrlich gemeinte Versprechungen betr. gleicher Behandlung von Einheimischen und Fremden, aber diese Zusagen waren in die Konventionen von 1881 und 1884 nicht mit aufgenommen worden, also auch nicht gesetzlich bindend. Die Transvaalregierung hatte umsomehr Ursache mit der Einräumung des Wahlrechts vorsichtig zu sein, als die nach dem Goldland herzuströmenden Ausländer natürlich vielfach sehr zweifelhafte Elemente waren, die überhaupt gar nicht mit dem Gedanken nach hier kamen, sich dauernd im Lande anzusiedeln, sondern nur den Wunsch hatten, dasselbe in möglichst

kurzer Zeit mit einem möglichst großen Ertrag wieder verlassen zu können. Deshalb war einem großen Teile der im Transvaal lebenden Fremden selbst an der Erlangung politischer Rechte überhaupt nur wenig gelegen, aber die finanziellen und politischen Abenteurer in Johannesburg sorgten für Schürung der Unzufriedenheit. Daß die Regierung nicht störrisch alle Reformen ablehnte, bewies ihr Verhalten gegenüber der 1890 gegründeten, sehr verdienstvollen Johannesburger Minenkammer, einer freien wirtschaftlichen Vereinigung zur Vertretung gemeinsamer Interessen, welche ein Berggesetz ausarbeitete, das dem Volksraad 1893 vorgelegt und zwei Jahre darauf mit geringen Änderungen angenommen wurde.

Krüger selbst sah sich von beiden Seiten angegriffen; den Ausländern ging er betreffs gewünschter Reformen viel zu langsam und nicht weit genug vor, seine eigenen Landsleute aber fanden das Tempo der Neueinführungen viel zu schnell und wählten ihn im Mai 1893 nur mit einer sehr geringen Majorität, nämlich mit 7881 gegen 7009 Stimmen, die auf Joubert fielen, für seine dritte Präsidentschaft-Periode.

Dem Rückschlag des Goldfiebers im Jahre 1890 war zwar schon seit 1892 ein neuer Aufschwung gefolgt, hervorgerufen durch die aussichtsvollen Berichte über die hiesige Minenindustrie, welche 1892 der amerikanische Ingenieur Hamilton Smith und 1893 der preußische Bergrat Schmeißer erstattet hatten, und von Paris ausgehend, setzte 1894 ein großer „Boom" ein, aber der Zusammenbruch dieser wilden Börsenspekulation im Oktober 1895 führte den „Unzufriedenen" neue Elemente zu. Die von Cecil Rhodes geleiteten Goldfields of South Africa und die Chartered Company waren einer Auffrischung ihres Prestige's dringend bedürftig und so wurde denn der „Raid", der berüchtigte Überfall Jameson's geplant.

Schon Ende 1892 war von Ausländern die „Transvaal National-Union" gegründet worden zu dem Zwecke, auf gesetzlichem Wege die politische Stellung der eingewanderten und nicht naturalisierten Bewohner Transvaals zu verbessern, nachdem die Volkszählung von 1890 ergeben, daß deren Zahl diejenige der Burghers ziemlich erreicht habe. Zunächst versuchte man es 1893 mit der Überreichung einer mit 13000 Unterschriften versehenen Denkschrift an den Volksraad, worin um die Gewährung eines angemessenen Stimmrechts gebeten wurde, und benutzte sodann einen Besuch des britischen Oberkommissars vom Kap, Sir Henry Loch, in Pretoria zu taktlosen Demonstrationen und zur Überreichung einer mit 15000 Unterschriften bedeckten Adresse, welche die Beschwerden zusammenfaßte. Dem 1895 zusammengetretenen neuen Volksraad, der in beiden Körperschaften eine Stärkung der fortschrittlich gesinnten Partei aufwies, wurde wiederum eine Petition der Ausländer, diesmal mit 32500 Unterschriften vorgelegt, aber auch diese verhallte wirkungslos. So stieg die Unzufriedenheit der „Uitlanders" weiter, die von der englischen Regierung unterstützte Rand Rifle Association und die Imperial South African

Association (gewöhnlich South African League genannt), welche die britische Hegemonie in ganz Südafrika erstrebt, verhehlten kaum noch ihre auf Umsturz der Transvaal-Regierung zielende, drohende Haltung, und die Führer der Chartered Company — an ihrer Spitze Cecil Rhodes, damals auch Premierminister der Kapkolonie — der geheimen Unterstützung des Kolonialministers Chamberlain gewiß, glaubten nunmehr durch einen kühnen Hauptschlag Transvaal verräterisch überrumpeln zu können. Die „Unzufriedenen" in Johannesburg sollten einen Aufstand in Szene setzen und Jameson's Polizeitruppen aus Rhodesia dann „zur Rettung der Ordnung" einschreiten und der Buren-Regierung ein Ende machen. Aber die Johannesburger Verschwörer waren mutiger mit dem Worte als mit der That und die amerikanischen „Reformer" außerdem nicht geneigt, der im letzten Moment von Kapstadt oder London anbefohlenen Hissung der englischen Flagge zuzustimmen, sondern wünschten eine unabhängige Republik hergestellt, in welcher die bisherigen Ausländer als stimmberechtigte Bürger den Ausschlag geben würden. Auch Dr. Jameson's vorzeitiger Einbruch vermochte sie nicht mit fortzureißen. Als Jameson am 29. Dezember mit bewaffneter Macht die Westgrenze Transvaals überschritt, auf dem Wege nach Johannesburg, wo er sich durch 40000 unzufriedene Ausländer zu verstärken hoffte, sah er sich von diesen seinem Schicksal überlassen, dagegen traten ihm am 1. Januar 1896 die nicht ungewarnten Buren bei Krügersdorp entgegen, brachten ihm eine vollständige Niederlage bei und nahmen ihn und den Rest seiner Leute am 2. Januar bei Blakfontein gefangen. Das war das unerwartete Ende von Jameson's „Heldenritt".

Am 3. Januar sandte der Deutsche Kaiser das berühmte Telegramm, Krüger Glück wünschend, daß es ihm und seinem Volke gelungen sei, „ohne an die Hülfe befreundeter Mächte zu appellieren", die Friedensstörer niederzuwerfen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren. Die ganze gesittete Welt war gleicher Ansicht und das Kolonialamt in London mußte wohl oder übel seine Schützlinge desavourieren.

Den Besiegten gegenüber erwies sich Krüger ebenso großmütig als klug. Die Haupträdelsführer der Reformbewegung wurden gefangen genommen und nach Pretoria gebracht, dort vor ein Kriegsgericht gestellt und die 4 Vorsitzenden des Reformkomité's von Johannesburg, darunter Oberst Rhodes, des „Kolossus" Bruder, zum Tode verurteilt, von Krüger aber zu kurzen Gefängnisstrafen begnadigt. Außerdem reklamierte die Regierung der Südafrikanischen Republik von der Chartered Company Anfang 1897 einen unbezahlt gebliebenen Schadenersatz von $1^{3}/_{8}$ Millionen £. Jameson und 5 seiner Genossen, die man zu entsprechender Bestrafung an England ausgeliefert hatte, wurden am 28. Juli 1896 in London, wo sie wie Helden empfangen wurden, wegen Friedensbruch zu 5 bis 15 Monaten Gefängnis verurteilt.

Aus den veröffentlichten Geheimtelegrammen, welche nebst dem Schlüssel in die Hand der Transvaalregierung gefallen waren, ging aber unzweifelhaft

hervor, daß die Anstifter und Leiter des ganzen Raubzuges in Kapstadt und London saßen. Cecil Rhodes, dessen Mitschuld als erwiesen gelten konnte, war sofort nach Scheitern des Planes nach London geeilt, um mit Chamberlain zu konferieren, das Kap-Parlament erkannte ihm inzwischen die Würde eines Premierministers ab und bald darauf hatte sich auch die Chartered Company unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, wenn auch höchst ungern, dazu verstehen müssen, ihn seines Direktoramts bei ihr zeitweilig zu entheben. Aber der außerordentliche Mann suchte seinen Fehlschlag sofort darauf durch neue Verdienste in Südafrika wett zu machen, indem er den großen Matabele-Aufstand niederschlug. Erst Anfang 1897 setzte das englische Parlament einen Untersuchungsausschuß betr. der Ursachen des Jameson-Raid ein, vor dem sich Rhodes als Ankläger Transvaals und nicht als Angeklagter gebärden durfte und er, wie Chamberlain, wurden nach dem Bericht des Südafrikanischen Komitees im Parlament mit 304 gegen 77 Stimmen trotz der vorgelegten Beweisstücke vom Vorwurf der Mitwisserschaft freigesprochen.

Die Transvaal-Regierung hatte nach diesen Erfahrungen gewiß alle Ursache, gegen die Engländer mißtrauisch zu bleiben und mit den von diesen verlangten Reformen vorsichtig vorzugehen. Viel näher lag es dagegen, ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Oranjefreistaat einzugehen, wie es am 17. März 1897 in aller Form geschah, und sich unauffällig bis an die Zähne zu rüsten, um für den Notfall vorbereitet zu sein. „Ohm“ Krüger aber, als beberufenster Träger der Buren-Politik, wurde Anfang 1898 mit überwältigender Majorität — mit 12858 von 18612 abgegebenen Stimmen — aufs Neue als Präsident erwählt und damit in dem Ehrenamt bestätigt, das er seit 1883 ununterbrochen bekleidete.

Daß Krüger übrigens klug genug war, England möglichst alle Handhaben zu berechtigten Beschwerden zu entziehen, geht daraus hervor, daß der Stadt Johannesburg 1896 eine Selbstverwaltung eingeräumt wurde mit einem Stadtrat, der zur Hälfte auch aus nicht naturalisierten Ausländern bestehen durfte, und daß die Regierung eine zum großen Teil aus Volksratsmitgliedern bestehende „Industrielle Kommission“ berief, die ihre Sitzungen im April 1897 begann und die Beschwerden der Goldindustrie prüfen sollte. Diese Kommission empfahl u. a. Herabsetzung von Zollsätzen auf Lebensmittel, Reduzierung der Eisenbahnfrachten und Verbilligung des Dynamits, event. Aufhebung des Dynamit-Monopols, und ein Teil dieser Vorschläge wurde auch im selben Jahre vom Volksraad angenommen, trotzdem eine starke Partei unter Führung des Staatssekretärs Dr. Leyds angesichts der herausfordernden Haltung Chamberlain's zur Zeit jedes Entgegenkommen als Zeichen der Schwäche bekämpfte.

Um eine Verständigung zu erleichtern, ging Leyds selbst nach London, die Verhandlungen zerschlugen sich aber, da Chamberlain am 4. August 1897 die vorgeschlagene Einsetzung eines Schiedsgerichts als Englands suzeräner

Stellung nicht entsprechend ablehnte. Krüger wies die Wiederhervorziehung dieses 1884 erledigten Begriffs nachdrücklich zurück, forderte nochmals ein Schiedsgericht, und um Englands jetzt wieder auftretenden Ansprüchen auf „Suzeränität" ein möglichst weithin sichtbares Dementi zu geben, ging Dr. Leyds 1898 als Gesandter der Südafrikanischen Republik nach dem Haag, mit dem von ihm vorgeschlagenen Programm, auch in Berlin, London, Paris, St. Petersburg und Lissabon diplomatische Vertretungen einzurichten, die der Gesandtschaft im Haag unterstellt sein sollten. Dr. Leyds Nachfolger als Staatssekretär in Pretoria wurde der frühere Präsident des Oranjefreistaats, Reitz.

Ein 1898 ausgebrochener Aufstand der Magatos in den Zoutpansbergen, der sich ernst zu gestalten drohte, wurde noch im gleichen Jahre niedergeworfen und der Häuptling Mpefu floh mit 10 000 Mann nach Rhodesia.

Im Frühjahr 1899 begannen die „Uitlanders" in Johannesburg wieder lebhafter zu agitieren und sandten im März durch Vermittelung des Oberkommissars für Südafrika, dem Kapgouverneur Sir Alfred Milner, eine mit 21 684 Unterschriften bedeckte Petition an die Königin von England, worin sie um Unterstützung ihrer Reformbestrebungen baten. Milner, der in der Angelegenheit eine wenig rühmliche Rolle spielte, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb Mitte 1901 bei seinem kurzen Besuch in London aber als „Lord of Capetown" in die Peerage aufgenommen wnrde, ist deutscher Abstammung und war früher liberaler Journalist der „Pall Mall Gazette". Es ging mit dieser Adresse wie mit der historischen Petition von 1877, welche erklärte, daß „Alle" im Lande mit der britischen Annektierung zufrieden seien, es war auch diesmal ganz offenkundig, daß man Tausende von Negern, Indern, Frauen und Kindern, die absolut kein Verständnis dafür hatten, um was es sich überhaupt handelte, zur Unterzeichnung herangezogen hatte, das hinderte aber nicht, diese Fälschung in London als den Ausdruck der gequälten englischen Volksseele in Transvaal aufzupauschen, ein Ausdruck, der Chamberlain und der Rhodes-Klique in ihre Pläne paßte, da man eben einen Vorwand zu einem Konflikt brauchte. Daß gleichzeitig 22 900 Uitlanders der Transvaalregierung in einer Adresse ihr Vertrauen aussprachen, wurde einfach ignoriert. Auf Chamberlain's Vorschlag fand darauf Ende Mai in Bloemfontein eine Konferenz zwischen Präsident Krüger und Sir Alfred Milner statt, „um die Lage in versöhnlichem Geiste zu besprechen". Im Laufe dieser und späterer Verhandlungen, bei denen Sir Alfred Milner eine ehrlich gemeinte „versöhnliche" Stimmung nie bewies, und die sich besonders darum drehten, den Ausländern durch Erleichterung der Wahlberechtigung eine möglichst baldige angemessene Vertretung im Transvaalparlament zu geben, kam die Burenregierung den englischen Wünschen, die bislang bedingte Wohnzeit im Lande von 14 auf 5 Jahre herabzusetzen, entgegen, verlangte andererseits aber ausdrückliche Anerkennung der Konvention von 1884 betr. voller Freiheit in der inneren Verwaltung und Aufgabe der



Sulu-Schöne.

englischen Suzeränitätsansprüche. Der Buren Stammesgenossen im Oranjefreistaat und selbst in der Kapkolonie fanden die von Transvaal gemachten Zugeständnisse an die Ausländer allen gerechten Ansprüchen entsprechend, aber je mehr man zugestand, um so mehr verlangte England. Chamberlain wechselte plötzlich wieder den Verhandlungsstandpunkt, verlangte nunmehr auch die Gleichberechtigung der englischen mit der holländischen Sprache im Transvaalparlament und die Schleifung der Forts in Johannesburg und Pretoria, ließ immer deutlichere Drohungen folgen und Truppen nach Südafrika schicken, die man gegen Transvaals Grenzen vorschob. Es wurde so immer klarer, daß es Chamberlain überhaupt nicht ehrlich daran lag, den Frieden zu bewahren, sondern daß er die Gelegenheit benutzen wollte, der Buren Selbständigkeit ein für allemal ein Ende zu bereiten, und die Transvaalregierung handelte in einer Zwangslage, als sie am 9. Oktober ein Ultimatum an die englische Regierung richtete mit dem Ersuchen, binnen 48 Stunden eine befriedigende Erklärung dahin zu geben, daß die schwebenden streitigen Fragen durch Schiedsgericht oder auf andere freundschaftliche Art geregelt, die englischen Truppen sofort von den Grenzen Transvaals zurückgezogen und die Zahl derselben in Südafrika auf den Bestand vor dem 1. Juni 1899 reduziert werden sollte. Die englischen Jingo-Kreise bezeichneten es als eine „verdammte Unverschämtheit" der Buren, daß sie nicht geduldig warteten, bis die Engländer ihre trotz der Rodomontaden sehr rückständige Mobilisierung beendigt und dann ihrerseits den Krieg erklärt haben würden, und die englische Regierung ließ Präsident Krüger „kurz und sehr würdevoll" sagen: Sie bedauere einen so ernsten Schritt und habe ihm zur Zeit nichts weiter mitzuteilen. So trat also am 11. Oktober 1899 der Kriegszustand ein und der Oranjefreistaat erklärte auf eine Anfrage Sir Alfred Milner's, daß er seinen Abmachungen getreu zu Transvaal stehen würde. Daß letzteres am 1. September 1900 von Lord Roberts dem englischen Besitz einverleibt wurde, hat bereits Erwähnung gefunden, ebenso die fernere Entwicklung der Dinge bis zum September 1901. Als Krüger auf Urlaub nach Europa ging, übernahm der Vicepräsident Schalk Burger die Führung des Staatswesens.

Sehen wir uns nun das Land selbst etwas näher an, welches im Süden vom Vaal d. h. „Gelben" Fluß, im Norden vom Limpopo, im Westen von Westgriqua- und Betschuanaland, im Osten von Portugiesisch-Ostafrika und Natal begrenzt wird und einen Umfang von 308 560 qkm aufweist, so finden wir hier ein von vereinzelten Bergzügen unterbrochenes, 1200—2000 m hohes Tafelland, dessen höchste Teile im Osten und Süden liegen, während die im Bankenveld terrassenförmig abfallenden Ränder in niedrigeres Hügelland übergehen. Der Witwatersrand und die Magalies-Berge teilen das Gebiet in das 1500—2000 m hohe südliche Hooge Veld und in das nördlich daran stoßende,

nur 800—1000 m hohe Bosch Veld. Das Hooge Veld trägt wegen seiner dünnen Humuskrume fast durchgängig Steppencharakter und demnach eignen sich die hier liegenden Distrikte Lichtenburg, Potschefstroom, Heidelberg und Utrecht hauptsächlich für Schafzucht; der mittlere Teil mit Rustenburg, Pretoria nnd Lydenburg dient der Rinderzucht und dem Maisbau, während sich das nördlichere, fruchtbarere Gebiet für subtropische und tropische Kulturen eignet, allerdings bereits ein ungünstigeres Klima und dem Limpopo entlang vielfach Tsetsefliegen aufweist; mit Mimosen, Akazien und Proteen bestanden, macht auch das Buschfeld meist einen wilden, öden Eindruck. Von der Gegend, wo Witwatersrand und Magalies-Berge nahe zusammentreten, fließen eine Anzahl Flüsse nach allen Seiten, zum Limpopo, zum Vaal und nach der Delagoabai ab. Das Klima ist für Europäer auf dem Hochfeld im allgemeinen sehr gesund, nur sind hier starke plötzliche Temperaturwechsel und die vom Winde aufgetriebenen Wolken roten Staubes unangenehm, dagegen herrschen in den Niederungen des Limpopo, im De Kaap-Distrikt und im Osten der Drachenberge überhaupt während der sommerlichen Regenzeit bösartige Fieber. Heidelberg (1524 m ü. M.) gilt als bestes Sanatorium Transvaals. In Johannesburg sinkt im Juli und August die Temperatur auf 6° unter Null, so daß das Eis zuweilen selbst mittags nicht auftaut; andererseits steigt die Wärme hier selbst im Winter hin und wieder auf 37° im Schatten.

Die letzte offizielle Zählung datiert schon von 1890 und ergab 119 000 Weiße, darunter 104 000 in Afrika und 14 000 in Europa Geborene (Engländer 8930, Deutsche 1930, Holländer 1420) und von diesen Weißen waren 59 800 Ausländer; die Eingeborenen wurden damals auf 560 000 geschätzt. Die Staatsbeamten wiesen der Nationalität nach 705 Afrikander, 225 Holländer, 28 Engländer und 15 Deutsche auf. Seitdem hat man die Weißen 1897 offiziell auf 245 000, 1899 auf 288 000 Seelen (80 000 Buren und 208 000 Fremde), die steuerpflichtigen Eingeborenen auf 402 000, mithin die Gesamtbevölkerung auf 690 000 geschätzt.

Die Eingeborenen sind im Westen Betschuanen, im Osten andere Kaffern- und den Sulus verwandte Stämme, wohnen im ganzen Lande verstreut, hauptsächlich aber im wärmeren Buschfeld, im Tiefland von Zoutpansberg, im Lydenburg- und im De Kaap-Distrikt, werden von den Buren streng patriarchalisch regiert und leben hauptsächlich von Mais; gewisse Ländergebiete, die „Lokationen“, sind ihnen von der Regierung zur Ansiedelung ausschließlich überwiesen und sie bezahlen eine jährliche Hüttensteuer von 10/—. Alkoholika dürfen ihnen seit 1892 nur gegen Erlaubnisschein ihrer Herren verabreicht werden, und Waffen und Munition an sie zu verkaufen oder zu verleihen ist bei strenger Strafe verboten, besonders auch deshalb, um so das hier noch immer ziemlich zahlreiche große Wild zu schützen. Die Farbigen, einschließlich der Inder, Chinesen, Malayen und anderen Asiaten, haben kein Stimmrecht, dürfen weder Land- noch Minen-Konzessionen erwerben, in Minen nur

als Angestellte arbeiten und mit Gold oder Edelsteinen keinen Handel treiben. Auch die Ehen unter Farbigen sind erst 1898 rechtlich anerkannt worden.

Die Buren, aus einer Mischung holländischen, deutschen, französischen und skandinavischen, teilweise auch farbigen Blutes hervorgegangen, sind fast ausschließlich Grundbesitzer, Bauern, wie ihr Name besagt und zwar Bauern, die vielfach noch heute ein Volkselement repräsentieren, das in seiner Entwickelung um 200 Jahre zurückgeblieben ist. Der Bur ist fromm bis zur Bigotterie, ein guter Gatte und Vater, gastfrei, eifersüchtig auf seine politische Unabhängigkeit, ein guter Reiter, Schütze und Jäger, andererseits vielfach recht unwissend, schwerfällig, träge, eigensinnig, schmutzig und hartherzig gegen die Schwarzen. Seitdem der Besitz durch Teilung innerhalb der stark angewachsenen Familien mehr und mehr zersplittert wurde, ist stellenweise Verarmung eingetreten. „Rang" ist im allgemeinen hier ein unbekannter Begriff und höchstens nach größerem oder kleinerem Besitz bestimmt. Nur ungern lebt der Bur in Städten zusammengedrängt, er zieht vielmehr die Einsamkeit und Absonderung auf großen, entlegenen und menschenleeren Velds vor und diese ihn umgebende Natur hat ihren Einfluß auf ihn nicht verfehlt. Die überwältigenden, schier endlosen afrikanischen Steppen mit ihrer lautlosen Einsamkeit und eindrucksvollen Stille spiegeln sich im Charakter der Buren wieder: Er ist wortkarg, er liebt die Einsamkeit und das Schweigen. Die Welt, die vor ihm liegt in ihren ungemessenen Weiten, ladet ihn ein, sein eigener Herr zu sein; sie scheint ihm schrankenlos und er haßt den Zwang, er erträgt keine Fesseln, er will frei sein. Wahrlich, das englische Joch lastete nicht schwer und doch war es zuviel für den Bur. Er verließ Haus und Hof und Feld und zog lieber hinaus in die Wildnis, wo er sein armseliges Obdach bauen konnte, wo es ihm beliebte; wo er sein eigener Herr war, thun und lassen konnte, was er wollte; wo er König war in seinem Reiche, niemand unterthan, unabhängig, frei. Gefahren hatte er mißachten gelernt. Er fürchtet niemand, nur Gott allein, zu dessen auserwählten Volk er zu gehören glaubt. Daraus fließen alle die bewundernswerten Eigenschaften der Buren: Seine Tapferkeit, seine Freiheitsliebe, sein Selbstvertrauen, sein Mannesstolz. Das ist die Quelle der Stärke und der Schwäche des Burenstaats; er ist fast unüberwindlich in der Eintracht, und gerade diese Vorbedingung seines Bestands bedroht er immer. Die fast maßlose Freiheitsliebe und Sucht nach Unabhängigkeit, sowie der Haß allen Zwangs machen ihm jede Herrschaft unerträglich. Sobald er sie zu fühlen beginnt, „trekkt" er weiter. Wie schwer es fiel, ein solches Volk zu einem festen Staatengebilde zu vereinigen, liegt auf der Hand. Mit welchen Schwierigkeiten hatte Pretorius zu kämpfen! Wie oft war unter ihm der junge Freistaat wegen Mangel an Eintracht dem Scheitern nahe! Unter Burgers ging alles in die Brüche. Die Buren trekkten aus Transvaal, wie sie aus der Kapkolonie und aus Natal getrokken waren. Sie zersplitterten sich in lauter kleine Gemeinwesen. Erst die gemeinsame Gefahr und der grenzenlose Haß gegen die Engländer wirkten unter Krüger als bindender Kitt.

Stephan Johannes Paulus Krüger, „Dom Paul", wie ihn der Volksmund nennt, ist die Seele des Widerstands gewesen, den ein kleines, aber tapferes Volk seit Jahrzehnten gegen die größte Weltmacht der Neuzeit geführt hat. Am 10. Oktober 1825 als Sohn einer ursprünglich aus der Altmark stammenden Familie bei Colesberg in der Kapkolonie geboren, hat er die Züge seines Volkes nach Natal, dem Oranjefreistaat und dem Transvaal mitgemacht, lebte lange Zeit auf seiner Farm, und da er sich durch Mut, Klugheit und Kaltblütigkeit ein großes Ansehen erworben hatte, wurde er Feldhauptmann, im Jahre 1864 Oberbefehlshaber und in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste im Jahre 1883 Präsident der Südafrikanischen Republik. Als solcher ist er dreimal hintereinander, ohne Unterbrechung, wiedergewählt worden, obgleich seine Herrschaft nicht gerade ein milde gewesen ist. War er doch ein strammer Autokrat, energisch und furchtlos, aber auch rechthaberisch, störrisch und herrschsüchtig, der oft genug seinen Willen gegenüber dem Volksraad nur durch die Drohung seiner Abdankung durchsetzte. Das half aber jedesmal, so mächtig war der Einfluß seiner bedeutenden Persönlichkeit und so allgemein der Wunsch, seine staatsmännische Kraft so lange wie nur möglich an der Spitze der Verwaltung zu sehen. Krüger, der streng kirchlichen Sekte der Dopper angehörig, ist von tiefer Religiosität und betrachtet die Bibel als einzige Richtschnur seines Handelns. Sein Aeußeres entspricht dem ganzen Charakter: Eine stark und breit gebaute, hohe Gestalt; eine etwas niedrige Stirn, graue Augen von buschigen Brauen überschattet und mit mächtigen Falten darunter; ein fester trotziger Mund, von einem Vollbart umrahmt: In Summa, der Typ eines Buren.

Unter den im Transvaal lebenden Fremden, unter denen wir sämtliche europäische Nationen und auch zahlreiche Nordamerikaner vertreten finden, nehmen die Engländer die erste Stelle ein und deren unleugenbare soziale und wirtschaftliche Überlegenheit über die Buren erklärt sich einfach daraus, daß sie immer in enger geistiger und materieller Fühlung mit dem Mutterland und dessen hoher Kultur geblieben sind, die Buren aber ähnliche Beziehungen so gut wie ganz verloren haben.

Deutsche haben sich frühzeitig in Transvaal angesiedelt. Seit 1857 wirkt hier die Hermannsburger Mission, 1859 führte der bekannte vielseitige Missionar A. Merensky, der viel zur Landeskenntnis beigetragen, auch die Berliner Mission hier ein, deren Station Botschabelo bei Middelburg eine Musteranstalt ist und beide Gesellschaften zählen heute zahlreiche Missionsanstalten in Transvaal, besonders im Norden des Landes, wo schon die deutschen Ortsnamen: Wallmannsthal, Neu Halle, Lobethal, Arcona, Blauberg, Quedlinburg, Georgenholtz und Morgensonne die Thätigkeit Deutscher andeuten. Aber auch an deutschen Ansiedlern fehlt es nicht und der Minenbetrieb und der dadurch verursachte Aufschwung hat eine große Reihe Kaufleute, Techniker und Handwerker herangezogen, sodaß man die Gesamtzahl der

Deutschen in Transvaal — freilich ziemlich unsicher — 1898 auf etwa 15000 Köpfe schätzte. Deutsch-evangelische Gemeinden bestehen in Pretoria, Johannesburg, Lüneburg, Bergen, Kroondal, Melorane und Ekullemgein, aber auch in Vryheid, Rustenburg und Heidelberg finden sich eine größere Zahl Deutscher. Eine Anzahl Hannoveraner, welche nach der Annexion von Hannover auswanderten, kauften zwei bei Kroondal in der Nähe von Rustenburg gelegene Farmen, welche damals ihren Besitzern nicht einmal genügend Korn für ihren eigenen geringen Bedarf lieferten. Heute ist das Areal, durch weitere Ankäufe bedeutend vergrößert, aus „unfruchtbarem" Boden, Dank deutschem Fleiß und deutscher Thatkraft in fruchtbarsten Ackerboden umgewandelt, und der hier gebaute Tabak ist weitaus der beste von ganz Transvaal überhaupt.

Junge deutsche und andere Kaufleute kommen nach Transvaal, wie nach Südafrika überhaupt, meist ohne feste Anstellung und Kontrakt heraus, sie werden vielmehr gewöhnlich erst an Ort und Stelle auf gegenseitige monatliche Kündigung engagiert. Das paßt auch den jungen Leuten selbst am besten, denn sind sie tüchtig, so behält man sie nur zu gern, und andrerseits können sie so, da sie nicht an Kontrakte gebunden sind, leichter von den in Südafrika ja nicht seltener Momentchancen profitieren, wie sie die „ups and downs" des Landes mit sich bringen.

In Johannesburg waren Deutsche die ersten Pioniere, denen die Engländer mit ihrem Kapitalreichtum folgten; deutsche Intelligenz und Tüchtigkeit haben sich auch hier still und sicher ein immer größeres Feld erobert. Ein guter Teil des Warengeschäfts liegt in deutschen Händen, deutsche Banken haben ihre Vertretungen hier und eine nennenswerte Anzahl Minen befindet sich in deutschem Besitz oder wenigstens unter deutscher Kontrolle, obgleich die Leiter und Beamten derselben, trotz des darin angelegten deutschen Kapitals, leider überwiegend Engländer und Amerikaner sind. Das auf den Minen — auch auf den englischen und französischen -- verwandte Material ist vielfach deutsches, und geradezu epochemachende Anlagen sind hier von Deutschen in's Leben gerufen worden, wie z. B. die „Central Ore Reduction Company", welche mittels des Siemens'schen elektrolytischen Extraktionsverfahrens den bereits durchgearbeiteten Rückständen der Minen den letzten Rest Goldes entzieht; die elektrische Zentrale von 4000 Pferdekräften, welche Siemens und Halske auf der Kohlenmine Brakpan für elektrische Kraftübertragung errichtet haben; die große Cementfabrik Lippert's bei Pretoria, und schließlich, last not least, die berühmte Dynamitfabrik in Modderfontein, die größte derartige Anstalt der Welt überhaupt, welche fast ausschließlich mit deutschem Material ausgerüstet ist und unter deutscher Leitung steht. Den Gesamtwert des in Transvaal arbeitenden deutschen Kapitals schlägt man mit 900 Millionen Mark an.

Neben dem deutschen Konsul am Regierungssitz Pretoria amtiert ein deutscher Vizekonsul in Johannesburg.

Eine auffallende Begünstigung seitens der Buren, die sonst sämt-

lichen Fremden kühl und mißtrauisch gegenüber stehen, haben bei Besetzung höherer Ämter immer die Niederländer aus Europa gefunden; diese Beamten, welche von dem Vorwurf der Bestechlichkeit mit betroffen werden, haben sich den anderen Ausländern gegenüber keineswegs freundlich gesinnt erwiesen, und ihre Rolle war häufiger Verhetzung, statt Versöhnung.

Die in den größeren Plätzen lebenden Asiaten, die von den Importeuren als zuverlässige Kunden geschätzten Chinesen und die als meist recht unsichere Kantonisten geschilderten Inder hat man neuerdings verpflichtet, sich außerhalb der Städte anzusiedeln, nachdem man ihnen gegenüber im Jahre 1898 das sogenannte „Bazarsystem" einführte.

Eine Unterstützung von Einwanderung hat seitens der beiden Burenstaaten nie stattgefunden, vielmehr hat die Transvaalregierung durch ein am 1. Januar 1897 in Kraft getretenes Gesetz die Ausländer verpflichtet, den Besitz genügender Existenzmittel oder die Möglichkeit zu deren Erwerb nachzuweisen und sich einer Kontrolle durch Lösung eines von Zeit zu Zeit zu erneuernden Wohnungspasses zu unterziehen.

Laut der im Jahre 1890 revidierten Verfassung Transvaals besteht seine Regierung aus einem auf 5 Jahre vom Volke gewählten Präsidenten, einem ersten Volksrat, dessen Mitglieder im Lande geboren oder seit 1876 ansässige Bürger sein, und einem zweiten Volksrat, dessen Mitglieder 4 Jahre im Lande ansässig sein müssen. Die Zahl der Mitglieder beider Kammern, welche Diäten von 3 £ beziehen und jährlich mindestens einmal zusammentreten, ist die gleiche und wird zeitweilig vom ersten Volksrat festgesetzt; 1898 betrug sie je 27. Um das Wahlrecht für beide Volksrate auszuüben, deren Mitglieder für 4 Jahre gewählt werden, genügt bei den Buren ein Alter von 16 Jahren. Der Staatspräsident sowohl wie die Mitglieder beider Rate müssen Protestanten sein. Dem Staatspräsidenten steht als Ministerium ein „Ausführender Rat" zur Seite, dessen Vorsitzender er ist und der daneben aus dem Staatssekretär, dem durch das Volk auf 10 Jahre gewählten Generalkommandanten und zwei durch den ersten Rat auf 3 Jahre gewählten, stimmberechtigten Bürgern besteht. Der Präsident bezieht 7000, der Generalkommandant 2500, der Staatssekretär 2300, die beiden weiteren Mitglieder des ausführenden Rats je 2000 £ Jahresgehalt. Dem zweiten Rate stehen nur gewisse Gegenstände zur Beratung zu, darunter das Minen-, Verkehrs-, Sanitäts- und Rechts-Wesen und solche, die ihnen der erste Rat eventuell sonst noch zuweisen will. „Hauptstadt" ist laut der Konstitution Potschefstroom, Sitz der Regierung aber Pretoria. Die offizielle Sprache ist die holländische.

Da die Frage des Wahlrechts bei den englischen Beschwerden eine Hauptrolle spielte, so ist es vielleicht angezeigt, auf dessen Entwicklung einen kurzen Rückblick zu werfen. Ursprünglich war jeder Weiße, der sich im Transvaal niederließ, ohne weiteres wahlberechtigt. Um jedoch der Staatskasse eine Ein-

nahme zuzuführen, wurde 1855 bestimmt, daß die nicht in Südafrika geborenen Ausländer vor der Erlangung des Wahlrechts 25 £ zu entrichten hätten. Ein Gesetz von 1874 schrieb dann für Ausländer ohne Grundbesitz einen Aufenthalt von einem Jahre vor, ehe sie das Wahlrecht erlangen konnten. Eine wesentliche Einschränkung wurde erst 1882 — also nach der englischen Vergewaltigung — beschlossen, indem man die Bedingung einer fünfjährigen Ansässigkeit vorschrieb. Nachdem es bislang überhaupt — wie später noch im Oranjefreistaat — nur einen Volksrat gegeben, wurde 1890 daneben noch ein zweiter Volksrat geschaffen, eine Kammer ohne Budgetrecht, deren Beschlüsse der erste Volksrat oder der Präsident umstoßen kann, zu der das Wahlrecht aber bereits unter folgenden Bedingungen zugänglich gemacht wurde: Zweijährige Ansässigkeit, von der Eintragung beim Feldcornet an gerechnet, Treueid unter Verzicht auf alle politischen Rechte in anderen Staaten, und Zahlung einer Gebühr von 5 £. Nach zwei Jahren war der so Naturalisierte wählbar, doch nur für den zweiten Volksrat. Das aktive und passive Wahlrecht für den ersten Volksrat, den ausschlaggebenden, konnte er erst nach weiteren 10 Jahren, im ganzen also nach 14 jähriger Ansässigkeit erlangen. Da man das Alter von 30 Jahren erreicht haben mußte, um die Wählbarkeit für den zweiten Rat zu erreichen, so konnte ein Ausländer das volle Bürgerrecht Transvaals nicht vor dem 40. Lebensjahr erhalten und selbst dann erst nach Genehmigung seitens des ersten Rats und Erfüllung erschwerender Förmlichkeiten. Zwischen Naturalisation und Bürgerrecht wurde aber auch dann noch unterschieden, denn der Naturalisierte durfte sich nicht an der Wahl des Präsidenten und des Oberkommandierenden beteiligen. Nachdem der zwei Jahre im Lande ansässige Ausländer naturalisiert war und sein bisheriges staatliches Verhältnis gelöst hatte, stand er also auf Grund dieser Bestimmungen vorläufig überhaupt ohne Rechte da, aber mit der Pflicht zur Heeresfolge. Im Jahre 1894 erschwerte man auch noch den Söhnen von Ausländern die Erlangung des Bürgerrechts. So standen die Dinge im Jahre 1899 und man zählte damals 29279 Wahlberechtigte in Transvaal.

Man beschwerte sich nun nicht bloß über die lange Dauer der Fristen, sondern auch über die lästigen Bedingungen, darunter diejenige, daß die Gesuche um das Wahlrecht von einer Anzahl „Bürger" des Bezirks unterstützt sein mußten, wozu die Buren sich häufig nicht verstehen wollten, sodaß die Aufnahme von Ausländern in den Wählerverband allerdings eine große Seltenheit war. Die Engländer behaupteten nun, es liege in der Regelung des Wahlrechts der Ausländer eine Verletzung der Konventionen von 1881 und 1884 vor, welche „Gleichmäßigkeit" der Pflichten und Rechte für In- und Ausländer in der Republik festsetzten. Aus dieser allgemein gehaltenen Bestimmung ließ sich aber ebensowenig, wie aus den europäischen Staatsverträgen herleiten, daß Transvaal genötigt gewesen sei, Ausländern auch die politischen Rechte zu verleihen. Die Südafrikanische Republik wurde seit

Entdeckung der Goldfelder derartig mit Ausländern überschwemmt, daß die Buren fürchten mußten, in die Minorität zu kommen, und sie waren deshalb darauf bedacht, die Fremdlinge von der Leitung der Geschäfte möglichst fernzuhalten, weil sie sich nach den gemachten Erfahrungen der Ansicht nicht verschließen konnten, daß die Engländer nach dem Fehlschlagen ihrer Eroberungspläne versuchen würden, sich des goldtragenden Landes durch Einsickern in die Bürgerschaft zu bemächtigen. Also auch hier handelten die Buren in begreiflicher Notwehr.

Das in Transvaal herrschende Recht ist, wie in ganz Südafrika, das Römisch-Holländische, und die auch über die Rechtspflege des Landes laut gewordenen Klagen sind hin und wieder begründet gewesen. Bestehen doch die Geschworenen-Gerichte nur aus Buren, da die wenigen naturalisierten Ausländer nicht in Betracht kommen, und da mag denn der Rassenhaß und die Beschränktheit der Auffassung zuweilen befangene Entscheidungen eingegeben haben. Richtig ist auch, daß die Polizeiverwaltung schlecht geführt war, daß manche Verbrechen nicht aufgedeckt wurden und daß die niederen Organe dem Ausländer gegenüber oft grob und ungerecht verfuhren. Die hiesigen Polizisten nennt man „Zarps" nach den auf ihren Mützen angebrachten Blechbuchstaben Z. A. R. P. „Zuid Afrikaansche Republiek Politie." Auch die Geheimpolizei, welche speziell den verbotenen Verkauf von Schnaps an die Kaffern und von gestohlenem Gold aus den Bergwerken überwachen sollte, hat ob ihrer Unfähigkeit und Unehrlichkeit mannigfachen Grund zu berechtigten Klagen gegeben.

Und da kommen wir denn überhaupt auf einen wunden Punkt zu sprechen, die Unehrlichkeit und Bestechlichkeit weiter Beamtenkreise Transvaals, besonders auch unter den Volksvertretern und sogar bis zu den höchsten Spitzen hinauf, denen man vorgeworfen hat, gegen „Geschenke" nicht unempfänglich gewesen zu sein. Hat der Bur Reichtum auch nie verachtet, so hat er ihn früher doch nur in der Größe seiner Viehherden gesucht. Seitdem er mehr mit der „Kultur" in Berührung gekommen ist, hat er aber auch Mammon schätzen gelernt, an Versuchern hat es nicht gefehlt, und so sind die zahlreichen Monopole zu Stande gekommen, über die wir weiterhin noch zu sprechen haben werden, die zu Gunsten weniger Fremder der Allgemeinheit schadeten und bei deren Erteilung und Ausnutzung die Moralität der Transvaalregierung eine wenig ehrenhafte Rolle gespielt hat.

Das stehende Heer unter einem auf 10 Jahre gewählten Generalkommandanten zählte nur 400 Offiziere und Artilleristen, im Kriegsfall aber konnte das ganze „Kommando", d. h. sämtliche wehrfähigen Männer zwischen dem 16.--60. Jahre aufgeboten werden, eine Truppe von etwa 30000 Mann. Ausländer konnten sich von der persönlichen Erfüllung der Wehrpflicht durch Entrichtung einer jährlichen Steuer befreien. Die Befestigungen von Pretoria bilden den Mittelpunkt der Landesverteidigung, daneben wurde nach dem Raid

unter Leitung des Oberstleutnant Schiel ein Fort in Johannesburg angelegt und Mitte 1900 beendet.

Staatskirche ist die Niederdeutsch-Reformierte, aber es herrscht volle kirchliche Toleranz.

Was das Schulwesen anbetrifft, so geht der Staat laut Gesetz von 1892 von dem Grundsatz aus, daß es Sache der Eltern sei, für die Erziehung der Kinder zu sorgen und beschränkte sich im allgemeinen auf liberale pekuniäre Unterstützung der Privatinitiative, soweit der Unterricht in Holländisch erfolgt oder diese Sprache zum mindesten in den Lehrplan aufgenommen ist. Die Zahl der Schulen hat sich seit 1888 mehr als verdoppelt, und betrug die Zahl der Schüler in vom Staate unterstützten Schulen 1882 nur 875, so war diese 1898 auf 14760 gestiegen. Der Schulbesuch belief sich 1898 in den Bauernschulen auf 91 %, in den Stadt- und Dorfschulen auf 85 % und die Regierung gab in diesem Jahre 230000 £ für Unterrichtszwecke aus. Seit 1892 hat die Regierung übrigens auch selbst Schulen in den Goldfeldern, sowie eine Reihe höherer Schulen und eine Bergakademie in Pretoria angelegt. Das Schulwesen Transvaals hat im letzten Jahrzehnt also einen nicht zu bezweifelnden Aufschwung genommen und trotzdem haben die „Uitlanders", bezw. Engländer auch gerade darüber immer bittere Beschwerden geführt. Auf den unteren Stufen der Elementarschulen wurde allerdings nur Niederländisch gelehrt und das gab den Engländern Veranlassung zu klagen: „Wir sind drei Viertel (?) der weißen Bevölkerung und unsere Kinder sollen nicht in ihrer Muttersprache unterrichtet werden." Man kann es vielleicht unpraktisch finden, daß die Buren sich mit ihrer Sprache begnügen wollen; man muß bedauern, daß sie allgemeine Schulpflicht noch nicht eingeführt haben; man muß es als ungerecht bezeichnen, wenn die Buren das Unterrichtsbudget, obgleich die Fonds überwiegend von den Ausländern aufgebracht werden, vorwiegend in ihrem Interesse verwenden: Aber Holländisch ist nun einmal die Landessprache, die jeder kennen muß, wenn er in Transvaal Bürger werden will. Daß die wünschenswerte Versöhnung dieser Gegensätze jedoch wohl möglich war, das haben z. B. unsere Landsleute in Johannesburg bewiesen, denen gegen das, unserem Gefühl entsprechend ganz selbstverständliche Zugeständnis: In einer deutschen Schule im Auslande auch die betr. Landessprache als Unterrichtsgegenstand aufzunehmen, von der Transvaalregierung die liberalste Unterstützung zugestanden wurde. Weshalb thaten die Engländer nicht ein gleiches? Nur aus Dünkel und weil sie zu bequem waren, neben ihrer Weltsprache noch eine zweite zu lernen, obgleich sie Holländisch ja in ganz Südafrika und nicht nur im Transvaal verwerten können.

Preßfreiheit ist durch die Konstitution gewährleistet, und man muß den Buren nachsagen, daß sie dieselbe auch den Fremden in ihrem Lande in weitestgehender Weise zugestanden haben und daß ihre Regierung die Angriffe, Rücksichtslosigkeiten, Hetzereien und Gemeinheiten der im Rhodes'schen Solde

stehenden Transvaal-Presse mit einer Ruhe ertragen hat, die vornehmer wirkte, als event. heftige Entgegnungen oder gar Unterdrückung. Unter den vier Tageszeitungen Johannesburgs ist die „Standard und Digger News" das offiziöse Organ der Transvaal-Regierung, der „Star" eins der lautesten Mundstücke der feilen Rhodes-Presse. In Pretoria erscheint die vielgelesene halbamtliche „Volksteem".

Die Entwicklung der Staatsfinanzen mögen folgende Zahlen illustrieren:

	Einnahmen	Ausgaben	
1884	188 000	216 000	£
1888	884 000	770 000	"
1890	1 229 000	1 531 000	"
1892	1 255 000	1 188 000	"
1894	2 247 000	1 734 000	"
1895	3 539 000	2 679 000	"
1897	4 480 000	4 394 000	"
1898	3 983 000	3 971 000	"

Zu den Einnahmen lieferten die Einfuhrzölle zirka 28 %, die Eisenbahnen und Lizenzen je 16 % und das Dynamitmonopol 8 %, während auf direkte Steuern nur 4 % entfielen. Im Jahre 1898 bestanden die Haupteinnahmeposten in 1058000 £ Zöllen, 575 000 £ Ertrag der Bahnen, excl. der Dividenden der im Regierungsbesitz befindlichen Aktien, 389000 £ Minen-Lizenzen, 174000 £ andere Lizenzen, 285000 £ Stempelabgaben, 125000 £ Übertragungsgebühr, 110000 £ Hüttensteuer, 38000 £ Post und Telegraph, während die Hauptausgaben 1080000 £ für Gehalte, 535000 £ für öffentliche Arbeiten und 357000 £ für das Kriegsdepartement beanspruchten. Die jährliche Hüttensteuer beträgt 10/—, die ziemlich läßig eingezogene Personalsteuer meist 7½ £ für Weiße 18/6, und dazu kommt bei Geschäftsleuten noch eine Gewerbesteuer und eine Abgabe von 1 ‰ auf den vermutlichen Jahresumsatz, der am Anfang des Jahres abzuschätzen ist. Die direkten Steuern kommen also kaum in Betracht, dagegen sind die indirekten Abgaben so verteilt, daß sie überwiegend auf die Fremden fallen, und die wenigen Waren, die der Bur braucht, wie Kaffee, Zucker, Getreide und Kleiderstoffe, sind ungefähr zollfrei. So rechneten denn die „Reformer" aus, daß die Ausländer für neun Zehntel sämtlicher Staatseinnahmen aufkämen. Produkte des Oranjefreistaates und Portugiesisch-Ostafrikas kamen, mit Ausnahme von Spirituosen, zollfrei ins Land; für Waren aus anderen Ländern wurden verschieden hohe Zölle, auf Maschinen nur 1½ %, auf die meisten Güter 7½ % vom Werte berechnet und zwar wurden zur Feststellung des letzteren bei nicht aus Südafrika stammenden Waren 20 % auf den Fakturenwert am Fabrikationsort zugeschlagen. Die Entwicklung der Zolleinnahmen mögen folgende Zahlen erweisen: 1883: 30039 £; 1887: 195000 £; 1893: 692000 £; 1897: 1289000 £.

Die öffentliche Schuld Transvaals betrug 1898 2660000 £, im Juni 1900 2½ Millionen Pfund Sterling und ist mit 5 % zu verzinsen; dagegen besitzt die Regierung noch etwa 25 Millionen Kap-Morgen Kronland im Werte von mehreren Millionen Pfund Sterling.

Die Eisenbahnen des Landes sind sämtlich unter staatlicher Zinsgarantie und überwiegend von der 1887 konzessionierten „Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahngesellschaft", welche ihren Sitz in Amsterdam hat, erbaut und verwaltet und zwar waren 1898 im ganzen 1247 km im Betrieb; das von der Regierung mit 6 % Zinsgarantie ausgestattete Stammkapital der Gesellschaft beträgt allerdings nur 14 Millionen Gulden, aber an Aktien und mit 4 % verzinslichen Obligationen zusammen sind rund 180 Millionen Mark in den Transvaalbahnen angelegt und noch Anfang 1899 erfolgte in Berlin eine Emission von 45 Millionen Mark. Deutsches Kapital ist nämlich stark in dem Unternehmen interessiert und auch das Material der Bahnen hier ist durchweg deutsch. Die Dividende des Jahres 1899 betrug 12½ %. Der Anschluß an die Freistaatbahn wurde 1890 beschlossen und erreichte 1892 Pretoria; mit dem Anschluß an die Delagoa-Bahn begann man 1892 und am 1. Januar 1895 wurde diese feierlich eröffnet, unter großer festlicher Beteiligung der Deutschen und der Offiziere eines in Delagoa-Bai liegenden deutschen Kriegsschiffes; auch der deutsche Kaiser benutzte die Gelegenheit, Krüger ein freundliches Telegramm zu schicken. Johannesburg besitzt heutigen Tages direkte Bahnverbindung nach 5 südafrikanischen Hafenplätzen und zwar betragen die verschiedenen Entfernungen von hier nach Kapstadt 1014, Port Elizabeth 714, East London 666, Durban 483 und Lourenzo Marques 396 englische Meilen. Die 293 Meilen lange Strecke Pretoria—Middelburg—Komatipoort an der portugiesischen Grenze, welche 10000 £ für die Meile gekostet haben soll, entsendet von Kaapmuiden aus eine Zweiglinie nach Barberton, dem Zentrum des De Kaap-Goldfeldes. Die das Land von Süden nach Norden, im Anschluß an die von der Kapkolonie und dem Oranjefreistaat kommende Bahn, durchschneidende Hauptlinie führt von Vereeniging am Vaal über Pretoria (77 Meilen) vorläufig bis Pietersburg (257 Meilen) und von ihr zweigen in Elandsfontein ab eine 163 Meilen lange Ostlinie nach Volksrust zum Anschluß an die von Natal kommende Bahn, und eine 102 Meilen lange Westlinie nach Johannesburg, Krügersdorp, Potschefstroom und Klerksdorp. Eine der Compagnie franco belge mit 4 % Zinsgarantie auf 2 Millionen £ Kapital konzessionierte Linie von Komatipoort nach dem Selatifluß und den Murchison-Goldfeldern ist nicht zur Ausführung gekommen, die Gründungsgeschichte dieser Bahn hat aber gelegentlich eines 1900/1 in Brüssel ausgetragenen Prozesses gegen die Barone Oppenheim und Genossen großes Aufsehen gemacht. Die Transvaal-Regierung besitzt 400000 £ der Aktien der privilegierten Niederländischen Eisenbahngesellschaft, bezieht 85 % von deren Reingewinn und hat sich überdies das Recht gesichert, diese Bahnen nach einjähriger Kündigung

gegen den zwanzigfachen Betrag der Durchschnittsdividende der letzten drei Jahre zurückkaufen zu dürfen.

In Transvaal wird streng darauf geachtet, daß Farbige in keiner höheren, als der mit „Kleurlingen" bezeichneten dritten Klasse fahren dürfen, höchstens wird einmal einem reichen Inder gegenüber ein Auge zugedrückt.

Post und Telegraph sind gut organisiert, letzterer wies im Jahre 1898 eine Länge von 3537 km auf.

Was den fremden Handel Transvaals anbelangt, so zeigt derselbe folgende Zahlen in

	Einfuhr	Ausfuhr	
1884	524 000	.	£
1886	721 000	.	"
1887	2 204 000	.	"
1890	5 500 000	1 851 000	"
1892	3 500 000	4 630 000	"
1896	14 080 000	8 970 000	"
1897	13 500 000	11 660 000	"
1898	10 632 000	16 044 000	"

Die Einfuhr im Jahre 1898, infolge von Rinderpest und Dürren kleiner als diejenige der vorhergehenden Jahre, setzte sich in den Hauptposten zusammen aus: Maschinen 1462000, fertigen Kleidern 962000, Getreide und Mehl 632000, Metallwaren 577000, Chemikalien 536000, Leder und Schuhwaren 346000, Holz 347000, Spirituosen und Weine 343000, Zucker 198000, Möbel 179000, Wollwaren 165000, Butter 147000, Tabak 86 000, Kaffee 73 000, Eier 47 000, Käse 30 000 £, und davon stammten aus Europa Waren im Werte von 6332000 £, aus Natal 1 203000 £, aus der Kapkolonie 1158000, aus dem Oranjefreistaat 920000, aus Lourenzo Marques 536000 £ und aus anderen Ländern 481000 £. Deutschland hatte bereits im Januar 1885 einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit dem Rechte der Meistbegünstigung mit Transvaal abgeschlossen, und die Einfuhr Deutschlands in Transvaal betrug nach amtlicher deutscher Statistik in den Jahren 1891: 1,7, 1896: 13,7, 1897: 12,1, 1898: 9,1, 1899: 11,3, 1900: 1,6 Millionen Mark, hauptsächlich in Eisenbahnmaterial, Sprengstoffen, Cyankali, Glycerin und Eisenwaren bestehend. Auch mit Portugal, Frankreich und der Schweiz bestehen ähnliche Verträge, wie mit Deutschland.

Die Ausfuhr wird fast ausschließlich durch das Gold geliefert, Wolle, Vieh, Felle und Häute bilden daneben nur kleine Ausfuhrwerte. In den Jahren 1871 bis Ende 1888 belief sich das über alle Kap- und Natal-Häfen verschiffte Gold nur auf insgesamt 1784000 £ und die Ausfuhr Transvaals bestand bis Mitte der 80er Jahre nur in landwirtschaftlichen Produkten.

Das Geschäft geht überwiegend über London.

Die Währung ist die englische, doch prägt die Republik eigene Gold-, Silber- und Kupfer-Münzen mit dem Kopfe von Präsident Krüger; Penny-Stücke sieht man allerdings kaum im Verkehr, die kleinste kursierende Münze ist vielmehr das „Tikkie" genannte 3 d-Stück, wofür man eine Zeitung oder eine Schachtel Zündhölzer kaufen kann. Briefmarken ersetzen, wo nötig, die fehlenden Kupfermünzen.

Die Haupt-Bank Transvaals ist die 1890 mit einem Nominalkapital von 4 Millionen £ konzessionierte, von Deutschen und Holländern eingerichtete „National-Bank der Südafrikanischen Republik", an der die Regierung mit 100 000 £-Aktien beteiligt und der für 25 Jahre auch die Münzprägung übertragen ist. Eine Konferenz der vier Kapstaaten in Pretoria schlug sogar vor, diese Münzstätte für ganz Südafrika zu übernehmen und ein diesem gemeinsames Geldstück zu schaffen, ein Gedanke, der bislang nicht zur Ausführung gekommen ist. Neben der Nationalbank funktionieren die 5 großen englischen Banken Südafrikas: Die Standard Bank, die Bank of Africa, die African Banking Corporation, die Robinson Bank und die Natal Bank, sodann die Nederlandsche Bank en Crediet Vereeniging, deren Hauptsitz sich in Amsterdam befindet, und die mit einem volleingezahlten Kapital von 40 Millionen Francs arbeitende „Banque française de l'Afrique du Sud", welche ihren Hauptsitz in Paris hat. 52 Postsparkassen wiesen 1898 Einlagen von 322 000 £ auf, die mit 3¾% verzinst werden.

Was die Beschäftigung der Bewohner anbetrifft, so bestand sie bis zur Auffindung der goldenen Schätze fast ausschließlich in Viehzucht und Ackerbau, beide ziemlich primitiv betrieben und auch heute noch das Gewerbe der weit überwiegenden Mehrzahl der Buren bildend.

Des Buren meist braun- oder schwarzgefleckte Rinder tragen den Stempel ihres holländischen Ursprungs, sind Kreuzungen aus Friesländer-, Kap- und Sulutieren, aber meist grobknochig und großhörnig geblieben und überdies gewöhnlich mager; sie werden von Kaffern-Hirten bewacht und abends in den Kraal — einen von etwa 6 Fuß hoch aufgetürmten Bruchsteinen gebildeten Ring — getrieben, genießen sonst aber keinen Schutz. Im Winter pflegt man die meist nur kleinen Viehherden vom Hochfeld ins Buschfeld zu treiben, wo auch alsdann noch genügend Wärme, Wasser und Gras — hier sogar besonders viel „süßes" Gras — anzutreffen sind, das Gras des Hochfelds aber wird bei Abzug der Herden abgebrannt, um mit der Asche den Boden zu düngen; freilich wird dadurch auch die natürliche Aufforstung verhindert, der Regenfall ungünstig beeinflußt und der Wildstand vermindert. Die Rinderpest hat 1896/7 auch im Transvaal stark gewütet. Milchwirtschaft ist fast ganz unbekannt, Käse verstehen die Buren nicht zu bereiten und bei einem Bauer, der hunderte von Stücken Viehs besitzt, kommt zum Kaffee Nestle's kondensierte Milch auf den Tisch, weil er zu bequem ist, um die Kühe zu melken. So kommt es

denn, daß in diesem von der Natur für Viehzucht begünstigten Lande Fleisch, Milch, Butter und Käse für den Bedarf der kleinen Anzahl seiner Bewohner noch in großen Mengen eingeführt werden müssen.

Wächst das „süße" Gras besonders im Buschfeld und den niedrigsten Teilen des Hochfelds, so finden wir das „saure" Gras überwiegend auf den Bergen und dem Hochland und auf diese höheren Gebiete beschränkt sich im allgemeinen die Schafzucht. Das eingeführte Wollschaf hat das heimische Fettschwanzschaf zwar ziemlich verdrängt, doch ist auch der Schafzucht seitens der Buren nicht die notwendige Aufmerksamkeit gewidmet worden, die hier erzeugte Wolle wird außerdem schlecht behandelt und erzielt deshalb meist schlechte Preise. Bei guter Weide rechnet man auf jedes Schaf einen Morgen Weideland.

Auch Pferde, Ziegen und Schweine werden gezogen.

Unter dem Pflug hält der Bur im allgemeinen in höchst primitiver Bewirtschaftung nur so viel Land, als hinreicht, seinen eigenen Bedarf an Getreide, Mais und Kaffernkorn zu decken und so müssen denn in einem von der Natur begünstigten Agrikulturstaat auch noch auffallend große Mengen von Brotstoffen eingeführt werden, obgleich man bei guten Bewässerungsverhältnissen, wie z. B. in Potschefstroom, hier zwei Ernten im Jahre erzielen kann. Den besten Boden für Weizenbau sollen die Distrikte Marico, Rustenburg, Pretoria und Lydenburg haben, und in den Distrikten Rustenburg und Lichtenberg werden weite Landstrecken von deutschen Abkömmlingen bebaut, die sich deutsche Sprache und Sitte unvermindert erhalten haben. Tabakbau wird fast in allen südlichen Distrikten, mit besonders gutem Erfolg aber im Rustenburg-Bezirk betrieben. Frost, Hagel, Stürme und Heuschreckenschwärme vernichten durchschnittlich etwa 20% der Ernten im Jahre.

Die Normalfarm in Transvaal umfaßt 3750 Morgen und ist mit 30/— Erbpacht belastet, welche für Nichtresidenten verdoppelt wird. Im Kriegsfall wird von jeder Farm außerdem eine Kriegssteuer von 10 £ erhoben.

Die Bodenpreise wechseln je nach Bodengüte und der Nähe von Eisenbahn und von Absatzmärkten, und zwar kostet geringes Weideland etwa 1/—, Ackerland 5—20/— für den Acre, gutes Land bei Irene ist bis zu 80 £ für den Acre bezahlt worden und für Tabak geeigneter Boden bei Rustenburg ist überhaupt schwer zu bekommen. Seit Anfang der 90er Jahre haben englische Syndikate große Landkomplexe erworben, eine Gesellschaft allein über 2 Millionen Acres, und um Land- und eventuell auch Forstwirtschaft hier mit Erfolg zu betreiben, erscheint allerdings kapitalkräftiger Großbetrieb am geeignetsten.

Wir kommen nun zur Besprechung derjenigen Industrie, welche Transvaal überhaupt erst in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat, nämlich seiner Goldindustrie. Schon Leopold von Buch hatte 1845 auf zahlreiche Spuren von Gold in Südafrika hingewiesen, und 1854 wurde in der That auch bereits Gold in der Nähe des heutigen Johannesburg gefunden; aber die Buren

suchten sich gerade damals, nachdem sie sich eben mit den Engländern auseinandergesetzt, möglichst zu isolieren, hatten gar kein Interesse daran, golddurstige Abenteurer ins Land zu locken, verheimlichten deshalb diese Funde und ihre Regierung verbot das Graben nach Gold überhaupt. Unserem Landsmann, dem Württemberger Carl Mauch, welcher 1865—68 Transvaal besuchte und 1868 das Vorhandensein der Goldschätze in Nord-Transvaal feststellte, gebührt das Hauptverdienst um die wissenschaftliche Erforschung Transvaals und man hat deshalb mit Recht die höchste Spitze der Drachenberge innerhalb der Republik, den 2660 m hohen Mauchsberg, nach ihm benannt. Es sei hier eingeschaltet, daß auch die Grundlage der Kartographie Transvaals einem Deutschen zu verdanken ist, Friedrich Jeppe, dessen Karte 1877 erschien und dessen Name in Jeppe's Town, einer der ältesten Vorstädte im Osten von Johannesburg, festgehalten ist. Nach Mauch's epochemachenden Funden sind die 1869/70 erfolgten Forschungen und Goldentdeckungen Button's in der von ihm nach dem langjährigen Vorsitzenden der Londoner Geographischen Gesellschaft benannten Murchison-Kette zu nennen, nachdem die Transvaalregierung schon 1868 ihre den Prospektors bislang auferlegten Beschränkungen zurückgezogen hatte. Im Jahre 1872 folgte sodann unter Burgers der Erlaß des ersten Minengesetzes, welches die Berggerechtsame dem Staate vorbehielt, und gleichzeitig setzte man eine Belohnung aus auf Auffindung der Bearbeitung lohnender Goldfelder. Die erste, teilweise glückliche Ausbeutung von Schwemmland erfolgte 1873 bei Lydenburg; aber nur einige Goldgräber trafen hier auf reichere Ablagerungen, andere verschwendeten Zeit, Kraft und Geld an tauben Boden und verließen die „Goldfelder" enttäuscht, ärmer als sie gekommen. Während der englischen Okkupation 1877—81 wurde nur wenig im Minenwesen unternommen; Shepstone ließ allerdings einen australischen Fachmann kommen, der auch den Witwatersrand untersuchte, aber das Gebiet wurde als der Bearbeitung nicht verlohnend erklärt. Das 1881 zur Herrschaft gekommene Triumvirat eröffnete eine neue Minenpolitik durch Erteilung von Konzessionen; den Besitzern oder Pächtern von Ländereien wurde nunmehr gegen Zahlung einer Abgabe die volle Nutznießung des Bodens einschließlich der Mineralschätze zugestanden. Im Jahre 1882 erfolgten die ersten, durchschnittlich wenig lohnenden Funde auf dem De Kaap-Plateau, das im November 1884 nach Entdeckung der goldführenden Quarzgänge in Moodie's Farm als Goldfeld erklärt wurde, und die Auffindung der dortigen reichen Sheba-Mine verursachte 1886 ein Gold- und Gründungsfieber, das sich über ganz Südafrika und über den Ozean hinüber ausbreitete. Wissenschaftliche, technische und finanzielle Erfahrungen und Ehrlichkeit wurden dabei gleichmäßig außer Acht gelassen und dem entsprechend trat hier schon 1887 ein großer Zusammenbruch ein; von den damals gegründeten 96 Gesellschaften des De Kaap-Distrikts zeigen heute nur noch knapp ein Dutzend eine, teilweise recht schwache, Thätigkeit.

Die De Kaap-Entdeckungen wurden übrigens bald durch Johannesburg

in den Schatten gestellt. In dieser Gegend fanden die Brüder Struben 1884 zuerst die Goldhaltigkeit des „Banket"-Riffs aus und errichteten im Dezember 1885 ein Pochwerk mit 5 Stempeln, um das von verschiedenen Farmen stammende Erz zu verarbeiten. „Banket" ist ein Burenwort für ein Zuckerwerk mit Mandeln und beschreibt genau die für Johannesburg eigentümliche Form des goldhaltenden Gesteins. Am 20. September 1886 wurde das Randbassin als Goldfeld proklamiert. Die hiesigen Farmen, welche bislang nur zu Weidezwecken gedient hatten, kosteten damals 350 bis 750 £, und für 10 000 £ hätte man den ganzen Distrikt kaufen können. Eine der Farmen auf Regierungsland, das zentral gelegene Randjeslaagte, wurde zur Anlage einer Stadt, Johannesburg, bestimmt, deren 1800 „Stands" = Bauplätze von 50 Fuß Breite bei 70 Fuß Tiefe, 1886/7 in öffentlicher Auktion auf 99 Jahre Besitz versteigert wurden; dieselben ergaben im ganzen nur 50 000 £, die ersten wurden für wenige Schillinge, die letzten bis zu 200 £ losgeschlagen, und weniger als ein Jahrzehnt später, in 1895, wurde einem unserer glücklichen Landsleute für einen solchen „Stand" in Commissionerstreet, der ihm 400 £ gekostet, 60 000 £ bezahlt.

Der Lagerung des Goldes entsprechend, fand der einfache „Goldgräber" hier kein Feld, sondern es handelte sich, um das in der Grundmasse fein verteilte Gold zu gewinnen, darum, Schachtanlagen und Pochwerke zu schaffen, welche größere Kapitalien beanspruchten. Zunächst ging man natürlich an die Bearbeitung des zu Tage tretenden Riffs, welches sich in einer Länge von etwa 48 km bei Johannesburg zeigt. Der erste Stimulus kam von Kimberley durch den bekannten Mr. Robinson und Andere, Londoner Kapitalisten, durch Hermann Eckstein vertreten, folgten, die Kapkolonie und Natal blieben nicht zurück. Ein wahres Goldfieber brach ob dieses neu entdeckten Eldorado in ganz Südafrika und an den Börsen von London, Paris und Berlin aus, gewissenlose Spekulanten gründeten mit reichem Nutzen für sich Minengesellschaften auf Boden, der keine Unze Gold enthielt, und so trat denn 1889, wie vorher 1886, durch die Ausschreitungen der Spekulation verursacht, eine gewisse Stagnation in Johannesburg ein, der aber bald ein so großer Aufschwung folgte, daß auch die immer wachsende Zuziehung deutschen und französischen Kapitals nötig wurde. Man hatte nämlich inzwischen das Riff genauer untersucht und dabei gefunden, daß es sich nach Süden zu in einem Winkel von anfangs 30°, später von 26° senkt und auf dieser Südlinie legte man nun eine zweite Reihe Minen, die sogenannten „deep levels" an, welche heute bis zu einer Tiefe von 1800 m bereits erschlossen sind. Aber auch damit begnügen sich die südafrikanischen Bergingenieure noch nicht, sondern haben in einer Versammlung 1899 zwei Vorschläge gemacht, von denen der eine die Bearbeitung von Goldminen bis auf 3000 m, der andere sogar bis auf 3600 m ermöglichen soll; erst jenseits einer Schachttiefe von 3600 m soll ein Bergbau für den Menschen wegen zu hoher Temperatur ausgeschlossen sein. Den Wert des in der Witwater-

Mulde ruhenden Goldes hat man auf rund 1 1/4 Milliarde Pfund Sterling berechnet bei einer Rifflänge von 50 engl. Meilen, einer abbaufähigen Tiefe von einer Meile, 5 Fuß Mächtigkeit der goldführenden Schicht und einem Durchschnittsertrag von 13 3/4 dwts. auf die Tonne Erz.

Die Gesetze Transvaals betr. des Goldbergbaus sind, wie z. B. der Deutsche Georg Albu in Johannesburg, einer der angesehendsten Großkapitalisten und Leiter von Minengesellschaften, jederzeit offen anerkannt hat, die liberalsten der Welt überhaupt, und die besten Erfahrungen von Nordamerika und Australien haben dabei Verwertung gefunden. Daß das 1898 erlassene Gesetz, welches von dem Goldertrag der „Mynpachten" 2 1/2 %, von dem Nettogewinn der übrigen Goldminen eine Abgabe von 5 % erhebt, in der Rhodes-Presse auf das heftigste angegriffen wurde, wirkt geradezu grotesk, wenn man bedenkt, daß Rhodes selbst in seinem Rhodesia 50 % des Minenertrages für die Chartered Company fordert. Aus der zu einem „Goldfeld" proklamierten Farm darf deren Besitzer ein bis zu dem zehnten Teil der Gesamtfläche betragendes Stück, die sogenannte „Mynpacht" zunächst für sich in Anspruch nehmen, der Rest wird alsdann in „Claims" eingeteilt, welche am Rand von Ost nach West 150, von Nord nach Süd 400 Fuß messen und auf denen jedermann das Recht zu Versuchsarbeiten oder zum Abbau gegen Zahlung einer monatlichen Abgabe, der Lizenz, erwerben kann.

In dem flachen Gelände des Witwaterrands liegen Schacht und Pochwerk nahe bei einander und können durch Feldbahnen bequem verbunden werden; in den gebirgigen De Kaap- und Lydenburg-Distrikten dagegen sind Schacht und Pochwerk oft ziemlich weit von einander entfernt und der Erztransport von der Schachtöffnung bis zu dem am Flusse errichteten Pochwerk erfolgt dort vielfach durch Luftseilbahnen.

Die Triebkraft liefern Dampf und Elektrizität, im De Kaap- und im Lydenburg-Distrikt auch fließendes Wasser.

Zur Bearbeitung der in den Schachten mittels Dynamit ausgesprengten Golderze hat man sich im Transvaal von Anfang an der Pochwerke bedient, welche, meist nach kalifornischem Muster eingerichtet, gleichzeitig die Zerkleinerung der Erze und die Amalgamierung des Goldes besorgen, nachdem vor dem Zerkleinern etwa 20 % der Förderung als totes Gestein ausgelesen sind und der Rest durch Steinbrecher in nußgroße Stücke zerkleinert worden ist. Ein Pochwerk besteht aus Sätzen von gewöhnlich 5 eisernen Pochstempeln im Gewichte von je 300—600 kg, welche durch einen maschinell betriebenen Mechanismus 70 bis 100 mal in der Minute 10 bis 12 Centimeter hoch gehoben und dann gegen die Sohle des stählernen, sogenannten Pochtrogs fallen gelassen werden. Eine selbstthätige Vorrichtung führt dem Troge kontinuierlich Erz zu, ein Rohr das nötige Wasserquantum von 4 bis 5 Liter pro Stempel und Minute. Außerdem werden alle 2 bis 3 Stunden gewisse Mengen Quecksilbers in den Pochtrog gebracht, gewöhnlich die 2- bis 3fache Menge des Goldgehalts des in gleicher

Zeit den Apparat passierenden Erzes. An der Seite des Pochtrogs befindet sich ein Drahtnetz, durch welches das genügend zerkleinerte Pochklein entweichen kann und dessen größere oder geringere Maschenweite (60—150 auf den qcm) sich nach der Natur des Erzes richtet. Das Gold bleibt nur zum Teil als Amalgam an einer innerhalb des Pochtrogs schräg angebrachten, amalgamierten Kupferplatte haften, von welcher es etwa alle 8—14 Tage abgeschabt wird, zum andern Teile aber tritt es mit der Pochtrübe durch das Maschennetz, gelangt auf eine schräge, 2—3 Meter lange amalgamierte Kupferplatte von der Breite des Stempelsatzes und hier bleibt nun die Hauptmenge des Goldes als Amalgam hängen und wird von Zeit zu Zeit nach Bedarf mit stumpfen Werkzeugen abgeschabt. Das durch Amalgamierung gewonnene Gold ist meist 875/1000 fein und wertet 74—78 Mark für die Unze.

Solch ein Pochwerk gestattet, Erz mit einem Goldgehalt bis zu etwa 10 dwts pro Ton zu verarbeiten und dabei eine Ausbeute von 55—70 % zu erlangen. Die Leistung pro Stempel beträgt in 24 Stunden 3—5 Tons Erz. Die bei diesem Verfahren verloren gehenden 30—45 % bleiben teils, zu dünnen Blättchen Goldes geschlagen, auf dem Wasser schwimmen und kommen garnicht mit dem Quecksilber in Berührung; oder das Quecksilber in den Pochtrögen ist zu fein zerstäubt worden, um noch auf das Gold einwirken zu können. All' dieses Gold findet sich in den abfließenden „Schlichen" oder „tailings" vor, welche nun in verschiedenen Weisen weiter bearbeitet werden.

Zunächst leitet man die von der Amalgamierungstafel abfließende Pochtrübe in offene hölzerne Röhren, welche streckenweise durch Spitzkasten unterbrochen sind, in denen sich die grobkörnigen Schliche, die „Concentrates" ansammeln, welche noch das meiste Gold enthalten, während die feinkörnigen Schliche, die Pochsände oder „sands" und die Schlämme oder „slimes" nach großen Bottichen weiterfließen.

Früher benutzte man zur Bearbeitung der Schliche die Eigenschaft des Goldes, sich mit freiem Chlor oder Brom leicht zu löslichem Chlorid oder Bromid zu verbinden. Nachdem man den Concentrates ihren Schwefelgehalt von etwa $^1/_2$ % durch Abrösten in Fortschaufelungsöfen entzogen hatte, unterwarf man sie dem Plattner'schen Chlorationsprozeß. Mit etwas Wasser angefeuchtet, gelangen die Schliche in hölzerne, mit Blei ausgeschlagene Fässer und werden hier 2 bis 3 Stunden mit Chlor behandelt, das in besonderen Apparaten aus Braunstein, Chlornatrium und Schwefelsäure erzeugt wird; auf diese Weise entsteht das im Wasser leicht lösliche Goldchlorit, das unschwer ausgelaugt und durch Zusatz von Eisenvitriol zerlegt werden kann, wobei sich das Gold fein verteilt in metallischem Zustand abscheidet. Diese Prozesse werden in großen Holzbottichen vorgenommen, durch welche man die Concentrates der Reihe nach passieren läßt. Der Bottich, in welchem das Gold ausgefällt wird, gelangt etwa einmal im Monat zur Entleerung, der Goldschlamm wird nun mit Chlornatrium und Schwefelsäurelösung gewaschen, um etwa darin haf-

tende Eisensalze zu entfernen, und schließlich mit Salpeter und Borax zusammen in Graphittiegeln eingeschmolzen, wo sich das Gold am Boden in einer Feinheit von 900/1000 sammelt. Auch das dem Chlor chemisch so nahestehende Brom, in Staßfurt als Nebenprodukt bei der Reinigung der Kalisalze gewonnen, wird zur Goldextraktion verwandt; sein hoher Preis wird dadurch aufgewogen, daß es sich leicht aus der Endlauge wiedergewinnen läßt. Durch diese Prozesse werden 97—99% des in den „Concentrates" enthaltenen Goldes gewonnen.

Aber auch die feinkörnigen Schliche, die Pochsände und Schlämme, führen noch beträchtliche Mengen Goldes, nur wollte es lange nicht gelingen, dieselben in gewinnbringender Weise zu verarbeiten und sie mußten auf Abfallhalden gestürzt werden.

Darin brachte nun der sogenannte Cyanidprozeß Wandel. Die Fähigkeit des Cyankaliums, in wässeriger Lösung metallisches Gold zu einem Doppelsalz zu lösen, war zwar schon lange bekannt, doch wagte man nicht, darauf ein technisches Verfahren zu begründen; standen dem doch die geringe Lösungskraft, die leichte Zersetzlichkeit, der hohe Preis und die furchtbare Giftigkeit des Cyankaliums entgegen. Als aber im Jahre 1891 die Cassel Gold Extracting Co., Glasgow, durch eine größere Anlage in Transvaal den Beweis erbrachte, daß die Cyanidlaugerei mit namhaftem Gewinn auf die Tailings und Slimes angewandt werden könne, wandten sich fast alle goldproduzierenden Gesellschaften dem neuen Verfahren zu, und schon 1895 wandten es 46 von 56 Werken am Witwatersrand an. Dieser nach seinen Patentinhabern benannte Mac Arthur-Forrest Prozeß behandelt die Schliche mit einer ½—1%igen Lösung von Cyankalium; unter Mitwirkung des Sauerstoffes der Luft geht so das Gold allmählich in Lösung und wird dann daraus durch Eintragen von metallischem Zink gefällt.

Zu Gunsten dieses einfachen Verfahrens gab man mit wenigen Ausnahmen das Röst- und Chloridverfahren bald ganz auf und behandelte nicht nur die feinkörnigen Schliche, sondern auch die grobkörnigen, die „Concentrates" nach der neuen Methode, welche bei Anwendung von durchschnittlich zwei Lösungen am Tage für erstere 4, für letztere 20 Tage beansprucht. Auf 4 Tonnen Erz im Pochwerk verarbeitet man heute etwa 3 Tonnen im Cyanidverfahren.

Auch für den deutschen Export ist die Ausbildung der Cyanlaugerei in Transvaal von Bedeutung geworden: Es werden dort jährlich über 2 Millionen kg Cyankalium im Werte von etwa 6 Millionen Mark verbraucht und davon kommt ungefähr die Hälfte aus Deutschland, wo es als ein wertvolles Nebenprodukt bei der Gaserzeugung aus Kohlen gewonnen wird.

Eine weitere und bedeutende Verbesserung im Cyanidverfahren brachte der Siemens & Halske-Prozeß, welcher das Gold aus der Lösung durch den elektrischen Strom fällt und die Benutzung viel dünnerer Cyankaliumlösungen

(0,01—0,08 %) gestattet. Die abgezogene Goldlösung gelangt dabei in Bottiche, die mit Bleielektroden versehen sind und die Anwendung ganz geringer elektrischer Kraft genügt, um das in Lösung gegangene Gold auf der mit dem negativen Pole der Maschine verbundenen, in Streifen geschnittenen Bleifolie zur Abscheidung zu bringen. Diese Streifen werden etwa monatlich, wenn ihr Goldgehalt auf 2—12 % gestiegen ist, ausgetauscht und man treibt dann durch Erhitzen das Blei vom Golde ab. Auf diese Weise werden von den 8 Gramm Gold, die durchschnittlich in der Tonne Schlichen enthalten sind, etwa 70 % gewonnen und die entlaugten Schlämme werden auf Abfallhalden gestürzt.

Auch in diesen „Abfällen" sind noch immer 6—10 % des im Laboratorium festgestellten Goldwertes des Erzes enthalten, die vorläufig also verloren gehen. Doch hofft man durch Trocken-Stampfen und Anwendung gröberer Maschennetze die „Schlämme" ziemlich vermeiden und bei gewissen Erzen auch die Amalgamationsplatten entbehren zu können, andrerseits sucht man die Goldgewinnung immer weiter zu vereinfachen und zu verbessern, damit man auch immer ärmere Erze lohnend verarbeiten kann, und für neue Minenerfindungen steht Geld jederzeit reichlich zur Verfügung.

Die Kosten der Aufschließung und Förderung sind sehr verschieden je nach der mehr oder weniger regelmäßigen Lagerung, der Mächtigkeit und der Härte der goldführenden Flöze, nach der Tiefe, in welcher der Abbau erfolgt und der Härte des angrenzenden Gesteins. Dagegen ist die Höhe der Kosten der Erzbereitung nur geringen Schwankungen ausgesetzt und ist besonders abhängig von der Größe des Betriebs, der Entfernung des Pochwerks vom Schachte und der Natur des Erzes, jenachdem das Gold darin nämlich als Freigold oder in Pyriten erscheint. Auf die Tonne von 2240 englischen Pfund rechnet man die Kosten für Stampfen und Amalgamation auf 3/6, für den Chlorinierungsprozeß auf 2/2 und für den Cyanierungsprozeß auf knapp 6/— und zwar nimmt man durchschnittlich an, daß 50—60 % des im Erz enthaltenen Goldes bei der Amalgamierung, 10—12 % aus den Concentrates und 30--40 % aus Sanden und Schlämmen gewonnen werden.

Schwierigkeit hat vielfach die Beschaffung des zum Pochbetrieb nötigen Wassers gemacht; braucht doch jede Tonne Erz, welche im Randgebiet zur Verarbeitung kommt, mindestens 1800 Liter frischen Wassers, und das zu diesem Zwecke überall in „Dämmen" aufgefangene Wasser ist nicht immer genügend, sodaß unter Umständen durch Wassermangel Einschränkung oder sogar gänzliches Einstellen des Betriebs notwendig wird. Nun hat man aber allmählich herausgefunden, daß die große Dolomitenzone, welche den Rand auf allen Seiten umgiebt, innerlich voll von Wasser ist. Man hat auch bereits an verschiedenen Punkten, wo Erdsenkungen die Existenz solcher Höhlen andeuteten, Bohrlöcher und Schächte getrieben und das Wasser durch Pulsometer in oberirdische Reservoire heraufgepumpt, von denen aus es in Leitungen nach den Werken geführt wird.

Die in den Minen beschäftigten weißen Arbeiter, meist ziemlich unabhängige und unangenehme Bergleute aus Cornwales, die ihre Stellung häufig wechseln, werden durchschnittlich mit einem Tagelohn von 1 £ bezahlt. Das Jahresgehalt der Grubenleiter schwankt zwischen 1200 und 4000 £; eine Tantième bezahlt man ihnen gewöhnlich nicht, da eine solche nur zu leicht Veranlassung zu einem die Mine schädigenden Raubbau geben könnte, wohl aber pflegt man ihnen am Ende des Jahres einen Bonus zu geben, jenachdem die Lohnausgaben im Vergleich zur Produktion billige waren. Den Hauptteil der groben Arbeit liefern zahlreiche Farbige, welche besonders vom Transvaal, aus Basutoland und von Portugiesisch-Ostafrika stammen und da sie durchschnittlich nicht länger als 6 Monate aushalten, einen fortwährenden starken Wechsel im Personal veranlassen; die am weitesten von ihrem Heim entfernten bleiben gewöhnlich am längsten, aber Leute, die 3 Jahre hinter einander arbeiten, sind in Transvaal-Minen sehr selten. Der Monatslohn bei 8—10 stündiger Arbeit am Tage betrug für die Kaffern im Jahre 1898 durchschnittlich 50 Schilling, wozu etwa 15 Schillinge weitere Kosten durch freie Wohnung und Nahrung treten; letztere besteht hauptsächlich aus Maismehl, wozu alle 14 Tage 1½ Pfund Fleisch gegeben wird. Nahe jeder Mine sind für die farbigen Arbeiter sogenannte „Compounds" eingerichtet, abgeschlossene Höfe, in deren ringsum laufenden Schuppen enge Einzelräume Schlafstellen für je etwa 40 Arbeiter bieten, die wie im Zwischendeck eines Auswandererschiffes zusammengepfercht sind; in der Mitte des Hofes befindet sich die gemeinsame Küche und ein Laden, wo allerhand die Kaffern reizende Waren, nur nicht Schnaps, feilgeboten werden.

Die Kaffern sind im allgemeinen fleißige und anstellige Arbeiter, Montags aber — auf den Minen wird vom Sonnabend Abend 10 Uhr bis Montag früh 7 Uhr nicht gearbeitet — sind gegen 30% von ihnen schwer betrunken, da sie häufig ihren ganzen Lohn für Schnaps der elendesten Giftsorte ausgeben. Die Landesgesetze gegen den Verkauf von Spirituosen an Schwarze sind zwar sehr streng, aber da der Kaffer für die Flasche gemeinsten Fusels, die keinen halben Schilling wert ist, deren fünf bezahlt, so ist die Versuchung, das Gesetz zu übertreten, eine starke und selbst eine Strafe von 100 oder 150 £ wirkt dagegen nicht abschreckend. Man hat daher von Seiten der Minenbesitzer geradezu die Einführung der Prügelstrafe für die Schnapsverkäufer bei Wiederholungsfällen vorgeschlagen. Andre Leute aber meinen, und wohl mit Recht, daß eine beschränkte Verkaufserlaubnis dem jetzigen Totalverbot Platz machen solle, da sich trotz des letzteren die Kaffern den Schnaps doch zu verschaffen wissen; räumte man dagegen den offenen Verkauf ein, so könnte die Qualität des Giftes kontrolliert und der Preis wesentlich reduziert werden, sodaß der Kaffer weniger in seiner Gesundheit geschädigt würde, und außerdem einen Teil seines jetzt in schamlos übertriebenen Schnapspreisen ausgegebenen Geldes für nützlichere Auslagen sparen könnte. Der be-

rüchtigte „Rand Illicit Liquor Traffic“ wird auf der untersten Stufe von russisch-polnischen Juden betrieben, welche auch als Hausierer Handel treiben und so ziemlich den Abschaum der Menschheit repräsentieren, „Uitlanders“ die den Buren begreiflicherweise nicht als erwünschte Mitbürger erscheinen, wenn die Regierung auch zu deren Mißbräuchen die Augen zudrückte, da einflußreiche Leute sich dabei bereichern. Das Piquante bei den Klagen der Minenbesitzer ist übrigens, daß die Minenaufseher nicht selten diesen profitablen Schnapshandel, auf den sie öffentlich entrüstet schimpfen, im Stillen schwunghaft selbst betreiben.

Golddiebstähle sind in den Minen ein ziemlich ständiges Vorkommen, erreichen angeblich hin und wieder 10 % der ganzen Produktion und es scheint dabei eine organisierte Diebesbande mit den Beamten unter einer Decke zu stecken.

Ende 1898 bestanden in Transvaal 137 Goldgruben mit einem Nominalkapital von 50 Millionen £ = eine Milliarde Mark; davon waren 103 Gesellschaften mit 41 2/3 Millionen £ Kapital am Rand, der Rest in den Bezirken De Kaap, Heidelberg, Klerksdorp, Pilgrims Rest, Zoutpansberg und Swasiland thätig. Dividenden verteilten 1898 45 Gesellschaften mit 5 Millionen Pfund auf 20 1/2 Millionen Kapital; 52 Gesellschaften mit 14 2/3 Millionen Kapital hatten ihre Werke zwar im Betrieb, konnten aber keine Dividenden bezahlen, und 40 Gruben mit einem Kapital von 14,7 Millionen waren erst in der Aufschließung begriffen und produzierten noch nicht.

Von der 1898 auf 13 805 000 Unzen (1 Unze Troy Goldgewicht à 20 Penny-weights (dwts.) = 31,1 Gramm) im Werte von 57 Millionen £ geschätzten Weltproduktion von Gold lieferte Transvaal mit 30 % den Hauptteil, Nordamerika, Australien und Rußland folgten.

Die gesamte Goldausbeute Südafrikas, inkl. Rhodesias, im Jahre 1898 betrug 4 575 000 Unzen und davon kamen 4 295 000 Unzen oder 95 % auf den Witwatersrand, für welchen für das genannte Jahr folgende weitere Zahlen allgemein interessant sein dürften. 77 Gesellschaften bearbeiteten 7 331 400 Tons Erz mit durchschnittlich 4765 Pochstempeln, deren jeder 4,68 Tons am Tage zerkleinerte. Der Goldertrag daraus belief sich auf 4 295 000 Unzen im Werte von 15 141 000 £ und entstammte

mit 2 740 118 Unzen dem Amalgamations-Prozeß,
„ 1 329 654 „ „ Cyanid-Prozeß,
„ 139 427 „ „ Chlorinations-Prozeß,
„ 78 887 „ „ Ertrag aus alten Schlämmen.

Die Tonne Erzes ergab im Durchschnitt 11,72 dwts. Rohgold, wovon 7,97 dwts. die Erstellungskosten repräsentieren, und einen Reinertrag in Feingold von 6,31 dwts. aus dem Amalgations- und 4 dwts. aus dem Cyanidprozeß. Zu dem Gesamtertrag trugen 11 „deep level“ Minen, welche teilweise erst Ende des Jahres zu pochen anfingen, mit 22 % bei.

Die Zahl der beschäftigten **Arbeiter** belief sich Ende 1898 auf 9476 Weiße und 80 400 Farbige.

Die großartige Entwickelung der Goldindustrie Transvaals in verhältnismäßig kurzer Zeit mögen folgende Zahlen erweisen. Die erste Statistik, nur die letzten 8 Monate umfassend, erschien im Jahre 1887 und ergab eine Produktion von 23 155 Unzen; 1888 wies 208 121, 1890: 494 817, 1892: 1 210 867, 1894: 2 024 159, 1896: 2 280 884, 1897: 3 034 675, 1898: 4 555 015 und die ersten 9 Monate des Jahres 1899, vor Ausbruch des Krieges, 4 101 441 Unzen.

Ein großes Verdienst erwirbt sich die bereits erwähnte Johannesburger **Minenkammer** durch ihre monatlichen Veröffentlichungen der Arbeitsresultate sämtlicher Minen Transvaals, welche bis auf kleine Schiebungen, um zufällige Schwankungen einzelner Monate auszugleichen, ein exaktes Bild der Goldindustrie daselbst geben.

Die Beteiligung an Goldaktien Transvaals soll sich in Frankreich auf 1500, in Deutschland auf 800 und in England auf 600 Millionen Mark belaufen, eine Schätzung, die als recht unsicher zu bezeichnen ist. Die deutsche Gruppe A. Goerz & Co. arbeitet mit einem Kapital von 1 Million £ und ist in 11 Minen interessiert. Trotzdem mindestens die Hälfte der Begründer der Goldindustrie Transvaals **Deutsche** waren, hat der Handel in Goldminenaktien doch von Anfang an seinen Mittelpunkt in London gefunden und zwar dank dem englischen Aktiengesetz, welches die Einteilung des Grundkapitals in Stücke von sehr niedrigem Werte (in Transvaal meist 1 £-Aktien, nur die Aktien der Robinson-Mine lauten auf 5 £) zuläßt, ein Umstand, der natürlich die Beteiligung des großen Publikums an exotischen Unternehmungen sehr begünstigt. Im sogenannten „Kaffir Circus" der Londoner Börse werden übrigens nicht nur die Aktien der südafrikanischen Goldminen, sondern auch die Aktien von Land- und sonstigen südafrikanischen Gesellschaften gehandelt.

Vielleicht ist es interessant, festzuhalten, welche halbjährlichen Dividenden eine Reihe von bekannteren Gesellschaften im ersten Semester 1899, also kurz vor Ausbruch des Krieges zahlten. Obgleich die Minenbesitzer schon jetzt dagegen protestieren, daß der Mineninbustrie aufzuerlegende Steuern für einen Teil der Kriegskosten entschädigen sollen, ist doch anzunehmen, daß die Goldindustrie auch nach dem Kriege **nicht** unter günstigeren Bedingungen arbeiten wird, als früher.

Sämtliche hier angeführten Dividenden verstehen sich für nur 6 Monate, Johannesburg Pioneer z. B. hat seit dem Jahre 1897 500% und mehr Dividende für das Jahr verteilt.

	Proz. vom Aktien-Kapital	Verteilter Betrag £
Rand-Minen	75	251 852
Bonanza	55	110 000

	Proz. vom Aktien-Kapital	Verteilter Betrag £
Champ d'Or	30	40 380
City and Suburban	10	136 000
Crown Deep	25	75 000
Crown Reef	50	60 000
Durban Roodepoort	50	62 500
Ferreira	150	135 000
Geldenhuis Deep	40	120 000
Geldenhuis Estate	50	100 000
Ginsberg	25	40 000
Henry Nourse	50	62 500
Johannesburg Pioneer	250	262 500
Jubilee	50	25 000
Jumpers	25	25 000
Lancaster	10	32 500
Langlaagte Estate	15	70 500
May Consolidated	30	86 625
Meyer and Charlton	40	40 000
New Heriot	50	55 932
New Primrose	30	90 000
Nigel	15	33 600
Princeß	7½	12 375
Robinson	8	220 000
Robinson Deep	25	100 000
Roodepoort UMR	12½	31 250
Rose Deep	40	170 000
Simmer and Jack	4	188 000
South Randfontein	10	45 000
Stanhope	10	3 400
Treasury	7½	40 500
Village Main Reef	40	160 000
Wemmer	75	60 000
Worcester	30	28 720
Glynns Lydenburg Gold Co.	10	16 735
Finanz-Gesellschaften:		
Anglian Mining and Finance	5	12 400
Exploration Company	12½	137 500
Consolidated Deep Levels	50	412 825
New African Co.	10	20 000
Transvaal Gold Fields	10	30 000
South African Gold Trust	25	62 500

Kohlenbergbau-Gesellschaften.

	Proz. vom Aktien-Kapital	Verteilter Betrag £
Clydesdale	15	21 000
Transvaal Coal Trust	3¾	16 874
Great Eastern	5	20 000

Auf die einzelnen Gruppen verteilt wurden also in einem halben Jahre an Dividenden gezahlt:

Rand-Goldgruben	2 975 134 £
Außenbezirks-Goldgruben	16 735 „
Finanzgesellschaften	675 225 „
Kohlen-Gruben	57 875 „
	3 724 969 £

Sehr wichtig für die Goldindustrie hat sich der glückliche Umstand erwiesen, daß auch

Kohle reichlich und in guter Qualität im Lande gefunden wird. Die ältesten in Südafrika überhaupt bekannten Kohlengebiete befinden sich innerhalb des Transvaal und liegen am Olifants und Wilge-Fluß, zu weit entfernt vom Goldminen-Zentrum. Später entdeckte man Kohlen bei Vereeniging am Vaal und deren Ausbeutung kam gleichzeitig mit den Kimberley-Minen und den Rand-Goldfeldern in Aufschwung und wurde auch für den Betrieb der Bahnen wichtig. Ausgezeichnete Kohle wurde dann an der Delagoa-Bahn in Middelburg gefunden, wo bereits einige 20 Gruben in Betrieb sind; als besonders wichtig aber erwies sich, daß im Zentrum des Goldminengebiets selbst ausgedehnte Kohlenlager gefunden wurden, zunächst 1887 in dem 32 km östlich von Johannesburg gelegenen Boksburg nur 16 m unter der Oberfläche, kurz darauf auch in Brakpan und Springs, deren auf deutsche Art abgebaute Flöze 5 bis 6 Meter mächtig sind und auch für Eisenbahnzwecke eine ausgezeichnete Heizkohle ergeben. Die Gesamtproduktion Transvaals von Kohle betrug 1898 bereits 1 953 000 Tons. Auch

Silber wurde zwar schon 1867 in Transvaal gefunden, aber erst 1885 durch die Albert-Mine in Roodepoortje, 80 km nordöstlich von Pretoria, größer in Angriff genommen. Zur Zeit sind nur 2 Minen, die „Albert“ und die „Transvaal Silver Mine“ im Betrieb, deren Erze, da es keine Cokes im Lande giebt, hier nur konzentriert und dann zur Bearbeitung nach Europa geschickt werden.

Neben diesen drei besonders angeführten Mineralien sind auch Kupfer, Blei, Eisen, Diamanten und andere Bodenschätze vertreten, aber bislang noch nicht sehr beachtet worden.

Industrie war vor 20 Jahren im Lande fast gar nicht vertreten oder doch nur auf das einfachste Handwerk beschränkt, ist seitdem aber durch Erteilung einer großen Anzahl von Monopolen gefördert worden, die vielfach an Deutsche verliehen wurden und deren Zustandekommen nicht immer einwandsfrei war. Es wäre ganz interessant, die Geschichte dieser Marks (Markus), Lewis (Levy), Barnato, alias Isaac Joel, Sake und einer Schar anderer zu schreiben, die hier ihr Glück gemacht haben. Die Hälfte von ihnen konnte weder Schreiben noch Lesen. Marks und Lewis kamen als Hausierer ins Land; sie waren die ursprünglichsten Besitzer des Dynamitmonopols und sind heute die Inhaber des Spiritusbrennerei-, des Glas-, Fruchtkonserven- und Gerberei-Monopols, der großartigen Destillerie in Eerste Fabrieken bei Pretoria und der Kohlengrube in Vereeniging. Andere Leute haben durch Auferlegung hoher Importzölle geschützte Monopole auf Fabrikation von Pulver und Dynamit, Zement, Zucker, Wollwaren, Porzellan, Papier, Seife, Stärke, Chokolade, Mineralwässer, Dachziegel, Zündhölzern, ja sogar von Bürsten, wieder andere besitzen Konzessionen für Lagerhäuser, Markthallen, Gas- und Wasserwerke. Diese vielfach angegriffene Monopolwirtschaft war entschieden ein recht wunder Punkt in der Transvaal-Verwaltung und die Engländer setzten deshalb im Jahre 1900 sofort eine Kommission ein, um sämtliche von der Transvaal-Regierung erteilten Konzessionen auf ihre Berechtigung hin zu untersuchen und gegebenenfalls die Einschränkung oder Aufhebung derselben in die Wege zu leiten.

Unter den industriellen Großanlagen, welche eine besondere Erwähnung verdienen, steht obenan die

Dynamitfabrik zu Modderfontein zwischen Johannesburg und Pretoria. In kluger Voraussicht, wie wichtig das Dynamit für die Goldindustrie werden würde, erwarb Eduard A. Lippert aus Hamburg im Jahre 1887 die Konzession für die Fabrikation dieses Sprengstoffes in Transvaal auf 20 Jahre und übertrug dieselbe einer französischen Gesellschaft unter der Bedingung, daß er die Verkaufsagentur behalte; die Kompagnie verlangte damals von Lippert einen garantierten Minimalabsatz von 3000 Kisten pro Monat = 36 000 Kisten pro Jahr, wofür sie ihm 2 Schilling Extra-Kommission auf die Kiste zusagte. Es geht daraus klar hervor, daß damals noch niemand die geradezu phänomenale Entwicklung des Witwaterrands ahnte, denn nur 12 Jahre später verkaufte die Fabrik 400000 Kisten im Jahre. Lippert mußte laut der Konzession auch den Betrieb der Pulverfabrik in Pretoria mit übernehmen, welche von der Regierung nach der englischen Okkupation errichtet worden war, um hinsichtlich der Beschaffung von Schießbedarf nicht ausschließlich auf fremde Einfuhr angewiesen zu sein; diese Fabrik hatte jedoch schlechte Geschäfte gemacht und auch die Beschaffenheit ihrer Erzeugnisse entsprach den Erwartungen nicht. Statt das Dynamit in Transvaal selbst zu verfertigen, bezog man es übrigens anfangs aus Europa und nur die Packung in Patronen geschah innerhalb der Republik selbst. Im Jahre 1892 wurde das Dynamitmonopol auf Betreiben der eng-

lischen Regierung aufgehoben, 1893 aber auf 15 Jahre abermals erteilt und daraufhin die „Transvaal Dynamit-Gesellschaft" gegründet; auch diese neue Gesellschaft erteilte dem Konzessionsinhaber Lippert ihre Verkaufsagentur für Transvaal, und Lippert trat diese Rechte an eine zu diesem Zwecke in Hamburg gegründete „Südafrikanische Sprengstoff-Agentur-Gesellschaft" ab gegen 12 Jahresrenten von je 600 000 Mark oder die Kleinigkeit von 7 200 000 Mark. Die mit einem Kapital von 900 000 £ arbeitende neue Gesellschaft verlegte den Schauplatz ihrer Thätigkeit von Pretoria nach Modderfontein, wo ein Areal von 3000 Morgen erworben und das Werk unter deutscher Leitung in 2½ Jahren errichtet wurde. Die Kompagnie verpflichtete sich gegen Gewährung des Fabrikationsmonopols den gesamten Bedarf Transvaals zu dem Maximalpreis von 95/— pro Kiste von 50 Pfund Dynamit zu liefern und der Regierung von jeder Kiste 5/— Vergütung und außerdem 20% vom Reingewinn abzutreten; dafür wurde während der Dauer des Monopols ein Schutzzoll von 40/— auf die Kiste eingeführten Dynamits festgelegt. Der von den Minenbesitzern auf Regierung und Gesellschaft ausgeübte Druck veranlaßte aber eine allmähliche Reduzierung des Verkaufspreises, und nachdem die Regierung auf ihre 5/— Royalty verzichtet hatte, betrug derselbe 1898 nur noch 75/— für die Kiste Dynamit und 97/6 für die Kiste Sprenggelatine, ein Preis, den die Minenbesitzer aber noch immer zu hoch befanden; betrugen doch die Verkaufspreise für dieselben, aus Europa importierten Artikel Mitte 1899 in Buluwayo nur 48/3 bezw. 69/3 für die Kiste.

Die Gesamtanlage von Modderfontein, wo zur Zeit meines Besuches im Jahre 1898 3000 Arbeiter thätig waren, ist großartig und überaus praktisch. Neben den großen Lägern der eingeführten Rohprodukte Schwefel, Salpeter und Glycerin finden wir die ausgedehnten Anlagen für Erzeugung der Schwefel- und der Salpetersäure, welche gemischt in einer langen Leitung zu dem jenseits eines Hügelzugs liegenden zweiten Teile des Werkes geführt werden, wo 5 weit von einander entfernte, zum großen Teil in die Erde eingegrabenen Fabriken die weitere Bearbeitung übernehmen, nämlich zunächst die Mischung der Säuren mit Glycerin unter energischer Kühlung, die Ausscheidung und Filtrierung des so gewonnenen Nitroglycerins und dessen Verarbeitung zu Dynamit oder Sprenggelatine, je nachdem man es mit Kieselguhr und roter Erde, oder mit Schießbaumwolle mischt. Dann folgt die Füllung in Patronen und das Packen in versandfertige Kisten.

Unter den Arbeitern befanden sich 600 Weiße 14 verschiedener Nationalitäten, überwiegend Deutsche und Italiener, deren monatlicher Durchschnittslohn 17 £ bar plus freier Wohnung, Beleuchtung und Heizung betrug; 2000 Kaffern mit einem Monatslohn von 3 £ und Rationen im Werte von 1 £, und 200 Inder, welche man mit Vorliebe in den Säurefabriken anstellt, wo man häufigen Personenwechsel gern vermeidet. Von den 40 Beamten waren die meisten Deutsche, auch die maschinelle Einrichtung ist überwiegend deutsch.

Große Verdienste hat sich die seit 1893 in Prospect Township bei Johannesburg bestehende, von Siemens & Halske eingerichtete und von deutschen Fachleuten geleitete „Rand Central Ore Reduction Co." erworben, welche auf eigene Rechnung oder im Lohne folgende Arbeiten ausführt, die besonders Gruben mit bescheidenen eigenen Anlagen die Verwertung aller ihrer Produkte erlauben: Rösten und Chlorination der Concentrates, jetzt fast aufgegeben; Bearbeitung und Auslaugung alter Sande, Schlacken, Aschen und Eisenabfälle; Ausscheidung des Goldes aus den Blei-Elektroden und Neuwalzung des Bleis zu Folie; Aufschließung der Zinkbarren des gewöhnlichen Cyanidverfahrens. Die Gesellschaft beschäftigt sich ferner mit Einrichtung der Siemens & Halske patentierten elektrischen Fällung; richtet — gewöhnlich auf conto meta — auf dem Areal der einzelnen Gruben Schlammwerke ein, wo die früher als wertlos auf Abfallhalden gestürzten und die neu hinzutretenden Schlämme in Rührbottichen unter Luftzuführung mit Cyankalium ausgelaugt werden, eine Operation, die auch innerhalb des eigenen Werkes der Gesellschaft in drei immensen eisernen Tanks, von denen ein jeder 1000 Tons faßt, besorgt wird. Grobe Schliche werden hier gleichfalls für Rechnung dritter bearbeitet. Ein kleines aber kompletes Probier-Pochwerk ermöglicht, die aus Transvaal und Rhodesia eingesandten Erzproben zu prüfen und die lohnendste Art ihrer Behandlung zu bestimmen. Eigene Gießerei, Maschinenbauanstalt und Zimmerei für eigenen und fremden Bedarf vervollständigen diese musterhafte und überaus vielseitige Anlage, welche eine Dividende von 10% giebt.

Die gleichfalls von Siemens & Halske errichtete elektrische Kraftzentrale auf der Kohlenmine Brakpan bei Johannesburg liefert 4000 Pferdekräfte und die Berliner Firma hatte in dem Bauvertrag die Verpflichtung übernommen, daß die Dividenden in den ersten drei Jahren 1897—99 6, 8 und 10% p. a. betragen würden.

Der auch von Eduard A. Lippert gegründeten, mit einem Kapital von rund 3 Millionen Mark arbeitenden Cementfabrik in Beperkt bei Pretoria, der größten Südafrikas, ist bereits gedacht worden. Gutes Bier nach deutscher Art gebraut liefern u. a. die einer Schweizer Firma gehörige Thoma-Brauerei und die Castle-Brauerei in Johannesburg.

Die von England eingesetzte Finanz-Kommission hat 1901 als Resultat ihrer Untersuchungen die Ansicht ausgesprochen, daß in Transvaal keine Aussicht auf Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht vorhanden sei, die ganze Wohlfahrt des Landes vielmehr von den Minen abhänge. Gleichzeitig schlägt sie für die Zukunft die Einführung einer Einkommensteuer vor, welche für die Goldminen 10%, für die anderen Aktiengesellschaften 3% betragen soll.

Werfen wir nun zum Schluß einen Blick auf die Hauptorte Transvaals und zwar zunächst auf das Zentrum der Goldindustrie, die moderne Stadt

Johannesburg, so erscheint es fast wie ein Märchen, daß hier noch bis zum Jahre 1886 auf dem öden Veld nur einige Bauernhäuser und Kaffernhütten standen, während sich an deren Stelle jetzt eine Stadt erhebt, in der gegen 100 000 Menschen wohnen, vier Bahnen einmünden, Pferdebahnen den Verkehr in elektrisch beleuchteten Straßen vermitteln, 4 tägliche Zeitungen erscheinen und die Geschäftshäuser und Clubs denen in europäischen Großstädten nicht nachstehen. Die Mulde, in der Johannesburg liegt und der benachbarte Hügelzug des „Rand" sind mit Häusern bebaut, zwischen denen die rasch emporgeschossenen Eukalyptus hervorragen, und im Süden der Stadt starrt ein Wald von Schloten und Förderwerken in die Luft, welche Tag und Nacht an der Arbeit sind, das dämonische Metall aus der Gruft zu holen, in der es seit den Schöpfungstagen begraben liegt. Gewiß sieht in der Stadt noch manches unfertig aus, neben vierstöckigen massiven Prunkbauten mit stolzen Façaden findet man hin und wieder noch elende Erdgeschoß-Buden aus Wellblech, die Straßen sind noch ungepflastert und die Wasserversorgung ist mäßig — aber die Fortschritte, welche die Stadt in wenig mehr, als einem Jahrzehnt gemacht, sind erstaunliche.

Die 1700 m ü. M. liegende Stadt ist durchaus schachbrettartig in gleichen Quadraten angelegt und mit einer Reihe größerer Plätze ausgestattet, von denen der zentral gelegene Marktplatz seiner Ausdehnung nach die erste Stelle in ganz Südafrika einnimmt; so lange noch aller Verkehr mit vielspannigen plumpen Ochsenwagen stattfand, war für diese ja natürlich ein großer Platz nötig, heute aber macht der Markt in seiner riesigen Ausdehnung einen ziemlich öden Eindruck, der nur durch die häufig hier abgehaltenen Auktionen aller Art belebt wird. Die drei Hauptstraßen sind die von Ost nach West laufenden Pritchard-, President- und Commissioner-Street, deren ein- bis zweistöckige Gebäude meist mit eisernen Veranden und Balkonen verziert sind. In Commissioner-Street, unweit des Marktplatzes, liegt auch die Börse, wo täglich zweimal Quotationen der Transvaal-Werte stattfinden und daneben hat sich auch noch eine sehr bunte Straßenbörse etabliert. Die öffentlichen Verwaltungsgebäude, mit Ausnahme etwa der großen Post am Marktplatz, sind recht anspruchslos, die öffentlichen Schankstellen unheimlich zahlreich, während das Hotelwesen noch auffallend zurückgeblieben ist; die beiden „besten", Heath und das Grand National, welche 20/— bezw. 15/— Tagespension berechnen, lassen viel zu wünschen übrig. Das Standard Theater und verschiedene Music Halls, deren leitende das „Empire" ist, bieten „Kunstleistungen" meist dritten Ranges. Im Norden der Stadt, hinter der Bahnlinie mit der eleganten „Park-Station", dem Hauptbahnhof in Johannesburg, liegen der Krüger-Park mit dem ausgedehnten Spielplatz des Wanderer-Klubs und der sehr gefällig angelegte Joubert-Park, an den sich östlich das freundliche Villenviertel Doornfontein mit seinen schattigen Alleen anschließt. Dahinter erhebt sich ziemlich steil der Hügelzug des Witwatersrandes mit dem neuen Fort, den Polizei-Barracken

und dem stattlichen Hospital, und von seiner Höhe aus öffnet sich nach Norden zu ein Blick so malerisch, wie man ihn in der Nähe des trostlosen Veldes nicht geahnt hätte: Unter uns ein wirklicher Wald, dahinter grünes Feld, in der Ferne blaue Berge, das Ganze in dieser Umgebung geradezu überraschend. Dieser auf 2500 Morgen der Farm Braamfontein im Jahre 1890 von Eduard Lippert angelegte „Sachsenwald", welcher dem Mangel an Gruben- und Bauholz abhelfen sollte, das man in großem Maße aus Nordamerika, Australien und Skandinavien einführen muß, zählt heute etwa 3 Millionen bis 50 Fuß hoher Bäume, meist Eukalyptus, Wattlen, Kiefern und Birken und der nach allen Seiten hin von breiten Fahr- und Reitwegen durchzogene Park bildet eine der Sehenswürdigkeiten Transvaals.

Die Bevölkerung der Stadt Johannesburg, welche in ihrem öffentlichen und geschäftlichen Leben einen durchaus englischen Charakter trägt, belief sich im Jahre 1896 auf 48 000, worunter 35 800 Weiße, und diejenige des 28 englische Quadratmeilen umfassenden Bezirks auf 102 000, wovon 50 907 Weiße, darunter 6200 Transvaal-Bürger, der Rest Fremde waren. Im Jahre 1899 schätzte man die Bewohnerzahl des Bezirks auf 80 000 Weiße und 140 000 Farbige. Unter diesen Weißen befinden sich etwa 12 000 Bergleute, wovon $^9/_{10}$ aus Cornwales, welche bei freier Wohnung 400—1000 Mark den Monat verdienen, bei vernünftigem Leben davon nicht mehr als 160 Mark brauchen und nach einigen Jahren als gemachte Leute heimkehren können, wenn sie den zahlreichen Versuchungen Johannesburgs, welche besonders an Sonnabend Abenden und Nächten böse Orgien zeitigen, nicht zu große Opfer bringen. Bergingenieure beziehen 1500 bis 3000, Grubenverwalter 5000 Mark im Monat bei freier Wohnung. Die Löhne und Gehalte sind eben, trotzdem der Arbeitsmarkt meist überfüllt ist, bislang noch hoch geblieben, während das früher hier sehr teuere Leben bedeutend billiger geworden ist; so sind die Hausmieten seit 1896 um die Hälfte gesunken, und Wohnhäuser, welche früher 600 Mark für den Monat kosteten, jetzt auf 250 Mark; möblierte Zimmer, in besseren Teilen der Stadt früher nicht unter 40 Mark für die Woche zu haben, werden jetzt gern zu 15 Mark abgelassen. Auch sonst ist alles billiger geworden. Bezahlte man früher ein Pfund Kartoffeln mit 25 Pfennigen und einen kleinen Blumenkohl mit einer Mark, so sind Gemüse, seitdem sich Deutsche und Italiener in der Nähe von Johannesburg auf deren Anbau gelegt haben, wohlfeil geworden. Für 1 bis 1$^1/_4$ Mark bekommt man in bescheideneren Restaurants einen guten Mittagstisch mit Suppe, zwei Fleischgängen mit Beilage und Mehlspeise.

Wieviel Deutsche in Johannesburg leben, ist schwer zu sagen, da sie sich fast nie in die Konsulatsmatrikel eintragen lassen; 1898 fand ich darin z. B. hier nur deren 45, während man ihre Gesamtzahl in der Stadt gleichzeitig auf 5—6000 schätzte. Im Gegensatz zu dem übrigen Südafrika besteht das Deutschtum in Johannesburg, begreiflicherweise, keineswegs ausschließlich

aus solchen Elementen, wie es der gute Patriot wünscht, der seine Landsleute so gern den ersten Platz in der großen Völkerparade gönnt; neben den guten deutschen Elementen, die sich um die großen und angesehenen Firmen wie Siemens & Halske, die Importeure Rolfes Nebel & Co., das Bank- und Minenhaus A. Goerz & Co. und manche andere scharen, finden sich vielmehr die „Déclassés“ in den verschiedensten Stufen. Wir treffen den deutschen Offizier, der mit schlichtem Abschied entlassen, hier im Süden, fern von der Kritik seiner Standesgenossen, ein völlig vorurteilsloses Dasein führt; ehemalige Korpsstudenten mit zerhauenen Gesichtern und catilinarische Existenzen aller Art, darunter den resignierten Arbeitsfeind, der ganz kühl erklärt, wenn man arbeiten wolle, könne man das zu Hause haben, dafür komme man nicht in die Kolonien. Eine besonders unangenehme Klasse bilden die vaterlandslosen Gesellen, welche trotz äußerer Unabhängigkeit in übertriebener Weise für alles Englische schwärmen und in 5 Jahren ihr Deutsch verlernt haben wollen, obgleich sie zuweilen noch recht weit davon entfernt sind, das Englische korrekt zu sprechen. Schier unbegrenzt ist die Nachfrage nach deutschen Dienstmädchen, welche bei geringer Arbeit, meist frechem Benehmen und Aussicht auf baldige Verheiratung einen Monatslohn von 80 bis 140 Mark beziehen.

An deutschen Anstalten und Vereinen finden wir in Johannesburg die seit 1890 bestehende Deutsch-Evangelische Friedenskirche, eine ausgezeichnete deutsche Schule, den Deutschen Schulverein zur Sammlung freiwilliger Beiträge, um Kindern mittelloser Eltern den Besuch der deutschen Schule zu ermöglichen, den Deutschen Hülfsverein, einen Krankenverein, die Freimaurerloge „Kaiser Friedrich“, den Turnverein Germania, den Liederkranz, den Deutschen Radfahrerverein und den Bayernverein Edelweiß. Bezeichnender Weise hat sich ein besserer „Deutscher Klub“ bislang in Johannesburg aber noch nicht gebildet, teilweise weil die Gesellschaft eben eine sehr gemischte, vielfach zwischen Rowdies und Parvenus schwankende ist und andererseits deshalb, weil die besseren Klassen sich gesellschaftlich prinzipiell zu den Engländern halten und sich mit der Mitgliedschaft in den eleganten Rand- und dem New Club begnügen, welche international sind, aber überwiegend englisches Gepräge tragen. Die ganze „Geselligkeit“ von Johannesburg ist überhaupt noch vielfach diejenige der „nouveaux riches“, protzenhaft in Tafel und Toilette, aber englisch steif, langweilig und wenig angenehm.

Die 1890 gegründete, früher in Kapstadt, später in Johannesburg erschienene „Deutsch-Südafrikanische Zeitung“, deren Bestehen durch Unterstützung dortiger Deutscher ermöglicht wurde, war die einzige deutsche Zeitung Südafrikas überhaupt, stellte aber während des Krieges ihr Erscheinen ein. Sie wurde von dem, als Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ letzthin viel genannten Dr. Heinrich Geehl geleitet.

Ein besonderes Interesse verdient natürlich die deutsche Schule. Der erste schwache Anlauf zur Gründung einer solchen wurde im März 1888 ge-

legentlich der Trauerfeier für Kaiser Wilhelm I. genommen, aber erst einige Jahre später gelang es den energischen Bemühungen einiger hochangesehener Mitglieder der Kolonie, das Unternehmen auf eine lebenskräftige Basis zu stellen, indem sie durch Sammlungen in Johannesburg und in Deutschland, besonders Hamburg, eine Summe von über 300 000 Mark aufbrachten. Dazu schenkte die Transvaal-Regierung der deutsch-protestantischen Gemeinde für Kirchen- und Schulzwecke ein 6000 qm großes Grundstück von ungefähr 80 000 Mark Wert, im schönsten und gesundesten Teile der Stadt. Im April 1897 wurde der Grundstein gelegt und schon am 1. September desselben Jahres konnte der stattliche Rotziegelbau, der in seiner Anlage und Einrichtung als Muster einer modernen Schule gelten darf, mit einer Schülerzahl von 17 Knaben und 14 Mädchen eingeweiht werden. Mitte 1899 war die Schülerzahl bereits auf 113 Knaben und 84 Mädchen und einschließlich der Kindergartenklasse auf 222 im ganzen gewachsen. Der Unterrichtsplan der konfessionslosen, vorläufig auf 8 Klassen berechneten Schule entspricht demjenigen unserer Realschulen und höheren Töchterschulen; Holländisch und Englisch werden obligatorisch, Latein und Französisch fakultativ gelehrt. Der Lehrkörper unter Leitung des tüchtigen Rektors Dr. Georg Weidner aus Hamburg bestand 1899 aus 4 Lehrern und 5 Lehrerinnen, das Schulgeld beträgt vierteljährlich 60 Mark. Die Transvaal-Regierung hat, da Holländisch als Unterrichtsgegenstand aufgenommen ist, ihr Interesse an der Anstalt durch Gewährung von 4 £ pro Schüler und Jahr dokumentiert, auch 3000 £ für den Bau einer Turnhalle zinsfrei vorgeschossen, immerhin bleibt auch so vorläufig noch ein von der deutschen Gemeinde in Johannesburg aufzubringendes Defizit von etwa 1500 £ im Jahre, welches durch eine jährliche Beisteuer von 16000 Mark seitens der Deutschen Reichs-Regierung zwar gemildert wird, doch ist die deutsche Kolonie in Johannisburg durch den Krieg finanziell derartig geschwächt worden, daß die Aufrechterhaltung des deutschen Charakters der Anstalt sehr schwierig geworden ist.

Zwei Stunden Eisenbahnfahrt von Johannesburg nach Osten bringen uns über Elandsfontein nach

Pretoria, welches 1855 gegründet, nach dem ersten Präsidenten Transvaals benannt und seit 1863 an Stelle der 1839 von den Voortrekkern unter Potgieter angelegten ältesten Stadt Transvaals, Potschefstroom, zum Regierungssitz erhoben wurde. Pretoria liegt nur 1370 m ü. M., also 370 m tiefer als Johannesburg und dieser Unterschied macht sich durch ein schon wesentlich wärmeres und feuchteres Klima bemerkbar. Noch vor 20 Jahren war Pretoria ein ärmliches kleines Dorf, heute ist es eine freundliche Stadt mit zahlreichen stattlichen Gebäuden und etwa 12 000 Einwohnern. Das Zentrum bildet der große Kirchplatz, in dessen Mitte sich die einfache holländisch-reformierte Kirche mit ihrem Spitzturm erhebt, während nördlich davon der reichste Bau der

Stadt, der Regierungspalast oder „Raadzaal" steht, an derselben Stelle, wo noch 1889 ein mit Schindeln gedecktes ärmliches Haus den Volksraad beherbergte. Die Hauptbanken, darunter die Nationalbank mit der Münze dahinter, das Büreau der Dynamitgesellschaft, der imposante Bau des Gerichtshofes, die Post, das dem Hamburger S. Schlomer gehörige Grand Hotel, eins der besten ganz Südafrikas, und einige Klubs liegen an demselben Platze. Ist die Stadt Johannesburg in ihrem Charakter von Anfang an ausgesprochen englisch gewesen, so trug Pretoria bislang mehr holländisches Gepräge, der steigende Zuzug von Fremden auch nach hier beginnt freilich, den behäbigen Charakter der Stadt zu ändern. Noch immer ziehen sich aber lange, mit Schattenbäumen eingefaßte Straßenzüge hin, wo sorgsam gepflegte Vorgärten mit kiesbestreuten Wegen zu den von Weiden und Oleanderbüschen eingerahmten Wohnhäusern führen. Die breiten, elektrisch beleuchteten Straßen sind allerdings ohne Pflaster, aber die Bürgersteige sind gut gehalten und neben ihnen läuft im gemauerten Gerinn murmelnd ein Bächlein krystallhellen Wassers, mit dem Pretoria ebenso reich, wie Johannesburg arm bedacht ist.

Das dreistöckige, von einer Freiheitsstatue gekrönte und an der Front die Inschrift „Eendragt maakt Macht" tragende Regierungsgebäude wurde mit einem Aufwand von 4 Millionen Mark erbaut und enthält außer der Mehrzahl der Verwaltungsbureaus die schönen Sitzungssäle für die beiden Kammern. Die Verhandlungen im Volksraad tragen ein ziemlich zwangloses Gepräge und während der Pausen rauchen die Volksvertreter ihre Pfeifen im Sitzungssaal selbst.

Krüger's Privathaus, im westlichen Teile der Kirchstraße, ist ein einfacher Erdgeschoßbau mit einer um zwei Stufen erhöhten Veranda davor, und nur zwei von Barnato geschenkte Marmorlöwen am Eingang des schmalen Vorgärtchens zeichnen es äußerlich aus. Krüger empfängt seine Landsleute zu der ungewöhnlichen Stunde von 5 bis 7 Uhr vormittags während des Morgenkaffees, an dem jeder Besucher teilnehmen kann; bezieht der Präsident seine Repräsentationsgebühren von 300 £ doch unter dem Namen „Kaffeegeld". Der Umstand, daß der Empfang gewöhnlich auf der Veranda, der „Stoep" stattfindet, hat zu dem häufig gebrauchten Ausdruck „Stufenpolitik" die Veranlassung gegeben.

Die Zahl der Deutschen in Pretoria beträgt 4—500, es sind darunter einige sehr bedeutende Firmen vertreten und es existiert hier auch, auf eigenem Grund und Boden, ein recht freundlicher Deutscher Klub neben dem eleganteren, internationalen „Pretoria Club".

Die nähere Umgebung des von niedrigen Hügelzügen eingefaßten Pretoria bietet nichts sonderlich Interessantes, wenn man dazu nicht die 6 seit 1896 errichteten und mit deutschem und französischem Material ausgerüsteten Forts zählen will.

Die übrigen „Städte“ Transvaals sind freundliche, kleine Landstädtchen, alle anderen Ortschaften nur Dörfer und Dörfchen. Die nennenswerten „Städte“ sind Klerksdorp mit 6000, Potschefstroom mit 5000, Heidelberg und Vryheid mit je 2500, Middelburg, Barberton und Pietersburg mit je 2000 und Volksrust mit 1000 Einwohnern.

Nur noch eine Ruine früherer Herrlichkeit ist heute das Städtchen **Barberton** im Mittelpunkt der De Kaap-Goldfelder. Die Entdeckung der reichen Sheba-Mine und der große „Boom“ vom Jahre 1886 hatten zeitweilig bis zu 8000 Weiße in die trostlose, ungesunde Gegend gezogen, man kampierte in Zelten und Ochsenwagen und schlief auf Billards und Tischen, ehe eine schnell improvisierte Stadt entstand, deren anspruchsvollster Bau die „De Kaap Goldfields Stock Exchange“ bildete. Aber die meisten Goldentdeckungen hier erwiesen sich als nicht des Abbaus würdig, in Folge zahlreicher Schwindelgründungen zog sich das Kapital bald von hier zurück und es folgte ein ziemlich allgemeiner Zusammenbruch. Heute ist neben der Sheba-Mine, welche eine Monatsproduktion von etwa 6000 Unzen Gold erzielt, kaum *eine* nennenswerte Mine im ganzen Bezirk und die Einwohnerzahl von Barberton ist auf 5—600 Seelen zurückgegangen.

Wir haben nunmehr noch einen Blick auf

Swasiland

zu werfen, welches seit 1895 unter der Verwaltung Transvaals steht. Dieses zwischen dem Transvaal, Portugiesisch-Ostafrika und Amatonga-Land liegende, 18 140 qkm große Gebiet westlich von den Lebombo-Bergen, ein gebirgiges, bis 1500 m hohes, wohlbewässertes, fruchtbares und waldreiches Land, das sich auch trefflich zur Viehzucht eignet, ist lange Zeit hindurch ein Streitapfel zwischen der Südafrikanischen Republik und England gewesen.

Die ersten Boeren-Siedler Transvaals hatten dem König Umswasi zur Herrschaft verholfen und beanspruchten aus diesem Grunde eine gewisse Vorherrschaft im Swasiland; die Engländer wieder machten für sich geltend, daß sie durch ihren Krieg gegen die Sulus auch die Swasis vor deren Angriffen gerettet hätten. Schon 1864 hatte ein Schotte hier einen großen Landstrich gekauft und plante ein großes Transportunternehmen durch Swasiland, dasselbe kam aber nicht zur Ausführung, da während der nächsten Jahre die Besitzverhältnisse der von drei Staaten in Anspruch genommenen Delagoa-Bai keine feste Basis boten, und in den Konventionen von Pretoria und London war Swasiland für unabhängig erklärt worden. Eine regere Einwanderung Weißer daselbst begann erst seit 1885, nachdem unser Landsmann Bremer, ein in Lourenzo Marques ansässiger Kaufmann, in Handelsbeziehungen zu König



Sulu-Paar.

Umbandine getreten war. Der Herrscher verlieh Bremer eine Landschenkung von 32 000 Acres unweit seines Kraals, wo kurz darauf Bremersdorp entstand und außerdem gegen eine jährliche Abgabe von 300 £ das Handelsmonopol für Swasiland auf 100 Jahre. Goldfunde zogen bald weitere Fremde an, und der den Freuden eines guten Lebens wohlgeneigte König erteilte gegen verhältnismäßig kleine Vergütungen viele Hunderte von Handels-, Minen- und landwirtschaftlichen Konzessionen, darunter auf Unternehmen, die für ein nur von 40 000 „Wilden" bewohntes Land lächerlich genug waren; es gab nämlich u. a. Monopole für Aerzte, Rechtsanwälte, Landmesser und Bankgeschäfte, für Lotterie, Eisenbahnen, Post und Telegraph, für Münze und Märkte, eine Konzession auf Besorgung der Steuererhebung für den König, ja sogar ein Privileg auf das ausschließliche Recht: „Konzessionen für Dritte auszuwirken."! Die im Lande ansässigen verhältnismäßig wenigen, untereinander natürlich uneinigen Weißen erhielten einen Freibrief und verwalteten ihre Interessen durch ein in Bremersdorp ansässiges Komitee. Die Fremdenfreundlichkeit des Königs fand aber bei seiner Umgebung nicht allgemeinen Anklang, und als er 1889 einer langsamen Vergiftung erlegen war und sein unmündiger Sohn U'bunu unter der Regentschaft seiner Mutter folgte, erschien weder Leben noch Eigentum sicher. England und Transvaal, deren Staatsangehörige weitaus die Hauptzahl der Fremden bildeten, ernannten deshalb zur Ordnung der Landesangelegenheiten eine gemischte Kommission, welche zunächst die vorhandenen Konzessionen prüfte und von diesen nicht weniger als 400 anerkannte. England hätte bei dieser Gelegenheit gern das Land übergeschluckt und machte allerlei Schwierigkeiten, aber die Buren hatten die wichtigsten Konzessionen, z. B. auf Eisenbahnen, Zölle und Ländereien, für sich gesichert, und durch Vermittelung Hofmeyr's kam am 2. August 1890 eine Konvention zu Stande, welche für eine unbestimmte Zeit eine gemeinsame Herrschaft festsetzte, die von Vertretern Englands, Transvaals und der Swasis ausgeübt werden sollte. Gleichzeitig wurde Transvaal der Bahnbau durch Swasiland nach der Kosi-Bai gestattet, unter der Voraussetzung, daß Transvaal innerhalb von 3 Jahren der südafrikanischen Zollunion beitrete, andernfalls könne die Konvention nach diesem Termin jederzeit von beiden Teilen gekündigt werden; England ließ sich außerdem bei dieser Gelegenheit die Zusicherung erneuern, daß die Transvaal-Regierung jede organisierte Auswanderung von Buren in das Gebiet der Chartered Company verhindern werde.

Bremer hatte 1890 8000 Acres des ihm gehörigen Landes in und bei Bremersdorp für 4000 £ an die Transvaal-Regierung verkauft und es wurden hier nun von der neuen Regierung ein Gerichtshof und der Sitz einer Landespolizei von 250 Mann berittener Truppe eingerichtet.

Nach Ablauf und kurzer Verlängerung der Konvention von 1890 traten England und Transvaal Anfang 1894 in lange, neue Verhandlungen ein, die im Dezember 1894 zu einem am 14. Februar 1895 vom Volksraad genehmigten

abgeänderten Vertrag führten. Darnach wurde Swasiland zwar nicht dem Transvaal direkt einverleibt, aber doch dessen ausschließlicher Verwaltung unterstellt; die Eingeborenen, denen es erlaubt ist, sich unter ihrem König nach eigenen Gesetzen zu regieren, soweit dieselben nicht zivilisierten Sitten widersprechen, bezahlen die üblichen Abgaben; die britischen Ansiedler behalten ihre erworbenen Rechte und die seit 20. April 1893 angesiedelten übrigen Weißen gewinnen alle Bürgerrechte und politischen Privilegien der Südafrikanischen Republik. England dagegen annektierte kurz darauf Pongola- und Tonga-Land, womit den Buren die erstrebte Ausdehnung zur See abermals abgeschnitten wurde; ein von der Transvaal-Regierung dagegen eingelegter Protest blieb wirkungslos.

Als sich auch die Swasis diesem neuen Vertrag nicht sofort unterwerfen wollten, zwang sie Joubert mit bewaffneter Macht dazu und setzte 1896 den König U'bunu ein, der unter dem Beistand von 30 Häuptlingen recht und schlecht der einheimischen Verwaltung vorstand, bis er und seine Mutter Ende 1899 auffallend schnell hintereinander starben und nun eine Schreckensherrschaft im Lande ausbrach.

Zentrum der Verwaltung und des Handels ist das 15 km nordwestlich von des Königs Kraal Embekelweni, unweit der Ostgrenze gelegene Bremersdorp mit etwa 200 Weißen, deren Gesamtzahl im Lande gegen 1000 beträgt. Die Verwaltung erfordert verhältnismäßig große Zuschüsse seitens Transvaals, denn den Ausgaben für Polizeitruppen, Beamte u. s. w. im Betrage von 148 900 £ standen 1898 nur 2—3000 £ Einnahmen gegenüber. Trotz aller „Konzessionen" sind die Wege wenig zahlreich und schlecht, an eine Eisenbahn ist noch nicht gedacht worden und der meist über die Delagoa-Bai gehende Verkehr wies 1896 eine Einfuhr von 67 000 £ auf.

Der Hauptreichtum des Landes liegt in seiner Rinderzahl; in höheren Lagen wird auch Schafzucht betrieben. Die Golderträge, welche sich 1896 auf 1288, 1897 auf 4979, 1898 auf 8256 Unzen beliefen, haben den Erwartungen bislang nicht entsprochen, mehr Aussicht scheint noch das im Alluvialland vorhandene Zinn zu bieten. Auf den Ebenen östlich der Lebombo-Berge ist auch Kohle gefunden worden. Die Fremden haben Pflanzungen der Gerbeakazie (Acacia decurrens) angelegt; auch das reichlich vorhandene Bienenwachs und Gummi arabicum bilden Ausfuhrartikel. Bremer's Geschäft hier ist in die Hände der „Mercantile Association of Swaziland" übergegangen und diese besitzt 8 Filialen im Lande. Zur Bestellung ihrer Felder haben die Fremden, da die Kaffern dazu zu faul sind, indische Kulis importieren müssen, welche 45 bis 60 Schillinge Monatslohn bekommen und sich dafür selbst zu verpflegen haben.

Betrachten wir nun zum Schluß noch das jüngste Staatengebilde Südafrikas, Rhodesia.

Rhodesia.

Nachdem das Land am mittleren Sambesi seines Goldreichtums wegen schon frühzeitig von Egyptern, Phönikiern und Arabern besucht und ausgebeutet worden, allmählich aber in Vergessenheit geraten war, gehörte es im 15. bis 17. Jahrhundert zum Bantureiche Monomotapa; auch die Portugiesen drangen wiederholt in das Innere des Landes ein, ohne jedoch daselbst festen Fuß zu fassen und so war das Gebiet in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die Europäer eine terra incognita. In diese Zeit aber fällt eine Neubesiedelung des Landes durch Eingeborenen-Stämme. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatten sich die im Nordwesten des heutigen Sululandes ansässigen Amendebeli, deren Namen später in Matabele korrumpiert wurde, mit den Sulus vereinigt; als sich ihr Häuptling Mosilikatse aber dem mächtigen Sulukönig Tschaka gegenüber im Jahre 1817 in einem Streite um Beute unbotmäßig erwies, wurden er und sein Stamm von dem grausamen Herrscher zum Tode verurteilt. Die ganze Horde entzog sich jedoch diesem Machtspruch durch die Flucht nach den Ländern jenseits der Berge und tötete oder unterjochte die dort Angesessenen. Mosilikatse wurde, nachdem er 1836 den Buren Voortrekkern zunächst erfolgreich entgegengetreten war, Anfang 1837 von diesen seinerseits bedrängt und zog sich, im gleichen Jahre auch noch vom Sulukönig Dingaan bedroht, über den Limpopo zurück, unterwarf sich, in grausamer Weise das Land entvölkernd, die dort unterhalb der Victoriafälle an beiden Ufern des Sambesi lebenden friedlichen und geschickten Makalaka-Stämme und gründete das große Matabele-Reich. War früher aus diesen Gebieten ein regelmäßiger Versandt von Gold nach Portugiesisch-Ostafrika erfolgt, so wurden während der Kämpfe viele Goldfelder verlassen und vergessen, und der Matabele-König verhinderte nachdrücklich das Goldsuchen überhaupt, um nicht die Habsucht der Weißen auf sein Gebiet zu lenken.

Auch nördlich vom Sambesi waren Anfang des 19. Jahrhunderts einschneidende Machtverschiebungen eingetreten. Ein Teil des Betschuanenstammes der Makololo war 1824 unter seinem Häuptling Sebitoane vom oberen Schire bis zum oberen Sambesi vorgedrungen, unterwarf sich die kulturell hochstehenden Makalaka, die Barotse u. a., besiegte zeitweilig sogar die

Matabele unter Mosilikatse und bildete eins der größten südafrikanischen Reiche. Aber nach dem Tode von Sebitoane und seinem Nachfolger Sekeletu wurden die Makololo durch Letschulatebe, einen Häuptling der am Ngami-See ansässigen Bamangwato-Betschuanen, fast aufgerieben, ihr Hauptort Linyanti am Tschobe verlor jede Bedeutung und ihre Macht ging, nachdem Letschulatebe durch Erbschaft auch das Reich Marutse erworben, an dieses über. Das Marutse-Mabunda-Reich umfaßt heute besonders die herrschenden Marutse oder Barotse, und die beherrschten Mabunda, erstere meist im Norden und Nordwesten, letztere im Sambesithal und im Süden des Reiches lebend und in zahlreiche Stämme gespalten. Die herrschende Sprache ist das Sesuto, die Basuto-Betschuanensprache. Der gut veranlagte, aber schwache und argwöhnische König Lewanika ist gesetzmäßig der einzige Kaufmann in seinem Lande. Weit im Nordosten des Barotse-Reiches wohnen die unbotmäßigen Maschikulumbwe.

Erst Livingstone erschloß das Land einigermaßen unserer Kenntnis, der Württemberger Carl Mauch entdeckte 1867 Gold am Tatifluß und in Maschonaland, und er und nach ihm Baines brachten den schon im Altertum bekannten Goldreichtum des Landes wieder in Erinnerung; bald wurde denn nun auch das Land von Missionaren, Naturforschern, Goldsuchern, Händlern und Jägern aller Nationen, von denen hier nur Merensky, Holub und Selous genannt seien, kreuz und quer durchzogen. Schon im Jahre 1868 begann man, das Tati-Goldfeld rationell auszubeuten, aber die betr. Gesellschaft arbeitete zu theuer und erzielte keinen Nutzen.

Nachdem England 1885 Betschuanaland in seine Interessensphäre einbezogen hatte, wurden auch seine Beziehungen zu dem nächst nördlich gelegenen Gebiet engere, und der begabte König Lobengula, der seinem Vater Mosilikatse im Jahre 1870 gefolgt war, erteilte englischen Spekulanten nunmehr verschiedene Konzessionen, darunter an Mr. Edwards im Februar 1887 diejenige der Tati-Goldfelder, eines rund 5000 qkm großen Gebiets, welches noch heute, mit weitgehender Selbständigkeit ausgestattet, direkt der britischen Reichskontrolle untersteht.

Um auch in Lobengula's Reich den Wettbewerb anderer Nationen auszuschließen, schloß Englands Unterkommissar von Betschuanaland, Moffat, der Sohn des bekannten Missionars, am 11. Februar 1888 einen förmlichen Vertrag mit dem Matabele-König ab, in welchem sich dieser verpflichtete, ohne Zustimmung des Britischen Oberkommissars für Südafrika keinerlei Beziehungen zu fremden Mächten zu pflegen und kein Land an Fremde abzutreten. Am 25. Juli gleichen Jahres wurde dann die britische Interessensphäre offiziell bis zum Sambesi ausgedehnt.

Kurz darauf erschienen mit Regierungszustimmung Vertreter einflußreicher Londoner Syndikate, um Konzessionen für Minenausbeutung zu erlangen, welche an Mr. Rudd und Genossen gegen die fürstliche Zusicherung einer monatlichen Zahlung von 100 £ an Lobengula und dessen Erben und Nach-

folger, die Lieferung von 1000 Martini-Gewehren mit Munition, und die Stellung eines kleinen Kanonenbootes zu Verteidigungszwecken auf dem Sambesi auch erteilt wurden; später kamen dazu auch noch Erwerbsrechte von freien Ländereien, unter Berücksichtigung der Eingeborenen-Rechte. Diese Privilegien und Schenkungen gingen zum Teil in den Besitz der „Goldfields of South Afrika" über, zum Teil auch in die Hände einer Gruppe, welche die Rudd'schen Konzessionen erworben hatte und deren Mittelpunkt Cecil Rhodes war. Um entgegenstehende Ansprüche anderer Unternehmer leichter zu beseitigen und unumschränkte Gewalt zur Verwertung der von ihm und seinen Freunden erworbenen Konzessionen zu bekommen, bewarb sich Rhodes, dem der Herzog von Fife, der Schwiegersohn des Prinzen von Wales und bekannte Parlaments- und Finanzgrößen zur Seite standen, um einen königlichen Freibrief (Charter) für Lobengula's Reich zwischen Betschuanaland und dem Sambesi, und man ging darauf in London um so lieber ein, als man dort sowieso in Verlegenheit war, wie die Kosten des neuen Schutzgebiets zu decken seien.

So wurden also am 15. Oktober 1889 der „Imperial British South Africa Co", gewöhnlich kurz „Chartered Co." genannt, zunächst auf 25 Jahre weitgehende Rechte verliehen, um ihrerseits Einwanderung, Kolonisation, Handel und Industrie in dem jungfräulichen Gebiet zu ermutigen, die Mineralschätze des Landes zu erschließen und einen beschleunigten Weiterbau von Bahn und Telegraph von Kimberley aus nach Norden zu ermöglichen.

Die Kompagnie verlor keine Zeit, das ihr zugewiesene und das anstoßende Gebiet zu erschließen. Schon 1889 sandte Rhodes 3 Missionen zu den Barotse und anderen Stämmen nördlich des Sambesi zum Erwerb von Minen-, Land- und Hoheitsrechten, und da Lobengula empfohlen hatte, zunächst das von Mauch, Baines u. a. gelobte Maschonaland im Osten seines Reiches zu explorieren, so wurde unter Major Frank Johnson eine Pionier-Expedition ausgerüstet, zusammengesetzt aus 200 Europäern, darunter den landeskundigen Nimrod Selous, 150 Eingeborenen und 500 Mann berittener Polizei. Völlig unbelästigt zog die Truppe, den Telegraphendraht legend, der die neubesetzten Gebiete sofort mit der Kapkolonie verband, 1000 Meilen weit nach dem Plateau von Mount Hampton in Maschonaland, wo sie im September 1890 eintraf, in dem neu gegründeten Ort Salisbury eine Verwaltung organisierte und dann auf Goldsuche ging, wobei während der fieberreichen Sommerzeit zahlreiche Malariafälle das Unbehagen der ersten Einrichtung erhöhten. Da die Goldfunde sich nicht sonderlich lohnend erwiesen, so richtete man seine Aufmerksamkeit nebenbei auch auf Ackerbau und Viehzucht, um deren Pflege für später in Aussicht zu nehmen. Außer in Salisbury wurden Forts in Tuli, Victoria und Charter zur Sicherung der Verbindungsstraßen angelegt und damit demonstrierte man gleichzeitig gegen die beabsichtigte Einwanderung von 3—5000 Buren, welche auf Grund früher erworbener Landkonzessionen Anfang 1891 nach Maschonaland zu trekken und dort einen neuen Freistaat

zu gründen gedachten, durch Krüger's dringendes, auf Englands Druck hin erfolgtes Abraten aber zurückgehalten wurden; nur eine beschränkte Anzahl von Buren ließ sich, und zwar als Unterthanen der Gesellschaft, in Maschonaland nieder. Dr. Jamieson und Johnson erforschten inzwischen den Pungue-Fluß und Sir John Willoughby durchzog 1891 Manicaland, stieß mit den Vorposten der Portugiesen zusammen und schlug dieselben 11. Mai 1891 bei Massikessi in einem blutigen Gefecht zurück.

Das war allerdings nicht das erste Rencontre mit Portugal, welches auf das Sambesi-Gebiet im allgemeinen und das östlich vom Maschonaland liegende Manicaland im speziellen 300 Jahre alte Ansprüche erhob und im letzteren, wenn auch keine Siedelungen, so doch noch immer 9 Jesuitenmissionen aufzuweisen hatte. Der energische Forschungsreisende Serpa Pinto, welcher 4000 Mann Truppen am Shire stehen hatte, war nicht geneigt, die britischen Gebietsansprüche ohne weiteres anzuerkennen, sondern besetzte Makololo- und einen Teil des Maschonalandes, nahm den letzthin unter britischen Schutz gestellten Makololos zwei englische Fahnen weg, die im Triumph zur Küste gebracht wurden und machte die Oberhoheit Portugals über das Gebiet geltend. Es ist bereits im Kapitel „Portugiesisch-Ostafrika" ausgeführt worden, daß sich die Englische Regierung der von der Chartered Company erhobenen Ansprüche sehr energisch annahm, das schwache Portugal mit diplomatischen und maritimen Drohungen einschüchterte und schließlich im Vertrag vom 28. Mai 1891 erreichte, daß Portugal auf seine Rechte westlich von dem östlichen Höhenrand Manicalands verzichtete und auch das Barotse-Reich als in die englische Interessensphäre fallend anerkannte; und damit auch der Zugang zum Meere dem britischen Gebiet unter günstigen Bedingungen erschlossen werde, wurde gleichzeitig bestimmt, daß Portugal in Ostafrika nicht mehr als 3 % Transitzoll erheben dürfe und die Schifffahrt auf dem Sambesi sowohl, wie auf dem Pungue freiem, ungehinderten Verkehr eröffnet werde.

Schon im Februar 1891 war auch die Verwaltung der britischen Interessensphäre nördlich vom Sambesi als „British Central Africa", mit Ausnahme des Nyassalandes der Chartered Company übertragen worden, welche ansehnliche Summen zur Behauptung und Erschließung des Gebietes beitrug.

Das eigentliche Matabeleland mit der Residenz des Königs, Gubulawayo, war bislang von den Unternehmungen der Gesellschaft nicht berührt worden, die Gelegenheit, auch dieses Gebiet unter direktere Kontrolle nehmen zu können, fand sich aber bald. Als die Matabele 1893 einen ihrer gewohnten Raubzüge nach Maschonaland hinein unternahmen und dabei auch die europäischen Ansiedler gefährdeten, gingen im Oktober 1893 die Truppen der Gesellschaft, verstärkt durch 2000 Mann englischer Truppen unter Goold Adams, gegen die Matabele vor. Letztere leisteten mit den ihnen verbündeten Barotse zusammen heroischen Widerstand, aber sie mußten schließlich den Maximgeschützen weichen, am 4. Dezember 1893 wurde die Hauptstadt Buluwayo besetzt und Lobengula

floh mit den Trümmern seines Heeres nach Norden, wo er Anfang 1894 ein tragisches Ende fand. Die vom Betschuanenhäuptling Khami gestellten 2000 Mann Hülfstruppen für die Engländer traten nicht in Aktion. Da die Gesellschaft den Krieg auf ihre Verantwortlichkeit und Kosten geführt hatte — letztere beliefen sich nur auf 120000 £ — so übertrug ihr die englische Regierung durch Verträge vom 23. Mai und 18. Juli 1894 auch die Verwaltung von Matabeleland, und der Zuwachs dieses für „goldreich" gehaltenen Gebiets kam angesichts der recht aufbesserungsbedürftigen Finanzen der Kompagnie sehr zeitgemäß.

Ein weiterer, schon vorher geplanter Vorstoß nach dem Norden zu scheiterte allerdings, denn Deutschland wie Frankreich protestierten sehr energisch gegen den Anfang 1894 veröffentlichten Kontrakt zwischen England und dem Kongostaat, wonach letzterer einen 45 km breiten Landstreifen zwischen dem Tanganyika und dem Albert Edward-See, der Westgrenze Deutsch-Ostafrikas entlang, pachtweise abtrat, und der Vertrag mußte rückgängig gemacht werden.

Seit April 1895 wurde als Bezeichnung für das Gebiet der Chartered Co. anstatt des bisherigen „British-Zambesia" offiziell der Name „Rhodesia" eingeführt und diesem Gebiet Ende 1895 auch noch ein Theil vom Betschuanaland-Protektorat zugefügt, soweit dessen Häuptlinge nicht gegen die Stellung unter die Gesellschaft protestierten und direkte Stellung unter britische Reichsaufsicht vorzogen. König Khama war sogar persönlich nach London gegangen und hatte dort erfolgreich gegen die Einverleibung seines Reiches in das Gebiet der Chartered Co. protestiert. König Khama's Vater, der Bamangwato-Häuptling Sekokoni, hatte nach glücklichen Kämpfen gegen Makololo und Matabele seine Hauptstadt in Schoschong aufgeschlagen, das unter dem treu dem Christentum anhängenden Khama einen erfreulichen Aufschwung nahm, bis dieser seine Residenz 1889 nach Kwapong, 1895 nach Palaphe verlegte. Nach dem Jameson Raid wurde eine Zeitlang das ganze Betschuanaland-Protektorat wieder direkt dem Oberkommissar für Südafrika unterstellt.

Kurz darauf brach ein neuer Aufstand der Matabele und Maschona aus, veranlaßt durch die Ausschreitungen der Weißen einerseits, andererseits durch die Unzufriedenheit, welche nach einer Reihe vorhergehender Jahre mit Dürren und Heuschreckenplage gesteigert worden war durch die fürchterlichen Verluste infolge der Rinderpest des Jahres 1896. Nachdem der Administrator Rhodesias, Dr. Jameson, durch seinen „Heldenritt" nach dem Transvaal das Land von Truppen entblößt hatte und seine Niederlage bekannt wurde, brachen die Matabele am 24. März 1896 in offene Feindseligkeiten aus, verheerten das Land weit und breit durch Feuer und Mord und fanden in den schwer zugänglichen Matoppo-Bergen einen von der Natur befestigten Rückzugsplatz. Schleunigst wurden nun über Beira und Kapstadt Truppenverstärkungen herbeigezogen, Rhodes, auf dem Rückweg von London begriffen, beeilte seine Reise, um persönlich auf dem Schauplatz zu erscheinen, und da die Eingeborenen zu

ihm noch das meiste Vertrauen hatten, so begab er sich allein und unbewaffnet in das feindliche Lager und erreichte durch Zusicherung guter Behandlung, daß am 24. August 1896 eine Reihe hervorragender Indunas (Häuptlinge) Frieden schloß; aber Einzelgefechte gingen noch für mehrere Monate weiter. Dieser Aufstand hatte einer großen Anzahl weißer Ansiedler und Soldaten das Leben, der Kompagnie einschließlich der zu gewährenden Entschädigungen etwas über 2½ Millionen £ gekostet.

Cecil Rhodes und Alfred Beit waren inzwischen infolge des verfehlten Jameson-Einfalls am 26. Juni 1896 als Direktoren der Gesellschaft zurückgetreten und wurden beide erst im April 1898 wiedergewählt — Beit lehnte ab —, nachdem im Februar 1898 die Bestimmungen betr. der Reichskontrolle über das Gebiet der Chartered Co. verschärft worden waren.

Ein königliches Dekret vom 26. Oktober 1898 teilte das Gesellschaftsgebiet in zwei durch den Sambesi getrennte Teile, Süd- und Nord-Rhodesia genannt, und im gleichen Jahre wurde die Machtsphäre der Gesellschaft dadurch erweitert, daß man ihr das durch Vertrag mit dem Häuptling Lewanika erworbene Barotse-Reich einverleibte und dabei nicht nach bisheriger Annahme den Sambesi, sondern „auf Grund von Angaben Livingstone's" und neuerer Forschungen von Major Saint Hill Gibbons (1898/99) den Kuando als Grenze festsetzte, wodurch Portugal wiederum eines Teiles seines Hinterlandes beraubt wurde.

Das gesamte englische Gebiet „Rhodesia" zwischen dem 22. und 9. Grade südlicher Breite, von Deutsch-Südwestafrika, Angola, dem Kongostaat, Deutsch-Ostafrika, Britisch-Central-Africa, Portugiesisch-Ostafrica, dem Transvaal- und Betschuanaland umgrenzt, umfaßt einen Flächenraum von 1942000 qkm und zählt etwa 948000 Einwohner; die Größenangaben sind unsicher und noch schwankender sind die Bevölkerungszahlen.

Nord-Rhodesia, dessen Flächeninhalt mit 640000 qkm angegeben wird, zerfällt seit 29. Januar 1900 wieder in Nordost- und Nordwest-Rhodesia. Den Nordosten bildet eine den Winden offene Hoch-Ebene, welche gut bewässert, gesund und für Viehzucht geeignet ist; auch Weizen und europäische Früchte gedeihen. Wir finden hier das Reich Wemba, dessen Häuptling Ketimkuru 1883 auch die südlich davon gelegene größere Landschaft Lobisa eroberte. Nordost-Rhodesia ist heute in die 5 Distrikte Tschambesi, Tanganyika, Moëro, Luapula und Loangua eingeteilt, von denen ein jeder Stationen zur Erhebung der Abgaben von den Eingeborenen, Polizeiposten, Waffen- und Munitionsniederlagen besitzt.

Den westlichen Teil von Nord-Rhodesia nimmt das Marutse-Mambunda oder Barotse-Reich ein, ein bis 1200 m hohes, baumloses, gut bewässertes und mit Reis, Weizen, Hafer und Kaffee bebautes Land, reich an Vieh. Durch die verdienstliche Thätigkeit der Pariser protestantischen Mission,

welche schon seit 1884 hier thätig ist und 5 Stationen im Lande besitzt, ist das früher außerordentlich wilde und grausame Volk jetzt gezähmt und die Hauptstadt Lialui völlig christianisiert. Branntwein- und Sklavenhandel sind untersagt und in Lialui, welches mit Buluwayo durch eine Botenpost verbunden ist, wohnt zur Kontrolle des Häuptlings ein Vertreter der Chartered Company.

Die gesamte Bevölkerung Nord-Rhodesias — Nyassaland nicht eingeschlossen — wird auf nur 300000 Seelen geschätzt und darunter befinden sich, außer den Stationsbeamten und Missionaren, bislang fast keine Weißen.

Süd-Rhodesia umfaßt die wichtigeren Teile des Protektorats, nämlich Maschonaland mit 248000 qkm und 210000 Eingeborenen und Matabeleland mit 158000 qkm und 240000 Eingeborenen, wozu im Jahre 1898 noch 13364 Europäer traten; ferner gehört zu diesem Verwaltungsbezirk noch das große westliche Gebiet um den Ngami-See mit rund 900000 qkm und 200000 Einwohnern.

Den östlichen Teil Südrhodesias bildet das bergige und goldreiche Maschonaland, auf dessen Höhen die friedlichen und geschickten Maschonas (dieser Name ist ein von den Matabele gegebener Schimpfname, ihr eigentlicher Name ist Makalangas, d. h. Sonnensöhne), nachdem sie um das Jahr 1837 durch die grausamen Matabele unter Mosilikatse blutige Verfolgungen erlitten hatten, ihrer Herden beraubt und aus ihren fruchtbaren Thälern vertrieben worden waren, in befestigten kleinen Dörfern zwischen den Felsen Zuflucht suchten. Hier liegen die Ruinen der alten Goldstädte Simbabye, Matindela u. a. Die Goldlager der Hochebene von Manica, welche den größten Teil des mittleren Maschonalandes einnehmen, finden sich in den Thälern der Flüsse Umtali und Imbesi und bilden hier eine etwa 130 km lange und 1 bis 3 km breite Zone.

Das 1000—1500 m hohe Matabele-Land wird durch die ziemlich breite Wasserscheide der wildzerklüfteten, malerischen Maloppo-Berge, deren enorme Granitmassen in chaotischer Konfusion übereinander getürmt sind, in eine nördliche und eine südliche Hälfte geteilt. Das Hochland der Wasserscheide ist gut bewässert, fruchtbar, reich an Mineralien, Weiden und Ackerland, auf dem Mais, Kaffernkorn, Weizen und andere Feldfrüchte, auch Tabak, vorzüglich gedeihen, und das Klima hier sagt dem Europäer zu. Auch die Abhänge dieses Hochlands nach Süden und nach Nordosten hin sind wohlbewässert, in den fruchtbaren Thälern reifen Reis, Zucker und Baumwolle und auch Thee und Kaffee würden hier gedeihen. Dagegen sind die zum Sambesi und Limpopo sich hinziehenden Ebenen nicht gut bewässert und teilweise mit dichtem Gebüsch bedeckt; hier tritt auch die Tsetsefliege auf und das Klima im Sambesithal ist für Europäer durchaus ungeeignet.

Die Londoner Missionsgesellschaft arbeitet zwar schon seit Anfang der 60er Jahre im Matabele-Land, erzielte aber keine nennenswerten Resultate, da Lobengula seine Unterthanen zwar ermunterte, bei den Missionaren zu lernen, den Übertritt zum Christentum aber mit Todesstrafe bedrohte.

Die Verwaltung Rhodesias ist durch Erlasse vom 9. Mai 1891, 18. Juli 1894 und 25. November 1898 geregelt und zwar untersteht die oberste Leitung der Geschäfte — soweit der Freibrief der Gesellschaft dies zuläßt — dem jeweiligen Gouverneur der Kapkolonie in seiner Eigenschaft als Britischer Oberkommissar für Südafrika. Die Lokalverwaltung untersteht einem von der Gesellschaft ernannten Administrator und diesem stehen ein „Ausführender Rat" und ein „Gesetzgebender Rat" zur Seite; ersterer setzt sich zusammen aus dem von der Regierung entsandten Residenten, der als Vertreter des Oberkommissars für Südafrika funktioniert, aus den Unterverwaltern und vier von der Gesellschaft ernannten Mitgliedern, während im Gesetzgebenden Rat neben dem Residenten und den Administratoren noch neun andere Personen sitzen, von denen fünf von der Gesellschaft ernannt, vier von den Kolonisten gewählt werden, nämlich je 2 für Matabele- und Maschonaland. Ein oberer Gerichtshof, dessen Richter von der Gesellschaft ernannt sind, sorgt für die Rechtspflege. Für die Eingeborenen-Angelegenheiten ist ein besonderer Beamter angestellt und ein höherer englischer Offizier hat die Aufsicht über die zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit angeworbenen Mannschaften, deren Zahl im Jahre 1900 aus 1000 Weißen und 300 Eingeborenen bestand, welche man in Friedenszeiten sehr vielseitig auch im Verwaltungsdienst beschäftigt. Um in Rhodesia Bürgerrechte zu erwerben, muß sich der Kolonist zur Einhaltung der von der Chartered Co. erlassenen Gesetze und ferner dazu verpflichten, im Notfall militärische Dienste zu leisten.

Das ursprüngliche Kapital der Chartered Company von 1 Million £ wurde 1893 auf 3½, 1898 auf 5 Millionen £ erhöht und dazu treten 1¼ Millionen mit 5% zu verzinsender Obligationen, von denen im Juli 1900 noch 625000 £ unbegeben waren. Diese große Summe ist ausgegeben für Eröffnung des Landes, Erwerb von Konzessionen, Anlage von Straßen und Telegraphen, Subsidien an Eisenbahnen und Unterdrückung von Aufständen, und laut dem letzterschienenen Abschluß standen am 31. März 1898 den Gesellschaftsverpflichtungen nur folgende Haupt-Aktiven gegenüber: 588000 £ Guthaben in Eisenbahn- und anderen Industrie-Unternehmungen; 561000 £ Wert der Baulichkeiten, Vorräte und Weganlagen; 1019000 £ Nominalwert von Minen-Aktien, welche der Gesellschaft für Erteilung von Konzessionen abgetreten wurden, und 390000 £ verschiedene Gläubiger. Die Gesamtausgaben der Gesellschaft bis 31. März 1898 beliefen sich auf 7062840 £, was bei voller Annahme teilweise sehr fragwürdiger Aktiva — besonders der Minen-Aktien, also des Hauptpostens, von denen niemand weiß, ob und welchen effektiven Wert diese Erzeugnisse der Druckerpresse jemals besitzen werden — bis dahin ein Defizit von 3¼ Millionen £ ergiebt. Dieser finanzielle Stand ist also ein sehr unbefriedigender und es bleibt für den gewöhnlichen kaufmännischen Verstand unbegreiflich, wie Aktien eines Unternehmens, welches in den 12 Jahren seines Bestehens noch nicht einen Pfennig Dividende erteilt hat, mit 3 bis 4 £ bezahlt werden können.

In den einzelnen Jahren haben sich die Etats wie folgt gestellt:

	Verwaltungs-Einnahmen.	Verwaltungs-Ausgaben.
1890/91	—	402 000
1891/2	15 000	312 000
1892/3	34 000	134 000
1893/4	44 000	85 000
1894/5	118 000	160 000
1895/6	399 000	384 000
1896/7	124 000	251 000
1897/8	262 000	846 000
1898/9	273 000	802 000
1899/1900 Voranschlag	331 000	773 000

Dabei sind unter den Verwaltungseinnahmen 448 000 £ für verkaufte Ländereien und Stadtbauplätze mit gebucht, für das Jahr 1895/6 allein 211 000 £,

und zu den Ausgaben treten außerdem noch 119 000 £ für den Matabele-Krieg von 1893 und 2½ Millionen £ Kosten der Rebellion von 1896.

Die Einnahmen der Gesellschaft entstammen dem Verkauf von Ländereien, Bauplätzen in den Städten und Minengerechtsamen, dem Ertrag von Lizenzen, Post, Telegraph und Zöllen und einer Hüttensteuer. Sämtliche in Rhodesia gegründeten Bergwerksgesellschaften sind verpflichtet, die Hälfte ihrer Aktien an die Chartered Company abzutreten, eine überaus drückende Bestimmung, die nur in einigen Fällen, um das Zustandekommen der Minen zu erleichtern etwas gemildert wurde. Es ist mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, daß dieses Ausbeutungssystem der Gesellschaft weit schlimmer ist als das schlimmste, dessen man die Transvaalregierung beschuldigte. Auch die Hälfte der Stadtbauplätze, immer einer um den anderen, ist der Chartered vorbehalten und dieser Besitz kann sich vielleicht im Laufe der Zeit zu einem wertvollen gestalten. Bis zum 1. Januar 1899 waren alle für Rhodesia bestimmten Güter bis auf die 3% Transitzoll zollfrei; seitdem ist aber auch für das Gebiet der großen Gesellschaft auf etwa ein Drittel der Einfuhrwaren, solcher die man als „Luxuswaren" betrachtet, — wozu man allerdings trotz des Protestes der Kolonisten auch Konserven und andere Lebensnotwendigkeiten rechnet — ein Zolltarif eingeführt worden, dessen Sätze ungefähr denen des Südafrikanischen Zollverbands entsprechen. Zollfrei sind auch jetzt noch sämtliche Produkte dieser Zollunion und die Bedürfnisse für Minenbetrieb und Ackerbau. Die gesamte Einfuhr über die Kapkolonie wertete im Jahre 1898 544 000 £.

Eine besondere Aufmerksamkeit hat man, um die Gegend leichter zugänglich zu machen, dem Eisenbahnbau gewidmet und die Chartered Company unterstützt die zu diesem Zwecke gegründeten besonderen Gesellschaften durch die nennenswerte Zinsgarantie von jährlich 225 000 £.

Die der Kapkolonie gehörige Stammlinie Kapstadt—Vryburg ist durch die von der Rhodesian Railways Co. gebaute Betschuanaland-Bahn im Oktober 1894 bis nach Mafeking verlängert worden. Chamberlain hatte am 7. November 1895 entschieden, daß die drei der Westgrenze Transvaals entlang ansässigen Häuptlinge einen 6 bis 10 Meilen breiten Streifen Land zum Weiterbau der Bahn abzutreten hätten, welche der alten Handelsstraße zum Sambesi folgt, und am 4. November 1897 konnte der Betrieb bis nach Buluwayo eröffnet werden, sodaß man die 1361 Meilen lange Strecke Kapstadt—Buluwayo nunmehr in 4 Tagen Eisenbahnfahrt zurücklegen kann; der Betrieb der Bahn nördlich von Vryburg erfolgt seitens der Kapkolonie zum Selbstkostenpreis, und die Frachtspesen nach Rhodesia sind seit Eröffnung der Linie auf den fünften Teil der früheren zurückgegangen.

Die Weiterführung dieser Bahn nach Norden zu ist vorläufig bereits nach dem Wankie-Distrikt gesichert, um die dortigen großen Kohlenfelder, welche für den Goldbergwerkbau von großem Werte sind, zu erschließen. Diese 290 km nordwestlich von Buluwayo gelegenen Kohlenbecken erstrecken sich über mindestens 400 englische Quadratmeilen, die Mächtigkeit des Lagers schwankt zwischen 5 und 16 Fuß und zwar liegt die Kohle nicht tiefer als 40 Fuß unter der Oberfläche, sodaß also keine kostspieligen Schachtanlagen erforderlich sind. Die Qualität der hiesigen Kohle wird verschieden beurteilt, doch ist sie angeblich durchweg besser, als irgend eine andere bislang in Südafrika gefundene. Unweit der 400 Fuß hohen, berühmten Viktoriafälle — dem „Tönenden Dampf“ der Eingeborenen — den einzigen, die sich in ihrer überwältigenden Erscheinung mit dem Niagara messen können, soll dann der Sambesi überschritten werden, wozu man bereits einen verhältnismäßig günstigen Punkt festgestellt hat; ein anderes Projekt nimmt die Überschreitung des Sambesi etwas oberhalb von Zumbo in Aussicht. Eine Expedition zur Erschließung der Kohlenfelder am Songwe-Fluß ist im August 1901 von Buluwayo abgegangen. Die Fortsetzung der Hauptlinie ist dann bekanntlich so gedacht, daß sie das ca. 800 Meilen von Buluwayo entfernte Südufer des Tanganyika gewinnen, dessen Ostufer entlang eine Strecke deutschen Gebiets durchschneiden, die Nordwestecke des Viktoria Nyansa-Sees berühren und schließlich Chartum erreichen soll, von wo aus schon jetzt eine doppelgleisige Bahn mit Normalspur nach Kairo und Alexandrien führt. Rhodes hatte bereits 1898 für die Strecke von Buluwayo nach dem Tanganyika, deren Bau auf 10 Millionen £ veranschlagt ist, in London eine Zinsgarantie von 3% seitens der Britischen Reichsregierung nachgesucht, doch gelang es damals nicht, sich über die Bedingungen zu einigen. Die gesamte ungeheure Bahn, deren Ausführung nur eine Frage der Zeit ist und die auf vielen Strecken kaum anf baldige Rentabilität rechnen kann, wird fast ausschließlich britisches Gebiet durchqueren und wird z. B. Zweiglinien nach Osten und Westen entsenden, vermutlich zunächst eine Bahn von Rhodesia nach Westen an die Ufer des Atlantischen Ozeans, um für das Gebiet der Chartered Com-

pany eine kürzere Verbindung mit Europa herzustellen, als die jetzige über Kapstadt. In der That hat die Gesellschaft schon im März 1899 unter gewissen Bedingungen das Recht erworben, von ihrem Bahnsystem aus eine Linie durch deutsches Gebiet nach der Westküste führen zu dürfen.

Bereits hergestellt ist die Bahnverbindung Rhodesias mit dem Indischen Ozean durch die 392 Meilen lange Maschonaland-Linie Beira—Salisbury, welche im Mai 1899 eröffnet wurde; inzwischen ist auch schon die anfangs nur schmalspurig (2′) angelegte Beira—Umtali-Teilstrecke auf die südafrikanische Normalspur (3½′) umgebaut worden, die Verbindungsstrecke Salisbury—Gwelo—Buluwayo ist im Bau und soll Ende 1901 fertig sein und so dürfte binnen kurzem der Indische mit dem Atlantischen Ozean durch die Bahn Beira—Kapstadt verbunden sein.

Die Interessen der Mashonaland Railway Co. und der Rhodesian Railways Co. sind 1899 durch einen „Trust“, der 1 Million £ Kapital besitzt, vereinigt und den Inhabern der Obligationen der Rhodesia-Bahn ist bis 1902 freigestellt worden, je 100 £ Obligationen gegen 20 Charter Shares à 5 £ umzutauschen.

Bislang werden die beiden, 272 Meilen von einander entfernt liegenden Orte Salisbury und Buluwayo durch zweimal wöchentlich über Fort Charter und Gwelo fahrende Coaches verbunden, welche 3½ Tage gebrauchen und dem Passagier ein Fahrgeld von 12 £ berechnen.

Die Gesamtlänge der Straßen in Südrhodesia betrug im September 1898 2485 Meilen, und die der Gesellschaft gehörigen Telegraphen wiesen im Juli 1899 eine Drahtlänge von 3613 Meilen auf und hatten bereits das Südufer des Tanganyika erreicht. Laut dem deutsch-englischen Vertrag vom 28. Oktober 1899 wird die African Transcontinental Telegraph Co. den Cap—Kairo-Telegraphen von hier aus durch deutsches Gebiet nach Norden weiterführen.

Was die Schiffbarkeit des Sambesi innerhalb britischen Gebiets anbelangt, so ist der Strom in seinem Oberlauf, durch Stromschnellen und Fälle unterbrochen, nur streckenweise für kleinen Kano- und Bootverkehr geeignet, dagegen ist der Mittellauf zwischen der Kariba-Schlucht und den Perezengi-Stromschnellen in Portugiesisch-Ostafrika für kleine Boote schiffbar und diese Strecke könnte wohl auch dem Verkehr nutzbar gemacht werden.

Was nun die wirtschaftliche Nutzbarmachung des großen Gebietes „Rhodesia“ für Europäer anbelangt, so ist zwar auf die streckenweise Fruchtbarkeit desselben aufmerksam gemacht worden, trotzdem eignet es sich kaum zu landwirtschaftlicher Besiedelung, da es ein Land vieler Plagen ist. Fast Jahr um Jahr wird die Ernte durch Heuschrecken aufgefressen; furchtbare Hagelschläge sind häufig, und Rinderpest, Pferdesterbe und Schafkrankheiten haben gerade in den letzten Jahren große Verluste verursacht. Ein gutes Jahr er-

setzt allerdings bei der Fruchtbarkeit des Bodens und dem tropischen Wachstum den Verlust einiger schlechter Jahre, aber es ist und bleibt ein Lotteriespiel, bei dem der Weiße in Folge des vielerorts ungesunden Klimas auch noch sein Leben in die Schanze schlagen muß. Rhodes hatte versucht, Buren als Kolonisten heranzuziehen und damit unter Aufwendung größerer Summen etwas Erfolg gehabt, aber nach einigen Jahren haben es selbst diese an Strapazen gewöhnten und mit der afrikanischen Bodenwirtschaft vertrauten Leute satt bekommen und sind enttäuscht und verarmt nach Transvaal zurückgezogen, nachdem man ihnen durch Sammlungen in Pretoria die dazu nötigen Mittel verschafft hatte. Wo der Bur nichts vermag, wird der Europäer aber erst recht nichts ausrichten, und mit der Kolonisation scheint es also nichts zu sein.

Seine Haupterwartungen aber hatte man natürlich auf die Golderträge des Landes gesetzt. Daß Rhodesia goldreich ist, oder wenigstens war, unterliegt keinem Zweifel. Fast überall stößt man auf alte Baue — große, tiefe Löcher und oft auch verfallene Schächte, die jedoch nie tiefer als 24 bis 30 m gingen. In der Nähe dieser alten Fundstellen finden sich häufig verwilderte Zitronenbäume, deren Einführung wahrscheinlich in die Zeit der alten semitischen Goldsucher zurückreicht. Die Eigentümlichkeit des goldführenden Quarzes im Maschonalande ist, daß er in kleinen schüsselförmigen Lagern vorkommt, die zu Tage liegen, oder besser gesagt, lagen, da sie meist abgebaut sind. Wo der goldführende Quarz ein Flöz bildet, läuft dieses in geringer Tiefe spitz aus und endet in totem Gestein. Der Abbau ist darum leicht und war vortrefflich geeignet für eine Zeit, wo man nur über unvollkommene mechanische Hülfsmittel und keine Sprengstoffe verfügte, wo die Arbeit billig war, wenn sonst die Einwohner des Landes unterworfen waren und zu Sklavenarbeiten angehalten werden konnten, und wo der Wert des Goldes oder dessen Kaufkraft weit höher stand, als heute. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen lohnt sich aber der Abbau dieser Nester und armseligen Flöze nicht, und auch das Aufstellen von Maschinen wird darin keine allgemeine Wandelung zum Bessern bringen, da es meist nur wenige hundert Tonnen Gestein zu fördern und zu verpochen giebt und die Aufstellnng leicht größere Kosten verursachen dürfte, als Gold gewonnen werden kann. Der einzelne Goldgräber aber könnte nur auf die primitive Art arbeiten, wie es die Eingeborenen noch in Tati thun und wie es wohl vor Jahrtausenden in Maschonaland üblich war; er würde dabei aber weniger verdienen, als der gewöhnliche Tagelöhner. Etwas günstiger scheinen die Allgemeinverhältnisse für Bearbeitung von Riffgold in Matabele-Land zu liegen.

Bis zum August 1898 waren in Rhodesia über 150000 „Claims“ erteilt, — ein Claim daselbst umfaßt 200 × 200 Fuß Alluvialland und 150 × 600 Fuß Riffland —, von denen allerdings ein großer Teil als unlohnend bald abandoniert wurde. Ein nennenswerter Aufschwung der Goldproduktion Rhodesias konnte natürlich erst dann eintreten, nachdem die Fertigstellung der Bahn bis

Buluwayo die Zuführung schwerer Maschinen erleichtert, bezw. überhaupt erst ermöglicht hatte. Bis zu Ende des Jahres 1897 betrug die Gesamtausbeute Rhodesias, einschließlich der Tati-Konzession, nur 14328 Unzen Gold, wovon die Hälfte auf Tati entfällt. Dagegen ergab das Jahr 1898 eine Goldproduktion von 21960, 1899 eine solche von 65300 Unzen und für das Berichtsjahr Juni 1899 bis Juni 1900 lagen folgende Zahlen vor:

Matabele und Maschonaland, bearbeitet			
	98,364 Tonnen Erz,	Ertrag: 53828 Unzen;	Wert 195882 £
Andere Gebiete:	125,310 „ „	„ 65,053 „	„ 231,127 „
	223,674 Tons Erz	118,881 Unzen Gold	= 427,009 £

und eine weitere nennenswerte Steigerung der Produktion stand in Aussicht, da man zu den damals arbeitenden 170 Pochstempeln fernere 560 bestellt hatte. Die bislang befriedigendsten Resultate sind erzielt worden im Tati-Distrikt (Hauptort Francistown), im Selukwe-Distrikt (Hauptort Gwelo) und im Gwanda-Distrikt.

Unter den Bäumen Rhodesias, die durchgängig selten 30 Fuß Höhe überschreiten, ist von besonderer Wichtigkeit für Minenzwecke der Jkusi oder einheimische Teak-Baum, der sich in Matabele Land über ein Gebiet von etwa 2000 □ Meilen erstreckt und dessen Holz nicht von den weißen Ameisen angegriffen wird.

Besondere Schwierigkeiten macht freilich auch hier die Arbeiterfrage. Die Eingeborenen sind zu dauernder Arbeit kaum zu haben; die wenigen Fingos, die man aus der Kapkolonie heranziehen konnte, genügten nicht, und die 10000 Kaffern, welche ihrem 1898 aus Transvaal vertriebenen Häuptling Mpesu folgten, lieferten auch nur eine geringe Zahl Arbeiter. Nachdem man den Plan, Chinesen einzuführen, wegen in England dagegen laut gewordener Opposition im Jahre 1900 vorläufig zurückstellte, versuchte man es mit Abessyniern. Diese freiheitsgewohnten Leute waren aber nicht gewillt, sich wie Sklaven behandeln zu lassen, die ersten 300 derselben brachen zu Salisburg in offene Empörung aus und eine kurz darauf, im Januar 1901 in Beira ankommende weitere Schar Abessynier weigerte sich, nachdem sie über diese Vorfälle unterrichtet, an Land zu gehen und es kam zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen ihnen und der portugiesischen Polizei, die den Engländern Schergendienste verrichtete. Die in Rhodesia auf den Goldbergwerken bezahlten Löhne und Gehalte betragen für die Farbigen 35/— im Monat plus freier Rationen; weiße Minenarbeiter beziehen 20/—, Mechaniker 25/— für den Tag, die Verwaltungsleiter 500—1000 £ pro Jahr.

Es ist bereits auf Seite 318 erwähnt worden, daß Rhodes die schwierige Frage der Beschaffung von farbigen Arbeitern derart zu lösen vorschlägt, daß der kommunistische Landbetrieb der Schwarzen allmählich aufgebrochen und so jeder Einzelne gezwungen wird, für sich zu sorgen und zu arbeiten. Dies System erscheint jedenfalls geeigneter als das von Dr. Carl Peters im Sep-

tember 1901 vorgeschlagene. Peters wünscht nämlich einen international vereinbarten und bei Androhung genau erwogener Strafen von Regierungswegen durchgeführten „humanen“ Arbeitszwang für alle Neger zwischen 20 und 35 Jahren, und zwar auf jährlich 300 Arbeitstage à 11 Stunden bei Gewährung von genügender Kost und einem geringen Monatslohn in bar von 6 Mark auf den Plantagen, dem doppelten oder bis zu 15 Mark in den Minen. Peters denkt sich die Sache so, daß die Neger seitens der Behörden zu diesen „rationellen“ Preisen verdungen werden, welche bei geforderter längerer Tagesarbeit weit weniger als die bislang in Süd-Afrika üblichen Löhne repräsentieren. Zu verwundern ist dabei, daß Peters selbst darauf aufmerksam macht, wie die europäische Rasse den Weg zu freier Kontraktarbeit in einer stufenweisen Entwicklung von Jahrtausenden durchgemacht hat, während er dem Schwarzen zumutet, seine alten Gewohnheiten sofort abzulegen, weil es die pekuniären Interessen der Weißen als sehr erwünscht erscheinen lassen. Daß die christlichen Mächte, welche sich zur Abschaffung des Sklavenhandels verbunden haben, eine neue Art desselben in der Form der Ausleihung von auf 15 Jahren gepreßten Zwangsarbeitern einführen sollten, erscheint ausgeschlossen.

Die Landpreise im Verwaltungs-Gebiete der Chartered Company sind die folgenden: Im Betschuanaland-Protektorat werden Farmen von 3000 Morgen abgegeben gegen Zahlung von £ 50. — — sofort in Baar und eine nach 20 Jahren ablösbare jährliche Quit-Rente von 12½ £. In der Kalahari kann man Flächen von nicht unter 24000 Morgen zum Preise von 1/6 bis 2/6 pro Morgen unter folgenden Bedingungen erwerben: 1/10 des Preises sofort in baar, 2/10 innerhalb weiterer 2 Jahre, der Rest in 20 Jahresraten à 5 %; Vorschrift ist dabei außerdem, daß das Land wenigstens während 6 Monaten vom Jahre durch zwei weiße Familien bewohnt werden muß. In Maschonaland kostet Kronland 1/6, in Matabele-Land 3/— der Morgen, und dazu tritt eine jährliche Steuer von 3 £ auf 1500 Morgen — die gewöhnlich hier übliche Farmgröße — und 4/— auf jede weitere 100 Morgen; der Besitzer muß das erworbene Land persönlich oder durch einen weißen Stellvertreter für mindestens 3 Jahre hintereinander bewohnen. Berg- und Wasserrechte bleiben überall der Chartered Company vorbehalten. Die Stadtbauplätze werden öffentlich versteigert und bezahlen monatlich je 10/— an die Gesellschaft und an die Kommunalverwaltung. Der Preis für diese Stands hat ganz außerordentlich geschwankt, und zwar wurden Ende 1897 für unbebaute Stadtgrundstücke durchschnittlich bezahlt in Buluwayo 345, in Umtali 333, in Salisbury 294 und in Gwelo 236 £, während im März 1897 ein „Stand“ in Buluwayo sogar mit 6000 £ verkauft worden war; inzwischen ist allerdings eine starke Depression und vielfach entsprechender Katzenjammer eingetreten.

Die offizielle Hauptstadt Rhodesias ist

Salisbury in Maschonaland, ein sehr trockener und staubiger Ort mit nur 500 weißen Einwohnern. Die bedeutenste Stadt aber ist

Buluwayo in Matabeleland, welches in der Nähe der wichtigsten Goldfelder, neu entdeckter Kohlenläger und inmitten ausgedehnten Weidelands liegt. Da, wo König Lobengulas Kraal stand, erhebt sich jetzt das Cecil Rhodes gehörige Gouverneurshaus, ein weißgetünchter Erdgeschoßbau in holländischem Kolonialstil, und von hier aus führt eine 2½ km lange und 40 m breite Allee zu der in offener, baumloser Ebene liegenden Stadt. Dieselbe ist wie alle südafrikanischen Städte um einen großen Marktplatz herum angelegt, und die sich rechtwinklig schneidenden Straßen weisen teilweise ansehnliche öffentliche und private Bauten aus roten Ziegeln, daneben freilich auch noch viele Wellblechhäuser auf. Wir finden hier bereits 4 Kirchen, 8 Schulen, ein Hospital, Filialen der 4 großen Banken Südafrikas, eine Börse, zwei Theater, Wasserleitung und elektrische Beleuchtung. Die weiße, überwiegend englische Bevölkerung zählt etwa 3000 Köpfe und die Zahl der Farbigen ist ungefähr gleich groß, aber sehr wechselnd. Alles zum Anbau taugliche Land in einer Umgebung von 100 km ist schon seit 1895 vergeben.

Eine besondere Erwähnung verdient das auf Rhodes Farm Sauerdale bei Buluwayo jetzt im Bau begriffene größte Reservoir Südafrikas, dessen Damm 1200 Fuß lang, 75 Fuß hoch und an der Krone 15 Fuß breit werden soll, dessen Areal 26 englische Geviertmeilen umfassen wird und dessen Kosten auf rund 50000 £ veranschlagt sind.

Neben Salisbury und Buluwayo sind die vornehmsten Orte Rhodesias mit Munizipalverwaltung: Umtali, Gwelo, Victoria, Enkeldoorn und Melstetter.

Das vielbesprochene Simbabye (das Wort bedeutet „Burg" und wird einer ganzen Reihe alter Ruinen im Maschonalande beigelegt) liegt 28 km südöstlich vom Fort Victoria, und auch im nahen Lundi-Thale findet man eine Anzahl ähnlicher Ueberbleibsel aus alter Zeit; die schönste derartige Anlage aber scheint die von Mombo oder Dhlolo, etwa 100 km nordöstlich von Buluwayo zu sein, welche deutlich die dreifache Bestimmung: Gold-Bergbau, Befestigung und Kultusstätte für den Sonnendienst zeigt.

Nachdem Mauch am 5. September 1871 Simbabye wieder entdeckt, haben besonders der Engländer Bent (1891) und der Deutsche Dr. Schlichter (1897/98) eingehende Untersuchungen der Maschonaland-Ruinen unternommen und kamen zu der Ansicht, daß diese altsemitischen Stätten etwa aus dem 11. Jahrhundert vor Chr. stammen möchten. Dr. Carl Peters vertritt nach seinen jüngsten Forschungen 1901 die Meinung, daß diese Gegend nicht nur mit dem Salomonischen „Ophir", sondern auch mit dem altägyptischen „Punt" identisch sei und die Ägypter die südafrikanischen Goldfelder schon um das Jahr 3600 vor Chr. kannten und ausbeuteten.

Was den Lebensunterhalt in den Hauptplätzen Rhodesias anbelangt, so sind die früher erschreckend hohen Preise seit Eröffnung der Bahn gesunken, aber noch immer sind Kost und Wohnung nicht unter 400 Mark pro Monat zu haben, Rindfleisch kostet 2/6 bis 3/6, Hammelfleisch 2/— bis 2/6, Butter 3/6, Käse 2/6, kondensirte Milch 1/6— 2/—, Brot 6 d. das Pfund, frische Milch 1/— bis 3/— die Flasche, Eier 6/— bis 12/— das Dutzend, eine Flasche Bier 4 bis 5/—. Es klingt zwar sehr verlockend, daß Maurer, Tischler und Zimmerleute hier 30/— Tagelohn bekommen, aber erstens ist es nicht leicht, überhaupt Arbeit zu finden, und bei der herrschenden Teurung und zeitweiligen Arbeitsstockung geht sodann der Verdienst schnell auf.

Ein gewisses Leben in Rhodesia ist ja da, im Dienste der Gesellschaft sind tausende von Leuten, das zieht Geschäftsleute in die schnell emporgeschossenen Städte heran, es wird in Baugründen spekuliert, gebaut und gegründet, die Goldminengesellschaften oft nur auf bloße Vermutungen das Vorhandenseins ergiebiger Flöze hin; aber gar Vieles hat den Anstrich des Unreellen und Unsoliden, und in den letzten Jahren ist denn auch vielfach eine starke Ernüchterung eingetreten.

Daß die Chartered Company angesichts der großen, von ihr in das Unternehmen hineingesteckten Summen alles Interesse daran hat, die Zustände in ihrem Gebiet möglichst günstig zu schildern, ist selbstverständlich, der unbefangene Beobachter aber wird mit dem Gedanken von Rhodesia scheiden, daß die Aussicht in die Zukunft zur Zeit noch keinerlei optimistische Beurteilung rechtfertigt. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß sich mit der Zeit die hier gehegten Hoffnungen verwirklichen, gilt doch noch heute das alte Wort:

„Semper aliquid novi ex Africa“.

Nachtrag.

Erythräa. Sultan Mohamed al Faris des bislang von Italien abhängigen Aussa erkannte Menelik's Oberhoheit an und verpflichtete sich, diesem Tribut zu zahlen; dagegen wurde den Moslims freie Religionsausübung zugestanden.

Britisch-Ostafrika. Laut Bericht des Kommissars, Sir Charles Elliot, für 1900/01 beliefen sich die Einnahmen auf 28000, die Ausgaben auf 158000, mithin der Zuschuß des Reiches auf 130000 £ gegen nur 99000 £ in 1899/1900; im Ganzen hat die Kolonie dem Mutterlande bislang 750000 £ gekostet. — Die Handelsbewegung wies 1900/01 eine Einfuhr von 6662000 und eine Ausfuhr von nur 1259000 Rupien auf. — Im Küstenstrich besteht gesetzlich noch die Haussklaverei, doch wird Sklavenhandel auf das strengste bestraft und alle seit 1890 geborenen Personen sind frei geboren.

Uganda. In seinem Jahresbericht für 1900/01 schätzt der Kommissar Sir Harry Johnston die Bevölkerung der gesamten zum Prokteftorat gehörigen Landschaften auf 4 Millionen, dazu nur 300 Europäer. — Die Ausgaben des Reiches für Ugandas Militär- und Zivilverwaltung betrugen seit 1894 im Ganzen 1394000 £, die Zuschüsse 1898/99: 142000, 1899/1900 250000 £, dazu kommen noch 4,9 Millionen £ für die Bahn. Die neue jährliche Hüttensteuer von einer Rupie und die Feuerwaffensteuer ergaben im ersten Jahre 34000 £, der etwas optimistische Kommissar hofft aber, davon in nicht allzuferner Zeit jährlich 165000 £ erwarten zu dürfen und damit die laufenden Ausgaben bestreiten zu können. — Der noch unter einer Regentschaft stehende jugendliche Kabaka oder König Daudi Tschua wird als anglikanischer Christ erzogen.

Deutsch-Ostafrika. Der Bau der deutschen Verbindungsstraße zwischen Tanganyika und Nyassa, welche, von Bismarckburg ausgehend, der englischen Stevenson Road parallel läuft, war Mitte 1901 zu $^2/_3$ beendet. — Das neue Schwimmdock in Dar-es-Salam ist am 13. August 1901 bei der ersten Dockungs-Probe untergegangen. — Der Betrieb der von der Rheinischen Handaï-Plantagen-Gesellschaft angekauften Agaven-Plantage Kurasini ist Mitte 1901 eingestellt worden, da die Voraussetzung des Ankaufs — daß

nämlich die Pflanzung nach Angabe des Gouvernements bereits jetzt rentabel sein solle — nicht zugetroffen ist. — Die ersten Proben Usimbe-Tabaks haben sich leider als schlecht fermentiert, nicht gut brennend und unangenehm im Geschmack erwiesen.

Portugiesisch-Ostafrika. Die von Dr. Carl Peters 1901 mitgebrachten, aus einer Tiefe von 70 Fuß stammenden Erzproben der Windagil-Mine bei Massikessi haben bei der Analyse in London den phänomalen Goldgehalt von 7 Unzen und 11 dwts. ergeben. Die Mosambik-Co. hat die Zölle für das Minengebiet im Manicaland auf 5% für Artikel vom Ausland und auf 2½% für solche aus Portugal festgesetzt.

Britisch-Zentralafrika. Der Reichszuschuß betrug in 1898/99: 28000, in 1899/1900: 48000 £. Der Bau der Bahn Chiromo-Blantyre ist in der 2. Hälfte 1901 von der englischen Regierung der „Schire-Hochland-Eisenbahngesellschaft" übertragen worden.

Madagascar. Der günstige Rechnungsabschluß für 1900 wies 19,4 Millionen in der Einnahme 17,1 Millionen in der Ausgabe und mithin einen Überschuß der Zivilverwaltung von 2,3 Millionen Francs auf. Der gesamte Fremdhandel war 1900 auf 51 Millionen Francs gestiegen.

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.

